Digitized by Google

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
325.34305
ZE
v.4

Beiträge

zur

Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft.

Beiträge

zur

Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft.

Herausgegeben

von der

Deutschen Kolonialgesellschaft.

Schriftleiter:

A. Seidel,

Schriftleiter der Deutschen Kolonialzeitung.

Vierter Jahrgang.

Wilhelm Süsserott,
Verlagsbuchhandlung,
Berlin.
1902—1903.

325.34305
ZE
V.4

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Von der Kolonialpolitik der nordamerikanischen Union. Von Dr. Rudolf A. Hermann 1
Die Insel Guam 6
Auswanderung deutschee Landwiete nach Java. Von Ludwig Kindt . . 10
Der Schutzgebietshaushalt. Von Dr. Hermann Hesse 16
Deutsche Schulen im Ausland. Von Prof. Dr. Lenz, Darmstadt . . . 20
Die wirtschaftliche Thätigkeit der katholischen Mission in Deutsch-Ostafrika. Von Pastor C. Hoefer 26
Die Arbeiterfrage in unseren afrikanischen Kolonien. Vortrag in der Abteilung Kassel der Deutschen Kolonialgesellschaft am 14. Februar 1902. Von Generalleutnant z. D. Leo 31, 44
Von der Westküste unserer ostafrikanischen Kolonie. Von Dr. Richard Kandt 35, 71, 97
Die Fidschi-Inseln im Jahre 1901 54
Das Schulwesen in den amerikanischen Kolonien. Von George Mayhaus. 59
Flottenstützpunkte. Von Oberleutnant a. D. Kirchhoff 63
Welcher Dialekt der Evhesprache verdient zur Schrift- und Verkehrsspeache in Evheland (Togo) erhoben zu werden? Von P. W. Schmidt, S. V. D. 65
Koloniale Anleihen. Von Dr. Hermann Hesse 81
Die rechtliche Stellnng der Bastards in Deutsch-Südwestafrika. Von Genz-Windhuk 90
Die wirtschaftliche Entwicklung Samoas. Von Dr. Reinecke 93, 112, 141, 164
Schriftreform in China und Japan und ihr Einfluß auf die kulturelle Entwicklung Ostasiens. Von A. Seidel 107
Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit? Von Dr. Hermann Hesse 123, 154, 185, 209, 246
Die Organisation von Eritrea. Von Bayer, Oberleutnant im 1. Oberrh. Inf.-Reg. Nr. 97 129
Auf der Reise nach Saypan (Marianen). Tagebuchblätter von Hans Schroeder 147, 176, 199
Die Besiedelung Deutsch-Ostafrikas. Von F. von Helldorf, Herkulu . . 161
Beiteäge zur Arbeiterfrage. Von Karl Wiese, Chapanga 171
Kartographische Arbeiten über die deutschen Schutzgebiete. Von H. Singer 193

597010

Seite

Übersicht über die bedeutendsten Forschungsreisen in Nordost-Afrika. Von G. A. Kannengießer 223, 240
Viehzucht in Paraguay. Von Generalkonsul R. von Fischer-Treuenfeld, Dresden 227
Zur Tabakfrage 234
Über die Tsetse. Von B. Lichtwardt, Charlottenburg und K. Grünberg, Berlin 263
Chinas Hof und Staat. Vortrag gehalten im Deutschen Kolonialheim zu Berlin am 1. April 1902 von Oberleutnant F. von Rauch . . . 272
Bäuerliches Leben in São Lourenço. (Rio Grande do Sul). Von Hauptmann a. D. Eberhard Meinhold 284
Die deutsche Sprache in Deutsch-Samoa. Von W. von Bülow, Apia . . 299
Ist der Nyong schiffbar? Eine Studie von P. Rieder-Edea 302
Reise des Forstreferendars Wiedeburg nach Südwestafrika. Von Kapitän zur See a. D. R. Dittmer 308
Besuch des Missionsinspektors A. W. Schreiber auf dem Arbeitsgebiet der Norddeutschen Mission in Togo. Von K. Fies, Bremen-Oslebshausen 311
Die Aussichten neuer Unternehmungen im tropischen Südamerika. Von C. Herb, Karlsruhe (Baden) 329, 344
Algerien. Nach Studien und persönlichen Eindrücken von Dr. Paul Mohr-Berlin 331
Einrichtung eines großen Viehtransportweges durch Südwestafrika. Von Max Fellmer, Klein-Windhuk 361
Die Arbeiterfrage in den Kolonien. Von F. Oloff, Bremen 365
Die Besiedlung unserer Kolonien und die Wehrverfassung. Von Ober-Regierungsrat a. D. Schreiber, Stettin 375
Aufforstungsprämien für Südwestafrika. Von Max Fellmer, Klein-Windhuk 379
Die Besiedlungsfrage in Deutsch-Südwestafrika. Von R. A. Schroeder, Farmer in Uitdrooi 381
Singapore als Handelsplatz. Von Assessor Paul Boether 391
Der Streit um die Grenzen Alaskas 396
Meine Expedition 1900 ins nördliche Kaokofeld und 1901 durch das Ambo-land. Von Dr. Georg Hartmann 399
Betrachtungen über die deutsche Kolonisation in Südbrasilien. Hauptmann a. D. Meinhold 431
Die Eingeborenenfrage in Deutsch-Südwestafrika und ihre Lösung Von R. A. Schroeder, Uitdrooi 435
Die Zukunft Deutsch-Ostafrikas. Von A. Seidel 441
Automobilbetrieb in Deutsch-Ostafrika. Von Dr. Karl Dieter 449
Konkursrechtliches. Von Dr. iur. Hermann Hesse 452
Die Tanganyika-Dampfer-Expedition 1898/1901. Von Direktor Fr. Waechter 456, 467
Wehrpflicht in den Kolonien. Von E. von Keller, München 463
Die evangelischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten. Von C. Hoefer 474, 501

Digitized by Google

Seite

Sitten und Gebräuche der Bakoko in Kamerun. Von Eberhard von Schkopp 482, 510, 523, 551

Die Mucury-Kolonien. Von Dr. Alfred Rauter 491

Die Rechtsverhältniſſe der Schutzgenoſſen. Von Dr. iur. Hermann Heſſe 506

Bericht über die im Auftrage des Kaiſerlichen Gouvernements auf dem Wege von Tanga nach Moſchi in der Zeit vom 11. Januar bis 10. April 1903 unternommene Reiſe zur Erforſchung der Tſetſefliege. Von Marineſtabsarzt a. D. Dr. Sander 519, 532, 560, 583, 611

Die oſtafrikaniſche Bahnfrage. Von Dr. iur. Hermann Heſſe 545, 571, 595, 628

Sachregiſter.

	Seite
Algerien	331
Anleihen, Koloniale	81
Arbeiterfrage	171
Arbeiterfrage in den Kolonien	365
Arbeiterfrage in unſeren afrikaniſchen Kolonien	31, 44
Aufforſtungsprämien für Südweſtafrika	379
Ausſichten neuer Unternehmungen im tropiſchen Südamerika	329, 344
Auswanderung deutſcher Landwirte nach Java	10
Automobilbetrieb in Deutſch-Oſtafrika	449
Bäuerliches Leben in São Lourenço	284
Bahnfrage, Oſtafrikaniſche	545, 571, 595, 628
Baſtards in Deutſch-Südweſtafrika, Rechtliche Stellung der	90
Beſiedlung Deutſch-Oſtafrikas	161
Beſiedlungsfrage in Deutſch-Südweſtafrika	381
Eingeborenenfrage in Deutſch-Südweſtafrika	435
Evangeliſche Miſſionen in den deutſchen Schutzgebieten	474, 501
Expedition ins nördliche Kaokofeld und durch das Ambaland	399
Expedition, Tanganyika Dampfer-	456, 467
Fidſchi-Inſeln im Jahre 1901	54
Flottenſtützpunkte	63
Forſchungsreiſe in Nordoſtafrika	223, 240
Grenzen Alaskas, Streit um die	396
Guam, Inſel	6
Handelsplatz, Singapore als	391
Hof und Staat, Chinas	272
Kartographiſche Arbeiten über die deutſchen Schutzgebiete	193
Katholiſche Miſſion in Deutſch-Oſtafrika, Wirtſchaftl. Tätigkeit der	26
Kolonialpolitik der nordamerikaniſchen Union	1
Koloniſation in Südbraſilien, Deutſche	431
Konkursrechtliches	452
Mucury-Kolonien	491
Norddeutſche Miſſion in Togo	311
Organiſation von Eritrea	129
Reichsangehörigkeit, Unmittelbare	123, 154, 185, 209, 246
Reiſe nach Saypan	147, 176, 199
Reiſe nach Südweſtafrika	308
Schiffbarkeit des Nyong	302
Schriftreform in China und Japan	107
Schrift- und Verkehrsſprache im Eweland	65
Schulen im Auslande, Deutſche	20

	Seite
Schulweſen in den amerikaniſchen Kolonien	59
Schutzgebietshaushalt	16
Schutzgenoſſen, Rechtsverhältniſſe der	506
Sitten und Gebräuche der Bakoko in Kamerun . 482, 510, 523,	551
Sprache in Deutſch-Samoa, Deutſche	299
Tabakfrage	234
Tſetſe	263
Tſetſefliege, Erforſchung der . 519, 532, 560, 583,	611
Viehtransportweg durch Südweſtafrika	361
Viehzucht in Paraguay	227
Wehrpflicht in den Kolonien	463
Wehrverfaſſung, Die Beſiedlung unſerer Kolonien und die	375
Weſtküſte unſerer weſtafrikaniſchen Kolonie . . 35, 71,	97
Wirtſchaftliche Entwicklung Samoas . . . 93, 112, 141,	164
Zukunft Deutſch-Oſtafrikas	441

Geographiſches Regiſter.

Seite

Afrikaniſche Kolonien . . . 31, 44
Alaska 396
Algerien 331
Amboland 399
Amerikaniſche Kolonien . . . 59
Bakoko . . . 482, 510, 523, 551
Bismarckarchipel 503
China 107, 272
Cuba 60
Deutſch-Neuguinea 500
Deutſch-Oſtafrika 26, 35, 71, 97, 161, 441, 449, 545, 571, 595, 628
Deutſch-Südweſtafrika 90, 308, 361, 379, 381, 399, 435
Eritrea 129
Eyheland 65
Fidſchi 54
Guam 6
Hawai 61
Japan 107
Java 10
Kamerun . . . 482, 510, 523, 551
Kaokofeld 399
Karolinen 504
Kiautſchou 502
Kolonien, Deutſche (ſiehe auch Schutzgebiete, Die Deutſchen) 365, 375, 463 474, 501

Seite

Marianen . . . 147, 176, 199
Marſhall-Inſeln 503
Moſchi . . 519, 532, 560, 583, 611
Mucury 491
Nordamerika 1
Nordoſtafrika 223, 240
Nyong 302
Oſtaſien 107
Palermo 20
Paraguay 227
Paris 21
Philippinen 59
Porto Rico 60
Rio Grande do Sul 284
Samoa 93, 112, 141, 164, 299, 504
São Lourenço 284
Saypan 147, 176, 199
Schutzgebiete, Die deutſchen (ſiehe auch Kolonien) 16, 193, 365, 376, 463, 474, 501
Singapore 391
Südamerika 329, 344
Südbraſilien 431
Tanga . 519, 532, 560, 583, 611
Tanganyika 456, 467
Togo 65, 311
Verviers 23

Autorenregister.

Seite

Bayer, Oberleutnant im 1. Oberrh. Inf. Reg. Nr. 97 . . 129
Boether, Paul, Assessor . . . 391
von Bülow, W., Apia . . . 299
Dieter, Karl, Dr. 449
Dittmer, R., Kapitän zur See a. D. 308
Fellmer, Max, Kl. Windhuk 361, 379
Fies, K., Oslebshausen . . . 311
von Fischer-Treuenfeld, R., Generalkonsul, Dresden . . 227
Gentz, Oberleutnant a. D., Windhuk 90
Grünberg, K., Berlin . . . 263
Hartmann, Dr. Georg . . . 399
von Helldorf, F., Herkulu . . 161
Herb, C., Karlsruhe . . 329, 344
Hermann, Dr., R. A. . . . 1
Hesse, Dr., Hermann 16, 81, 123, 154, 185, 209, 246, 452, 506, 545, 571, 595, 628
Hoefer, C., Pastor . . 26, 474, 501
Kandt, Dr., Richard . . 35, 71, 97
Kannengießer, G. A. . . 223, 240
von Keller, E. Generalleutnant z. D., München 463
Kindt, Ludwig 10

Seite

Lenz, Prof., Dr., Darmstadt . 20
Leo, Generalleutnant z. D. . 31, 44
Lichtwardt, B., Charlottenburg 263
Mayhaus, George 59
Meinhold, Eberhard, Hauptmann a. D. 284, 431
Mohr, Dr. Paul, Berlin . . 331
Oloff, F., Bremen 365
von Rauch, F., Oberleutnant, 272
Rauter, Alfred, Dr. 491
Reinecke, Dr. . . 93, 112, 141, 164
Rieder, P., Edea 302
Sander, Dr., Marinestabsarzt a. D. . 519, 532, 560, 583, 611
von Schkopp, Eberhard . 482, 510, 523, 551
Schmidt, P. W., S. V. D. . 65
Schreiber, Ober-Regierungsrat a. D., Stettin 375
Schroeder, Hans . . 147, 176, 199
Schroeder, R. A., Farmer in Nitebrovi 381, 435
Seidel, A. 107, 441
Singer, H. 193
Waechter, Fr., Direktor . 456, 467
Wiese, Karl, Chapanga . . . 171

Abbildungen und Karten.

(Bei den Karten beziehen sich die Zahlen auf die Seiten der zugehörigen Aufsätze.)

	Seite
Agu, Missionshaus	317
Akposo	325
Algier, Ansicht von	333
— Villenvorstadt von, Mustapha supérieur	335
Amboland, Palmenhain im	423
— Parklandschaft	424
Amedzowe, Avatime-Könige in	319
— Frauenkönigin in	321
Ausstrichpräparate, Blechschachtel für	537
Dar-es-Salaam, Hauptmagazin Sewa-Hadji-Hospital, Zollhaus	629
Estanzia im Chako	231
— Rancho einer	232
— Rinder auf einer	229
— Vieh-Corral einer	234
Gbedzigbe-Hohoe, Brücke über den Dayi bei	323
Geringeri, Übergang über den	581
Ho, Schüler in, zum Empfang den Inspektors, Dezember 1901	315
Hottentotten, Gruppe verkommener, an der Küste des Kaokofeldes lebend	413
— Hütten der verkommenen, am Hoarusibmund, Kaokofeld	415
Kabylenlandschaft	339
Kaokofeld, Galeriewaldung des Hoarusibflusses	409
— Grassteppe zwischen Nadas und Anibib, im Hintergrund Tafel- und Kegelgebirge	407
Kaokofeldes, Im Hochgebirge des	405
— Namibfläche des	411
Kilwa-Kiwindje, Nordseite der Boma	573
Kitangi, Panorama von	633
Konde, Hütte der	607
Kunene, Eingeborenenböte auf Krokodiljagd	427
— -Katarakt, erster	429
— Ochsenwagen, durchquerend	425
Lome, Missionshaus in	313
Magila	603
Mambo, Ruvumafluß bei	549
Mhoudafluß (Luvale) Vegetation am	631
Mpapua-Panorama	605
— von der D. O. A. G. aus gesehen	635
Mustapha supérieur, Villa im maurischen Stil in	337 (s. a. u. Algier)
Ngogo, am Tschunyo	597
Nordostafrika, Kartenskizze	242/243
Ovambofrauen, Gruppe	419
Ovambo-Mann und -Frau	417
Ovambowerft	421
Plantagenarbeiter beim Hacken	579
Rusidji-Partie	609
San Bernardino, Kolonistenhaus in	230
Tanga, Boma	601
Tsetse-Fliegen	263
Tsumeb (Otaviminen) Lager bei	401
— — Schacht und Erzlager	403
Volta, Übergang über den	327
Wami, Lager am	599
— Übergang über den	547

Von der Kolonialpolitik der nordamerikaniſchen Union.

Von Dr. Rudolf A. Hermann.

So viel in der Tagespreſſe von den Vereinigten Staaten von Nordamerika als dem gefährlichen Konkurrenten auf dem Gebiet der Weltwirtſchaft die Rede iſt, ſo wenig verlautet ſelbſt in kolonialen Zeitſchriften von den Konkurrenzbeſtrebungen der Union auf dem Gebiet der Kolonialpolitik. Und doch müßten dieſe Beſtrebungen und Erfolge unſer Intereſſe ſchon deshalb beſonders erregen, weil die Union die jüngſte der Kolonialmächte iſt, und weil Nordamerika den alten Staaten Weſteuropas ſelbſt noch als ein Gebiet der Koloniſation erſcheint. In raſcher Folge und überwiegend mit Waffengewalt haben die Amerikaner ſich einen Gürtel von Kolonialbeſitzungen bis zum aſiatiſchen Kontinent und bis zur ſüdamerikaniſchen Küſte geſichert. Der Beſitzergreifung der Hawai-Gruppe (1897) und der größten unter den Marianen (Guam) folgte die Abtretung von Puerto-Rico und Cuba, dann der Philippinen und Sulu-Inſeln ſeitens Spaniens, endlich im Samoa-Abkommen die Zuteilung der kleineren Inſeln Tutuila und Manono an die Union. Auch der Kauf des letzten Reſtes der däniſchen Beſitzungen in Weſtindien, der kleinen Inſeln St. Croix, St. Thomas und St. John iſt nur eine Frage von Tagen. Auch ohne das Territorium von Alaska, das ja im Grunde nichts anderes iſt als ein Kolonialgebiet, ſind die Vereinigten Staaten bereits im Beſitz — wenigſtens im völkerrechtlichen Beſitz — eines Kolonialbeſitzes von etwa 450000 qkm mit ca. 10½ Millionen Einwohnern. Mag auch Flächeninhalt wie Einwohnerzahl der Kolonien im Vergleich zum Mutterlande noch relativ geringe Größen darſtellen, ſo ſind die Gebiete doch verkehrspolitiſch von weſentlich größerer Bedeutung als etwa weite Strecken im Innern des afrikaniſchen Kontinents. Auch zeigen ſie mit Ausnahme von Hawai und den beiden Samoa-Inſeln die eigenartige Erſcheinung, daß eine ältere Kolonialmacht der jüngeren lang beſeſſenes Gebiet abtritt, wo ſich größtenteils bereits eine gewiſſe Kultur oder wenigſtens Halbkultur entwickelt hatte. Reines Neuland bietet ſich den Amerikanern höchſtens im Innern der größeren Philippinen-Inſeln. Dazu kommt, was von nicht zu unterſchätzender Bedeutung, daß die erworbenen Gebiete ſämtlich nicht durch Zufall oder allgemeine Ländergier dem Sternenbanner anheimfielen, ſondern auf den Ausſtrahlungslinien nordamerikaniſcher Handels- und Verkehrspolitik liegen und den großen Zielen der Union in hohem Maße dienlich erſcheinen. Wenn die eine Hälfte des Beſitzes in der Südſee eine Brücke nach Oſtaſien, die andere Hälfte in der Karibenſee eine Brücke nach Südamerika ſchlägt, ſo wird man eingedenk, daß das Schwergewicht der Weltpolitik allmählich immermehr der Südſee zuzugleiten ſcheint, und daß die Monroedoktrin hauptſächlich hinſichtlich der ſüdamerikaniſchen Staatsweſen ausgeſpielt wird. Trotz des weiten Raumes, über welchen amerikaniſcher Beſitz zerſtreut iſt, können doch alle Gebiete in gewiſſem

Sinn als einander benachbart gelten, indem auch der fernste Posten der Philippinen vom Mutterland durch keine geschlossene fremde Einflußsphäre [Guam!] getrennt ist. Bei dieser Betrachtung der gegenseitigen Lage des westlichen und des südöstlichen Teiles des „größeren Amerika" zeigt sich auch recht deutlich, wie der geplante mittelamerikanische Kanal ein kaum weniger nationales Unternehmen ist wie der deutsche Nordostseekanal: Wie dieser ein Verbindungsglied zwischen der deutschen Nord- und der deutschen Ostseestellung bildet, so wird es der mittelamerikanische zwischen der pazifischen und der atlantischen Stellung der Union sein; nur hat man es hier mit hundertfach größeren Verhältnissen zu thun.

Zwei Probleme sind es, die der jüngsten Kolonialmacht hauptsächlich begegnen: Das klimatische, und das Rassenproblem. Die Ländermasse der eigentlichen Vereinigten Staaten ohne Nebenländer beschränkte sich bisher auf die nördliche gemäßigte Zone; ihr bisher südlichster Punkt, die der Halbinsel Florida vorgelagerten „Florida Keys" erreichte nicht den Wendekreis des Krebses. Das einzige Nebenland der Union vor Beginn der kolonialen Aera, Alaska, ragt nicht unbeträchtlich über den Polarkreis in die kalte Zone hinein. Nunmehr aber hat die Union in ihren Kolonien durchweg Länder erworben, die der heißen Zone angehören. Die kleinen Samoa-Inseln bilden die ersten Stützpunkte, mit welchem das Sternenbanner auf der südlichen Halbinsel erscheint.

Eng verbunden mit den Fragen, welche die Fußfassung in tropischen Gebieten auslöst, sind die hier auftauchenden Rassenprobleme. Darin, daß, wie bereits erwähnt, der größte Teil der neu erworbenen Gebiete den niedersten Kulturepochen bereits entwachsen ist, wird man aber keine Erleichterung der zu ergreifenden kolonialpolitischen Maßnahmen erblicken können. Bekanntlich ist es leichter, eine Zivilisation da einzuführen, wo vorher keine war, als eine bereits bestehende Halbzivilisation zu verdrängen oder zu versöhnen. Amerikanisches Wesen und amerikanische Eigenart werden sich auf den Antillen oder bei den halbzivilisierten Stämmen auf den Philippinen viel schwerer durchsetzen als sie es etwa gegenüber den Indianern des inneren Südamerika vermöchten. Dieses Moment tritt ja bereits gegenwärtig, wo die Zeit der „Pacifikation" auf Cuba wie auf den Philippinen noch nicht vorüber ist, darin zu Tage, daß der Widerstand der alten Kolonialmacht Spanien mit einem leichten Schlag gebrochen war, daß aber nur langsam und Schritt für Schritt die Autorität bei deren früheren Unterthanen gewonnen werden kann.

Die Zukunft wird es lehren, wie der jüngste Sproß am Völkerstamm der Indogermanen mit dem Klima und den Bewohnern seiner tropischen Gebiete fertig wird. Von den zwei Rassenproblemen, mit welchen die Union bis jetzt zu thun hatte, ist zur Zeit keines zur vollen Zufriedenheit gelöst. Das zeitlich erste ist nur durch Vernichtung der Vorbesitzer des amerikanischen Festlandes gelöst worden; das zweite wichtigere, die Negerfrage, ist zur Zeit noch eine der am meisten ventilierten, am tiefsten in alle Verhältnisse eingreifenden Fragen. Gerade bei ihr hat sich im Krieg der Nord- gegen die Südstaaten nicht nur der Rassengegensatz, sondern auch das Moment der klimatischen Verschiedenheit lebhaft geltend gemacht. Daß die Negerfrage auch im Mutterland einer Lösung gegenwärtig ferner steht denn je, darüber sind sich die Amerikaner einig. Es ist daher begreiflich, daß sie sich sehr wohl der Schwierigkeiten bewußt sind, die ihnen auf den Antillen und den Philippinen erwachsen werden. Hier wie dort handelt es sich um ethnographisch

ſehr komplizierte Verhältniſſe, handelt es ſich insbeſondere um die Behandlung einer vielfach abgeſtuften Menge von Miſchlingen aus weißem und gelbem, oder aus weißem und ſchwarzem, oder endlich aus ſchwarzem und gelbem Geblüt.

Kann man nun begreiflicherweiſe bei der Kürze der Friſt, welche ſeit der Inauguration der nordamerikaniſchen Kolonialpolitik verſtrichen iſt, dieſe auch noch nicht nach ihren thatſächlichen Wirkungen, ja noch nicht einmal nach ihrer rechtlichen Ausgeſtaltung beurteilen, ſo bietet doch der reichbemeſſene Inhalt an kolonialpolitiſchen Erwägungen und Auseinanderſetzungen, der ſich in amerikaniſchen Büchern, Zeitſchriften oder Verſammlungsberichten vorfindet, genügende Anhaltspunkte dafür, welche Richtung, welche Ziele die Kolonialpolitik der Union ſich ſelbſt vorſetzt, welche Hoffnungen und Erwartungen man damit verbindet.

So ſeien denn hier als Stichproben zwei echt amerikaniſche Bücher kolonialen Inhalts herangezogen, die manches von allgemeinem Intereſſe enthalten. Da iſt zunächſt ein Sonderband der „Annals of the American Academy of Political and Social Science“ zu Philadelphia [Juli 1901]. Dieſe Annalen haben ſtets auch allgemeine Themen der Kolonial- und Weltpolitik behandelt; dieſer Sonderband enthält die Referate der letzten Jahresverſammlung [April 1901], deren Thema gelautet hatte: „Americas Races Problems“. Von den Vorträgen und Referaten behandeln drei die Raſſen der Südſee-Kolonien: einer die Bevölkerung von Hawai, einer die Tagalen, ein dritter die halbziviliſierten Stämme der Philippinen. Ein mehr philoſophiſcher Aufſatz verbreitet ſich über die Urſachen der Raſſen-Überlegenheit. Drei Referate allein gelten der Negerfrage im Süden der Vereinigten Staaten; zwei endlich der Bevölkerung von Cuba und Puerto-Rico und dem Verhältnis der Amerikaner zu derſelben.

Feſtzuſtellen iſt hierbei ein allen dieſen Berichten, ſoweit ſie die Bewohner der neuen Kolonien betreffen, gemeinſamer Zug: eine ungemein günſtige Beurteilung der neuen Unterthanen ſpricht ſich darin aus; die vielen liebenswürdigen Seiten, die unbeſtreitbar ſowohl der kubaniſche Kreole, wie der Tagale oder Ilokane, oder der hawaiſche Kanake aufweiſt, haben den weniger liebenswürdigen Yankee doch gewonnen. Es entſpricht der Selbſtſchätzung, die alle Worte und Thaten des Yankees kennzeichnet, wenn er als ſelbſtverſtändlich vernimmt, daß er allen den verſchiedenfarbigen neuen Brüdern als Retter und Befreier erſcheint. So herrſcht denn auch hinſichtlich des hartnäckigen Widerſtandes auf den Philippinen die optimiſtiſche Auffaſſung, als würde dieſer Widerſtand von ſelbſt aufhören, ſobald der Segen der amerikaniſchen Ober-Hoheit erkannt ſein würde. Man iſt ſich bewußt, daß in der Südſee von allem, was ſpaniſch heißt, nach der Schlacht von Manila binnen kurzem nichts mehr übrig ſein würde, als der katholiſche Glaube, und in dieſer Beziehung wird wie auch auf den Antillen die möglichſte Toleranz für ſelbſtverſtändlich erachtet. Unter den Segnungen, die das amerikaniſche Regiment bringen werde, zählt hauptſächlich die Belebung oder Wiederbelebung des Handels und landwirtſchaftlicher wie gewerblicher Betriebſamkeit. An Stelle aller bureaukratiſchen, religiöſen, wirtſchaftlichen Schranken des ſpaniſchen Regimes ſoll das freiheitliche Prinzip des angelſächſiſchen Amerikaners treten. Seine Träger ſollen an Stelle der käuflichen ſpaniſchen unbeſtechlich ehrliche amerikaniſche Beamte ſein. [Die Qualität amerikaniſcher Beamter wird übrigens außerhalb wohl einem weniger unbeſchränkten Vertrauen begegnen.] Vor allem aber ſteht immer und überall das Stichwort des Angelſachſen im Vordergrund, das „selfgovernment“ heißt.

Die größere oder geringere Befähigung, die das einzelne Kolonialvolk für Selbstverwaltung verspricht, wird eigentlich als Hauptpunkt stets erörtert; es wird die Erziehung der Völker zu diesem Ideal als eine heilige Aufgabe erachtet, und der Amerikaner empfindet dabei voll und ganz seine Verantwortung als Lehrmeister; vielfach freilich mit dem Bedenken, ob je der Schüler seine volle Ausbildung erreichen werde. Dabei springt sofort eine Thatsache in die Augen, die für den Angelsachsen charakteristisch ist: der Rassenstolz, der einen jede Gleichberechtigung ausschließenden Abstand des Weißen vom Farbigen aufrecht hält und vor einer Mischlingszucht, wie es spanische Art war, bewahrt. Dies gilt sowohl auf den Philippinen wie gegenüber dem Cubaner. Daher bildet ja auch der „befreite Neger" der Südstaaten für den echten Amerikaner stets einen Pfahl im Fleische. Die Kluft, welche seit der Negerbefreiung zwischen Weißen und Schwarzen in den Vereinigten Staaten gähnt, will man, auch ohne Sklaverei, in den Kolonien thunlichst vermeiden und es schwebt dabei ein ähnliches patriarchalisches Verhältnis vor, wie es zwischen Engländer und Hindu in Ostindien besteht. Dabei gilt es als völlig ausgeschlossen, amerikanische Eigenart etwa gewaltsam und rücksichtslos zur Geltung zu bringen; man ist sich vielmehr bewußt, daß z. B. der Bewohner Puerto-Ricos stets unverwischbar die Züge seiner spanischen Altvordern sich bewahren, und daß er daher nur eine leise und vorsichtig führende Hand vertragen wird. „To lead and guide, not to drive, is the American solution of the race problems in the West Indies."

Eines fällt an den Zukunftsplänen der Amerikaner hinsichtlich ihrer Kolonialgebiete auf: es wird viel von der Erziehung der Kolonialvölker zur Technik, zum Handel, zur kommunalen Verwaltung u. a. m. gesprochen. Dagegen kommt nirgends der Gedanke einer ethischen oder kulturellen Erziehung zum Ausdruck; insbesondere hört man nichts von einer Verbesserung des Unterrichts, auf welchem Gebiet doch die spanischen Unterlassungssünden nach einer gründlichen Wandlung schreien. Man könnte fast den Eindruck gewinnen, als ob es der Union in erster Linie darum zu thun wäre, gefügige Arbeiter für Zuckerplantagen, Tabakfelder oder Baumwollspinnereien zu gewinnen, als die „Wilden" in „Menschen" zu verwandeln. Es spielt bei der Behandlung der Kolonialprobleme jener Zug eine große Rolle, der das heutige Amerika so unvorteilhaft auszeichnet: Die Überschätzung der äußeren „Zivilisation" auf Kosten der inneren „Kultur".

Haben wir so erfahren, wie die junge Kolonialmacht sich zu ihren neuerworbenen Unterthanen stellen wird, so ist es nicht weniger interessant, wie sich ihr Verhältnis zu den anderen Kolonialmächten, ihre koloniale Weltstellung gestalten wird. Hierüber Schlüsse zu ziehen, gestattet u. a. das eben erschienene Buch eines bekannten amerikanischen Schriftstellers, der den Lesern der Kolonialzeitung vielleicht als Mitarbeiter noch erinnerlich ist: Poultney Bigelow in „The children of the nations" [1]). Der Kultus der Rasse, den H. St. Chamberlain in seinen „Grundlagen des 20. Jahrhunderts" zu Gunsten der Germanen treibt, den findet man bei Bigelow u. a. m. in verstärktem Maß, wenn auch mit weniger guter Begründung, zu Gunsten der Angelsachsen. Es scheint mir hochbedeutsam, daß sich der kolonisierende Amerikaner völlig als jüngerer Bruder des Engländers empfindet: keine Spur von Betonung verschiedener praktischer Interessen, sondern stets die

[1]) übersetzt mit dem Titel „Die Völker im kolonialen Wettstreit" von Prof. Dr. Th. Woker. Berlin (G. Reimer) 1902.

Anſicht, als ſtehe England und Amerika im Weltwettſtreit Seite an Seite. Die innere Verwandtſchaft iſt ja allerdings unverkennbar in der Weiſe, wie Amerika ſeine kolonialen Probleme anpackt: Selfreliance und a strong sense of superiority, zwei Züge, in denen ſie ſelbſt Zeichen der Raſſen-Überlegenheit erblicken, ſind bei ihren kolonialen Plänen ſtark ausgeprägt. Das Selbſtvertrauen geht ſogar ſo weit, daß Bigelow ein dauerndes Wohnen und Arbeiten der Weißen, ſpeziell der Angelſachſen, in den Tropen für möglich hält; eine Anſicht, die an ſich nur durch den Satz gerechtfertigt werden kann: „Was man wünſcht, glaubt man gern.“ Von anderer Seite allerdings wird das klimatiſche Moment bei der neuen Kolonialpolitik in ſeiner hemmenden Bedeutung nicht verkannt. Die Fähigkeit zu wirkſamer Koloniſation wird eigentlich nur den Angelſachſen zugeſtanden, und ſpeziell bei Bigelow kommt Deutſchland mit ſeinen Kolonialbeſtrebungen herzlich ſchlecht weg: es wird im allgemeinen quoad Weltpolitik vollkommen als pars negligenda behandelt.

Das Schwergericht ſeines weltpolitiſchen Einfluſſes legt Amerika, wie auch ſeine jetzige Gebietsverteilung erkennbar macht, auf die Südſee; dieſe betrachtet man, und wohl mit Recht, als den Tummelplatz, auf welchem der koloniale Wettſtreit der Weltmächte ſich von nun ab abſpielen wird. Der Gedanke taucht auf, in Verbindung mit dem angelſächſiſchen Auſtralien für die Südſee-Inſeln eine andere Monroe-Doktrin zur Geltung zu bringen, und angelſächſiſchen Einfluß von den Ufern des größten Erdmeeres ins Innere auszubreiten. So exiſtiert denn auch die „gelbe Gefahr“, deren Drohung bei uns nicht ſelten ſehr ernſthaft empfunden wird, für den Amerikaner trotz der kaliforniſchen Erfahrungen nicht in dem Maß wie für uns; auch hier hilft das Gefühl der Überlegenheit der Raſſe über die Beklemmung hinweg. Die Lokomotive, ſo hofft man, werde China friedlich dem engliſchen und amerikaniſchen Einfluß erobern helfen. Die Ausbreitung des gelben Mannes über die ganze Welt, die nach den bisherigen Anfängen vorauszuſehen ſei, bilde aber keine Gefahr, ſondern diene nur dazu, dem Angelſachſen da und dort an Stelle des Negers einen noch brauchbareren und einträglicheren Arbeiter zu verſchaffen.

So hilft die typiſche Eigenſchaft des Angelſachſen, die Selbſtſchätzung, in Gedanken alle Hinderniſſe beſeitigen, die dem halb unbewußt vor Augen geſtellten endlichen Ziel, der angelſächſiſchen Weltkoloniſation, entgegenſtehen könnten. Es iſt viel Zukunftsmuſik bei dieſen Ideen und Plänen; aber es kann fürderhin, ſo wie bisher ſchon, Amerikas praktiſche Politik von ſolchen weitausſtehenden Plänen getragen werden, und die Rückſichtsloſigkeit einen zweiten Zug angelſächſiſcher Eigenart bildet, ſo iſt es vielleicht gut zu wiſſen, was die Amerikaner unter ſich beſprechen und planen. Deshalb ſeien die Schlußſätze von Bigelows Buch hier angeführt, die in nuce jenes große Ziel andeuten:

„Ob in Johannesburg oder Shanghai, in Barbados oder Kairo, im Klub in Manila oder im Kaſino in Buenos Ayres, überall, wo Vertreter verſchiedener Nationalitäten ſich einfinden, da ſtehen die beiden Sproſſen der angelſächſiſchen Familie zuſammen zu gegenſeitiger Unterſtützung. Amerika braucht keine Auswanderungsbeſtrebungen zu fördern. Denn es hat jetzt noch Land genug. Aber wenn die Dichte der Bevölkerung dieſen Kontinent, wie gegenwärtig die Länder der alten Welt, ängſtigen wird, dann wird er Rieſenkräfte der Koloniſation entfalten.“

Die Insel Guam.

Die den Vereinigten Staaten durch den Friedensvertrag mit Spanien von letzterem abgetretene Marianen-Insel Guam interessiert uns wegen ihrer Nachbarschaft bei den deutschen Marianen. Die Regierung der Vereinigten Staaten erteilte im Jahre 1900 dem General Wheeler den Befehl, diese Insel von den Philippinen aus zu besuchen und über die dortigen Verhältnisse Bericht zu erstatten. Der General reiste im Februar von Manila ab und erstattete im Juni in Washington seinen Bericht, dem wir nachfolgende Angaben entnehmen:

Die Insel ist noch nicht vermessen worden, sodaß ihr Flächeninhalt nur schätzungsweise angegeben werden kann, und zwar mit 400 qkm, wovon wohl die Hälfte anbaufähig ist. Der Boden ist fast überall jungfräulich, man kann annehmen, daß etwa 1% der Fläche in Kultur genommen worden ist Die Bevölkerung beträgt rund 9000 Einwohner, die meist in größeren Ortschaften zusammenleben. Die Besitzer von Landgütern haben auf letzteren primitive Wohnhäuser errichtet, in denen sie mit ihren Angehörigen einen Teil des Jahres verbringen. Für die einzelnen Ortschaften ergeben sich folgende Bevölkerungszahlen:

Agaña	6400	Agat	400
Sumai	900	Merizo	300
Ynarajan	550	Umata	200.

Das als anbaufähig zu betrachtende Land ist sehr fruchtbar und ergiebt Kokosnüsse, Orangen, Lemonen, Kakao, Reis und andere Körnerfrüchte, Tabak, Zuckerrohr, Bohnen, Tomaten, Hanf u. s. w. Die Kokospalmen gedeihen besser als in vielen anderen tropischen Gebieten. Rehe und wilde Ziegen sind sehr zahlreich und geben die Fleischnahrung für die auf der Insel ansässigen Spanier ab. Rinder und Schweine werden gezüchtet.

Die Straße von Agaña nach dem Norden der Insel führt durch eine besonders fruchtbare Gegend. Letztere ist eine Hochebene; da wo Rodungen vorgenommen worden sind, erscheinen die Landgüter in gutem Zustande. Im übrigen herrscht auf dem Hochland ein dichter Urwald vor, den ein Fußgänger nur mühsam zu durchdringen vermag. Dasselbe gilt von dem anbaufähigen Lande in dem südlichen und südöstlichen Teil der Insel an der See, nur ist das Land dort häufiger offen und scheint man dem Körnerbau mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Vielfach wird Yams angebaut; wenn die übrigen Ernten mißraten oder die Kokospalmen durch Orkane niedergemäht werden, kann die Yamsknolle nebst Fisch und etwas Fleisch für die Ernährung der ganzen Bevölkerung ausreichen.

Eine sehr gute Straße führt von dem Landungsplatz Piti nach Agaña und 3 km die Küste entlang über letzteres hinaus nach Nordwesten. Eine andere gute Straße von San Luis de Apra über Agat längs der dortigen Bucht wird, da sie vielfach Felsen umgeht, bei Ebbe häufig überschwemmt und ist auch sonst für Fuhrwerke kaum zu benutzen. Umata hat eine Reede, wo die spanischen Schiffe vor Anker gingen und Wasser einnahmen. Der Ort hatte einen bedeutenden Handelsverkehr, sodaß die Spanier dort einen Palast errichteten, den der Gouverneur bezog, wenn Schiffe im Hafen verkehrten. Ein Erdbeben zerstörte im Jahre 1849 den Palast und die Kirche; ersterer wurde nicht wieder aufgebaut. Nördlich von Umata auf der Ostseite der Insel giebt es nur Pfade. Der Weg quer durch die Insel von Agaña nach Pago ist ziemlich gut, ist jedoch seit Jahren nicht unterhalten worden. Die Straße von Ynarajan nach Apra durch den südlichen Teil der Insel kann nur als ein Pfad bezeichnet werden. Während der Regenzeit sind alle Straßen und Wege schlecht zu benutzen, indes ist der Verkehr von Ort zu Ort leicht, da sämtliche Ortschaften an der See liegen.

Die Städte und Dörfer sehen sehr gut aus. Die Hälfte der Häuser Agañas ist aus Stein, die übrigen aus Fachwerk mit Bambus. Agat und Samai haben einige wenige Häuser aus Stein, in Umata, Merizo und Ynarajan dagegen ist ein Teil der Häuser aus Holz, ein anderer aus Bambus gebaut. Die Bevölkerung erweist sich den Amerikanern gegenüber sehr freundlich. Dem General wurden einige echte Chamorro vorgeführt, die einen guten Eindruck auf ihn machten. Geld ist selten. Die Löhne sind sehr niedrig. Der Lehrer von Umata erhält etwa 6 M. Monatslohn und soll von den Amerikanern jetzt das Doppelte angewiesen erhalten. In einer geringen Entfernung nördlich von Agaña befindet sich eine Ansiedelung von 75—100 Karolinern, die ihren ererbten Sitten und Bräuchen treu geblieben, dabei regsam und arbeitsfreudig sind. Sie wurden als Feldarbeiter nach Guam gebracht, leben jedoch gegenwärtig in eigenen Hütten und finden ihren Unterhalt im Anbau von Kokospalmen und durch den Fischfang. Ihre Gesittung ist niedriger als die der übrigen Einwohner.

Die Verwaltung der Insel liegt in den Händen von Marineoffizieren. Kurz nach der Besitzergreifung im August 1899 erließ der Gouverneur Leary einen Befehl, der die Einfuhr geistiger Getränke von einer besonderen Erlaubnis abhängig macht und den Absatz von solchen Getränken einschränkt. Ein weiterer Befehl untersagt alle Landverkäufe, die nicht vorher von der Regierung genehmigt sind. Die Abhaltung von gottesdienstlichen Verrichtungen im Freien wurde untersagt; als öffentliche Feiertage sind nur die Sonntage und die durch die amerikanischen Gesetze oder Verkündigungen des Präsidenten der Union bezeichneten Tage anzusehen. Das Zusammenleben in wilder Ehe wurde ebenfalls untersagt; die betreffenden Personen wurden angehalten, die Ehe einzugehen. Um eine unvorsichtige Ausfuhr von Lebensmitteln zu verhindern, wurde bestimmt, daß gewisse Nahrungsmittel gar nicht oder doch nur in beschränkten Mengen an anlegende Schiffe für deren Verproviantierung verkauft werden dürfen.

Besonders bemerkenswert ist eine Verfügung, die einen gewissen Arbeitszwang einführt. Jeder Einwohner, der keinen Erwerb ausübt oder keine Beschäftigung hat, deren Ertrag für seinen und der Seinigen Unterhalt ausreicht, wird angehalten, eine gewisse Menge Nähr- oder Nutzpflanzen anzubauen, um diesen Unterhalt zu gewährleisten. Er muß wenigstens 12 Hennen, einen

Hahn und eine Sau halten. Wer nicht genug Land besitzt, soll sich an die Regierung wenden, die ihm solches überweisen wird. Das Land ist dann zu roden und in der von der Regierung zu bestimmenden Zeit zu bebauen; geschieht letzteres nicht, so gilt der betreffende als Landstreicher. Jeder Teil der Insel darf angebaut werden, auch wenn ein Viehpark an das Land stößt, in welchem Falle die Felder einzuhegen sind; wer dies vernachlässigt, hat keinen Anspruch auf Viehschaden. Daneben werden noch andere Bestimmungen für die Einhegungen erlassen und wird den Ortsvorstehern und Ernte-Inspektoren vorgeschrieben, über die Kulturverhältnisse monatlich zu berichten.

Der heimliche Verkauf von geistigen Getränken ist unter Strafe gestellt worden. Eine Hundesteuer ist eingeführt; daneben wird untersagt, das Vieh in den Ortschaften herumlaufen zu lassen. An Stelle der spanischen Grundsteuer wurde eine in sechs Bonitierungsklassen eingeteilte Grundsteuer eingeführt, mit Sätzen von 5 Cents (mexikanisch) bis 4 Pesos für den Hektar.

Es hatte sich in den ersten Monaten nach der Besitzergreifung ergeben, daß amerikanische Matrosen sich Gewalthaten und Rohheiten gegen die Eingeborenen zu Schulden kommen ließen. Die Schuldigen wurden nicht entdeckt. Eine Verkündigung des Gouverneurs wendet sich gegen solche Handlungen und schärft den Matrosen ein, daß die Eingeborenen nicht als „verdammte Nigger", sondern als rechtliebende Bürger anzusehen sind, die des Schutzes der Vereinigten Staaten genießen. Ferner wurde für öffentlichen Unterricht gesorgt. Die Verwaltung bricht mit dem spanischen System in radikaler Weise, indem sie den Unterricht für völlig konfessionslos erklärt. Die Schulpflicht wird für alle Kinder von 8—14 Jahren verkündigt. Sobald die nötigen Lehrkräfte beschafft sind, soll überall mit dem Unterricht in der englischen Sprache begonnen werden. Jeder erwachsene Mann oder Frau sollte bis zum 1. Juli 1900 seinen Namen schreiben lernen; Vorlagen waren bei den Regierungsstellen zu haben. Auch wurde allen Einwohnern empfohlen, die englische Sprache zu erlernen.

In sanitärer Hinsicht wurde den Matrosen, die sich unter die Chamorro begeben u. mit ihnen in ihrer Weise leben, mitgeteilt, daß sie sich dadurch der Aufnahme einer ansteckenden Krankheit aussetzen und deshalb isoliert und ärztlich beobachtet werden.

Ein eingehender Zolltarif für die Einfuhr aus fremden Ländern trat bald nach der Besitzergreifung in Kraft. Die Sätze für geistige Getränke gelten auch für die Einfuhr von solchen aus den Vereinigten Staaten. Ein Einfuhrzoll von 3 Pesos auf die Tonne Kopra gilt nur für Verschiffungen nach fremden Häfen, nicht auch für die nach der Union bestimmten.

Der Brauch, daß ein Eingeborener seine Schuld gegenüber einem anderen durch zwangsweise Arbeit ableitete, ist abgeschafft worden.

General Wheeler hatte bereits Gelegenheit, die Wirkung einzelner Erlasse des Gouverneurs zu beurteilen. Er fand, daß die Verfügungen über den Gottesdienst, denen selbstverständlich die Einführung der Religionsfreiheit vorangegangen war, den Anschauungen der Bevölkerung teilweise zuwiderliefen. Die Leute beschwerten sich u. a., daß in Agaña die Glocken nicht mehr wie bisher um 4 Uhr morgens zur Messe geläutet werden durften, sondern erst von 8 Uhr ab. Einer der Offiziere erklärte, dies sei notwendig, weil das frühe Läuten die Kranken im Spital störte. Die Grundsteuer schien die Besitzer von geordneten Anwesen wenig

zu beläſtigen, die anderen dagegen umſomehr. General Wheeler empfiehlt die Anſtellung eines rechtskundigen Beamten auf der Inſel.

Der General berichtet eingehend über die einzelnen Ortſchaften und die Küſtenverhältniſſe, die bereits durch genaue Vermeſſungen der Marineoffiziere feſtgeſtellt ſind; zwei Marinekarten der Inſel liegen ſeinem Berichte bei, deren eine die Hafenverhältniſſe von Apra veranſchaulicht. Letzteren Ort hält der General zur Anlage einer Kohlenſtation für geeignet; er macht hierfür genaue Vorſchläge.

Es wäre für die Beurteilung der kolonialen Auffaſſungen der Amerikaner von großem Nutzen, etwas über die weiteren Wirkungen der eben geſchilderten Verfügungen zu erfahren. Da die amerikaniſche Regierung mit Veröffentlichungen über alle Fragen von allgemeinem Intereſſe nicht zurückhält, werden wir wohl bald über die Entwickelung Guams unterrichtet werden. * * *

Auswanderung deutſcher Landwirte nach Java.

Von Ludwig Kindt.

Während meines langjährigen Tropenaufenthaltes und nach meiner kürzlich erfolgten Rückkehr nach Deutſchland ſind vielfach Anfragen an mich gerichtet, um dieſem oder jenem Landsmann drüben eine Stellung zu beſorgen.

In der Mehrzahl handelt es ſich um Landwirte aus allen Geſellſchaftsklaſſen.

Heute möchte ein begüterter junger Mann „ſich auf einem Gut beſchäftigen", um ſich ſpäter vielleicht ſelbſt anzukaufen.

Morgen hofft ein arbeitswilliger, kräftiger Landwirt, dem wegen mangelnden Vermögens die Ausſicht auf Selbſtändigkeit in der Heimat verſchloſſen iſt, hier ſein ehrliches Stück Brot zu verdienen.

Oft wünſchen auch betrübte Eltern ein mißratenes Pflänzchen in tropiſchen Boden zu verſetzen.

Aus den an uns gerichteten Anfragen erſieht man meiſtens die völlige Unkenntnis der Stellungſuchenden mit den Verhältniſſen auf Java, und es dürfte am Platze ſein, einige Winke für obengenannte junge Leute und Eltern zu geben.

So erfreulich ein Zuwachs an deutſchem Element iſt, und ſo gewiß auf Java ſtrebſame junge Leute ein gutes Fortkommen finden, ebenſo ſehr muß man darauf bedacht ſein, Zweifelhaftes fern zu halten. Ich habe daher die Beſſerungsbedürftigen aus der dritten Kategorie ſtets auf Deutſch-Neu-Guinea verwieſen. Dort iſt für ſolche Leute eine ausgezeichnete Schule. Entweder wird aus dem verlorenen Sohn, nachdem er die ſchwere Reihe der Entbehrungen, Enttäuſchungen, körperlichen Krankheiten und ſeeliſchen Leiden, wie Heimweh und Reue, durchgemacht hat, ein brauchbarer Menſch, oder es helfen aus Mangel an innerlichem Halt auch dieſe Mittel nicht mehr. Wenn aber eine Familie zu Hauſe einmal vor die unendlich betrübende Thatſache geſtellt iſt, ein Glied abſtoßen zu müſſen, dann richte ſie es ſo ein, daß nicht noch neuer Schade dem alten hinzugefügt wird. Es kann uns durchaus nicht gleichgültig ſein, wenn die Holländer in ſolchem Falle wieder Gelegenheit finden, über die „Moffen" herzuziehen.

Fürwahr, es iſt ein trauriger Anblick, zu ſehen, wie tief und wie ſchnell ſolch Unglückliche oft ſinken, wie und wo ſie leben und — die unausbleibliche Folge — wie ſie im Schnaps verkommen.

So wurde vor einiger Zeit aus Deutſchland das Anſuchen an mich geſtellt, für einen als unverbeſſerlich aufgegebenen Sohn eines höheren Gerichtsbeamten einen Arbeitsnachweis zu liefern, weil ſonſt die Dampfergeſellſchaft den Paſſagier nicht befördern würde. Es wurde dabei als erſchwerende Thatſache angeführt, daß der Betreffende „zu gerne einen genehmigte"!

Niemand wird uns, glaube ich, übel nehmen können, wenn wir zur Bereicherung der deutſchen Kolonie mit ſolchen Elementen nicht nur nicht die Hand bieten, ſondern dieſelben nach Kräften abzuwehren ſuchen.

Dagegen ist der Zuwachs aus den beiden anderen Kategorien sehr zu begrüßen und zu befördern.

Weil nun die Verhältnisse dort wesentlich anders liegen, als man sie sich in Deutschland noch vielfach vorstellt, ist es für uns natürlich sehr schwer, die an uns gerichteten, unbestimmten Anfragen genau und befriedigend zu beantworten.

Es ist natürlich nie von Schaden, wenn ein junger Mann zu Hause gründlich die praktische Landwirtschaft erlernt, die technische landwirtschaftliche Schule durchgemacht, wenn er Chemie studiert hat, in der Tierarzneikunde zu Hause ist u. s. w., jedoch muß er nicht erwarten, diese Kenntnisse in Java direkt in Geld umsetzen zu können. Bei den Anfragen aus Elternkreisen kommt es darauf an, sie so zu präzisieren, daß man weiß, welchem Zweige der Betreffende sich zu widmen wünscht, weil es durchaus nicht leicht ist, eine Stellung überhaupt, geschweige denn eine dem Betreffenden zusagende zu finden. Es laufen in den großen Städten und auf dem Lande Hunderte Stellenloser herum.

Ferner muß der Zuwandernde sich klar machen, daß er ganz von Neuem zu lernen anzufangen, daß er sich in sehr viel Ungewohntes zu schicken, daß er mit großem Eifer mindestens 3 neue Sprachen in möglichst kurzer Zeit zu erlernen hat.

Volontär-Stellungen, wie sie in Deutschland ja wohl noch immer gebräuchlich sind, giebt es auf Java nicht, es ist das auch grober Unfug, denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.

Protektion ist wohl ein Mittel, um zu einer guten Stellung zu gelangen; ist der Angestellte aber nicht tüchtig, thut er seine Pflicht nicht, füllt er den ihm zugewiesenen Posten nicht voll und ganz aus, so schützt ihn keine Protektion vor der Entlassung. Dies hat seinen Grund in den besonderen dortigen Verhältnissen.

Unter den in Betracht kommenden Kulturen sind besonders zu nennen: Zucker, Kaffee, Tabak und Indigo.

Die allermeisten Kulturen werden betrieben durch Gesellschaften mit großem, oft mit sehr großem Kapital. Einzelne Plantagenbesitzer verschwinden immer mehr, sie gehen an Mangel an Kapital zu Grunde und werden durch die großen Gesellschaften aufgesogen. Es empfiehlt sich selbst für begüterte junge Leute nicht, sich so zu sagen „eine eigene Plantage zu kaufen", sondern sie handeln viel verständiger, wenn sie nach längerem oder kürzerem Aufenthalt auf Java sich mit ihrem Gelde an einer solchen Gesellschaft beteiligen oder etwas Derartiges in's Leben rufen. Dabei ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß ein solcher junger Mann, wenn er tüchtig ist, als Administrator des Unternehmens fungiert.

Um jedoch hierzu im Stande zu sein, hat er immerhin einige Lehrjahre nötig.

Zucker.

Hat sich ein junger Mann für diesen Zweig entschlossen, so muß er anfangen mit einer bescheidenen Stellung im Lager, oder, wenn er die einschlägigen Kenntnisse besitzt, als Assistent des ersten Chemikers im Laboratorium der Fabrik. Auch als zweiter Maschinist hat er bei der nötigen Vorbildung — z. B. Mittweida — Aussicht auf Anstellung und Beförderung. Weiß er bei dem ihm vorgesetzten Administrator einen guten Eindruck zu erwecken, so kann es ihm nach ein- oder mehrjähriger Beschäftigung in der Fabrik gelingen, zum Pflanzungs-

aufſeher aufzurücken, d. h. wenn gerade eine ſolche Stelle auf der Fabrik frei wird. Es iſt das Beſtreben aller im Zuckerfach beſchäftigten jungen Leute, in dieſe Stellung zu gelangen, weil aus dieſer meiſtens die Adminiſtratoren hervorgehen. Selbſtverſtändlich muß ein ſolcher auch die nötigen Kenntniſſe von Maſchinen und Fabrikation ſich vorher erworben haben, von 100 Fällen aber werden 95 mal die Adminiſtratoren aus den Pflanzungsaufſehern rekrutiert.

Die Stellung eines Pflanzungsaufſehers auf einer guten Fabrik ſichert einer Familie ein ſehr anſtändiges Beſtehen, denn außer auskömmlichem Gehalt ſind ſtets gute Prozente vom Gewinn mit dieſer Stellung verbunden. Wer es bis zum Adminiſtrator bringt, ſchöpft natürlich in dieſer Beziehung den Rahm von der Milch, hat außer der großen Verantwortung aber auch eine unendlich aufreibende Arbeitslaſt zu tragen.

Gut bezahlt ſind ferner die Stellungen des erſten Maſchiniſten und des Fabrikationschefs oder erſten Chemikers. Hin und wieder gehen auch aus dieſen Adminiſtratoren hervor.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Altersverſorgung, Penſion und dergleichen für die Geſellſchaften uneinträglichen „Gefühlsſachen" hier nicht gebräuchſind, es herrſcht ein Syſtem rückſichtsloſer Ausbeutung der Kräfte des Einzelnen, man bezahlt gut, verlangt ſchwere und gute Arbeit, wirft die Citrone aber ohne die mindeſten Skrupeln fort, ſobald der letzte Tropfen herausgepreßt iſt.

Dies zur Warnung für jedermann, der ſich in ſogenannte „partikuliere" Stellung begeben will. Unter dieſem ſchönen Worte — „partieulier" — (ſprich liehr) verſteht man alles, was Nichts mit der Regierung zu thun hat — Nichtregierungsbeamte alſo. „Partikuliere" werden von den Beamten denn auch als Weſen zweiter Güte angeſehen, ihrer meiſtens beſſern pekuniären Stellung wegen nicht ſelten kräftig beneidet.

Im allgemeinen, und im Vergleich mit anderen Kulturen, iſt es durchaus anzuraten, ſich um eine Stellung im Zuckerfach auf Java zu bemühen, ſowohl für wohlhabende, als auch für nicht vermögende junge Leute.

Unterſchiedlich von der Zuckerfabrikation in Deutſchland iſt auf Java Fabrikation und Anpflanzung des Materials — Zuckerrohr — mit einander verbunden. Es leuchtet ein, daß hierzu ganz bedeutendes Kapital nötig iſt, und ſind auch die allermeiſten Fabriken in Händen von Geſellſchaften.

Kaffee, Kakao und Indigo.

Kaffee, Kakao und verwandte Kulturen erfordern kein ſo enormes Kapital wie Zucker. Während bei letzterem mit Millionen gerechnet werden muß, thun es bei Erſteren ſchon einige Hunderttauſende. Die Verdienſte ſtehen natürlich im Verhältnis. Trotzdem gerät auch die Kaffeekultur immer mehr in die Hände von Geſellſchaften.

Zum beſſern Verſtändnis ſei hier eine Bemerkung allgemeiner Natur eingeſchaltet:

Sämtlicher Grund und Boden auf Java — außer in Solo und Djoeja — gehört der Regierung, auch der von Javanen bewohnte. Sie verkauft in einzelnen Fällen davon, es ſind dies aber immer nur kleinere Komplexe für Gebäude und

dergleichen. Zum Betriebe von Plantagen — außer für Zuckerrohr, dies wird auf von Javanen gemietetem Boden gebaut — tritt auf Anfrage und nach ſtattgefundener Unterſuchung durch Beamte die Regierung die nötigen Ländereien in Erbpacht ab, meiſtens für 75 Jahre. Hierfür ſind eine jährliche Pachtſumme und Grundſteuer zu bezahlen. Die Javanen erhalten in und bei ihren Dörfern den nötigen Boden angewieſen, von welchem ſie unter Aufſicht der Regierung einen Teil an Europäer vermieten dürfen. Es würde zu weit führen, dieſe Verhältniſſe hier näher auseinander zu ſetzen, dies ſei nur erwähnt, ſoweit es auf Kaffee- und ähnliche Plantagen Beziehung hat. Die ſchönen Kaffeezeiten ſind jetzt für Java vorbei, dank dem bisher geübten Raubbau, der Blattkrankheit, dem unüberlegten Anlegen von Pflanzungen auf ungeeignetem Boden, den ſchlechten Preiſen und verſchiedenen anderen Umſtänden. Kaffeepflanzungen ſind oft für ein Butterbrot zu kaufen, oft auch findet ſich nicht einmal ein Käufer.

Es giebt auch noch gute Pflanzungen, doch ſind dieſelben in feſten Händen und werden nicht leicht käuflich ſein. Selbſt dieſe Pflanzungen haben in den letzten Jahren unbefriedigende Ernten gemacht. Die Urſache war meiſt ungünſtiges Wetter, zu viel Regen in den Tagen der meiſt verſpäteten Blüte nach vorausgegangener anhaltender Dürre. Die Beſitzer ſolch guter Plantagen haben allerdings noch eine gewiſſe Berechtigung auf Beſſerung zu hoffen, obgleich viele Befugte der Kaffeekultur auf Java ein ſehr ſchlechtes Horoskop ſtellen.

Von den minderwertigen Plantagen haben die Eigentümer geholt, was zu holen war, ſehen ſich bei Ausbleiben der Ernten am Ende ihrer Mittel und ſchlagen die Pflanzung für jeden Preis los, um nur nicht Pacht und Grundſteuer länger bezahlen zu müſſen. Es liegt auf der Hand, daß ſolche Pflanzungen entſetzlich verwahrloſt ſind, und daß der neue Käufer große Aufwendungen zu machen hat, um ſie nur erſt aus dem Gröbſten herauszuarbeiten. Dann muß er noch auf einige Mißernten als Folgen der Verwahrloſung rechnen.

Wenn der Boden ſich erholt, die Pflanzung gut unterhalten iſt, dann iſt vielleicht unter ſonſt günſtigen Umſtänden die Möglichkeit eines Gewinnes gegeben. Ein mißlich Ding bleibt es aber immer, eine derartige Pflanzung zu kaufen.

Aus dem kurz Angeführten wird ſich jeder ſelbſt ſeine Schlußfolgerungen machen. Außer ganz erfahrenen und mit den örtlichen Verhältniſſen genau vertrauten Pflanzern iſt ein ſolcher Ankauf von irgend einer Pflanzung nicht anzuraten.

Der Werdegang des Kaffeepflanzers iſt im ganzen einfach, ſeine Beſchäftigung aber auch recht eintönig. Die Bereitung des Kaffees im Trockenetabliſſement iſt leicht in einem Jahre erlernt. Darnach findet der junge Mann Gelegenheit, das Urbarmachen des Landes, das Pflanzen und die weitere Unterhaltung der Pflanzung zu erlernen, im Vergleich zur Arbeit im Zuckerfach ziemlich einfache Sachen.

Iſt er in der Lage, über größeres Kapital zu verfügen, ſo ſieht er nach durchgemachten Lehrjahren ſelber am beſten, was er zu thun hat, dann ſteht ihm auch Unabhängigkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit in Ausſicht.

Es darf indeſſen nicht verſchwiegen werden, daß infolge der ſchlechten Preiſe für Java-Kaffee und der damit verbundenen allgemeinen Entmutigung die Bezahlung der Angeſtellten im Kaffee bei hochgeſchraubten Anſprüchen an die Arbeitskraft eine recht ſchlechte iſt!

Tabak.

Wer sich besonders für Tabak interessiert, findet ein lohnenderes Feld für seine Thätigkeit in Sumatra[1]) oder Borneo. Er wende sich zwecks Erlangung einer Stellung an eine der großen Hamburger, Bremer oder Amsterdamer Tabaks-Gesellschaften. Auf Java geht das Pflanzen des Tabaks mehr und mehr in die Hände der Javaner zurück. Von diesen kaufen die Europäer denselben dann auf.

Von Europäern wird eigener Tabaksbau von nennenswertem Umfang nur noch in Mitteljava und Besoeki (sprich: Besuki) getrieben.

Indigo rechnet schon mehr unter die kleinen Kulturen, obgleich eine bis zwei Firmen dieselbe in größerem Maßstabe betreiben.

Die Erlernung des Anpflanzens erfordert nicht viel Zeit, die Bereitung des Farbstoffes dagegen ist eine Sache der Erfahrung, welche man sich erst durch mehrjährige Uebung erwirbt. Die Bezahlung der wenigen hierfür erforderlichen Angestellten steht demjenigen der Kaffee-Aufseher gleich, wenn nicht nach. Es ist in dieser Kultur die größte Vorsicht anzuraten, die Produktionskosten werden in den letzten Jahren höher, die Preise sind auf dem maßgebenden europäischen Markt bedeutend gefallen und der in Europa jetzt fabrizierte künstliche Indigo droht dem tropischen die Kehle zuzuschnüren. Verschiedene andere, kleinere Kulturen kommen hier nicht in Betracht.

Eine Sache, welcher auf Java eine große Zukunft bevorsteht, aber ebenfalls enormes Kapital erfordern wird, ist die Kultur und Gewinnung des Kautschuk, jedoch paßt dies nicht in den Rahmen der heutigen Besprechung.

Es mache sich jeder, auch der begüterte junge Mann, welcher nach Java auswandert, recht klar, daß er dort tüchtig zugreifen muß, daß er sich in erster Linie bemühen muß, die Sprachen der Eingeborenen — je nach Wahl des Arbeitskreises javanisch, sundanesisch oder maduresisch — zu erlernen. Als selbstverständliche Zugabe darf er dann holländisch und malaiisch lernen.

Wer sich zur Auswanderung nach Java entschlossen, muß die Verhältnisse nehmen, wie er sie findet Er kann sich schwerlich „einen ihm zusagenden Chef" aussuchen, er muß froh sein, wenn er eine Stellung überhaupt und somit Gelegenheit zum Lernen findet.

Auch beim schlechtesten Chef kann er lernen, sei es auch nur, wie es nicht gemacht werden muß. Er rechne nicht auf Anschluß an die Familie seines Chefs, das kommt nur in seltenen Fällen vor, er muß dort völlig selbständig auftreten, leben, arbeiten. Er kommt mit seinem Chef auf den meisten Unternehmungen nicht anders als geschäftlich in Berührung. Dies hat seinen Grund großenteils in der „Mischung" der europäischen Elemente. Eben weil der Administrator in den allermeisten Fällen Angestellter größerer Gesellschaften ist und auf seinen Schultern eine enorme Verantwortung liegt, ist er gezwungen, strenger, zurückhaltender zu sein, als er es seiner Natur nach unter anderen Umständen vielleicht sein würde. Deshalb kann er auch einen ihm durch Protektion zugeschickten jungen Mann nicht im Dienste behalten, wenn derselbe sich als untüchtig erweist, es muß dort jeder seinen Platz ausfüllen, an den er gestellt ist.

---

[1]) Über die einschlägigen Verhältnisse auf Sumatra findet man in dem 1. Band von W. von Hanneken's „Kreuz und Quer durchs Leben" Verlag von W. Süsserott einige beachtenswerte Nachrichten.

Es wird auf Java viel, viel intenſiver gearbeitet, als man in Deutſchland glaubt, jedenfalls wird mehr geleiſtet, als in vielen anderen tropiſchen Ländern, die ich geſehen.

Wer dorthin geht, muß ſehr vieles entbehren, ſich möglichſt ſchnell in alles Neue zu finden ſuchen und alle Illuſionen oder gar Prätenſionen zu Hauſe laſſen. Wer das thut und dabei ſein Ziel, lernen und arbeiten zu wollen, im Auge behält, wird es auch zu etwas bringen, ſei er nun von Haus aus mit Glücksgütern geſegnet oder nicht. Für Kaufleute liegen die Verhältniſſe noch weſentlich ungünſtiger, ſolche ſollten ohne ganz bedeutende Mittel überhaupt nicht nach Java gehen, wenn ſie jemals auf Weiterkommen oder Selbſtändigkeit rechnen. Früher war es anders, und kommt heute noch die eine oder andere Ausnahme vor, ſo beſtätigt dieſe nur die Regel.

Der Schutzgebietshaushalt.

Von Dr. Hermann Hesse.

I. Bis zum Erlaß des Reichsgesetzes über die Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete vom 30. März 1892 zerfiel der Schutzgebietshaushalt in zwei Teile: den Reichszuschuß, welcher durch Reichsgesetz festzustellen war, und die eigenen Einnahmen der Schutzgebiete, welche durch Kaiserliche Verordnung festgesetzt wurden. Zwecks Prüfung der Notwendigkeit des Reichszuschusses mußten dem Bundesrat und Reichstag alljährlich Übersichten über die Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete vorgelegt werden[1]). Diese Zweiteilung des Etats erwies sich jedoch als unpraktisch und wurde durch das eingangs erwähnte Reichsgesetz aufgehoben. Darnach erfolgt die Feststellung der Einnahmen und Ausgaben für die Schutzgebiete einheitlich durch Reichsgesetz. Zu irgend welchen praktischen oder technischen Schwierigkeiten hat diese Art der Feststellung unseres Wissens bisher keinen Anlaß gegeben.

II. Nun ist freilich, wie dies durch die Entwicklung der Schutzgebiete als unabweisbare Notwendigkeit begründet erscheint, der Haushaltsetat von Jahr zu Jahr bis auf eine stattliche Höhe angewachsen. Die Gesamtausgaben für die Schutzgebiete betragen nach dem Voranschlag für das Jahr 1902 39676496 ℳ., wovon 8325408 ℳ. aus eigenen Einnahmen herrühren, während 30751088 ℳ. durch Reichszuschuß gedeckt werden müssen. Für die einzelnen Schutzgebiete gestaltet sich das Verhältnis der eigenen Einnahmen zum Reichszuschuß im einzelnen wie folgt:

	Ostafrika	Südwestafrika	Kamerun	Togo
Einnahmen	3186296	1548000	2192012	635000
Reichszuschuß	6415200	7910900	2044588	1015000
	9601496	9458900	4236600	1650000
	Neuguinea	Karolinen	Samoa	Kiautschou
Einnahmen	100000	33100	271000	360000
Reichszuschuß	722000	305000	170000	12168000
	822000	338100	441400	12528000

III. Aus dieser Übersicht geht klar hervor, daß die Schutzgebiete keineswegs schon in der Lage sind, sich aus ihren eigenen Einnahmen zu erhalten. Diese Möglichkeit wünscht aber Herr Professor Meyer dadurch herbeizuführen, daß er eine Trennung des Haushaltsetats vorschlägt, und zwar in der Weise, daß das Reich nur die Ausgaben für die Begründung und Aufrechterhaltung der Reichsgewalt, also für Schutztruppen, Flotille, Post, Gouverneur zu tragen hätte, während

[1]) v. Stengel, die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete 1901 S. 91 f.

das lokale Budget des Schutzgebiets für Polizei, Beamte, Rechtspflege, Kirche, Schule, Verkehrseinrichtungen vom Schutzgebiet aus seinen eigenen Einnahmen gedeckt werden müßte; reichen die eigenen Einnahmen hierzu nicht aus, so soll das Reich durch Zuschüsse in Form von Darlehen helfen.

Dieser Gedanke ist an sich sehr empfehlenswert, erscheint aber auch zur Zeit noch verfrüht wie die übrigen Vorschläge. Er steht aber ferner in einem formell rechtlichen Widerspruch zu dem vorgeschlagenen Recht des Landesbeirats, die Art und Höhe der Ausgaben zu bestimmen. Wie schon früher ausgeführt ist, schlägt Herr Professor Meyer vor, daß formell das Reich die Höhe der Einnahmen des Schutzgebiets, der Landesbeirat zusammen mit dem Gouverneur die Höhe der Ausgaben desselben, jedoch nicht unter ein vom Reich bestimmtes Mindestmaß festsetzen soll. Abgesehen von den technischen Schwierigkeiten, welche die Festsetzung dieses Mindestmaßes bei der stetig fortschreitenden kulturellen Entwicklung der Schutzgebiete und ihrem wachsenden Bedürfnis nach Steigerung der Ausgaben mitsichbringen dürfte, scheint hiernach dem Landesbeirat auch die Befugnis eingeräumt, die Höhe der für die Aufrechterhaltung der Reichsgewalt erforderlichen Ausgaben zu bestimmen; wenigstens ist das Gegenteil in den Vorschlägen nicht zum Ausdruck gebracht. Es ist aber wohl selbstverständlich, daß über diesen Teil der Ausgaben nur die gesetzgebenden Faktoren des Reiches zu befinden haben. Trennt man nun aber die Befugnis der Bestimmung der Höhe der Ausgaben in der Weise, daß der Landesbeirat nur über die Höhe der lokalen Ausgaben zu befinden hätte, so würde sich eine technisch kaum zu bewältigende Arbeitsleistung bei der Feststellung des Haushaltsetats ergeben, die gegenüber der heutigen einfachen Art und Weise der Feststellung einen entschiedenen Rückschritt bedeuten würde. Man thut deshalb gut, den Vorschlag der Mitwirkung des Landesbeirats bei der Feststellung des Schutzgebietshaushalts einfach ad acta zu legen.

IV. Daß der Grundsatz, die lokalen Ausgaben der Schutzgebiete nur aus deren eigenen Einnahmen zu bestreiten, zur Zeit noch nicht durchführbar ist, beweist ein Blick auf die vorstehende Übersicht der Einnahmen der Schutzgebiete, wenn auch genauere Daten über die Höhe der angenommenen Reichsausgaben im Verhältnis zu den lokalen Ausgaben der Schutzgebiete dem Verfasser nicht zu Gebote standen. Die eigenen Einnahmen betragen zwar schon ¼ der Gesamteinnahmen gegenüber einem Reichszuschuß in Höhe von ¾; aber dieses Verhältnis ist bei den einzelnen Schutzgebieten wieder derart verschieden, daß einzelne derselben gezwungen wären, in einem derartigen Umfange Schuldverschreibungen auszugeben, daß deren Verzinsung allein den größten Teil ihrer eigenen Einnahmen verschlingen würde; man müßte denn eine so umfangreiche Herabsetzung ihrer lokalen Ausgaben vornehmen, daß die ganze wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der betreffenden Schutzgebiete in Frage gestellt würde. Der Nachweis dieser Behauptung bei den einzelnen Schutzgebieten würde indes den Rahmen dieser Betrachtung überschreiten.

V. Es liegt aber zur Zeit gar kein Anlaß vor, die ruhige und stetige Entwicklung der finanziellen Verhältnisse unserer Schutzgebiete durch die vorgeschlagenen radikalen Umwälzungen zu beeinträchtigen. Die Regierung ist in dankenswertester Weise bemüht, die wirtschaftliche Entwicklung der Schutzgebiete zu fördern und dadurch deren eigene Einnahmen zu heben. In diesem Bemühen findet sie bei allen in den Schutzgebieten interessierten Kreisen, bei Kaufleuten, Pflanzern und Industriellen, und nicht am wenigsten bei der Deutschen Kolonialgesellschaft, die that-

kräftigste Unterstützung. Auf diesem organischen Wege gelangt sie schließlich zu dem gleichen Ergebnis, welches Herr Professor Meyer durch seine Reformvorschläge anstrebt. Nur ist der Unterschied zwischen beiden Wegen der, daß Herr Meyer eine sehr verwickelte Feststellung des Schutzgebietshaushalts, nämlich einmal durch die Mitwirkung des Landesbeirats, sodann durch die Trennung in Reichsausgaben und lokale Ausgaben, sowie ferner eine in ihren Folgen zunächst noch unübersehbare Anleihewirtschaft oder aber eine bedeutsame Herabsetzung der für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Schutzgebiete dringend nötigen Ausgaben anstrebt, während die Regierung einen einheitlichen Schutzgebietshaushalt in einem verhältnismäßig einfachen und durchaus bewährten Verfahren feststellt und den Reichszuschuß in Höhe von jetzt noch 30000000 ℳ., als ein Anlagekapital betrachtet, welches dem Reiche dereinst aller Wahrscheinlichkeit nach auch zahlenmäßig reiche Zinsen bringen wird.

Rechnen wir z. B. die durch besondere Verhältnisse bedingten großen Ausgaben für Kiautschou einmal besonders, so finden wir, daß von 27000000 ℳ. Gesamtausgaben für die übrigen Schutzgebiete der erhebliche Betrag von beinahe $^1/_3$ dieser Summe in Höhe von 8000000 ℳ., aus deren eigenen Einnahmen gedeckt wird. Das ist fürwahr ein gewaltiger Fortschritt, der zu der Hoffnung berechtigt, daß in absehbarer Zeit auf dem bisherigen Wege dasselbe Ergebnis erzielt wird, welches Herr Professor Meyer anstrebt, ohnedaß man deshalb die bewährten Grundlagen unserer bisherigen Finanzgebahrung zu verlassen braucht und sich zu unübersehbaren finanzpolitischen und technisch schwer durchführbaren finanziellen Experimenten versteigt.

VI. Sobald wir jedoch im Laufe der bisherigen Entwicklung dahin gelangen, daß die eigenen Einnahmen der Schutzgebiete sämtliche Ausgaben decken, ist es an der Zeit, den Zustand gesetzlich festzulegen, daß diejenigen Ausgaben, welche zur Aufrechterhaltung der Herrschaft des Reiches in den Schutzgebieten erforderlich sind, also die Ausgaben für Heer und Flotte vor allem, nur vom Reiche gemacht werden; denn nur wer Heer und Flotte bezahlt und unterhält, kann sich dieser Machtmittel frei bedienen. Tragen die Schutzgebiete zu ihrer Unterhaltung bei, so haben sie naturgemäß auch ein Verfügungsrecht darüber, wenn auch in beschränktem Umfange. Wohl aber könnten und müßten etwaige größere Überschüsse der Schutzgebiete wenigstens teilweise zur Tilgung der Aufwendungen benutzt werden, welche das Reich im Laufe der Jahre für dieselben gemacht hat; denn ein Teil der Überschüsse muß dem Vermögen der Schutzgebiete als Kapitalreserve und zu wirtschaftlichen und kulturellen Aufwendungen verbleiben.

VII. Doch das sind ebenfalls Fragen einer fernen Zukunft, in die wir uns schon deshalb nicht verlieren wollen, weil wir der Ansicht sind, daß sich die Ausgaben des Reiches für die Schutzgebiete, so beträchtlich sie sind, doch auch heute schon, wenn auch indirekt, bezahlt machen. Wir müssen es uns leider versagen, diesen indirekten Nutzen näher zu begründen; die Gefahr liegt dabei auch zu nahe, allbekannte Dinge zu wiederholen. Aber dieser indirekte Nutzen, der nicht aus der absoluten Höhe der Zahlen, sondern aus den ihr zu Grunde liegenden Verhältnissen ersichtlich ist und vor allem die Anlagewerte zu berücksichtigen zwingt, welche durch die Ausgaben geschaffen werden, und zwar nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer und kultureller Hinsicht, wird leider von gewissen materialistischen Zeitströmungen nicht genügend gewürdigt; um falschen Aus-

legungen von vornherein zu begegnen, möchten wir betonen, daß wir die Vorſchläge des Herrn Profeſſors Hans Meyer nicht als Ausfluß einer materialiſtiſchen, ſondern einer idealiſtiſchen Anſchauung betrachten, welche unter Berückſichtigung der beſonders bei den oppoſitionellen Parteien vertretenen materialiſtiſchen Anſchauungen den Einwand der Oppoſition im Reichstage, die Schutzgebiete brächten nichts ein und verurſachten nur Koſten, beſeitigen möchte. Schon aus dieſem Grunde bedauert es der Verfaſſer lebhaft, den Vorſchlägen des Herrn Profeſſors Meyer grundſätzlich entgegentreten zu müſſen.

Es ſoll nunmehr unterſucht werden, in welcher Weiſe die Schutzgebiete nach den Vorſchlägen zur Beſtreitung eventueller Mehrausgaben Darlehen oder, beſſer geſagt, Anleihen aufzunehmen vermögen, wobei auch gleichzeitig die vermögensrechtliche Stellung der Schutzgebiete zu beſprechen wäre.

Deutſche Schulen im Ausland.

Von Profeſſor Dr. Lenz, Darmſtadt.

1. Die deutſche Schule in Palermo.

Während von den romaniſchen Ländern Europas Spanien 3, Portugal 4 und Frankreich 2 deutſche Schulen mit einer Geſamtzahl von etwa 400 Schülern aufzuweiſen haben, zählt deren Italien 9 und Rumänien 26, letzteres mit beinahe 3200 Schülern, wovon faſt die Hälfte allein auf Bukareſt entfällt, erſteres mit rund 600 Kindern. Die Gründe dieſer Erſcheinung zu erörtern, bewahren wir uns für eine ſpätere Gelegenheit auf. Wir wollen uns heute in kurzer Überſicht mit den deutſchen Schulen Italiens, im beſonderen mit der in Palermo beſchäftigen. Die 9 erwähnten deutſchen Schulen Italiens befinden ſich in Mailand (die Internationale Schule proteſtantiſcher Familien und die Schule der deutſchen Schulgemeinde), Genua, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, Meſſina und Palermo. Davon ſind Volksſchulen 2, Bürgerſchule 1, Realſchulen mit Höherer Mädchenſchule 2; 3 haben den Charakter einer preußiſchen Mittelſchule und eine entſpricht einem Untergymnaſium mit Höherer Mädchenſchule. Sechs dieſer Anſtalten wurden im letzten Jahre von der deutſchen Reichsregierung mit einer Geſamtſumme von M. 11300 unterſtützt. Unter den 600 Kindern, die von ungefähr 60 Lehrkräften unterrichtet werden, ſind etwa 68% deutſcher Abſtammung. In Meſſina beſtand ſchon Ende der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine deutſche Schule, die jedoch im Herbſt 1878 einging und erſt 1893 wieder ins Leben gerufen wurde. Auch in Rom und in Venedig mußten die urſprünglich gegründeten deutſchen Schulen wegen Schülermangels geſchloſſen werden und wurden erſt ſpäter von neuem errichtet, in Rom 1879, in Venedig 1893.

Die deutſche Schule in Palermo, deſſen deutſche Kolonie etwa 200 Einwohner zählt, iſt von dem am 12. Mai 1890 behufs Errichtung und Erhaltung einer deutſchen Schule ins Leben gerufenen Deutſchen Schulverein gegründet und im Anfang des Jahres 1891 eröffnet worden. Mitglieder dieſes Vereins können ſtatutengemäß nur in Palermo anſäſſige Deutſche einſchließlich der Deutſch-Oeſterreicher und -Schweizer werden. „Die Anſtalt hat den Zweck", wie es in den am 4. September 1890 genehmigten Satzungen des Vereins heißt, „ihre Zöglinge nach deutſcher Weiſe zu unterrichten, ſowie erziehen zu helfen." Die Verwaltung derſelben liegt in den Händen eines aus 7 Mitgliedern beſtehenden Vorſtandes. Eine Oberaufſicht der italieniſchen Regierung beſteht nicht, obwohl ſie ihrer Zeit der oberſten Schulbehörde in Sizilien angeboten wurde, die jedoch das Geſuch mit Stillſchweigen überging.

Die deutsche Schule hat 3 Klassen mit je 2 Abteilungen und zählte zu Beginn des neuen Schuljahres (1. Oktober 1901) 32 Kinder (Juni 1902: 29) Von diesen waren 13 Deutsche, 7 Schweizer, 2 Böhmen, 4 Slowenen, 4 Italiener, 1 Engländer und 1 Ungar. Dem Glaubensbekenntnis nach waren 13 evangelisch, 12 katholisch und 7 israelitisch. Die Kinder verlassen gewöhnlich schon mit dem 12. Lebensjahre die Anstalt und setzen entweder auf höheren italienischen Schulen ihre Studien fort oder gehen zu ihrer weiteren Ausbildung auf einige Jahre nach Deutschland, wo die Knaben dann höhere Schulen besuchen; nach ihrer Rückkehr treten sie in der Regel in das väterliche Geschäft ein. Die Mädchen vollenden ihre Erziehung in Pensionaten, meist in Dresden oder in der Schweiz. Ohne Ausnahme ist die Begabung der Kinder vorzüglich; ebenso spricht sich Herr Lehrer Weber, dem wir hauptsächlich das Material zu vorliegendem Berichte verdanken, über ihren Lerneifer und ihr Betragen sowie den Schulbesuch ungemein günstig aus. In ihrer Berufsthätigkeit werden die Lehrer von den Eltern aufs thatkräftigste unterstützt und stehen mit ihnen in stetem freundlichem Verkehr.

Die Lehrgegenstände sind: Biblische Geschichte, Deutsch, Italienisch, Französisch, das mit dem 4. Schuljahr beginnt, Rechnen, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Physik, Schreiben, Zeichnen, Turnen und für die Mädchen noch Handarbeit. Die Unterrichtssprache ist deutsch.

Die Schule befindet sich in einer gemieteten Wohnung in der Via Venti Settembre und umfaßt 3 geräumige helle Klassenzimmer und 2 Lehrerwohnungen nebst sonstigen Räumen; sie besitzt auch einen Garten mit Turnplatz. Die Lehr- und Unterrichtsmittel entsprechen vollkommen den Anforderungen der Neuzeit, nur haben bis jetzt die Mittel der Anstalt zur Anschaffung einer Schülerbibliothek nicht gereicht. Die Finanzen des deutschen Schulvereins befinden sich im Gegensatz zu denen fast aller deutschen Auslandsschulen in solch vortrefflichem Zustande, daß sogar bei der letzten Abrechnung ein Überschuß von 756 Lire verblieb. Infolge dieser günstigen Finanzlage hat die Schule einen Zuschuß von seiten des deutschen Reiches nicht nötig.

An der Anstalt wirken als Lehrkräfte 2 in Deutschland vorgebildete Lehrer, seit Ostern 1902 Herr Otto Schmidt und seit 3 Jahren Herr Walter Weber aus Halle, sowie Frl. Borraccia-Cardocci aus Neapel, die sich in München zur Lehrerin ausgebildet hat. Den Satzungen des Schulvereins gemäß müssen die Lehrer mit Ausnahme derjenigen für fremde Sprachen Deutsche sein und eine tüchtige pädagogische Ausbildung genossen haben. Der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit der Lehrer, sowie der treuen Pflichterfüllung der Kinder sind die vorzüglichen Erziehungs- und Unterrichtserfolge zuzuschreiben, deren sich zu unserer großen Freude die deutsche Schule in Palermo rühmen kann.

2. Die deutsche Schule in Paris.

Die deutsche Armenschule in Paris wurde im Laufe des Winters 1858/59 von Pastor von Bodelschwingh gegründet. Nachdem sie infolge des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870 eingegangen war, wurde sie 1876 von neuem eröffnet. Die Schule besuchten vornehmlich Kinder armer deutscher Arbeiter und Handwerker, die sich in Paris niedergelassen hatten, um dort ihr Brot zu verdienen; unter diesen Arbeitern befanden sich viele Straßenkehrer, die hauptsächlich

ans dem Vogelsberg eingewandert waren. Die Zahl der Schulkinder nahm von Jahr zu Jahr zu und stieg 1882 auf 450, die höchste Frequenz seit dem Bestehen der Anstalt. Da erschien Ende der 80er Jahre eine Verordnung des Pariser Munizipalrats, nach der nur 10% der in städtischem Dienste angestellten Arbeiter Ausländer sein durften. Infolgedessen sowie durch die zu jener Zeit in Paris eingetretene Geschäftskrisis wechselte eine große Zahl deutscher Arbeiter ihren Wohnsitz und viele kehrten nach Deutschland zurück, wo sich durch den neuen Aufschwung von Handel und Industrie eine günstigere Gelegenheit zu ausreichendem Lebenserwerb bot. Durch die Abnahme der deutschen Arbeiterbevölkerung sank die Schülerzahl der deutschen Schule im Anfang der 90er Jahre auf 150.

Die Anstalt ist eine zweiklassige Volksschule mit gemeinsamem Unterricht für Knaben und Mädchen. Der Lehrplan schließt sich dem der deutschen Volksschulen an, doch ist er in einigen Fächern, zu denen außerdem noch Französisch hinzukommt, etwas erweitert. Sie untersteht der Verwaltung des „Komitees für deutsche Kirchen und Schulen" in Paris, dessen jetziger Vorstand der erste Geistliche der dortigen evangelischen Gemeinde ist, Herr Pastor H. Anthes. Der französische Staat läßt durch seine Schulinspektoren die Oberaufsicht ausüben, die sich jedoch nur auf die hygienischen Einrichtungen der Schule beschränkt.

Die Zahl der Schulkinder, die im Laufe des Schuljahrs, hauptsächlich wegen des unregelmäßigen Schulbesuchs der kleinen Zöglinge des mit der Anstalt verbundenen Kindergartens, sehr schwankt, betrug zu Beginn des Schuljahres 114, (52 Knaben und 62 Mädchen). Alle Konfessionen werden zugelassen, doch ist die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Kinder protestantisch; nur vier derselben sind nichtdeutscher Abkunft. Die Unterrichtssprache ist deutsch.

Wenn auch der Schulbesuch (abgesehen von der Kleinkinderschule) als regelmäßig bezeichnet werden kann, so sind dagegen die Befähigung, der Lerneifer und vor allem das Betragen der Kinder sehr verschieden. Diese hängen hier ganz besonders von den Familienverhältnissen ab, unter denen die Kleinen emporwachsen. Leben die Eltern in geordneten Verhältnissen, so ist das Verhalten der Kinder normal. Wenn sich jedoch, was leider nur zu häufig vorkommt, der Vater dem Absinthgenuß, der bekanntlich in vielen Pariser Arbeiterfamilien eine so verderbliche Rolle spielt, ergeben hat, ist das ganze Familienleben gestört, wenn nicht vergiftet, und die Folge davon ist, daß viele Kinder in geistiger und sittlicher Hinsicht verkommen. Was den späteren Beruf der Schüler betrifft, so werden sie Arbeiter oder Handwerker, einige widmen sich dem Kaufmannsstande.

Die Schule befindet sich in dem Stadtteil La Villette, wo etwa 1000 Deutsche wohnen, und ist mit der Kirche der evangelischen Gemeinde unter einem Dache untergebracht. Die hellen und luftigen Schulräume sind im Erdgeschoß gelegen, während sich die Kirche im Obergeschoß befindet. Das Gebäude selbst, sowie ein eigenes Lehrerhaus, liegt in ruhiger freier Lage und ist von schattigen Spielplätzen umgeben. In einem besonderen Gebäude ist die Kleinkinderschule (Asile) untergebracht, die der eigentlichen Schule wirksam vorarbeitet und zur Erhaltung der Muttersprache der Kleinen wesentlich beiträgt. Durch diese segensreiche Einrichtung haben auch die Mütter freie Zeit, zum Lebensunterhalt der Familie beitragen zu können. Diesem Kindergarten, den 42 Kinder (21 Knaben und 21 Mädchen) besuchen, steht eine Diakonissin aus Bielefeld als Lehrerin vor.

An der Schule wirken 2 auf deutschen Seminarien vorgebildete Lehrer: Herr Hermann Fleischhauer, der schon seit 24 Jahren mit bewundernswerter Berufsfreudigkeit, großem pädagogischem Geschick und vielem Erfolg seines schweren Amtes waltet, sowie seit September 1901 Herr Friedrich Husmann. Den Lehrern kann die Zusicherung einer Pension wegen mangelnden Fonds und ungewisser Zukunft der Schule leider nicht gewährt werden. Die Schule, deren Ausgaben und Einnahmen sich in der Regel decken, — mitunter ist jedoch ein Defizit nicht zu vermeiden — kann sich nur durch freiwillige Beiträge von Freunden und Gönnern der Anstalt erhalten, zumal das Schulgeld (1 fr. monatlich jedes Kind) nur sehr wenig einbringt und es noch obendrein fast der Hälfte der Kinder armutshalber erlassen werden muß. Viele arme Kinder erhalten selbst noch in der Schule ihr Mittagsbrot unentgeltlich, was die Anstalt etwa 80—100 fr. monatlich kostet. Das Deutsche Reich gewährt der Schule eine jährliche Unterstützung; auch der Großherzog von Hessen giebt ihr jedes Jahr in hochherziger Weise einen namhaften Betrag, da, wie oben bemerkt, viele Eltern der die Schule besuchenden Kinder aus Hessen stammen.

3. Die deutsche Schule in Verviers.

In Belgien, wo die Zahl der Reichsdeutschen auf rund 50000 geschätzt wird, bestehen in dem außerdeutschen Sprachgebiet 6 deutsche Schulen, denen die hohe Aufgabe zufällt, der deutschen Jugend ihre Sprache und Sitte zu erhalten. In Antwerpen befinden sich zwei dieser Anstalten, nämlich die 1840 gegründete Allgemeine Deutsche Schule, deren langjähriger Leiter Dr. J. P. Müller, rühmlichst bekannt wegen seines Ende 1900 erschienenen Buches: Deutsche Schulen und deutscher Unterricht im Auslande, sich am 25. März 1902 in den wohlverdienten Ruhestand zurückgezogen hat, und die Diakonieschule der deutsch-holländischen protestantischen Gemeinde, eine Anstalt, die seit 1890 eine getrennte deutsche Unterrichtsabteilung besitzt. In Brüssel wurde vor 10 Jahren eine deutsche Höhere Schule eröffnet, für die vor kurzem ein stattlicher Neubau errichtet wurde, der der edlen Opferwilligkeit der dortigen deutschen Kolonie, besonders des ehemaligen deutschen Konsuls Müser, eines kerndeutschen Mannes, zu verdanken ist. Im November vorigen Jahres erhielt diese Anstalt von der deutschen Reichsregierung die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst. Außerdem befinden sich deutsche Schulen in Hoboken[1]), Seraing und in Verviers. Diese

[1]) Von dem deutschen Lehrer Haus Amrhein in Hoboken wird seit Oktober o. J. eine neue Monatsschrift, Die Deutsche Schule im Auslande, (Preis jährlich M. 5,00) herausgegeben, die allen Deutschen im In- und Auslande aufs angelegentlichste empfohlen werden muß. Dieses gemeinsame Organ will ein festes Band um unsere als Erzieher an deutschen Auslandsschulen wirkenden Amtsgenossen schlingen, die Interessen dieser deutschen Lehrer, die sowohl „durch die Pflege deutscher Geisteskraft, Geschicklichkeit und Biederkeit dem Vordringen deutscher Arbeit die Bahn ebnen und ihr so die neuen Märkte behaupten helfen" als auch „die Humanität in deutscher Prägung zu erhalten und zu stärken trachten", nach jeder Richtung hin fördern wie überhaupt das ganze deutsche Auslandsschulwesen auf eine höhere Stufe der Vervollkommnung bringen, deren es so nötig bedarf, alles zum Segen und Ruhm der alten deutschen Heimat. Möge dieses schöne pädagogische sowie deutschvölkische Unternehmen von den besten Erfolgen begleitet sein!

3 Volksschulen werden vornehmlich von den Kindern der deutschen Fabrikarbeiter besucht, die sich dort in der Mitte des vorigen Jahrhunderts niederließen und wegen ihrer Tüchtigkeit sehr geschätzt werden. Im ganzen mögen diese 6 deutsche Schulen etwa 1100 Kinder besuchen, von denen ungefähr 85% deutscher Abstammung sind. Die Zahl der Lehrkräfte beträgt etwa 50. Vier dieser Anstalten wurden im letzten Jahre vom Deutschen Reiche mit einem Gesamtbetrage von M. 22500 unterstützt.

Unter den erwähnten Anstalten weist die deutsche Schule in Verviers die größte Schülerzahl auf, nämlich 389 (Knaben 215, Mädchen 174). Über ihre Einrichtung liegen uns von berufener Hand einige kurze Mitteilungen aus neuster Zeit vor, die wir nicht verfehlen wollen, im Nachstehenden zur Kenntnis unserer Leser zu bringen, da wir wohl mit Recht annehmen dürfen, daß es sie interessieren wird, etwas über eine deutsche Schule zu erfahren, die nicht weit von der deutsch-französischen Sprachgrenze gelegen nicht nur zur Erhaltung der dortigen deutschen Ansiedelung, sondern auch zur weiteren Ausbreitung der deutschen Sprache einen wesentlichen Faktor bildet.

Die durch ihre großartige Tuch- und Kaschmirfabrikation weltbekannte Stadt Verviers wies nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 49067 E. auf, von denen ungefähr 12000 Deutsche sind, meistens Arbeiter, also beinahe ¼ der ganzen Bevölkerung, ein recht erheblicher Prozentsatz. Wie sich bei einer Arbeitermasse leicht denken läßt, herrscht in dem Zu- und Wegzug ein steter Wechsel: jedes Jahr kommen etwa 400 Arbeiter neu hinzu, und die gleiche Anzahl kehrt nach Deutschland zurück. Die Zahl der die deutsche Schule besuchenden Kinder, von denen 86% deutscher Nationalität sind, ist im Verhältnis zur deutschen Einwohnerzahl sehr gering, wiederum ein Beweis für die traurige Thatsache, daß der Deutsche im Auslande „seine nationale Haut leicht abstreift", besonders wenn er dem Arbeiterstande angehört. Zum Ruhm der deutschen katholischen Geistlichkeit Belgiens muß jedoch dankend hervorgehoben werden, daß sie mit zäher Entschlossenheit auf die Erhaltung der deutschen Sprache in dem deutsch-redenden Belgien bedacht ist.

Die im Jahre 1865 von den deutschen Schulbrüdern der christlichen Liebe eröffnete deutsche Volksschule in Verviers, deren Verwaltung in den Händen des deutschen Kirchen- und Schulvorstandes liegt, hat neben ihren pädagogischen Zielen den nationalen Zweck, den dortigen deutschen Kindern ihre Muttersprache zu erhalten. Sie besitzt ein eigenes Heim und zählt gegenwärtig 8 Klassen, in denen die in einem Alter von 6—14 Jahren stehenden Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet werden. An der Anstalt wirken 8 Lehrkräfte, die sämtlich deutscher Nationalität sind und eine gründliche pädagogische Ausbildung genossen haben, darunter 4 Schwestern unserer Lieben Frau. Der gegenwärtige Leiter der Schule ist Pfarrer Friedrich Weynand, der als Pädagoge wie als echter deutscher Mann einen vorzüglichen Ruf genießt. Die Eltern der Kinder stammen überwiegend aus Deutschland und Luxemburg sowie aus den deutschsprechenden Teilen Belgiens. Ihrem Glaubensbekenntnis nach sind die Kinder mit wenigen Ausnahmen katholisch. Die Unterrichtssprache ist selbstverständlich die deutsche. Auch der ganze Unterrichtsbetrieb ist nach deutschem System eingerichtet; nur nach französischem Muster findet am Donnerstag kein Unterricht statt. Der Schulbesuch ist im Gegensatz zu den meisten deutschen Aus-

landsſchulen ſehr gut. Ebenſo ſind das Betragen und der Lerneifer der Kinder durchaus zufriedenſtellend. Was den ſpäteren Beruf der Schüler betrifft, ſo werden ſie gewöhnlich, was ihre Väter ſind, nämlich Arbeiter oder Handwerker. Der Unterricht iſt mit Rückſicht auf die meiſt arme deutſche Bevölkerung der Stadt Verviers unentgeltlich. In faſt allen deutſchen Auslandsſchulen wird Schulgeld erhoben, von vielen allerdings in ſehr beſcheidenem Maße, und nur wenige Anſtalten machen eine Ausnahme davon, wie z. B. die Volksſchule in Seraing, die der katholiſchen St. Bonifaciuskirche in London, die beiden katholiſchen Freiſchulen von Petropolis (Braſilien), das deutſche Waiſenhaus Providencia bei Traiguen (Chile) und die Schule des Jeruſalemvereins in Haifa (für Mitglieder der Gemeinde). Die deutſche Schule in Verviers wird durch freiwillige Beiträge der dortigen Deutſchen und einen jährlichen Zuſchuß des Deutſchen Reiches unterhalten.

Die wirtschaftliche Thätigkeit der katholischen Mission in Deutsch-Ostafrika.

Von Pastor C. Hoefer.

Über die wirtschaftliche Thätigkeit der katholischen Mission in Deutsch-Ost-Afrika geben die Berichte aus dem letzten Viertel des vorigen Jahres durchweg Zeugnis von eifriger Arbeit des Missionspersonals. Auch da, wo sich der Kulturarbeit Schwierigkeiten entgegenstellen, seien es vorübergehende aber augenblicklich die Arbeit besonders störende widrige Naturereignisse, oder seien es klimatische Verhältnisse, immer sprechen die Berichte von zäher Ausdauer und hoffnungsfreudiger Arbeit der Missionare.

Der Übersicht halber ordnen wir die Berichte über die einzelnen Stationen nach den Vikariaten, welchen diese Stationen angehören.

Die Kongregation der Väter vom heiligen Geiste, welche ihre Thätigkeit im jetzigen Deutsch-Ost-Afrika 1862 begann, vereinigt unter dem apostolischen Vikariate von Nord-Sansibar 11 Stationen, die sich im Kilimandjarogebiet, der Landschaft Usambara, Usaramo und Ussagara befinden. Die älteren Stationen haben sämtlich Waisenhaus, Schule, Werkstätten, Kirche oder Kapelle. Auf der Station Mhonda, Bezirk Bagamoyo, befindet sich eine Kaffeepflanzung. Aus Kiboscho, Bezirk Kilimandjaro, geht die bedauerliche Nachricht ein, daß das 1893 mit Gründung der Station errichtete Wohn- und Schulhaus abgebrannt ist, Vorratshaus und Küche sind zugleich mit vernichtet worden, ebenso die Ernte von 700 Kaffeebäumchen; die Eisenblechbedachung ist durch den Brand untauglich geworden. Die nächste und nötigste Arbeit auf dieser Station wird mit Zurückstellung der bisher blühenden Schularbeit, die von 1 Missionar, 24 Katecheten und 5 Schwestern unter 1530 Knaben und 1253 Mädchen ausgeübt wurde, der Aufbau der Station bilden.

Die Station Mrogoro in der Landschaft Ukami, westlich von Dar-es-Salaam, an der Karawanenstraße gelegen, erfreut sich trotz des durch Sumpf verursachten ungesunden Klimas einer günstigen Entwickelung. Die mehr nach dem Inneren gelegene Nebenstation Mapogoro ist noch im Entstehen begriffen, vorläufig muß noch eine Negertembe dem Missionar als Wohnhaus dienen; Wirtschaftsgebäude und Schule waren bis Ende vorigen Jahres zur Hälfte fertig gestellt, sie werden, da die Eingeborenen sich zu dem Missionar hilfsbereit und freundlich stellen, bald vollendet sein. Die Station bietet einen durchaus gesunden Aufenthalt für Europäer, und dieser Umstand wird für die Station in der Zukunft besonders vorteilhaft sein.

Digitized by Google

Im Vikariat Nord-Sansibar ist seit 1897 außer obiger Kongregation der Trappistenorden thätig: in Neu-Köln, St. Peter und Tanga. Diese 3 Ansiedelungen gehen von dem deutschen Kloster Marianhill in Natal aus. In Tanga befinden sich außer dem Prokurator 4 Schwestern für das Krankenhaus und für die Schule, in Neu-Köln sind im ganzen 13 Missionskräfte thätig. Die Schule wird von 60 Kindern besucht. St. Peter ebenso wie Neu-Köln, in West-Usambara gelegen, ist im Entstehen begriffen; von dem hier stationierten Priester mit einem Hülfsbruder sind in einer Kostschule 19 Knaben und 15 Mädchen gesammelt, zu welchen täglich noch ca. 20 Außenschüler kommen. Der ungünstige Einfluß des Muhamedanismus macht sich auf dieser Station besonders geltend: Trägheit, Verschlagenheit und Mißtrauen der umwohnenden Eingeborenen sind seine Geistesfrüchte.

Die St. Benediktus-Missions-Gesellschaft, welche 1884 gegründet wurde, arbeitet in Deutsch-Ost-Afrika seit 1887 auf 10 Stationen mit einer größeren Anzahl Nebenstationen; sie sind unter der apostolischen Präfektur Süd-Sansibar mit dem Sitze in Dar-es-Salaam vereinigt. Der hier seiner Vollendung entgegen gehende Kirchbau nahm zwar einen langsamen Fortgang, aber schon jetzt, nachdem das Dach gedeckt, der Turm von dem Gerüst freigelegt, das Gebäude von außen abgeputzt wird, gewährt derselbe durch seine Dimension, seine kunstvolle harmonische Gliederung den Eindruck eines Prachtwerkes, welches auch in Deutschland unter Architekten Beachtung finden würde. In Deutsch-Ost-Afrika ist diese Kirche bisher das größte und erhabendste Baukunstwerk. Das von 8 Schwestern geleitete Waisenhaus mit Schule und 112 Schülerinnen entwickelt sich günstig weiter; von dem Bezirksamtmann in Tanga wurden dem Waisenhause 4 befreite Sklavenmädchen zur Erziehung überwiesen. Die in der Nähe von Dar-es-Salaam der Missionsstation gehörige Schambe Simbasi für Viehzucht, Garten- und Plantagenbau hat im letzten Jahre erfreuliche Erfolge erzielt, besonders gedeihen hier europäische Gemüse und afrikanische Früchte ausgezeichnet. Um diese Schambe hat sich ein Christendorf von 416 Einwohnern gebildet, deren 145 schulpflichtige Kinder in 3 Schulen unterrichtet werden.

In Nyangao, im Südosten Deutsch-Ost-Afrikas, ist mit Schluß vorigen Jahres die Kirche fertig gebaut und der Bau eines neuen Missionshauses in Angriff genommen. Die Bauten stellen sich ziemlich billig, da Bauholz in der Nähe vorhanden und bei der starken Bevölkerung der Umgegend das Arbeitslohn niedrig ist. Auf der Station befinden sich zwei Waisenhäuser mit 35 Zöglingen. In 9 Schulen der Station und Umgegend werden nahe an 200 Schüler unterrichtet. Der von der Station betriebene Gartenbau ist äußerst einträglich, da der unmittelbar an der Station vorüberfließende Nyangao das zum Begießen notwendige Wasser in Menge liefert. Auf der nordöstlich von Nyangao liegenden Station Lindi sind im letzten Jahre mehrere Magazine errichtet worden; in ihnen werden die in dem letzten fruchtbaren Jahre gewonnenen Vorräte aufgespeichert, um einer etwaigen Hungersnot, wie sie vor 2—3 Jahren im dortigen Distrikte ausbrach und in vorangehenden Jahren schon öfter bei der vorherrschenden Trockenheit des dortigen Klimas aufgetreten ist, wirksam begegnen zu können. Diese Maßregel hat sich im letzten Jahre schon auf der südwestlich von Nyangao gelegenen Missionsstation Lukuledi bewährt. Durch die totale Dürre ist hier

eine Hungersnot herbeigeführt worden, welche die Miſſionare durch Verteilung angeſammelten Getreides zu lindern ſuchten. Die Eingeborenen friſten ihr Leben von dieſen dargebotenen Gaben und, wo dieſelben nicht zureichen, ſammeln ſie die ins Land gefallenen Heuſchrecken und verzehren ſie geſotten und gebraten; doch iſt die Nahrung eine erbärmlich magere, da die Tiere ſelbſt keine Nahrung finden. Somit iſt für dieſes Jahr die wirtſchaftliche Entwickelung dieſer älteſten Station in dieſer Präfektur unterbrochen worden.

Die in Ungoni (Oſtküſte des Nyaſſa) liegenden beiden jungen Stationen Peramiho und Kigonſera entwickeln ſich ſehr ausſichtsvoll. Die im allgemeinen kriegeriſchen und räuberiſchen Wahehe ſind für die kulturelle Thätigkeit der Miſſion ſehr zugänglich. Die Station Kigonſera liegt an einem leicht anſteigenden Abhange landſchaftlich ſehr ſchön. Die Waſſerverhältniſſe ſind inſofern äußerſt günſtig, als auf den die Station überragenden Bergen ein kräftiger Bach entſpringt, der ſich mit Leichtigkeit in die Felder und Gehöfte der Miſſionsſtation leiten läßt. Die ſpezielle Miſſionsthätigkeit in dieſen äußerſt ſtark bevölkerten Diſtrikten kann jetzt beginnen, nachdem die Überſetzung der ſonntäglichen Evangelien in das Kingoni im vorigen November abgeſchloſſen iſt. Nördlich von dieſem Diſtrikt noch im Uhehe-Bezirk befinden ſich zu der Präfektur Süd-Sanſibar gehörig die beiden Stationen Toſamaganga (Iringa) und Matibira. Wenn auch von dieſem hartnäckigen Bergvolke der Wahehe, welches ſich einſt bis beinahe zur eigenen Vernichtung gegen die deutſche Herrſchaft geſträubt hatte, die früheren Berichte nur von geringen Miſſionserfolgen ſprechen konnten, ſo ſcheint es ſeit einem Jahre zu den Miſſionaren Vertrauen gefaßt zu haben. Die bei Toſamaganga wohnenden Wahehe kommen jetzt zur Station und beteiligen ſich auch ſchon an der Arbeit; mit dem Ende vorigen Jahres iſt die dreiſchiffige Hallenkirche mit Holz gewölbt und fertig gebaut worden. Die Koſten für dieſelbe betrugen 5000 Rupien (7000 M.), der Bau hätte in Deutſchland 40—50000 M. gekoſtet; er konnte hier ſo billig ausgeführt werden, weil die Bruchſteine am Platze zu haben waren, Ziegelſteine und Dachziegel die eigne Ziegelei in vorzüglicher Qualität lieferte, die am Ruaha errichtete Holzſchneidemühle das erforderliche Bauholz zurichtete. Der ſonſt für die Miſſionsſtationen ſo beſchwerliche Transport des Bauholzes wurde erleichtert, da aus der Heimat ein ſtarker Wagen geſchickt worden war. Nur die Maurerlöhne fielen ſtark in die Rechnung. Nach Beendigung des Kirchenbaues wird von dem Ruahafluſſe aus eine Waſſerleitung nach dem Miſſionsgehöft gelegt werden. Die dazu erforderlichen Thonröhren ſind bereits hergeſtellt. Neben dieſer Bauthätigkeit iſt der Schulunterricht nicht vernachläſſigt worden; es wurden in 2 Waiſenhäuſern 40 Jünglinge und in 4 Schulen 73 Schülerinnen unterrichtet. Man beabſichtigt die intelligentren Knaben zu Lehrern für die Außenſchulen auszubilden. Das von Toſamaganga ſüdweſtlich gelegene Matibira befaßt ſich, was ſeine wirtſchaftliche Thätigkeit anbetrifft, hauptſächlich mit Viehzucht. Trotzdem ſich hier die Eingeborenen noch ſcheu zurückhalten, war es doch möglich, im letzten Jahre ein ſtattliches Wohnhaus des Miſſionars zu bauen und den Schulunterricht unter den Wahehe aufzunehmen. 20 Knaben, welche im neu errichteten Knabeninſtitute wohnen und etliche täglich von auswärts kommende Schüler werden in Religion, Schreiben und Singen unterrichtet. Die Mädchen ſind für die Schule ſehr ſchwer zu haben, weil ſie frühzeitig zu Hauſe in der Wirtſchaft helfen müſſen und ſchon mit 7—8 Jahren verheiratet werden, die Heirat iſt nichts anderes als

ein Geldhandel der beiderseitigen Eltern. Da bisher sämtliche Gartenprodukte hier gut geraten sind, wird man in diesem Jahre die Gartenkultur weiter verfolgen und den Versuch mit dem Anbau von Mango, Apfelsinen und Feigen machen, die Stecklinge sind von der Station Karema am Tanganyika geschickt worden.

Die III. katholische Kongregation, welche in Deutsch-Ostafrika wirkt, ist die Missionsgesellschaft der weißen Väter. Das Missionspersonal, wie ihr Arbeitsgebiet ist im Verhältnis zu den beiden anderen Genossenschaften bedeutend größer. Ihr Einfluß erstreckt sich auf umfangreiche westliche und nördliche Distrikte der deutsch-ostafrikanischen Kolonie. Sie missioniert hier seit 1878. Ihr Gebiet ist in 3 nach ihrer landschaftlichen Lage benannte Vikariate geteilt. Das apostolische Vikariat Tanganyika mit 6 Stationen und 46 Schulen; das apostolische Vikariat Unyanyembe mit ebenfalls 6 Stationen und 7 Schulen, das apostolische Vikariat Südnyanza mit 8 Stationen und 12 Schulen. In Karema am Tanganyika, dem Sitze des katholischen Vikars, ist eine Katechetenschule mit etwa 50 Schülern gegründet, welche für den betreffenden Bezirk die Lehrer ausbildet. Es wird seit etlichen Jahren in diesem Vikariate besonderer Nachdruck auf Schulgründungen gelegt, denn während sich hier noch vor 3 Jahren nur 12 Schulen befanden, zählt man nach der letzten Statistik daselbst bereits 46. Der Menge der Schulen entspricht auch die Anzahl der Schüler, so findet sich zum Beispiel auf der Station Zimba am Rukwa-See ein Schulsystem, in welchem allein rund 1000 Schüler unterwiesen werden. Der Unterricht in den Schulen wird in dem Kisanga-Dialekt erteilt, der sich fast ganz mit dem an der Nordspitze des Nyassa gesprochenen Dialekt deckt, doch verstehen die Eingeborenen auch Kisyamwesi und Kisuaheli, mehrere auch deutsch. Diese Sprachfertigkeit findet seine Erklärung darin, daß die am Rukwa-See, sowie die in der gesamten Landschaft Kiwere angesiedelten Stämme jahraus jahrein Trägerdienste nach der Ostküste der Kolonie leisten, mit den verschiedensten Stämmen auf ihren Karawanendiensten zusammentreffen, und vor allem während ihres Aufenthaltes an der Küste das Kisuaheli lernen; nach ihrer Rückkehr in die Heimat teilen sie den Ihrigen von ihren Sprachkenntnissen die verschiedensten Brocken mit. Aus Ndala, einer Station im Vikariat Unyanyembe wird berichtet, daß die Eingeborenen, die Wandala, endlich anfangen zu den Missionaren Vertrauen zu fassen, es stellen sich auch die dortigen Häuptlinge zu der Mission freundlich. Auch die wirtschaftliche Seite der Mission hat hier gute Aussicht auf günstige Entwicklung, denn die gut bevölkerte Gegend ist äußerst fruchtbar. Sie hat an Lebensmitteln Überfluß, aber bei der mangelnden Verbindung nach Osten keinen Absatz. Eine Heuschreckenplage, welche im vorigen Jahre herein zu brechen drohte, wurde in den kritischen Tagen, als die Heuschrecken sich noch nicht zu ihrer verderblichen Gefräßigkeit entwickelt hatten, von ungeheuren Schwärmen von Störchen, welche ins Land kamen, gründlich beseitigt.

Die Station Marienberg oder Kiziba am Westufer des Viktoria Nyanza, zum Vikariat Süd-Nyanza gehörig, hat in zwei Jahren nach ihrer Begründung ihr Aussehen vollständig geändert. An Stelle der zuerst errichteten Strohhütten sind Gebäude aus Backsteinen getreten. Die um die Station zum Schutz gegen Überfälle gezogene Mauer hat sich als unnötig erwiesen, da es sich hier ganz sicher lebt. Die Missionare werden wie Freunde behandelt und als Beschützer gegen die westwärts wohnenden Batusi angesehen, welche bisher Gewaltherrschaft über diese Gegend

geübt hatten. In der neu errichteten Schule wird in allen Elementarfächern unterrichtet, auch ſind Anfänge in der deutſchen Sprache gemacht worden. Die des Schreibens kundigen Schüler ſind begehrte Leute, die umwohnenden Häuptlinge nehmen ſie gern als ihre Privatſekretäre.

Die Station Mariä Hoffnung, auf der Inſel Ukerewe in Nyanza, iſt verhältnismäßig neueren Datums, ſie wurde 1896 gegründet, iſt aber in dieſer kurzen Zeit die blühendſte des ganzen Vikariats Süd-Nyanza geworden. Die Kirche, wie das Miſſionshaus wurden im letzten Jahre vollendet: es ſind für dortige Gegend ungemein ſolide und ſtattliche Gebäude. Das Bauholz, eine Art Ebenholz von ſchwarzer Farbe und faſt wie Eiſen ſchwer, daher von den Eingeborenen Eiſenholz genannt, wurde unter großen Schwierigkeiten ſüdwärts aus dem Lande an die Küſte gebracht, der Transport eines einziges Stammes machte 20—30 Neger nötig. Es mußte dann auf Schiffe verladen werden, da es ſeiner ſpezifiſchen Schwere wegen nicht zur Inſel herüber geflößt werden konnte. Seiner Härte wegen wurde zur Bearbeitung wieder viel Zeit und Handwerkszeug gebracht. Dieſe Mühe und Schwierigkeiten belohnen ſich aber inſofern, als die ſolide Bauart aus Stein und Eiſenholz den Zerſtörungen der Termiten entſchieden Widerſtand leiſtet. Die Eingeborenen, welche ſich zu den Miſſionaren freundlich ſtellen, waren in der anſtrengenden Bauperiode ſtets hilfsbereit, doch in allen Bauhandwerken noch unerfahren; merkwürdigerweiſe ſind ſie, obgleich Inſelbewohner, durchaus ungeſchickte und zugleich furchtſame Schiffer.

Die Arbeiterfrage in unſeren afrikaniſchen Kolonien.

Vortrag in der Abteilung Kaſſel der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft
am 14. Februar 1902.

Von Generalleutnant z. D. Leo.

I.

Die Arbeiterfrage ſpielt nicht nur in unſerem hochentwickelten europäiſchen Kulturleben eine ſo wichtige Rolle, ſie iſt auch von grundlegender Bedeutung für das Gelingen unſerer kolonialen Beſtrebungen. Kommt es auch vorzugsweiſe für die Produktions-Kolonien, für den Plantagenbau, darauf an, die erforderlichen Arbeitskräfte ſicher zu ſtellen, ſo beſteht ein ähnliches Bedürfnis doch auch für die reinen Handelskolonien hinſichtlich der Ausführung von Bauten verſchiedenſter Art, der Herſtellung von Verkehrswegen, Eiſenbahnbau, Hafenanlagen u. ſ. w.

Die Europäer ſind zunächſt durch ihre leitende Stellung von der eigentlichen Handarbeit ausgeſchloſſen; ihre Aufgaben liegen im kaufmänniſchen Kalkül, in der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung und deren intellektueller Verwertung, in der Leitung, Unterweiſung und Beaufſichtigung, vor allem in der Übernahme der Verantwortlichkeit für alles, was geſchieht. Sie ſind überdies zu dauernder phyſiſcher Arbeit im afrikaniſchen Klima nicht befähigt. Der Organismus des Europäers beſitzt nicht annähernd wie der des Negers die Fähigkeit, die übermäßige Zunahme der eigenen Körpertemperatur zu vermeiden, wie ſie in der heißen, mit Waſſerdampf überſättigten Luft durch Muskelthätigkeit herbeigeführt wird. Dieſe Überhitzung des Körpers ſchwächt nicht nur die Arbeitsfähigkeit, ſie bringt auch dauernde Störungen der Konſtitution hervor, namentlich was Beſchaffenheit und Menge des Blutes anlangt, wie ſie für den Einfluß des Tropenklimas auf den Europäer charakteriſtiſch ſind. (Aus dem Aufſatz: „Körperwärme, Arbeit und Klima" von Dr. Joh. Glad in der Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge. Neue Folge, Serie I.)

Die eigentliche Arbeitsleiſtung fällt der eingeborenen Bevölkerung zu; gerade dieſe ſtellt aber in unſeren Kolonien (von D. S.-W.-A. abgeſehen) einer entſprechenden ausgiebigen Verwendung große Schwierigkeiten entgegen.

Das beruht auf verſchiedenen Umſtänden:

Die Bedürfnisloſigkeit der Neger, denen die Natur, in der ſie leben, ihre notwendigen Bedürfniſſe auch ohne ernſte Arbeit liefert, ſo daß die natürliche Anregung und Erziehung zu ſolcher fehlt.

Der allgemeine Charakter der Neger: ſie leben durchaus nur in der und für die Gegenwart, ohne nachdenkliche Fürſorge für die Zukunft; ſie ſcheuen, ſich ſelbſt überlaſſen, wie die Kinder, jede Bemühung, welche nicht unmittelbaren Genuß mit ſich bringt.

Die der niederen Ziviliſationsſtufe entſprechende geringere Bewertung der Frauen geſtattet, die unvermeidliche Arbeit dieſen aufzuerlegen; der Mann will vor allem Jäger und Krieger ſein und ſieht in der Arbeitsverpflichtung einen ihm nicht zukommenden Zwang.

Politiſche Mißſtände, namentlich auch die unter dem Einfluß der Araber zahlreichen verheerenden Kriege und Raubzüge haben große Unſicherheit des Beſitzes, insbeſondere der perſönlichen Freiheit hervorgerufen, die produktive Arbeit entwertet und mit der Vorſtellung der Sklaverei eng verknüpft.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß das Naturell des Negers ſeiner Erziehung zur Arbeit große Schwierigkeiten bereitet, nicht etwa, daß es ihm an der erforderlichen phyſiſchen Leiſtungsfähigkeit oder an hinreichendem Intellekt fehle, es ſind Charaktereigenſchaften, welche ihn als Arbeiter und damit als Vermittler der Kulturentwicklung minderwertig erſcheinen laſſen. Unbeſchadet großer Verſchiedenheit in dem Charakter der Negerbevölkerung, ſcheint doch das Übereinſtimmende darin dem Bilde zu entſprechen, was John Lubbock von den Wilden ganz allgemein entwirft.

„Wilde ſind wie Kinder; ſie haben, wie dieſe, keine Beharrlichkeit; ihre Sorgen verfliegen raſch, ihre Leidenſchaften äußern ſich raſch und gewaltſam; ſie leben faſt nur in der Gegenwart. Bei den Wilden finden ſich ähnliche Schwierigkeiten wie bei den Kindern, gewiſſe Konſonanten auszuſprechen; wie die Kinder können ſie oft ſchwer eine Alternative begreifen; wie dieſe haben ſie die Neigung, Worte durch gleichlautende Doppelſilben zu bilden. Auch in ihrer Grauſamkeit haben Wilde und Kinder Ähnlichkeit, inſofern ſie auf kindiſcher Gedankenloſigkeit und Erregung beruht. Sattſein, Lachen, Spielen, Tanzen und Schlafen befriedigt die Wilden wie das Kind. Die Wilden ſtehen moraliſch unter den Kulturvölkern; nicht, daß bei dieſen letzteren nicht auch Schlechtigkeiten vorkommen, aber, was hier Ausnahme, iſt dort Regel".

Vielfach beſteht ja die Anſicht, daß der Neger eine minderwertige Raſſe bedeute, welche niemals mit der weißen Raſſe gleichberechtigt ſein könne, zwar in den Grenzen ihrer geringeren ſittlichen, ſozialen und wirtſchaftlichen Veranlagung thunlichſt zu entwickeln, aber doch immer nur zum beſten der weißen Raſſe auszunutzen ſei. Selbſt denjenigen, die feſthalten an dem Glauben an die Einheitlichkeit des Menſchengeſchlechtes nach Abſtammung und Beſtimmung, dürfte es ſchwer werden, jene Meinung durch Thatſachen zu widerlegen, was freilich noch nicht die Richtigkeit derſelben beweiſt. Wie dem aber auch ſei, faſt alle die Männer, welche aus eigener Erfahrung als Forſcher und Pioniere der Kultur unſere Kolonien kennen, ſtimmen darin überein, daß die ſchwarze Bevölkerung dieſer weiten Landſtriche deren eigentlicher zu hebender Schatz iſt, daß wir den Neger nicht bloß nicht entbehren können für unſere Thätigkeit in den Kolonien, daß vielmehr allein auf der Gewinnung der Schwarzen für die Kulturarbeit die Möglichkeit des Erfolges unſerer kolonialen Beſtrebungen in Afrika beruhe.

Nicht darüber, daß dieſes Ziel zu erſtreben ſei, ſondern darüber, wie es zu erreichen ſei, ſind die Meinungen geteilt. Nicht nur weil auch hier, wie oft, die theoretiſche aus allgemeinen Humanitätsbeſtrebungen und liberaliſierender Aufklärung entſpringende Meinung nicht übereinſtimmt mit der harten Notwendigkeit des praktiſchen Bedürfniſſes gegenwärtiger kolonialer Thätigkeit, ſondern auch, weil es ſich um Zuſtände handelt, die, indem ſie aus mehrhundertjähriger Entwicklung

hervorgingen, die Bedeutung natürlicher Lebensbedingungen gewonnen haben, welche ſich ohne Gefährdung des ganzen wirtſchaftlichen Lebensorganismus, wie ihn die eingeborene Bevölkerung darſtellt, nicht ohne weiteres aufheben laſſen.

Hierzu iſt in gewiſſem Sinne auch die Einrichtung der Sklavenhaltung zu rechnen. Sie iſt unter der Herrſchaft des Islam — nicht nur in Afrika — zu einer Wirtſchaftsbedingung geworden.

Nun fällt jedoch unter den Begriff der Sklaverei manches, was heute für unſere Kolonien nicht mehr in Betracht kommt und, ſofern es noch beſteht, im völligen Verſchwinden begriffen iſt. Dazu gehört die gewaltſame Aufbringung, der gewaltſame Transport und die gewaltſame Ausfuhr von Sklaven, ebenſo der Sklavenhandel auf offenem Markt, und — wenigſtens da, wo die deutſche Herrſchaft wirkſam iſt — die einſeitige Beſtimmung des Sklavenrechtes durch den Beſitzer.

Nichtsdeſtoweniger beſtehen der Handel mit Sklaven und Sklavenhaltung nach wie vor, und trotz geſetzlicher Verbote und Strafen auch noch Ausfuhr und vermutlich auch die Möglichkeit harter und willkürlicher Behandlung der Sklaven ſeitens der Händler und Beſitzer, wie ja auch bei uns Verbrechen und Vergehen gegen die beſtehenden Geſetze nicht aufhören; alles das beruht aber ganz weſentlich auf dem freien Willen der Neger, der ſich als Sklave unter der meiſt patriarchaliſchen Fürſorge ſeines Herrn, die ihn bei mäßiger Arbeit aller Sorge für ſich und ſeinen Unterhalt enthebt, ſehr wohl fühlt und überdies, wenn er dieſes Verhältnis löſen will, bei der deutſchen Regierung Schutz findet.

Es ſei hier an das erinnert, was ein ſo beſonnener und erfahrener Berichterſtatter wie Hauptmann Leue hierüber ſagt:

(Aus dem Aufſatz: Die Sklaverei in D.-O.-A. in den Beiträgen zur Kol. Politik u. Kol. Wirtſchaft). „Thatſächlich genießt der Sklavenhalter in D.-O.-A. ſeinen Sklaven gegenüber weniger Vorrechte, als in Deutſchland eine Herrſchaft gegenüber ihren Dienſtboten. Rechte hat er eigentlich nicht, wohl aber Pflichten."

„Der Küſtenneger, der durch die bequeme, nur auf die Befriedigung der Sinne gerichtete Weltanſchauung der Mohammedaner verwöhnt und verdorben iſt, iſt lieber Knecht als freier Arbeiter. Muß er, um zu leben, arbeiten, ſo legt er auf die Freiheit keinen Wert. — Läßt er ſich loskaufen, ſo macht er den Europäer für ſein ferneres Wohlergehen geradezu verantwortlich. — Ähnlich iſt es mit den Sklavinnen. Käuflich iſt im Orient alles; daß ſie gekauft und verkauft werden können, geniert ſie nicht. Irgend einem Gebieter gehört dort das Weib faſt immer. Auf perſönliche Würde legt die Negerin kein Gewicht, und im Punkte der Sittlichkeit iſt ſie nicht engherzig. — In D.-O.-A. iſt der Freikauf der Sklaven unter allen Umſtänden geſtattet, aber ein undankbares Geſchäft. In Sanzibar iſt er verboten, weil nach engliſcher Auffaſſung durch Zahlung eines Löſegeldes indirekt der Sklavenhandel gefördert wird. — Thatſächlich iſt in D.-O.-A. auch der nicht öffentliche Sklavenhandel verboten und nur geſtattet, wenn er auf Wunſch der Sklaven ſtattfindet; daß er aber noch häufig vorkommt, kann nicht bezweifelt werden; denn wo kein Kläger, da iſt auch kein Richter."

„Die Behörden benutzen jede Gelegenheit, die Antiſklaverei-Beſtrebungen zu fördern. Schlecht verſorgte und gehaltene Sklavenkinder werden für frei erklärt und den Miſſionen überwieſen. Jeder Sklave, der durch Freigebung ſeitens ſeines Herrn oder durch Loskauf oder durch gerichtliches Erkenntnis frei-

gelassen wird, erhält vom Bezirksamt einen Freibrief, worüber genaue Listen geführt werden; jährlich werden über 1000 Freibriefe ausgestellt."

Weiter berichtet Hauptman Leue: „Vorteile gewährt die Sklaverei wenige; die geringfügigen Arbeiten, welche die Sklaven in D.-O.-Afrika leisten, können auch von den freien Küstenleuten geleistet werden; dagegen fördert die Sklaverei die Trägheit, Leichtlebigkeit und Lüderlichkeit. Sie hindert an der Gründung regelrechter Hausstände und hemmt dadurch die natürliche Vermehrung der Bevölkerung. Die Sklavinnen, solange sie hübsch und jung sind, werden von ihren Herren unter strenger Aufsicht gehalten; später reizen sie niemand mehr. Die farbigen Weiber bekommen aber in der Regel erst Kinder, wenn sie verheiratet sind oder in der Ehe ähnlichen Verhältnissen leben. Auf Verheiratung mit ihren Sklavinnen lassen sich die Herren nicht gern ein. Tausende und Abertausende von weiblichen Wesen verbringen ihr Leben, ohne ihrer natürlichen Bestimmung zu genügen. — Nachteilig ist auch die Rechtsunsicherheit, die teils gestattet, teils verbietet, ohne ein unzweideutiges Prinzip.

Erhebliche wirtschaftliche Nachteile sind von der völligen Aufhebung der Sklaverei kaum zu erwarten. Die paar Tausend Sklavenbesitzer fallen nicht so sehr ins Gewicht. Ebenso gut, wie sich die Europäer, die Inder und die freien Stämme des Inneren ohne Sklaven behelfen, könnten es die Araber, die Beludschen und die Suaheli auch. Die Arbeitskräfte würden ja dieselben bleiben, daher wäre auch keine Brotlosigkeit der bisherigen Sklaven zu erwarten. Auch die s. Z. eingetretene Freilassung von 23 000 Indersklaven hat keine üble Nachwirkung hinterlassen. Unmoralisch bleibt die Sklaverei auch in ihrer milden Form." — Soweit Hauptmann Leue.

Berücksichtigt man außerdem die Schädigung der Kindererziehung durch Sklaven, den vergiftenden Einfluß dieser Erzieher, die in ihrer Thätigkeit nicht von sittlichen Gesichtspunkten, sondern allein von dem Bestreben, Kollisionen mit dem Gebieter zu vermeiden, geleitet werden, so liegt die Schlußfolge nahe, die baldige Abschaffung auch der noch bestehenden Sklavenhandlung zu fordern. Indes Hauptmann Leue kommt nicht zu diesem Schlusse aus politischen Bedenken. Er sagt: „Der Muslim versteht die Gründe für die Aufhebung der Sklaverei einfach nicht; sie ist ihm eine mehr als tausendjährige Einrichtung, die aus dem Munde des Propheten selbst geboten wird. Sie würden es als eine schwere Schädigung ihres Besitzstandes und als eine Verletzung ihres innersten Empfindens erkennen und sich infolgedessen allen sonstigen Kulturbestrebungen der Europäer feindlich gegenüber gestellt sehen. Man thut wohl, diese Gesinnungen der Muhammedaner möglichst zu schonen."

Von Bedeutung hierfür ist auch, was Rochus Schmidt in seiner Geschichte des Araber-Aufstandes in D.-O.-A. sagt: „Der Charakter der arabischen Bevölkerung ist ein außerordentlich konservativer; ihre Eigenart ist es, vom kleinsten Gemeinwesen bis zum Staate patriarchalische Organisationen zu schaffen, für welche das Religionsgesetz den Rahmen giebt. Wir besitzen in diesem Volksstamme, in den Arabern, welche die Handelswege nach dem tiefsten Innern eröffnet haben und auch gegenwärtig noch als der alleinige Träger dieses Handelsverkehrs aufzufassen sind, Handelsvermittler von einer kaufmännischen Begabung und gerade für das in Betracht kommende Land geeigneten Vorbildung, wie sie, wenigstens für Afrika, nicht besser gedacht werden können."

Von der Weſtküſte unſerer oſtafrikaniſchen Kolonie.

Von Dr. Richard Kandt.

I.

Am 13. Februar 1899 war ich auf meiner Reiſe nach der Weſtküſte unſerer oſtafrikaniſchen Kolonie am nordweſtlichen Punkt des Kivu angekommen. Damit war ein Teil meiner Aufgabe, die Erforſchung und Kartographierung des unbekannten Weſtufers dieſes Sees, ſoweit meine ſchwachen Kräfte es vermochten, beendet. 2 Wege ſtanden mir jetzt offen. Ein kurzer, der direkt die Nordküſte entlang nach Kiſſenye, meinem alten Lagerplatz am Nordoſtzipfel des Sees führte, und ein längerer mir total unbekannter nach Norden, der mich weſtlich der Vulkane irgendwie zum Albert-Eduard-See bringen konnte. Was dazwiſchen lag, das wußte damals noch niemand. Auch von den Eingeborenen hörte ich nur ein paar Namen von Ländern und Sultanen. Aber das genügte mir, denn wo andere Menſchen-Weſen leben, da durfte ich hoffen, auch exiſtieren zu können, und ſo wählte ich den zweiten Weg, dem Reiz des Unbekannten nachgehend. Uebrigens ſind dieſe Gebiete, nachdem ich ſie paſſiert hatte, wieder in ihr altes Dunkel zurückgeſunken und bis heute iſt noch kein Nachfolger meinen Spuren gefolgt. Die zwei Expeditionen, die es verſuchten, mußten wegen der Unbilden der Landſchaft wieder umkehren und wahrſcheinlich zu ihrem Glück. Denn beide, eine deutſche und eine engliſche, waren viel zu umfänglich, — die deutſche 1000 Mann ſtark — als daß ſie das hätten überwinden können, was mich mit 30 Mann Opfer genug koſtete. — Es war am Abend des 13. Februar 1899 — wir lagerten dicht am Waſſer auf einem kleinen Wieſenfleck vor einer großen verlaſſenen Bananenſchambe — ich ſaß vor meinem Zelt und überdachte noch einmal die Ereigniſſe der letzten Wochen und ſann über die nächſte Zukunft, die noch ſo ſchwarz vor mir lag, wie ringsum die Landſchaft, als aus dem Dunkel, das den See bedeckte, ein Ruf vernehmbar wurde. Das Lager verſtummte und wir horchten hinaus und hörten deutlich den dumpfen Doppelſchlag von Rudern, der uns allmählich näher kam. Dann ſchwieg er und wieder ſchallte eine Stimme über das Waſſer und fragte, wer an den Feuern ſäße. Auf meine Gegenfrage „Wer da?" antwortete ſie: Leute des Lohunga von Kameronſe. Wir befriedigten ihre Neugier und forderten ſie auf, ins Lager zu kommen, aber ſie ſagten, daß ſie erſt den Tag abwarten müßten, um zu ſehen, ob unſere Worte wahr wären und nicht nur eine Liſt der Waregga. Dann vernahmen wir wieder den Doppelſchlag der Ruder, der langſam in der Ferne verklang und unſichtbar, wie er gekommen, verſchwand dieſer nächtige Spuck.

14. Februar. Aber heute morgen erſchienen ſie, nämlich ein kleines verſchrumpftes Männlein und ein langer rothäutiger Menſch mit einer merkwürdig verſtümmelten und ſchiefgedrückten Naſe und bekleidet mit einem Leopardenfell.

Sie kannten mich von früher, sagten sie, denn sie hätten mich im vorigen Jahre in Kissenye kennen gelernt. Um so besser. Also heuchelte auch ich Erinnerung. Sie seien Leute des Sultans Lohunga von Kameronse, aber das ganze Land stände leer und die Bewohner wären vor den Waregga nach Bugoie, einer Provinz von Ruanda, geflüchtet. Als ich sie weiter aushorchte, logen sie zuerst, Kameronse gehöre dem König von Ruanda und Lohunga sei an seinem Hofe; später gaben sie zu, daß es selbständig sei und ihr Herrscher sich mit seinen Leuten östlich am Fuße des Niragongwe-Vulkans in dem großen Buschpori befände. Sie erhielten Stoffe, worauf sie sich bereit erklärten, mich einige Tage zu begleiten; vorsichtshalber nahm ich die beiden Wahunde, die mir Mounye gegeben, auch noch mit.

Meine Askaris hatten in aller Frühe eine Brücke über den Gihira geschlagen. Übrigens hatten wir nicht nötig, seinen Sumpf zu passieren, weil wir uns zunächst nicht nördlich, sondern östlich hielten und den Hügel jenseits seiner Mündung erklommen. Oben trafen wir die traurigen Reste des zerstörten Dorfes Kumasa, das sehr viele Hütten gehabt haben muß, die in schöner Ordnung zu beiden Seiten eines breiten Weges logen. Eine Hecke von Rhizinus-Bäumchen umgab einst jede der Hütten, von denen man jetzt nur noch die Staketenstümpfe des Grundrisses, die 3 Herdsteine und rotgeglühte Topfscherben sah. Die Waregga Mounye's sollen das Dorf vor 4—5 Monaten vernichtet haben. Von Kumasa, von wo aus wir einen weiten Blick auf das Norduser hatten, dem nicht zu fern von uns eine lange Zunge entsprang, die als 100 Meter hohe Lavatuffwand senkrecht zum See abfiel, stiegen wir zu dem großen Pori ab, das sich bis zum Fuße des Vulkans erstreckt. Der Weg schlängelt sich über vielfach noch nackten Lavaboden, auf dessen verwitterten Partien Mabuge-Gras und jene schöne violett blühende Papilionacee üppig gedeiht, die in jedem Dickicht wächst und den Passanten mit ihren stachlichen Blättern peinigt. Sie böte Material zu vorzüglichen Hecken, wenn nicht die Ziegen mit perversem Geschmack gerade dies stachliche Zeug mit Vorliebe genössen. Von Bäumen wuchsen im Busch nur eine kleinblättrige Akazie, und ein prächtig rotblühender Baum, den meine Leute wegen seiner roten Samen nach den Simsim-Perlen benennen. Wir kehrten bald durch das Dickicht nordwestlich zurück und folgten dann dem Fuß der Berge nach Norden und Nordosten. Einen großen Teil des Weges gingen wir durch verödete Bananenschamben. Es ist etwas eigentümliches an ihnen. Als ich gestern rekognoszierte, drang ich ziemlich weit in den verlassenen Hain hinter unserem Lager ein, mußte aber umkehren, weil mich plötzlich ein grundlos peinigendes Gefühl überlief. Es herrschte in ihm eine beängstigende, drückende, schwer auf der Seele lastende Stille, die nur der dumpfe Klang des eigenen Schreitens und sein leises Echo unterbricht; oft schaute ich mich jäh um, weil ich das Gefühl hatte, als folge ein fremdes, unnennbares, unbeschreibliches meinen Schritten. Alles trieft hier zu dieser Jahreszeit von Nässe, wie im dichtesten Urwald. Ein feuchter modriger Verwesungsgeruch entströmt dem Boden, die faulenden Früchte, die überall auf der Erde liegen, erzeugen einen scharfen alkoholischen Duft, der sich mit einem anderen, der fast dem von frischem Leder gleicht, vermischt. Die gestürzten Stämme erweichen allmählich, zerfallen, werden von streichenden Tieren zertreten und bieten zuletzt das Bild von Matten, die in den Grund gestampft wurden und sich in 1000 Fasern auflösen. Sie atmen am stärksten den Verwesungsdunst aus. Dazu dieses

halbe Dunkel beſonders an trüben Nachmittagen, wie geſtern. Die Nektarinen, die Charaktervögel der Bananen, finden ſich hier nicht, weil die Blüten fehlen, aus deren Tiefe ſie mit dem langen gekrümmten Schnabel ſich die Würmer holen. So ſchweigt ihr Flöten und das eiferſüchtige „Zett, zett, zett", das ſonſt die Haine erfüllt. Nur Fledermäuſe hauſen hier und tauſende von Spinnen vielerlei Art, die den Millionen von mikroſkopiſch kleinen von den meiſten Vögeln verſchmähten Bananenfliegen nachſtellen. Zu 10 und 20 ſitzen dieſe auf den großen Tauſendfüßlern, die es hier in Menge giebt, und laſſen ſich von ihnen, die eine feine Witterung für Bananenſchalen haben, zu den faulenden Früchten transportieren. Nur an wenigen Stellen kann die Sonne noch durch das dichte Dach dringen. Schlinggewächs verbindet die Kronen und erſtickt wohl die Kraft der Bäume, denn ſie verlieren in dieſer Verwilderung bald die Fähigkeit zu neuen Schößlingen. Allmählig mit ſtärker werdendem Schatten ſterben auch die Gräſer und die Kräuter zu ihren Füßen ab und nur ſpärliche Halme ſchießen hier und da aus der ſchwarzen Erde.

Die Gegend, durch die wir heute zogen, war mit Bananenſchamben bedeckt. Sieht man dieſe Berge, auf denen ſich Hain an Hain reiht, ſo glaubt man in reichen Gebieten zu ſein, aber ſie ſind alle ausgeſtorben; keine Hütte mehr und kein Menſch, verlaſſen und öde liegen ſie da und wirken durch den Kontraſt noch trauriger als wirkliches Pori. Das ganze Land verlaſſen, das ganze Volk von Kameronſe vertrieben. Es ſcheint hier am weſtlichen Grabenrand ein eigenes Geſetz zu walten; bisher hat ſich jeder Sultan ſtärker gezeigt, als ſein nördlicher Nachbar. Das beginnt am Tanganika mit Kinone, vor dem Gwiſche ſtets auf der Hut ſein muß, der ſeinerſeits wieder ſtändig Bunyabungu bekämpft. Die Wanyabunge verwüſteten dafür das Grenzgebiet der Wanyaitambi, dieſe das der Uyunga-Leute und die wiederum haben gleich das ganze Kameronſe zerſtört. Das iſt doch ein ſehr auffallender Zufall, den ich nicht zu erklären verſuche, ſondern nur konſtatiere.

In der Nähe unſeres heutigen Lagers mitten unter den Bananen machten wir einen greulichen Fund. Da lag der Kopf eines höchſtens vor 2 Tagen geſchlachteten Menſchen. Die Ohren, Lippen und das Fleiſch von Wangen, Hals und Kinn waren weggeſchnitten, die großen Röhrenknochen hatte man zerſchlagen, offenbar, um Blut und Mark auszuſaugen. Die Feuerſtelle mit der Aſche war noch vorhanden, der blutige Schurz aus Rindenſtoff, die Stroh- und Drahtringe des Geſchlachteten lagen rings zerſtreut im Graſe. Ich rief die Führer, ſie kannten den Mann, ſie ſagten, wenn wir ſuchen wollten, würden wir noch viel andere ſolcher Reſte finden, aber ich verſpürte keine Luſt dazu. In den Fliegenden leſen ſich Kannibalen-Witze ſehr amüſant, aber die Wirklichkeit iſt ſo ekel- und grauenerregend, daß einem für einige Zeit die Freude an dieſen Scherzen vergeht. Da die unteren Lider und die Wangen entfernt waren, lagen die Höhlen der Augen und des Mundes bloß und die nackten von Fliegen umſchwärmten Augäpfel boten zuſammen mit dem bis zum letzten Backzahn ſichtbaren Gebiß den fürchterlichen Anblick eines ſo ſchrecklichen Grinſens, daß ich all meine ärztlichen Erinnerungen zu Hilfe nehmen mußte, um dieſes Bild zu ertragen. Die Führer erzählen, daß vor 4—5 Monaten Mounye das Land überfallen hätte. Was nicht fliehen konnte, ſei geſchlachtet worden. Die Wahunde hatten immer, wenn ich ſie fragte, proteſtiert, ſie ſeien keine Kannibalen. Ich glaubte es ihnen auch, weil der Körper des von

meinen Askaris im Dickicht getöteten noch nach Tagen unberührt war. Auch heute wehren sich die beiden Wahunde, die mir Mounye gab, gegen diesen Verdacht, aber sie können nicht mehr leugnen, daß ihre Landsleute, die Waregga, Menschenfresser sind. Ich frage die Kameronseführer, wie der Getötete hierhergekommen ist, und sie antworten, daß sich eine Anzahl Leute wieder eingefunden hätte, um versuchsweise ihre alte Heimat zu besiedeln. Aber sie seien vor wenigen Tagen, während ich in Kalunga war, von den Waregga überfallen und fast alle verzehrt worden. Auch 100 Rinder seien den Räubern in die Hände gefallen. Was diese Leute zum Kannibalismus verführt, dafür fehlt mir jede Kenntnis und jedes Verständnis. Ich vermute, daß viel Aberglaube im Spiel ist. Ihre sämtlichen Nachbarn verachten sie grenzenlos deswegen, sie behaupten aber auch, daß viele Wahunde demselben Laster fröhnen. Vielleicht wirkt da eine Art psychischer Ansteckung mit.

Meinen Trägern geht es schlecht; sie haben sich wieder so thöricht und unüberlegt benommen, wie einfältige Kinder. In Uyungu lebten sie in Hülle und Fülle, überfraßen sich natürlich, sodaß die Hälfte an Indigestionen leidet, und waren nicht dazu zu bewegen, aus dem Reichtum an Nahrungsmitteln, der ihnen fast umsonst zur Verfügung stand, einigen Vorrat mitzunehmen. Allah hat bisher geholfen, meinten sie, und wird auch weiter helfen. Nun haben sie gestern nichts an Gemüsen oder Mehl kaufen können, sodaß ich an beiden Tagen schlachten lassen mußte. Das bißchen Fleisch geht bei ihnen aber auf einen hohlen Zahn, sodaß sie leere Magen haben und jammern. Hoffentlich finde ich bald Essen, sonst könnte es ein Malheur geben.

15. Februar. Im wesentlichen nordwestlicher Marsch im Thal, zu beiden Seiten die reichen und doch so armen Berge. Wir erreichten einen großen Papyrussumpf namens Kalimissamba, in dem mehrere kleine Bäche und Flüsse versickern. Ich sah heut zum ersten Male fruchttragende wilde Bananen. Sie erinnern in der Form dieses Stadiums an die Kandelaber von elektrischem Bogenlicht. Die reifen Früchte, deren spärliches rosafarbige Fleisch sich um große schwarze Kerne lagert, schmeckte fade und nichtssagend. Im Lager kein Eingeborener und keine Lebensmittel. Ich schlachte das vorletzte Stück, und die Träger, die zum Teil schon merkwürdig verfallen aussehen, beginnen sich gegenseitig das bischen Fleisch zu stehlen, infolgedessen viel Zank und trübe, unzufriedene Stimmung. Ich selbst esse sehr wenig, weil mir der tägliche Braten widersteht und mein Koch natürlich versäumt hat, Bataten und Bohnen von Uyunge mitzunehmen. Ich nähre mich von Brot und Kaffee; Konserven konnte ich diesmal wegen Trägermangels nicht mit mir führen.

17. Februar. Was ich all die Tage im geheimen gefürchtet habe, daß meine Leute so erschöpft sind, daß irgend ein außerordentliches Ereignis eine Katastrophe herbeiführen kann, das ist gestern eingetroffen. Nun habe ich einen Mann begraben, zwei sind so schwer krank, daß sie ihm binnen kurzem nachfolgen werden; einige liegen halb irr in ihren Zelten und die anderen sind zum großen Teil so schwach, daß, wenn nicht bald bessere Zeiten kommen, wir alle zu Grunde gehen. Was war denn geschehen? Nichts weiter als ein Hagelschlag im Urwald. Gerade die scheinbar allergewöhnlichsten Erlebnisse sind im Innern Afrikas die schlimmsten und auch die undankbarsten für den Erzähler. Wer von uns wurde noch nicht von Regen und Hagel überrascht? Aber das ist der Unterschied

zwiſchen einem Unwetter in Europa und dem afrikaniſchen Urwald, daß hier die Folgen eintreten konnten, die ich eben erwähnte. Als ein Jahr ſpäter Miſſionare den ſchmalen, kaum $^3/_4$ Stunden langen Urwald der anderen Seeſeite paſſierten, noch dazu mit friſchen, nicht ausgehungerten Leuten, die ſie am gleichen Tage in den Dörfern gemietet hatten, wurden ſie von einem Gewitter überraſcht. Als ſie ins Lager kamen, vermißten ſie drei Träger, die ſie am andern Morgen ſuchten und neben ihren Laſten tot am Wege liegen fanden. Wohlgemerkt: nicht durch Blitzſchlag, ſondern nur durch die Schrecken des Unwetters im Walde.

Ich will verſuchen, auf Grund meiner Notizen vom 16. Februar dem Leſer ein Bild dieſes Tages zu geben, aber ich weiß von vornherein, daß es nur ein Schatten der Wirklichkeit ſein wird; und wenn ich mir vornähme, mit allen Kräften zu übertreiben, es bliebe doch nur ein matter Reflex des Erlebten. Ja, hätte ich die Sprachgewalt eines Zarathuſtra, die Feder eines d'Annunzio, eines Richard Voß, den Pinſel eines Böcklin — dann vielleicht; da ich aber leider all dieſe ſchönen Dinge nicht mein eigen nenne, ſo beſcheide ich mich von vornherein.

Der Marſch begann geſtern gleich anſtrengend. Wir erſtiegen einen hohen ſteilen Berg, auf dem bis in den Grund zerſtörte Dörfer für den Vandalismus der Waregga zeugten. Dann kamen wir in eine Gegend, die wohl auch früher unbewohnt war, und traten allmählich in Urwald ein. Das Wetter war heiter, der Boden nicht ſchlüpfrig, der Weg nicht verwachſen, die Vegetation herrlich, ſodaß ich die Mühe der Arbeit infolge mangelnder Orientierung gern überſah. Nach 2 Stunden ermüdender, aber nicht zu arger Steigungen machte ich eine kurze Pauſe. Als ich aufbrach, trafen gerade die letzten Träger ein und alles ſchien verhältnismäßig guter Dinge. Ich konnte keinesfalls im Pori lagern, ſondern mußte einen ergiebigen Marſch machen, um endlich in bewohnte Gebiete zu kommen und Gelegenheit zum Nahrungskauf zu haben, denn es war bereits der 4. Tag, den die Karawane bei ganz ungenügender Ernährung zubrachte.

Bald nach Antritt des Weitermarſches verdunkelte ſich der Himmel und von fern her hörte man dumpfen Donner. Vergebens ſuchte unſer eingeborener Führer durch grelles Pfeifen und ſchrillen Geſang den Regen zu beſchwören, vergebens ſchüttelte er, während ich vorwärtstrieb, ſeine Lanze, an deren Spitze er ein Horn gebunden hatte, gegen den Himmel; umſonſt rief er den Leuten immer wieder zu, ſie möchten beim Überſchreiten der Rinuſale ihre Speere nicht ins Waſſer tauchen. Die Götter ſpotteten ſeiner und es brach über uns herein und dauerte nur wenige Minuten, bis der wildeſte Kampf der finſteren Gewalten entfeſſelt war. Der Regen vermengte ſich raſch mit Hagel und ich ſuchte mit 2 Boys Schutz im dichteſten Dickicht. Wo nehme ich die Worte her, um einen Begriff von dem Höllenlärm zu geben, der jetzt durch den Wald toſte? Das war kein Donner, wie ich ihn kannte, das rollte nicht und polterte nicht, nein, das war als führen 1000 Rieſenſchwerter ziſchend durch die Luft, als klirrten 1000 Rieſenſchilde wütend gegeneinander, und dann wieder krachte es, als berſte die Erde an hundert Stellen und wolle alle Kreatur verſchlingen. Das brüllte und heulte und raſte über uns und ſchüttelte die Kronen der gigantiſchen Bäume, daß ſie ſich tief herabbeugten und die Äſte wie fliegende Haare alle nach einer Seite gezogen wurden und das welke Holz praſſelnd herabfiel; das ſchlug und preſchte und peitſchte auf das Blätterdach des Unterholzes, daß das Laub bald in Fetzen an den Zweigen hing; das trieb und jagte und wirbelte Blüten und Beeren und

Blätter in wildem Tanz umher, daß es aussah, als flöhen sie wie erschreckte Vögelchen vor unsichtbaren Feinden bald hierhin, bald dorthin und nirgends Ruhe findend. Und in den Schluchten tobte das Wasser und der Sturm fing sich in ihren engsten Rissen und Spalten, daß es unter uns pfiff und brauste und kreischte und lachte und ächzte, als öffne die Unterwelt ihre Gräber und als wollten die Toten alles Lebendige zu sich herabziehen. Nie in meinem Leben habe ich Gewitter gefürchtet, an diesem Tage lernte ich das Zittern. Indessen saß ich im Dickicht; das Wasser ergoß sich von allen Zweigen auf uns, floß mir in den Nacken und den Rücken entlang, und bald triefte ich am ganzen Leibe; der Hagel war erbsengroß, aber der Sturm warf ihn mit solcher Gewalt durch das Gezweig, daß ich Kopf und Hände bald hier, bald da umsonst zu verstecken suchte. Der Regen war kalt, hundekalt, eiskalt und ich fror und schauerte in meinem dünnen Zeug, das überall am Körper klebte, bis in die Knochen und der Regen strömte und strömte auf uns herab, immer tiefer versanken die Füße im Morast, immer stärker fror ich und bebte mit verklammten Händen und der Regen strömte und strömte, immer wilder jagten die Bäche an uns vorbei, in die sich die tiefeingetretenen Wege verwandelt hatten, und bespritzten uns mit ihrem schmutzigen Wasser und der Regen strömte und strömte, und über uns toste der Lärm der Hölle. Ich gestehe, als ich so im Dickicht kauerte und fror — nie in meinem Leben fror ich so — da kam mir einen Moment der feige Gedanke, mich hinzuwerfen und mich nicht mehr zu rühren; was liegt am Tod, nur nicht mehr sich wehren müssen. Endlich ließ wenigstens der Hagel nach, ich raffte mich auf und marschierte weiter. Von den Leuten hatte ich nichts mehr gesehen, aber ich hatte gesehen, wie meine Boys grau und aschfarben wurden und Furcht und Frost ihnen alle Glieder schlug, und ich wußte, daß, wenn ich nicht bald ein Lager fände, wir alle zugrunde gehen. Zum ersten Male auf meiner 19monatlichen Reise mußte ich die Aufnahme des Weges unterbrechen. Ich marschierte weiter, aber das war kein Marschieren, das war ein Gleiten, Stützen, Klettern, Rutschen, Fallen. Der Weg war zum Wildbach geworden, an tiefen Stellen, wo auf ebenem Wege ein querlaufender Stamm oder Wurzelstock eine Art Stauwerk bildete, stand das eisige Wasser und reichte uns bis zum Knie; und die Luft war, als der Regen endlich aufhörte, rein aber schauerlich kalt.

Ich wollte, um nur ein Ende zu machen, mehrmals an ganz unmöglichen Stellen lagern, wo höchstens Raum genug war, um mir eine Schilfhütte roh zusammenzuschlagen, aber der Führer jagte mich durch die Aussicht auf einen guten Platz immer wieder vorwärts. Endlich lichtete sich der Wald, wir überschritten einen reißenden Fluß, die Bäume stehen vereinzelter, Riesenfarne verdrängen das Unterholz und zuletzt treten wir, was ich kaum noch zu hoffen wagte, ins Freie. Ein kahles, gebirgiges Grasland ohne Strauch und Baum, selbst ohne Bananen, dehnt sich vor uns aus. In trostlos weiter Ferne sieht man auch Hütten, aber sie scheinen unbewohnt, kein Rauch steigt von ihnen auf. Das Land heißt Kischari. Ueberall an unserem Wege liegt noch der Hagel, der, als er den Abhang hinabrollte, in allen Vertiefungen hängen blieb und sich zu großen Haufen aufschichtete. Um 3 Uhr — 4 Stunden waren seit Beginn des Unwetters verstrichen — hielt ich mit den Führern und einigen Askaris auf einem langgestreckten Kamm. Die Sonne bricht für Augenblicke durch das graue Dunkel, aber bald verschwindet sie wieder hinter Wolken, ein kalter Wind weht uns feuchten

Nebel zu, der wie Dampf aus allen Thälern und Schluchten aufsteigt, und ich werde wie ein Fieberkranker von Frost geschüttelt, daß mir die Zähne heftig gegen einanderschlagen. Aber nach einer Stunde kamen die ersten Träger, zum Glück auch das Zelt und — ein Frottiertuch, und ich wurde wieder Mensch. Um 5 Uhr erscheint ein größerer Trupp, unter anderen der Träger der Bettlast, die zum großen Teil durchnäßt ist, weil sie der schützenden Hülle entbehrt, seitdem ein Jahr vorher am Nyavarongo ein Dieb die Geschmacklosigkeit hatte, mir des Nachts den betreffenden wasserdichten Sack zu stehlen und irgend einer mir dunklen Bestimmung zuzuführen. Um ½6 meldet man mir, daß einige Leute unterwegs liegen geblieben und unfähig oder zu schlaff sind, um weiterzugehen; so muß ich ¼ Stunde danach mit 2 Askaris den Weg zurückkehren. Nach Sonnenuntergang erreichen wir den Fluß am Urwaldrande, 2 Träger liegen jenseits am Wege neben ihren Lasten; Finesse, der alte Mayamjara, läuft wie ein wildes Tier im Käfig unter den Uferbäumen auf und ab, und ein kleiner Askariboy kauert neben dem Wasser, murmelt vor sich hin und wirft einen Stein nach dem anderen in den Fluß, als wollte er ihn damit ausfüllen. Ich rede den Trägern zu, aber sie erklären apathisch, lieber sterben zu wollen, als sich zu erheben; sie wiederholen es, als ich ihnen sage, daß das Lager nahe sei. Ich wende mich an Finesse, aber er schüttelt nur den Kopf und ruft wohl zehnmal hintereinander in kläglichem Ton „nakufa baba", „ich sterbe, Vater" und setzt seine Wanderung fort. Mit dem Jungen aber ist garnichts zu wollen; er sieht mich nur verständnislos an, rollt, etwas gemacht, wie mir scheint, die Augen, murmelt immer denselben unsinnigen Zischlaut und greift nach einem neuen Stein. Der Peppo hat ihn gepackt, sagen die Askaris. (Wer diese mysteriöse Persönlichkeit ist, berichte ich im nächsten Briefe). Und nun — es mußte etwas geschehen. Der Regen hatte bereits unterwegs wieder begonnen, jetzt fällt er stärker, es dunkelt rasch und hinter dem Waldrand herrscht schon Finsternis. Ich versuche es noch einmal mit Zureden, aber als das nichts hilft, suche ich mir nach Xenophons Rezept einen Stock und prügele auf sie ein. Sie werden es mir noch einmal danken. Solchermaßen treibe ich sie zum Lager; noch fehlen viele Träger, aber ich kann in dieser schwarzen Luft nicht noch einmal umkehren; auch würde ich selbst zusammenbrechen. Trotzdem ich totmüde bin, kann ich in dem feuchten Bett nicht einschlafen, außerdem quält mich das Bild der Leute, die diese Nacht ohne Feuer und Essen im Urwald zubringen müssen. Um Mitternacht treffen sie noch ein; ein einziger sei allein im Walde zurückgeblieben. Sobald heute der Morgen graute, brach ich mit einigen Leuten auf, den Träger Semakweli, einen kräftigen hübschen Burschen vom Rufidji, zu suchen. Mir schwant das schlimmste. Nach einer Stunde fanden wir ihn; mitten auf dem tiefeingetretenen schmalen Pfade lag er quer über ein Wurzelstück auf dem Bauch. Den Kopf und die Brust tiefer. Das Gesicht war in den Schlamm gedrückt, die Hände gekrallt, Mund und Nase voller Erde. Er war schon kalt und starr. Entweder war er hier zusammengebrochen und zu schwach, sich zu erheben, in der Pfütze ertrunken oder er hatte denselben Gedanken, der mich gestern einen Moment gefaßt hatte, nachgegeben und hatte sich wie die Träger am Fluß hingeworfen, um zu sterben. Seine Last liegt zerbrochen nicht weit von ihm, die Bücher und Diarien, die sie enthielt, sind über den Weg verstreut und in schrecklichem Zustande. Ich suche alles zusammen, aber einige Tagebücher sind nirgends zu finden, zum Glück nicht geographischen Inhalts. Ich schickte ins Lager, um

Schaufeln zu holen, und wir begruben ihn im Dickicht abseits des Weges nach dem Ritus seines Glaubens. Wir hatten noch nicht die letzte Scholle auf sein Grab geworfen, als wieder neuer Regen und Hagel losbrach und die Wege in Bäche verwandelte, aber heute berührt es mich wenig, weil ich ein trocknes Lager nahe wußte. Zum Marschieren war es heute zu spät geworden, auch wollte der Regen den ganzen Tag nicht aufhören. Das war schlimm, denn es ist heute das fünfte Hungerlager. Ich ließ die letzten drei Ziegen schlachten und verteilen. Von den Eingeborenen hatten sich nur drei Leute eingestellt, aber nichts zum Verkauf gebracht. Ich sah heute, daß es viele Dörfer giebt, die ich gestern nicht erkannt hatte, weil sie alle auf den höchsten Gipfeln der steilsten Berge hinter einer dunklen Mauer sich verstecken. Die Felder, fast nur Bohnen, liegen dagegen tief unten in der Nähe der Gewässer und bei ihnen für die Säer und Schnitter eine Anzahl Hütten, die Dörfer vortäuschen. Jede Hütte, auch die in den Dörfern, hat zwei sich gegenüberliegende Thüren. Ein Kind könnte aus alledem die Geschichte dieses Landes schreiben. Die Feinde sind Mavembe und Waregga von jenseits der Randberge aus dem Waldgebiet des Kongo, unter ihnen auch belgische Meuterer, die hier mit ihren Donnerbüchsen furchtbar gewütet haben sollen.

18. Februar. Ich marschiere heute, um Essen zu finden, trotzdem ich mich krank fühle. Wir erblicken auch bald ein Dorf uns gegenüber, aber sobald wir über den hohen Kamm tauchen, tönt von allen Bergen der dumpfe Schall der Pauken und die Leute fliehen die Hänge hinauf. Meine ausgehungerte Karawane rast den Abhang hinab in der Hoffnung, daß die Eingeborenen nicht Zeit haben werden, alle Nahrung mit sich zu schleppen. Erschöpft kommen sie an und schauen in alle Hütten, aber außer einem nicht eßbaren alten Weibe ist nichts zu finden. Das Dorf ist schon seit Unzeiten verlassen und die Leute kamen nur, um aus den alten Hütten Brennholz zu schlagen. Inzwischen gelang es den Askaris, einige Flüchtlinge zu fassen. Sie sagen, Hungersnot herrsche im Lande, sie selbst nährten sich von wilden Kräutern, und sie schauen wahrhaftig danach aus. Man sieht ihnen an, daß sie den ganzen Tag zusammengepfercht im Schmutz am Feuer liegen, und ihren knurrenden Magen mit Schlaf stopfen. Das war eine schlimme Botschaft, die uns weiter trieb. Wir passieren einige Dörfer und revidieren jeden Winkel, aber alle Körbe sind leer, wir finden nichts als geröstetes Mark von Bananenstämmen, allerhand Gräser und Farnknollen, lauter Symptome einer Hungersnot. Unterwegs treffen wir einige Watussi, die versprechen, uns in ein Dorf zu führen, wo wir Nahrung finden sollen; aber nichts finden wir als einen halben Korb alter Bohnen. In Ermangelung von anderem essen die Träger die unreifen Bohnen von den Feldern, doch sind sie sehr traurig und murren immer stärker „Nach Ruanda.“ Ruanda — das schwebt jetzt wie ein Dorado vor ihnen. Ich kann nicht viel auf ihre Reden achten, denn ich habe mit mir selbst zu thun. Ich marschierte heute unter heftigen Kolikschmerzen, denn die Durchnässung, Anstrengung, mangelhafte Ernährung und Aufregung gemeinsam haben mir einen dysenterischen Katarrh zugezogen, der mich zwingt, seit 8 Monaten zum ersten Male das Krankenbett aufzusuchen. Und meine Arzneilast liegt fern in Usumbura.

19. Februar. Die Schmerzen haben etwas nachgelassen, aber das Leiden ist stärker geworden Aber fort muß ich um der Karawane willen. Ein kurzer, aber wegen der Steilheit des Terrains ermüdender Marsch brachte uns nach einem Dorf namens Tschowa. Hier besuchten uns viele Watussi, freundliche ein-

ſache Menſchen, aber weder ſo ſchön noch ſo vornehm, wie die von Urundi und Ruanda; das macht, ſie müſſen arbeiten. Die Watuſſi-Abkömmlinge der hamitiſchen Galla ſüdlich von Abeſſinien ſind hier nicht die Herrſcher des Landes, ſondern leben in iſolierten Dörfern als Viehzüchter neben den ackerbauenden Ureinwohnern. (Es iſt überhaupt merkwürdig, eine wie ſcharfe Grenze der Ruſſiſi und Kiwu in dieſer Beziehung bilden; öſtlich leben die Watuſſi in Mengen als Könige und Häuptlinge der unterworfenen Völker, weſtlich — nur vereinzelt oder wie in Kiſchari in größerer Zahl, aber ſo oder ſo nicht als Herrſcher).

Ich erzählte ihnen von der erhabenen Stellung ihrer Brüder und ſie ſtreichelten mir dankbar die Arme; aber ich glaube, ſie thaten nur ſo und ich ſagte ihnen nichts neues, denn viel ſpäter hörte ich, daß Kiſchari das Aſyl aller Watuſſi ſei, die aus ihrer Heimat aus irgend einem Grunde fliehen mußten. Mir ging es in dieſen und den nächſten Tagen recht ſchlecht. Mein Magen war im Gegenſatz zum Leib geſund, aber ich hatte nichts, um ihn zu füllen. Nun, klagt mein Tagebuch, verſagt auch die Kuh in ihrer Milchproduktion und ſo erſcheint auf meiner Tafel nichts anderes, als dreimal täglich Schnitzbohnen von den Hülſen der unreifen Bohnen. Ziegenfleiſch macht mich übel, wenn ich es noch lebend herumlaufen ſehe, und etwas anderes giebts nicht. Zwar verſucht mein Koch mit rührender Beharrlichkeit, es bald als Kalbskotelett, bald als Rinderkeule, bald als Goulaſch zu friſieren, aber ich ſchicke es mit gleicher Beharrlichkeit immer wieder in die Küche zurück; „die janze Richtung paßt mir nich.“ Aber trotzdem ließ ich mich dadurch nicht ſehr niederdrücken, ſobald mein Körper ſeine Krankheit einigermaßen überwunden hatte. Es iſt ja zum verzweifeln, wenn man ſieht, ein wie gebrechliches Ding unſere Seele iſt und wie ſie jeder Laune der Materie folgt. „Das Leben iſt ein Born der Luſt, ſagt Zarathuſtra, aber aus wem der verdorbene Magen redet, der Vater aller Trübſal, dem ſind alle Quellen vergiftet.“ Das iſt leider nur zu richtig und das ſind die wahrhaft Großen, die jederzeit ihren Leib bezwingen. Aber auf welchen glückſeligen Inſeln wohnen ſie?

Die Arbeiterfrage in unseren afrikanischen Kolonien.

Vortrag in der Abteilung Kassel der Deutschen Kolonialgesellschaft
am 14. Februar 1902.

Von Generalleutnant z. D. Leo.

II.

Ähnlich wie Hauptmann Leue äußert sich der Reg.-Rat Dr. Stuhlmann in einem im März 1898 gehaltenen Vortrage (Abtlg. Berlin d. D. Kol.-G.). Er weist auf die empfindliche Schädigung hin, welcher der sehr bedeutenden Nelkenkultur in Sanzibar durch Beseitigung der Sklavenhaltung und Ersatz durch Lohnarbeiter erwachsen müßte, sowie auf die Thatsache, daß die Produktion von Sesam und Kautschuk seitens der Negerbevölkerung zurückgeht, weil die Landbevölkerung in den Küstenorten und deren Umgebung im Tagelohn bei Bauten und Pflanzungen oder als Träger ihren Unterhalt bequemer und rascher erwerben kann, als durch den Landbau und das sehr langsam fördernde Kautschuksammeln. Er warnt davor, eine so alte Institution, wie die Sklaverei plötzlich aufzuheben, weil das zu wirtschaftlichen Rückschlägen führen und die bisherigen Sklaven nicht glücklich machen würde.

Wir entnehmen hieraus:

Die Sklavenhaltung, wie sie in den Kolonien z. Z. noch besteht, entspricht den gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnissen; ihre weitere Einschränkung und schließlich gänzliche Aufhebung ist z. Z. weder notwendig noch zweckmäßig und mag der Zukunft vorbehalten bleiben. Der englische Philosoph Hobbes hat bereits vor langer Zeit gesagt: Der freie Bürger unterscheidet sich vom Sklaven nur dadurch, daß jener dem Staate, dieser seinem Mitbürger dient. Das gilt freilich nur für eine in sich als Rasse einheitliche, gleichwertige Bevölkerung; aber gerade deshalb werden diejenigen, welche auch im Neger nur den Menschen und ein zur Teilhaftigkeit an der vollen Menschenwürde berufenes Glied der Menschheit erkennen, zugeben müssen, daß wir den Neger erst zum vollen Bewußtsein dieser Würde führen, ihn zum Bewußtsein des Staatsdieners bringen müssen, bevor wir ihn zum freien Bürger machen.

Jedenfalls ist die Sklaverei in unseren Kolonien bereits soweit eingeschränkt und in weiterem Rückgange begriffen, daß sie als bestimmender Faktor für die zukünftige Gestaltung der wirtschaftlichen Institutionen überhaupt nicht mehr in Betracht kommt; wir schalten die Sklavenfrage daher aus der Kontroverse aus, wie die Negerbevölkerung unserer afrikanischen Kolonien für die Kulturarbeit zu gewinnen sei.

Daß der Neger arbeiten kann, dafür haben wir hinreichende Zeugnisse.

So heißt es in der vorerwähnten Geschichte des Araberaufstandes: „Auf

den Militärstationen hat es fast nie an der genügenden Arbeiterzahl gefehlt und zwar boten sie sich freiwillig an, zuweilen in der Zahl von mehreren hundert Köpfen für verhältnismäßig geringen Lohn." — „Von einer absoluten Arbeitsunlust kann nur bei nomadisierenden Stämmen die Rede sein. Ausschlaggebend für die Stetigkeit der Arbeit ist in jedem Falle die Person des Leiters. Richtige Behandlung, hier große Nachsicht, dort große Strenge, ist erforderlich; die Vermittelung der Dorfältesten ist ebenfalls wichtig."

Die Mission Ikutha (am Kilimandjaro) berichtet (D. Kolonialzeitung vom 24. 10. 01): „Während der Hungersnot erschienen die noch zur Arbeit Fähigen pünktlich zur Feldarbeit, nahmen auch gern Karawanendienst; nach der Hungersnot waren sie aufsässiger und fauler wie zuvor. Nur die Not hatte sie zur Arbeit getrieben; jetzt sind keine Arbeiter zu haben." Dr. Peters sagt gelegentlich: „Der Schwarze steht dem Weißen an Intelligenz nicht nach; er arbeitet auch, wenn er seinen Vorteil darin erkennt, besonders wenn er den Lohn gleich in ihm zusagende Bedarfsartikel umsetzen kann.

Dr. Gruner (s. Z. Leiter der Station Misahöhe in Togo) ist der Ansicht: „Der Neger läßt sich bei guter Behandlung zu einem guten, treuen Arbeiter erziehen, aber Geduld, Gerechtigkeit und, wenn nötig, strenge Strafen, sind erforderlich.

Selbst Major Boshart (war vorzugsweise am Kongo, aber auch in D.-O.-A. und in D.-S.-W.-A. thätig), der sonst sehr ungünstig über den Neger urteilt, erkennt an, daß der Schwarze der einzige brauchbare Arbeiter in Afrika, aber von Natur sehr faul sei.

Auch Herr Ob. Lt. Schloifer hat ja günstige Erfahrungen mit der eingeborenen Bevölkerung hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit als Träger und Arbeiter gemacht, wie Ihnen innerlich sein wird.

Die Berichte stimmen jedoch auch darin überein, daß die Arbeitsleistung des Negers an bestimmte Bedingungen geknüpft ist, wie äußerer Zwang, augenblickliche Notlage oder der Einfluß einer imponierenden Persönlichkeit.

Augenblickliche Notlagen können nicht die Grundlage dauernder Institutionen sein; auch der Einfluß einzelner Persönlichkeiten wird immer nur zeitlich begrenzte lokale Erfolge haben; nur allgemein und dauernd wirkender äußerer Zwang wird imstande sein, allmählich die Hindernisse zu überwinden, welche das Naturell der Neger ihrer Erziehung zur Arbeitsamkeit und damit zu einer regelmäßigen kulturfördernden Thätigkeit entgegenstellt.

Es fehlt jedoch auch nicht an Belägen dafür, daß der Prozeß den erwünschten oder überhaupt möglichen Erfolg nur dann haben wird, wenn er in steter Anlehnung an straffe europäische Leitung, ohne jede Ueberstürzung vorsichtig von Stufe zu Stufe fortschreitet und die örtlichen Verhältnisse sowohl, wie auch die Eigenart der verschiedenen Stämme gebührend berücksichtigt.

Zur Bestätigung dessen und zur Beleuchtung der Uebereinstimmung in vieler, der Abweichung in anderer Hinsicht, welche in den Eindrücken herrscht, die die nähere Bekanntschaft mit der schwarzen Bevölkerung auf deutsche Forscher gemacht hat, erlaube ich mir noch einige Auszüge aus diesbezüglichen Äußerungen zu geben, welche Professor Giesebrecht gesammelt und 1898 herausgegeben hat. Rohlfs, Schweinfurt, Kersten, Dehnhardt erklären: Die Nutzbarmachung der tropischen Kolonien könne nur mit Hilfe der Eingeborenen und auf friedlichem Wege erfolgen. Sie fordern menschliche Behandlung der Neger, welche im ganzen

richtige Begriffe von Recht und Unrecht zeigen. Es giebt aber auch Völker (Somali, Massai, Wahehe), welche roh und gewaltthätig gegen Schwache und Andersgläubige sind und Strafe und Anwendung von Gewalt fordern.

Major Boshart dagegen sagt: Alle Negerstämme sind kulturunfähig, grausam und namenlos faul. Nie haben Neger den ernstlichen Versuch gemacht, sich dem zivilisierten Menschen zu nähern. Der Neger ist ein blutdürstiges, grausames Raubtier, das nur durch das Auge und die Peitsche des Bändigers in Respekt gehalten werden kann. Nur die Küstenneger sind unterwürfig, aber auch scheu und feige. Massenschlächtereien, Mästen und Schlachten von Gefangenen, Kindermord und Giftmischerei herrschen im Inneren. Hierdurch geschieht mehr Verheerung und Schaden als durch die Sklavenjagden. Man hüte sich vor allem, an Jahrhunderte alten Begriffen und tiefeingewurzelten Traditionen der Neger zu rütteln. Durch Geduld, Bescheidenheit, Vorsicht und Unerschütterlichkeit werden die Neger von den Arabern beherrscht."

Wesentlich anders lautet das Urteil des Missions-Superintendenten Merenski. „Die Eingeborenen Afrikas siechen durch die Berührung mit der europäischen Kultur nicht hin, sondern vermehren sich unter der Oberhoheit europäischer Mächte schneller als vordem. Auch in Amerika vermehrt sich die Neger-Bevölkerung um 5 % jährlich. — Der Neger und der Bantu ist imgrunde genommen ein gutmütiger, friedfertig veranlagter Mensch, der ein gemütlich ruhiges Leben, wie er es als Feldbebauer und Viehzüchter führen kann, wohl zu schätzen weiß. Das Schwert sollte nur im äußersten Notfalle Anwendung finden. Bei den nach patriarchalischer Stammesverfassung lebenden Stämmen hat jeder einzelne das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für sein Verhalten in Bezug auf den Stamm." Merenski hält den Neger durchaus für kulturfähig, fordert aber, daß die Kultivierung der Neger unter Fernhaltung aller seinem Wesen fremden und unzuträglichen Einflüsse erfolgt. Auch ihre Bedürfnislosigkeit kann unschwer vermindert werden. — Beschränkung der Vielweiberei und des Frauenkaufes ist anzustreben; aber die Ausführung hängt von den Verhältnissen ab. — Das Streben nach vollkommneren religiösen Auffassungen ist vorhanden; bemächtigt sich das Christentum desselben nicht, dann verfällt es dem Islam, und damit gehen die Neger der Zivilisation verloren. — Die Polygamie ist der Hauptgrund des Zurückbleibens; denn dadurch gewinnt der Mann Arbeitskräfte, über die er bei eigenem Nichtsthun verfügt."

Professor Peschuel-Lösche schreibt: „Wie Kinder sind die Neger unfertige Menschen, dem Augenblicke lebend, unentschlossen, launenhaft, eigensinnig, unzuverlässig, zügellos. Aber ihre Intelligenz ist der der großen Masse zivilisierter Völker kaum untergeordnet. Sie sind nur nie angeleitet worden, ihre Gaben zweckvoll zu verwenden. — Wer manche ihrer Gebräuche unmenschlich findet, vergißt die Vergangenheit der Kulturvölker. — Sie, die Neger, brauchen uns nicht, wir brauchen sie. — Sie sind allmählich und mit sorgsamer Berücksichtigung ihrer Eigenart zur Arbeit zu erziehen. Man muß von ihnen Frohndienste fordern, Frohndienste, von denen selbst hochzivilisierte Völker sich erst sehr spät befreit haben." (Vergl. auch die Äußerung des Prof. Dr. Wohltmann in der Kolonialzeitung vom 13. Februar 1902.)

Frieda v. Bülow spricht ihre Erfahrung dahin aus: „Scharf und stramm arbeiten nach unseren Begriffen kann der Tropenneger einfach nicht; er thut, was er thun muß, in tändelnder, beschaulicher Weise, oft geschickt, niemals mit Aufwand

von Kraft und Ausdauer; er muß auch mal ſingen und ſchwatzen dürfen. — Er mißachtet einen ſchwachen Herrn und wird frech, wenn er verhätſchelt wird. Man muß ihm gegenüber das Gefühl tiefgründiger Raſſen- und Kultur-Überlegenheit und damit auch Verantwortlichkeitsgefühl haben."

Hauptmann Langheld (Fritz) fordert Strenge und Gerechtigkeit. „Auf das Ehrgefühl der Neger iſt nicht zu viel zu rechnen. Prügelſtrafe und nicht zu milde! — Man ſoll aber ſuchen, den Neger zur Kultur des Weißen heranzuziehen."

Hauptmann Morgen ſagt: „Der Neger iſt ein vollkommen unerzogenes, mit allen Fehlern behaftetes Kind, ohne Anhänglichkeit oder Liebe zu Eltern und Familie, grauſam gegen den Feind, Menſchenſchlächterei hält er für nichts Böſes. Die Erziehung koſtet Zeit und Prügel; Milde iſt Schwäche; neben Strenge iſt Gerechtigkeit geboten."

Rittmeiſter v. Stetten urteilt über die Bantuneger der Weſtküſte: „Sie haben große Nachahmungsgabe, jedoch keine Originalität; ſie ſind für den Handel ſehr befähigt, aber nicht imſtande, größere Konjunkturen zu erfaſſen. Wo Gleichberechtigung mit den Weißen herrſcht, ſind die Neger frech, unverſchämt und voller Selbſtüberhebung. Weit beſſer iſt es da, wo die Neger zum Islam gelangt ſind; hier beſteht in Folge deſſen zwiſchen ihnen und dem Europäer eine Schranke, welche aufrecht zu erhalten, die Neger ſelbſt bemüht ſind. Darauf kommt es allein an: unter Aufrechterhaltung einer ſolchen Schranke die Neger durch ſtrenge Zucht und Belehrung zu brauchbaren Menſchen zu erziehen."

Hauptmann Herold iſt in Togo zu der Überzeugung gelangt, daß die Neger das Schickſal der Rothäute in Amerika nicht teilen werden, weil jede Koloniſation auf ſie angewieſen iſt. Die Erziehung der Neger werde ſo zur Pflicht.

Dr. Gruner, der die von Herold gegründete Station Misahöhe leitete, iſt der Anſicht, daß die aus Liberia ſtammenden Arbeiter allen Laſtern ergeben ſind. „Auch die Küſtenneger ſind meiſt verdorben und ohne Prügel nicht in Ordnung zu halten. Die Buſchleute dagegen dürfen gar nicht geprügelt werden; ihr Betragen iſt muſterhaft, nur ſind ſie läſſig in der Arbeit."

Graf Pfeil (Joachim), ein ſehr erfahrener Kenner unſerer afrikaniſchen Kolonien, verwirft jede chematiſche Behandlung und fordert in erſter Linie die Fähigkeit, ſich mit den Eingeborenen zweifellos und ſicher verſtändigen zu können, ſodann Geduld und Beharrlichkeit im Wollen, Wohlwollen mit Ernſt. „Man ſoll ſich immer fragen, ob das, was gewollt wird, auch zu wollen gut und notwendig iſt. Der Neger muß vor dem Weißen auf innerer Wertſchätzung beruhenden Reſpekt haben. Als einzige Hauptſache empfiehlt er die Prügelſtrafe."

Dr. Vallentin (1892/94 in Kamerun) nennt den Neger ein mit feinem Rechtsgefühl begabtes großes Kind, das als ſolches zu behandeln iſt. Er hält beides für verfehlt, ſowohl den Vernichtungskampf gegen die ſchwarze Raſſe, wie die Sucht, dieſelbe zur Kultur und Ziviliſation der Europäer heranzubilden. „Strenge, aber Gerechtigkeit, ſoll den Schwarzen dem Europäer dienſtbar machen! Ruhe iſt aber in hohem Maße erforderlich."

Lehrreich ſind aber auch die Mißerfolge, welche — wenigſtens bisher — die Emanzipation der Neger gezeitigt hat.

In Nordamerika, wo ſie ſeit nahezu 40 Jahren beſteht, iſt es noch nicht gelungen — von Einzelfällen abgeſehen — die Farbigen zu wirklich brauchbaren Staatsbürgern zu machen. Die Zuſtände in den freien Negerſtaaten, ſo nament-

lich in Liberia, werden geradezu als Karrikaturen und Zerrbilder der Kultur und der Ziviliſation bezeichnet. Hierbei darf jedoch nicht überſehen werden, daß in Nordamerika die prinzipielle und durchgreifende Abſonderung der Farbigen vom Weißen als einer durchaus minderwertigen Raſſe, in den Neger-Republiken ebenſo die übergroße Iſolierung von dem Einfluſſe europäiſcher Geſittung und Lebensanſchauung das ungünſtige Ergebnis weſentlich mit herbeigeführt haben dürften.

Nach alle dem werden wir ſagen dürfen: Die Erziehung der Neger zu nützlichen Gliedern in unſerem kolonialen und damit in unſerem nationalen Geſamt-Wirtſchafts-Leben erfordert die ſtete Einwirkung äußeren Zwanges auf die ſchwarze Bevölkerung durch europäiſche Kultur-Einrichtungen, wenn auch unter ausgiebiger Berückſichtigung der beſonderen Verhältniſſe der verſchiedenen Stämme und Gegenden.

Ein ſolcher Zwang kann aber nur da ausgeübt werden, wo die Bevölkerung die deutſche Herrſchaft unbedingt anerkennt und ſich deren Autorität als höchſter Inſtanz in allen Fragen des öffentlichen Rechtes unterworfen hat.

Iſt nun auch noch lange nicht daran zu denken, die ganzen ausgedehnten Gebiete von Togo, Kamerun und D.-O.-A. in dieſer Weiſe zu beherrſchen, ſo muß dies doch das in endlicher Zeit zu erreichende Ziel ſein, und daher die militäriſche Aktion ſchrittweiſe der ziviliſatoriſchen und kulturellen Thätigkeit vorangehen müſſen.

Die Miſſionen wirken hierbei gewiß ſehr ſegensreich mit; ihre von der zielſetzenden Rückſicht auf finanziellen Ertrag oder politiſchen Nutzen unabhängige opferfreudige Thätigkeit iſt um ſo höher einzuſchätzen, je zurückhaltender unſer deutſches Kapital und wirtſchaftlicher Unternehmungsgeiſt ſich unſicheren und unbekannten Ertragsquellen gegenüber erweiſt. Die Miſſionen ſind die feinen Wurzelfäden, welche der Idealismus in das fremde Erdreich treibt, gleichgültig, ob daraus dereinſt kräftige Wurzeln werden oder nicht; denn der Idealismus überſchreitet in ſeiner Zweckthätigkeit die engen Grenzen der Nützlichkeit und des erkennbaren realen Erfolges. Aber die Erfahrung lehrt, daß nur da, wo dieſen idealen Beſtrebungen reale Zweckthätigkeit unter dem Schutze materieller Gewalt folgt, ein wirklicher dauernder Erfolg eintritt.

Der militäriſchen Aktion wird es um ſo leichter werden, die ſchwarze Bevölkerung zur willigen Unterwerfung unter die deutſche Oberherrſchaft zu bringen, je mehr ſich die Forderungen, welche dieſe Herrſchaft an die Neger ſtellt, in Übereinſtimmung befindet mit den Begriffen von Rechten und Pflichten, welche in den betreffenden Diſtrikten unter den Eingeborenen bereits beſtehen oder in der Herausbildung begriffen ſind, je weniger von dem Neger verlangt wird, ſich in ihm fremde und ungewohnte Auffaſſungen hineinzufinden. Ebenſo wird die erziehende Einwirkung um ſo erfolgreicher ſein, je mehr ſie ſich auf entgegenkommende Anſchauungen und Regungen in den ſchwarzen Gemütern zu ſtützen vermag.

Nun mögen ja die Begriffe von Recht und Pflicht bei den Schwarzen im ganzen noch ſehr wenig entwickelt und beſtimmt ſein, daß aber gewiſſe Elemente dieſer Begriffe bei ihnen beſtehen, laſſen die Äußerungen erfahrener Afrikaner vielfach erkennen. Ich verweiſe dieſerhalb auch auf die den Leſern der Deutſchen Kolonial-Zeitung bekannte Äußerung des Herrn Major Dr. v. Wißmann über die Arbeiterfrage in unſeren Kolonien in der Nr. 3 dieſes Blattes vom 16. Januar d. J.

Der Neger empfindet es ohne Zweifel als sein natürliches Recht, seine geringen Lebensbedürfnisse in gewohnter Weise und in persönlicher Sicherheit zu befriedigen; weit weniger oder gar nicht ist jedoch in ihm das Bewußtsein der Notwendigkeit entfaltet, hierzu selbst durch vorsorgende Arbeit und durch persönliche Einordnung in ein festes Gefüge gemeinsamen Zusammenwirkens beizutragen. Er ist willig zu gewissen Arbeitsleistungen, welche ihm als Lohn alsbaldigen Genuß oder die Befriedigung augenblicklich entbehrter Genüsse eintragen; von dem in der Arbeit selbst liegenden, über die Gegenwart hinausgreifenden Werte weiß er nichts; die Arbeit, bloß der Arbeit wegen ist ihm unbekannt oder verhaßt.

Sollten diese im Neger selbst gegebenen Elemente verwertet werden, um ihn zur Arbeitsamkeit zu erziehen, so bieten sich mehrere Wege:

Man erwecke in ihm die Einsicht, daß er durch die Unterwerfung unter die deutsche Herrschaft eine bis dahin nicht erlebte Sicherheit in seiner Lebenshaltung genießt und daß es in der Billigkeit liegt, hierfür seinerseits ein entsprechendes materielles Opfer zu bringen. Diese Einsicht kann dem Neger nicht schwer fallen, denn sie ist bereits mit den primitivsten religiösen Anschauungen verbunden, wie sie in irgend einer Form überall bestehen. Die geringen Schwierigkeiten, auf welche die Erhebung der Hüttensteuer in den beruhigten und gesicherten Distrikten nur gestoßen ist, bestätigt dies. Um sie aufzubringen arbeitet der Neger oder läßt er seine Frauen arbeiten, auch ohne einen unmittelbaren Genuß dadurch zu erlangen; in dieser Gewöhnung liegt eine erziehende Wirkung, und v. Wißmann weist sehr richtig darauf hin, daß: wenn der Eingeborene die Steuer ohne Schwierigkeit, d. h. ohne Anstrengung, aufbringen kann, sie zu niedrig gegriffen sei; so wie, daß es vorzuziehen sei, die Steuer erforderlichenfalls nicht in Naturalien, nicht in Produkten des Feldbaus, sondern in Form einer Arbeitsleistung für die Regierung ableisten zu lassen. Auch aus dem Bericht des Herrn Ob. Lt. Schloifer haben wir ersehen, welchen Nutzen diese Steuer im gegebenen Falle für die Verwendung der Neger zu regelmäßiger Thätigkeit zu bringen vermag. — Indes hiermit ist nur der erste, eigentlich nur vorbereitende Schritt gethan und es frägt sich, wie weiter zu erfahren ist, nachdem durch das Gelingen einer mäßigen, wenn auch fühlbaren Besteuerung der Boden geebnet ist.

Man hat nun die Auferlegung eines Arbeitszwanges, einer unmittelbaren Arbeitsverpflichtung vorgeschlagen. Mit einer solchen würde der Neger jedoch keinerlei, auch keinen mittelbaren Nutzen für sich selbst verbinden können, daher würde auf diesem Wege gerade dasjenige Hindernis großgezogen werden, welches überwunden werden soll: Die natürliche Abneigung gegen jede Arbeit, die keinen greifbaren Nutzen bringt, das Widerstreben gegen den Zwang in der Arbeit. Selbst bei sehr geringer Bemessung der Arbeitsverpflichtung bleibt diese innere Gegenwirkung bestehen. Ich sehe aber nur zwei Mittel der Durchsetzung: Das erste ist eine fühlbare leibliche Bestrafung; die Folge wäre indes ein Zustand, der sich von der Sklaverei nicht mehr wesentlich unterscheidet; denn, wie soll der großen Überzahl der Arbeitspflichtigen gegenüber die Regierung die Durchführung der Arbeitspflicht anders sichern als durch enge Verbindung der Strafe mit der Lässigkeit in der Arbeit und mit der Versagung der Arbeit durch das Gesetz? Es ist nicht abzusehen, wie die immerhin geringe Zahl der Arbeit fordernden Weißen den Hunderten, ja Tausenden von Schwarzen gegenüber ihren Willen anders durchsetzen könnte als durch strenge Strafen gegen die erforderlichenfalls einzusan-

genden Säumigen unter ſicherem Rückhalt an die Anwendung überlegener Waffengewalt. Und ſelbſt wenn es gelänge, den Arbeitszwang mit dieſen Mitteln durchzuführen, der Erfolg wäre doch kein anderer, als wenn wir es unternähmen, unſeren Jungen die fehlende Luſt am Lernen mittelſt Prügel einzuflößen.

Das andere Mittel der Durchſetzung wäre die Pfändung im Falle der Arbeitsverweigerung oder ungenügender Arbeitsleiſtung; mir ſcheint aber, daß damit nur dasſelbe, aber auf einem Umwege erreicht wird, was durch erhöhte Beſteuerung unmittelbar zu erreichen wäre; ganz abgeſehen davon, daß Menſchen von ſo geringen Bedürfniſſen und Beſitz gegenüber mit der Pfändung immer auch Schädigungen der notwendigen Lebensunterhaltung und wirtſchaftlich nachteilige Eingriffe in berechtigte Lebensanſprüche verbunden ſein werden.

Ein anderer Weg bietet ſich dar in der Steigerung der Lebensbedürfniſſe, in der Erweckung von bisher unbekannten Wünſchen und Begierden, deren Befriedigung nur durch Arbeit zu erreichen iſt. Zweifellos liegt hierin ein ſehr wirkſames Mittel der Erziehung zur Arbeitſamkeit, aber doch nur unter gewiſſen Vorausſetzungen. Der Umſatz der Arbeit in Geld exiſtiert in Afrika wohl nur in den Küſtenplätzen mit einigermaßen regem gewerblichem und Handelsverkehr; im Inneren beſteht nur Tauſchhandel; weil hier der Neger kein Geld beſitzt, muß er im Beſitze von für ihn überflüſſigen Produkten ſein, welche er gegen ſeine Bedürfniſſe austauſcht, alſo von Produkten, welche über ſeine eigenen Lebensbedürfniſſe hinaus gehen. Das ſetzt aber entweder bereits eine produktive Arbeitsthätigkeit des Negers, über ſeinen Lebensbedarf hinaus, woraus, oder aber, daß ihm die Natur dieſe Dinge ohne eigentliche Arbeit oder als Jagd- oder Kriegsbeute liefert. Nur ſoweit und ſolange dieſer letztere Fall zutrifft, iſt es möglich, daß durch Tauſchhandel im Eingeborenen neue Bedürfniſſe erweckt und ohne Änderung ſeines Naturells befriedigt werden können. Trifft dieſe Vorausſetzung nicht oder nicht mehr zu, dann fehlen auch dem Importhandel die Ausſichten lohnenden Erfolges, ſo lange die eingeborene Bevölkerung nicht bereits gelernt hat, für den Tauſchhandel zu arbeiten. — Die künſtliche Steigerung der Lebensbedürfniſſe durch die Berührung mit der europäiſchen Kultur iſt daher weit weniger geeignet, die Arbeitſamkeit der eingeborenen Bevölkerung zu erwecken, als ſie zu fördern da, wo ſie bereits beſteht und im Naturell der Eingeborenen kein erhebliches Hindernis findet

Ein letztes Mittel endlich iſt die Einführung der Zwangsarbeit als Strafe für Unbotmäßigkeit, Widerſetzlichkeit und Verbrechen.

Die auf dieſem Wege erreichbare Erziehung zur Arbeit iſt jedoch naturgemäß beſchränkt auf diejenigen Individuen, welche der Strafe der Zwangsarbeit verfallen, und es iſt immerhin fraglich, ob auch nur bei dieſen die Wirkung von Dauer iſt. Es iſt ja möglich und nach der Meinung des Herrn Ob. Lt. Schloiſer auch thatſächlich der Fall, daß dieſe Art der Beſtrafung dazu beiträgt, den Neger einſehen zu laſſen, wie es doch beſſer ſei, eine gewiſſe geringere Arbeitsleiſtung freiwillig oder gutwillig zu leiſten, als ſich der Gefahr auszuſetzen, dauernd harte Arbeit zwangsweiſe verrichten zu müſſen; es mag alſo dieſe Maßregel nebenbei unterſtützend mitwirken, aber ein wirtſchaftliches Arbeitsſyſtem kann füglich darauf nicht gegründet werden.

Weſentlich anders wie zur Arbeit ſtellt ſich der Neger zum Waffendienſt; er iſt leicht zu einer gewiſſen Kampfluſt zu entflammen, legt Wert auf ſein Anſehen als Krieger und findet Vergnügen an den äußeren Formen des ſoldatiſchen

Weſens. Damit iſt noch nicht geſagt, daß er ein brauchbarer, Anſtrengungen und Entbehrungen willig ertragender, Gefahren trotzender, pflichttreuer, unerſchrockener Soldat ſei. Wir brauchen uns hierbei nur an unſere eigenen Knaben zu erinnern, denen allgemein das Soldatenſpielen große Reize abgewinnt, ſo lange es eben nur Spiel iſt. — Nicht zuverkennen iſt jedoch, daß wir es hier mit einer Anlage und Beſtimmtheit im Naturell des Negers zu thun haben, welche wenigſtens der von uns zu verlangenden ernſteren Auffaſſung des Waffendienſtes entgegenkommt, ſo daß hier die Erziehung und Ausbildung jedenfalls einen gangbaren Boden findet, wenn auch die bisherigen Erfahrungen noch minderwertige ſind. Für die hier in Betracht kommende Frage handelt es ſich auch nur darum, durch Einführung der allgemeinen Dienſtpflicht in den Kolonien, durch die zeitweiſe Unterwerfung der jungen Männer unter einen ſtrengen, militäriſchen Ausbildungs und Dienſtgang behufs Ausbildung in Waffendienſt, auf die männliche Neger: Bevölkerung einen dauernden, durchgreifenden, die Erziehung zur Arbeit günſtig vorbereitenden und unterſtützenden Einfluß zu gewinnen. Wenn es auch nur gelingt, dem Neger die Einſicht in die Notwendigkeit von Ordnung und Pünktlichkeit, von der Innehaltung beſtimmter Formen und Vorſchriften, von der ſtraffen Einordnung des Einzelnen in eine Geſamtheit und von der ſtrengen Unterordnung unter deren Leitung abzugewinnen und den Nutzen einzuſehen, welcher hieraus für das Gemeinweſen wie für die eigene Lebensführung erwächſt, ſo iſt der Gewinn ſchon ein großer.

Wird nun dieſer Nutzen während der Dienſtzeit noch praktiſch in gemeinnütziger Thätigkeit verwertet, ſo iſt damit ein weiterer gewichtiger Schritt in der Erziehung zur Arbeit gethan. Major v. Wißmann ſagt hierüber: „Zunächſt lernt der Neger Disziplin, und da ſeine höheren Vorgeſetzten Europäer ſind, Reſpekt vor dieſen. Dieſer Umſtand wird den Leitern der ſchwarzen Arbeiter, auch Europäern, in den Kolonien den Verkehr mit ihren Leuten ſehr erleichtern. Die Disziplin wird die jetzt noch ſo häufigen Kontraktbrüche vermindern. Die gedient habenden Farbigen werden, wenn es in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, daß ſie ſich als Soldat ihren Verpflichtungen nicht entziehen können, dies auch als kontraktlich verpflichtete Arbeiter weniger thun. Dann iſt unſchätzbar wichtig die Kontrolle, die zur Durchführung der Dienſtpflicht da ſein muß, da ſie der Heranziehung von Arbeitern zu gute kommt.“ Ferner will v. Wißmann die Truppe der Eingeborenen, wie ſich dies für ein ſo wildes Land, wie unſere Kolonien, von ſelbſt ergiebt, hervorragend für Pionier-Arbeiten beſchäftigt ſehen, Wegebau, Befeſtigungen, Häuſerbau, kurz alle Bauten für die Regierung, auch Feld- und Gartenbau zur Erhaltung der Truppe ſelbſt, wie dies der ſchwarze Soldat ganz ſelbſtverſtändlich finden wird.

Hierbei kann ſehr wohl den örtlichen- und Stammes-Beſonderheiten vielfach Rechnung getragen werden; denn es kommt weniger darauf an, eine ſtreng einheitlich und gleichförmig organiſierte Armee, als ein zur Arbeit diſzipliniertes Volk heranzubilden. Man wird vielmehr die Anſätze zu kommunaler und ſtaatlicher Ordnung, die ſich hier und da vorfinden, zu ſchonen und zu benutzen haben, um ſich, geſtützt auf ſie, dem erſtrebten Ziele allmählig zu nähern.

Dies ſind wohl die Erwägungen, welche Herrn Major v. Wißmann beſtimmt haben, in der Einführung einer allgemeinen Dienſtverpflichtung zum Waffendienſt das wichtigſte und erfolgreichſte Mittel zu erkennen, die einheimiſche Bevölkerung

unſerer Kolonien zur Arbeit zu erziehen; mir ſcheint, wir können dieſer Meinung des erfahrenen und erprobten Mannes uns getroſt anſchließen!

Es bleiben auch auf dieſem Wege noch große Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn wir auch hoffen dürfen auf dem Umwege durch das ſoldatiſche Ehrgefühl den Funken in das Bewußtſein des Negers zu werfen, welcher hier das bürgerliche Ehrgefühl der Arbeit entzünden ſoll, ſo dürfen wir doch die Hinderniſſe nicht unterſchätzen, welche ſich der praktiſchen Ausführung entgegenſtellen werden.

Je größer die Zahl der Farbigen wird, die in die geſetzlich geordnete bewaffnete Macht eintreten und hier Gelegenheit finden, ſich europäiſche Waffenhandhabung und Disziplin anzueignen, um ſo ſchwieriger wird die Bannung dieſer Kräfte unter die unbedingte Autorität der Weißen und ihre Feſſelung an die Bahnen ihrer Verwendung, welche die koloniale Regierung innegehalten wiſſen will. Nur ſehr allmählig wird man vorgehen müſſen, mit den Bezirken beginnend deren Bevölkerung bereits völlig mit der Herrſchaft der Weißen ausgeſöhnt und ſich in derſelben ihres eigenen Vorteils gewiß iſt.

Überall da, wo die Bevölkerung nach unter der ſtraffen Herrſchaft ihrer eigenen Sultane oder Stammes-Oberhäupter ſteht, werden dieſe der ſtaatlichen Dienſtpflicht mit größtem Mißtrauen entgegentreten und geneigt ſein, ſich der Anwendung derſelben auf ihr Gebiet zu widerſetzen. Sie werden ſich leichter dazu verſtehen, ſelbſt nach vorgeſchriebener Regel Steuern zu erheben und eine beſtimmte Quote des Ertrages an die Kolonialregierung abzutreten, als auf ihre eigene Kriegsherrlichkeit zu verzichten. Hier wird geſchicktes Unterhandeln, vielleicht der Abſchluß von Schutz- und Trutz-Bündniſſen, nach bedarf auch entſchloſſener Waffengebrauch, zuſammenwirken müſſen, um Schritt für Schritt die Sphäre zu erweitern, in der eine erziehende Einwirkung zur Arbeitſamkeit zu erreichen iſt, ſei es durch Beſteuerung, ſei es durch Hervorrufung neuer, nur durch Arbeit zu befriedigender Lebensbedürfniſſe, oder auch durch Übernahme der militäriſchen Hoheitsrechte und Einführung der Dienſtpflicht.

Auf die faſt ganz kulturloſen, nomadiſierenden Stämme endlich wird eine Einwirkung überhaupt nur in dem Maße möglich werden, als es gelingt, ſie zu nötigen, ſeßhaft zu werden.

Auf friedlichem Wege allein wird die wichtigſte Aufgabe, welche uns die Bevölkerung unſerer Kolonien ſtellt, nicht zu löſen ſein; jedoch wird auch die Anwendung der Waffengewalt um ſo mehr die Durchführung erleichtern, je größer die Fortſchritte ſind, welche in der Einführung der Dienſtpflicht bereits erreicht wurden. Je dichter ſodann die Maſchen des Netzes werden, mit dem die koloniale Thätigkeit im Laufe der kommenden Jahrzehnte die weiten Gebiete unſerer Kolonien überzieht, um ſo mehr iſt zu erwarten, daß der zunehmende, geſicherte Wohlſtand der für die Kulturarbeit gewonnenen Gebiete auch die noch widerſtrebenden in den gleichen Prozeß der Umwandlung der Lebensauffaſſungen, Sitten und Gebräuche hineinziehen wird.

Was in Jahrhunderten geworden iſt und ſich befeſtigt hat, kann füglich nicht in Jahrzehnten in ganz neue Lebensformen übergeführt werden. „Geduld und keine Überſtürzung" fordert mit gutem Recht Major v. Wißmann. Wenn auch die Erfolge den Erwartungen nicht immer entſprechen, beſonnenes, ſtetes Streben wird nicht nur die richtigen Wege zum Ziele finden, ſondern auch mit der Zeit den ſpröden Stoff überwinden.

Germaniſchem Weſen und deutſcher Art entſpricht es nicht, erworbene Gebiete lediglich als Quellen ſchneller Bereicherung und vermehrten Genuſſes zu betrachten. Wohl aber hat die germaniſche Raſſe neue dauernde Werte dem menſchlichen Daſein geſchaffen, und damit der europäiſchen Kultur die Herrſchaft über die Erde bereitet, daß ſie ſich ſelbſtthätig und kämpfend eingeſetzt, ihr beſtes willig hergegeben hat in der Überwindung der Hinderniſſe, welche ſich der Ausbreitung ihrer Art entgegenſtellten. Nicht daran ſollten wir denken, was wir in unſeren Kolonien ernten werden, ſondern daran, was aus dieſen weiten Gebieten und aus ihrer zurückgebliebenen Bevölkerung werden kann und werden wird, wenn wir ihr gegenüber unſere Pflicht erfüllen.

Die Fidschi-Inseln im Jahre 1901.

Zu den vielen, von deutscher Seite versäumten Gelegenheiten gehört auch der Erwerb dieser Inselgruppe, einer der schönsten in dem ganzen großen Bereich des Stillen Ozeans. Die hier vertretenen deutschen Interessen sind mehr als vierzig Jahre alt; sie stammen aus der Blütezeit der großen Hamburger Firma Godeffroy, die einst als „Königin der Südsee" eine für den deutschen Namen hochbedeutsame Rolle auf so vielen der dortigen Inseln und Inselgruppen spielte.

Als ihr Vertreter ließ sich im Jahre 1860 die deutsche Firma F. und W. Hennings auf der Gruppe nieder und errichtete im Jahre 1863 eine selbständige Firma in Bequkor. Dadurch wurden auch englische Kapitalisten in Australien auf dieses aussichtsvolle Arbeitsfeld aufmerksam gemacht und eine rege Thätigkeit begann nun durch die Anlage von Zuckerrohr- und Baumwollpflanzungen und einen mit jedem Jahr steigenden Handelsverkehr. Auch deutsches Kapital in Sydney beteiligte sich lebhaft an diesen Unternehmungen.

Der vornehmste Häuptling der Inselgruppe, „König" Thakombau, hatte die für sein kleines Land, das ihm auch nur zum Teil gehörte, recht ansehnliche Schuld von 80,000 Pfd. Sterl. auf sich geladen. Er war gern bereit, die Abtretung der ganzen Gruppe an eine Macht zu bewirken, die ihn von dieser drückenden Last befreite. Aber ein Gesuch deutscher Kaufleute und Ansiedler in Bauka fand in Berlin kein Gehör, man wollte von kolonialen Erwerbungen nichts wissen. Auch England hatte ein gleiches Gesuch zweimal abgelehnt. Aber Ende 1874 griff man in London doch zu aus Besorgnis, unsere Reichsregierung möchte sich eines Besseren besinnen; denn die deutschen Interessen auf den Fidschi-Inseln waren recht bedeutend. Als bei der Übernahme derselben in britische Verwaltung eine Kommission eingesetzt wurde, um die Ansprüche zu prüfen, die sowohl Europäer wie Amerikaner auf zahlreiche Ländereien erhoben, die ihnen von einzelnen Häuptlingen für gewisse Gegenleistungen abgetreten worden waren, wurden derselben 1327 Fälle vorgelegt, über die sie im Laufe von sechs Jahren aburteilte. Davon wurden 517 Ansprüche in ihrem ganzen Umfang bewilligt, 390 nur zum Teil, 49 wurden zurückgezogen und die verbleibenden 351 verworfen. Unter den letzten befanden sich 140 von Deutschen erhobene. Diese beruhigten sich jedoch bei der getroffenen Entscheidung nicht und wandten sich an die deutsche Reichsregierung. Darauf erfolgte vom Juli 1883 bis zum Mai 1885 ein lebhafter Notenaustausch zwischen Berlin und London, der endlich dazu führte, daß eine zweite Kommission eingesetzt wurde, bestehend aus dem Generalkonsul des Deutschen Reichs, Dr. Krauel, und dem Londoner Advokaten Wright, vor denen vier Parteien erschienen, die zusammen 15 Landansprüche vertraten. Man hatte ursprünglich die erhobenen Ansprüche auf 140,000 Pfd. Sterl. bemessen. Allein

die Kommiſſion entſchied ſich für die Bewilligung von nur 10,620 Pfd. Sterl., wovon 9300 Pfd. Sterl. auf den damaligen deutſchen Konſul in Sydney, Sahl, den Inhaber eines bedeutenden Handelshauſes dieſer Stadt, entfielen. Zugleich empfahl die Kommiſſion die Leiſtung der Entſchädigung in Geld und nicht in Land, um nicht die Landfrage von neuem aufzurollen. Die deutſche Regierung gab darauf ihre Zuſtimmung zu der Kommiſſionsentſchädigung zu erkennen, worauf die angegebene Summe ſofort von dem engliſchen Auswärtigen Amt nach Berlin geſandt wurde.

Seitdem hat ſich die Inſelgruppe, allerdings nicht ohne zeitweilige Rückſchläge, recht gut weiter entwickelt, freilich ohne die Mitarbeit der einheimiſchen Bevölkerung, die beſtändig zurückgeht. Ihre Zahl wurde 1859 auf 200,000 geſchätzt, bis 1874 war dieſelbe auf 140,000 geſunken, und im nächſten Jahr nahm ſie infolge der Verheerungen, welche die Maſern anrichteten, noch mehr ab. Nach der Zählung vom 31. März 1901 lebten nur noch 91,019 Eingeborene von Fidſchi auf der Gruppe, wovon 47,695 männlichen und 43,324 weiblichen Geſchlechts waren. Es iſt beſonders die große Kindersterblichkeit, auf die der Rückgang der heimiſchen Bevölkerung — in den letzten Jahren um 4 Prozent — zurückzuführen iſt. Dieſem beklagenswerten Zuſtand durch entſprechende Maßregeln Einhalt zu thun, iſt die lokale Regierung eifrig bemüht, namentlich ſoll, wo ſich die Notwendigkeit zeigt, für die Beſchaffung guten Trinkwaſſers geſorgt werden. Auch hat man eine Anzahl von Beamten angeſtellt, die für die Beſſerung der ſanitären Verhältniſſe bei den Eingeborenen ſorgen ſollen.

Auch die Zahl der Weißen hat abgenommen, ſeit 1884 um faſt die Hälfte; an dem ſchon genannten Cenſustage wurden 2447 (1521 männliche, 926 weibliche) Engländer, Auſtralier, Amerikaner, Deutſche gezählt, dagegen wächſt die Zahl der Miſchlinge, die jetzt 1504 beträgt, wobei die Geſchlechter faſt ganz gleichmäßig vertreten ſind, von Jahr zu Jahr.

Da die Eingeborenen ſich zur Übernahme von Arbeiten auf den Pflanzungen der Europäer nicht bereit zeigen, ſo hat man Arbeiter aus Britiſch-Indien, von den Neuen Hebriden, den Salomon- und den Gilbert-Inſeln eingeführt. An dem Cenſustage wurden 17,105 Indier, 1950 Melaneſier und Polyneſier gezählt, darunter 5752 bezw. 366 weibliche. Die Einführung von Melaneſiern und Polyneſiern, die von der Regierung überwacht wird, erfolgt mit Segelſchiffen, die beſonders dazu beſtimmt und ausgerüſtet ſind, auf Koſten der Pflanzer, die einen Antrag auf Beſchaffung ſolcher Arbeiter ſtellen. Die Koſten für die Überführung erwachſener Arbeiter von den Neuen Hebriden und von den Salomon-Inſeln haben in den letzten Jahren 15—16, von den Gilbert-Inſeln dagegen nur 8 Pfd. Sterl betragen. Außerdem ſind in die Regierungskaſſe für jeden Arbeiter 20 sh. bei ſeiner Ankunft und 10 sh vor ſeiner Rückkehr in die Heimat zu zahlen. Die Rückbeförderung hat in den letzten Jahren betragen: nach den Gilbert-Inſeln 100, nach den Neuen Hebriden 110 und nach den Salomon-Inſeln 140 Schilling.

Die Arbeiter erhalten jährlich 3, falls ſie ſchon früher unter Kontrakt auf den Fidſchi-Inſeln, in Queensland ꝛc. gearbeitet haben, 6 Pfd. Sterl., außerdem freie Wohnung, Verpflegung, Kleidung und ärztliche Hülfe, alles nach den von der Regierung erlaſſenen Beſtimmungen und unter deren Aufſicht. Am Ende der Dienſtzeit erhält der Arbeiter ſeinen Lohn bar ausgezahlt, und es ſteht ihm nun frei, entweder in ſeine Heimat zurückzukehren oder bei der Arbeit zu bleiben.

Diejenigen, die das letztere wählen, erhalten in der Regel 1 Pfd. Sterl. den Monat und Rationen. Solche Kontrakte werden meiſtens auf die Dauer eines Jahres geſchloſſen. In den letzten Jahren iſt die Anwerbung von melaneſiſchen und polyneſiſchen Arbeitern immer ſeltener geworden, und aller Wahrſcheinlichkeit nach wird dieſelbe ſchon in der nächſten Zeit ganz aufhören, obſchon die große Körperkraft dieſer Leute ſie bisher, namentlich für kleinere Pflanzer von Kokospalmen und anderen Fruchtbäumen, für recht wünſchenswert erſcheinen ließen, wenn ſie auch teurer ſind als indiſche Arbeiter, die vermutlich bald ganz an ihre Stelle treten werden.

Indiſche Kulis wurden zuerſt 1876 eingeführt, doch fanden ſie ſehr ſchwer Beſchäftigung, da auf dem Schiff, das ſie brachte, die Pocken ausgebrochen waren. So ſah ſich die Regierung genötigt, denſelben Arbeit zu geben, bis zuerſt die größeren, dann auch die kleineren Pflanzer ſich entſchloſſen, ſie in ihre Dienſte zu nehmen. Erſt 1882 wurde die Einführung indiſcher Arbeiter wieder aufgenommen und ſie iſt ſeitdem fortgeſetzt worden bis auf den heutigen Tag. Die früher recht bedeutenden Koſten für die Überführung indiſcher Arbeiter nach Fidſchi ſind in den letzten Jahren ſehr erheblich heruntergegangen, ſie belaufen ſich jetzt auf etwa 16 Pfd. Sterl. für eine erwachſene Perſon. Die Arbeiter verpflichten ſich auf fünf Jahre und erhalten während dieſer Zeit freie Wohnung und ärztlichen Beiſtand nach den von der Regierung erlaſſenen Beſtimmungen. Auch werden ihnen ſechs Monate lang nach ihrer Ankunft Nahrungsmittel in vorgeſchriebener Menge und Güte gewährt, wofür der Arbeitgeber einen Lohnabzug von 4 Pence pro Tag machen darf. Die Löhne werden wöchentlich ausgezahlt, und zwar pro Tag oder Arbeitsquantum 1 sh für Männer und 9 Pence für die Frauen. Arbeitgeber haben Geſuche um Beſchaffung von Arbeitern am oder vor dem erſten Oktober eines jeden Jahres einzureichen und dabei zugleich eine Anzahlung von 6 Pfd. Sterl. zu machen; die Reſtzahlung erfolgt nach Ankunft der Arbeiter und ihrer Zuweiſung an die Arbeitgeber, gewöhnlich im April oder Mai. Dieſe indiſchen Arbeiter werden von den Pflanzern immer mehr als ganz unentbehrlich angeſehen, nnd nach Ablauf ihrer Kontrakte, wenn möglich, immer wieder in Arbeit genommen, ſei es unter einem neuen, nur auf ein Jahr bemeſſenen Kontrakt, ſei es als „freie“ Arbeiter. Für ihre Rückbeförderung in ihre Heimat wird aus den öffentlichen Fonds geſorgt. Nach dem Cenſus vom 31. März 1901 lebten in der Kolonie 17,105 Indier, 11,353 männliche, 5752 weibliche, zweieinhalbmal ſo viele als vor fünf Jahren, was ſich auch aus der Zahl der Geburten (4500) während dieſer Zeit erklärt und auch daraus, daß viele Indier nach Ablauf ihrer Kontraktzeit ſich in der Kolonie auf Grundſtücken niederlaſſen, die ſie von der Regierung oder von Privatperſonen in Pacht nehmen, um Reis, Zuckerrohr, Bananen u. a. zu bauen.

Mit Hülfe dieſer Arbeiter hat ſich namentlich der Zuckerrohrbau entwickelt, der aber infolge der unverhältnismäßig großen Koſten, welche die Arbeiterbeſchaffung den Pflanzern auferlegt, noch nicht zu der Blüte gediehen iſt, zu der er ſich unter anderen Umſtänden entfaltet haben würde. Mit Zuckerrohr waren im verfloſſenen Jahre 7750 Hektar bepflanzt und es wurden 280,213 Zentner Zucker gewonnen. Auf der Inſel Viti Lahu beſtehen fünf Zuckermühlen, von denen drei der großen Colonial Sugar Refining Company in Sydney gehören, die auch auf der Inſel Vanua Levu eine Pflanzung beſitzt. Dieſe Geſellſchaft

beſchäftigt als Chemiker ihrer großen Zuckerfabrik in Reva faſt ausſchließlich Deutſche, aber auch eine Anzahl der ſonſtigen Beamten ſind Deutſche. Einige unſerer Landsleute beſitzen auch ſelbſt Pflanzungen, doch ſind ſie, ebenſo wie die Ladenbeſitzer, darunter einige deutſche Juden, längſt zu Engländern geworden, während unter den jetzt auf die Zahl 16 zuſammengeſchmolzenen Deutſchen Levukas auf der kleinen Inſel Ovalau, wo ein deutſcher Konſul ſeinen Sitz hat, das Deutſchtum ſich noch einigermaßen erhalten hat.

Zucker, deſſen Ausfuhr ſich 1901 auf 393,987 Pfd. Sterl. belief, iſt der bei weitem wichtigſte Ausfuhrartikel der Gruppe; an zweiter Stelle ſteht Kopra, deren Ausfuhr ſich ſeit 1894 verdreifacht hat und 1901 einen Wert von 151,701 Pfd. Sterl. erreichte. Da die Kokospalme nicht nur am Meeresſtrande vortrefflich gedeiht und wenig Arbeit verlangt, dabei aber einen ſehr ſicheren Ertrag giebt, ſo kommt ihr Anbau immer mehr in Aufnahme, ſodaß ſie jetzt faſt die Hälfte des Kulturlandes einnimmt. Der Umfang desſelben iſt zwar noch recht unbedeutend im Verhältnis zu dem wirklich anbaufähigen Lande und trotz der wirklich vortrefflichen Ergebniſſe, welche die Kulturen von Reis, Kaffee, Arrowroot und Baumwolle, deren früher anſehnlicher Anbau jetzt ſeitens der Europäer ganz aufgehört hat, in den erſten Jahren ergeben hat. Mais wird faſt nur von Eingeborenen gepflanzt. So kommt es, daß von 1,962,198 Hektar als kulturfähig angegebenen Landes nicht mehr 19,470 Hektar wirklich unter Kultur ſtehen.

Und obſchon große Mengen von Schweinen und Rindern wild in den Wäldern umherlaufen, werden doch beträchtliche Poſten von Schlachtvieh und von Fleiſchkonſerven aus Neuſeeland und Neuſüdwales eingeführt, wie denn überhaupt der größte Teil des Einfuhr- nnd Ausfuhrhandels von dieſen beiden Gebieten kommt und dahin geht.

Die auf die eingeführten Waren erhobenen Zölle ſteuern auch über die Hälfte zu den Einnahmen der Kolonie (1901: 111,569 Pfd. Sterl.) bei, ein anderer anſehnlicher Poſten (19,433 Pfd. Sterl.) ſind die von den Eingeborenen in Naturalleiſtungen (Tabak, Baumwolle, Mais, Kopra) erhobenen Abgaben, die ſehr regelmäßig eingehen. Die Einnahmen ergeben jetzt regelmäßig Überſchüſſe, ſodaß eine in England aufgenommene Schuld von 254,025 auf 200,536 Pfd. Sterl. heruntergebracht werden konnte.

Sind ſomit die wirtſchaftlichen Verhältniſſe als recht gut zu bezeichnen, ſo erſcheinen auch die ſozialen in einem nach den beſtehenden Verhältniſſen ganz befriedigenden Lichte. Die Eingeborenen ſind jetzt ſämtlich Chriſten, teils Proteſtanten, teils Katholiken. Zuerſt, und zwar ſchon im Jahre 1835, erſchienen die Wesleyaner auf der Inſelgruppe, und es iſt mit Recht geſagt worden, daß die Geſchichte von Fidſchi mit der Geſchichte der wesleyaniſchen Miſſion zuſammenfällt. Wohl in keinem Lande hat die Miſſion größere Erfolge erzielt. Als die erſten chriſtlichen Sendboten ihren Fuß auf fidſchianiſches Land ſetzten, waren die Eingeborenen Kannibalen allerſchlimmſter Art, vor allen anderen ihr oberſter Häuptling. Erſt 1876 hörte dieſe grauenhafte Sitte auf, als ſich „König“ Thakombau taufen ließ. Jetzt hat die wesleyaniſche Kirche 91,197 Anhänger und zahlreiche Kirchen und Schulen, an denen engliſche Miſſionare wirken, auf allen Inſeln der Gruppe. Auch die Anglikaner und Presbyterianer haben einige hundert Anhänger.

Die Katholiken ſind ſeit Mai 1887 durch Papſt Leo XIII. zu einem

Apoſtoliſchen Vikariat vereinigt worden und haben ſich in dem Bau von Kirchen wie in der Errichtung von Schulen für die Fidſchianer, von denen eine für die Kinder von Häuptlingen beſtimmt iſt, und für die Indier ſehr rührig gezeigt.

Das Erziehungsweſen liegt zum allergrößten Teile in den Händen der wesleyaniſchen und der katholiſchen Kirche. Die erſte hat Schulen in allen Teilen des Landes, die zweite, bei der ſich beſonders die Mariſten und die Schweſtern von Cluny hervorthun, nehmen ſich in hervorragendem Maße der Waiſen an. Aber auch die Regierung hat zu Levuka und Suva Schulen für weiße und halbweiße Kinder errichtet, ſowie hier wie in einer größeren Anzahl anderer Orte Handwerkerſchulen für eingeborene Knaben, in denen dieſe verſchiedene Handwerke, den Bootsbau, Sägen, das Zimmermannshandwerk erlernen. Sogar eine mediziniſche Schule für Eingeborene wurde durch Dr. Macgregor mit Hülfe eines anderen engliſchen Arztes errichtet, die eine Anzahl von fidſchianiſchen Studenten nach beſtandener Prüfung das Recht erteilen konnte, die ärztliche Praxis unter den Eingeborenen auszuüben.

In ſanitätspolizeilicher Hinſicht iſt die Fidſchi-Gruppe in fünf Diſtrikte eingeteilt, einem jeden derſelben ſteht ein engliſcher Arzt mit eingeborenen Gehülfen vor. Alle ſind Regierungsbeamte; der Oberarzt der Kolonie hat die Leitung des kolonialen Krankenhauſes und der öffentlichen Irrenanſtalt, die beide ſich in Suva befinden. Das Krankenhaus in Suva hat Raum für 12 Europäer und 99 Eingeborene; die erſten haben pro Tag 5, die zweiten 2 sh. zu zahlen. Die Irrenanſtalt bietet Raum für 5 Europäer und 33 Eingeborene.

Eine Quarantäneſtation iſt auf den kleinen, 6 km vom Hafen von Suva entfernten Inſeln Nukulau und Makuluva errichtet worden, eine zweite zu Naikorokoro und ein Hoſpital zur Beobachtung von Peſtverdächtigen in der Umgebung von Suva.

Die Preſſe iſt in Anbetracht der geringen Volkszahl recht ausgiebig vertreten. Es erſcheinen nicht weniger als ſechs Zeitungen, davon drei engliſche, zweimal wöchentlich, einmal wöchentlich, fünfmal im Monat, die letzte iſt Amtsblatt der Regierung, die auch eine Zeitung in der Sprache der Eingeborenen „Na Mata" herausgiebt. Alle dieſe Blätter erſcheinen in Suva. Die wesleyaniſche Miſſion giebt alle zwei Monate die Zeitung „Tukututu Vakalstu", die römiſch-katholiſche monatlich „A Talanoa" heraus.

Ganz außerordentlich hoch erſcheint die Bezahlung der ſehr zahlreichen engliſchen Beamten; die Eingeborenen werden freilich auch und zwar mit Erfolg in ihren eigenen Bezirken verwandt; auch hat man ihnen die alte Selbſtverwaltung zum großen Teil überlaſſen. Jedenfalls aber beweiſen aber die jährlichen Überſchüſſe der Einnahmen über die Ausgaben, daß man es hier verſtanden hat, das Land finanziell ganz auf die eigenen Füße zu ſtellen. Die Kolonie koſtet dem Mutterlande nichts, ſie vermag mit Leichtigkeit die eigenen Ausgaben zu decken und das, obſchon die wirtſchaftliche Entwicklung noch keineswegs zu der Höhe gediehen iſt, auf der ſie bei dem Reichtum des Landes längſt ſtehen müßte.

Das Schulwesen in den amerikanischen Kolonien.

Von George Mayhaus.

Durch den spanisch-amerikanischen Krieg sind die Amerikaner zum ersten Male mit einer in geschlossenen Massen auftretenden fremden Kultur in dauernde Berührung gekommen und es entsteht die Frage, ob sich die im eigenen Lande beobachtete Assimilationskraft des Anglo-Amerikanertums auch auf dem neuen Felde bewähren wird. In erster Linie kommt hierbei die Ausgestaltung des Erziehungswesens in den neuen Besitzungen in Betracht und daß hier die amerikanischen Behörden ihre Aufgabe erkannt haben, lehrt der für das Schuljahr 1899/00 ausgegebene Bericht des Erziehungsbureaus in Washington. Zum Zwecke der Vollständigkeit soll in diesem Aufsatze auch auf die Verhältnisse in Cuba Bezug genommen werden, obwohl dieses inzwischen die Autonomie und damit freie Hand in der Gestaltung seines Unterrichtswesens erlangt hat.

Die Philippinen.

Schon vor der Ankunft der Spanier bestand eine Art Schulwesen auf den Inseln, da viele Eingeborenen ihre Sprache lesen und schreiben konnten. Die Tagalen hatten ein eigenes Alphabet, das auch von den spanischen Mönchen zuerst benützt wurde. Unter den Spaniern bestand ein Gesetz, wonach jeder Ort von 500 Einwohner je eine Schule für Knaben und Mädchen aufzuweisen hatte. Darin wurden Lesen, Schreiben, Rechnen, Christenlehre, Erdkunde, Geschichte und spanische Sprache gelehrt. 1890 bestanden angeblich 1016 Knabenschulen und 592 Mädchenschulen mit 98761 Knaben und 78532 Mädchen. Außerdem gab es eine Anzahl Privatschulen. Als Unterrichtssprache diente das Spanische, die Lehrer waren aber meist Tagalen, die des Spanischen oft nicht genügend mächtig waren, so daß trotz der zahlreichen Schulen und der hohen Begabung des Volkes vielfach große Unwissenheit herrschte. Nach der Einnahme Manilas wurden von der amerikanischen Militärregierung die Schulen in der Hauptstadt nach und nach wieder eröffnet. Der erste von den Amerikanern ernannte Schulsuperintendent war ein den amerikanischen Truppen zugeteilter katholischer Militärgeistlicher. Ende 1899 befanden sich in den Schulen Manilas 5706 Schüler, jedenfalls, wie der Bericht selbst andeutet, nur ein geringer Prozentsatz der gesamten schulpflichtigen Jugend der Hauptstadt.

Mittelschulen verschiedener Art und verschiedenen Grades gab es vor der Eroberung durch die Amerikaner im ganzen 62 auf allen zu den Philippinen gehörigen Inseln. In den humanistischen Anstalten war ein fünfjähriger Studiengang vorgeschrieben. Die Lehrfächer waren Latein, Griechisch, von neuern Sprachen Spanisch und Französisch, ferner die gewöhnlich in Mittelschulen gelehrten Realien.

Die Kolonie besaß überdies ein Lehrerseminar, eine Kunstschule, Handels-, Ackerbau- und Gewerbeschulen und eine Seemannsschule. Als Hochschule diente die Universität des hl. Thomas in Manila, die an 2000 Studenten zählte.

Am 6. Mai 1900 wurde von der amerikanischen Regierung ein Generalsuperintendent des Volksschulwesens auf den Philippinen ernannt. Derselbe soll eine definitive Neuordnung des Volksunterrichts in die Wege leiten. Wahrscheinlich wird allgemeiner Schulzwang eingeführt werden, doch dürfte, wie in den Vereinigten Staaten selbst, der Besuch von Privatschulen gestattet sein. Der Unterricht im Englischen ist obligatorisch. Spanisch wird einstweilen als Lehrsprache benützt, doch war bereits für das Schuljahr 1900/01 die Einführung des Englischen als Unterrichtssprache für einige Fächer in den Schulen Manilas beabsichtigt.

Wie sich die amerikanischen Behörden zur Entwicklung des Mittel- und Hochschulwesens auf den Inseln stellen werden, ist vorderhand noch nicht klar. Die Mittelschulen sind in den Vereinigten Staaten größtenteils städtische oder private Anstalten. Möglicherweise wird die Gründung und Leitung derselben auch auf den Philippinen den Gemeindebehörden und konfessionellen oder privaten Vereinigungen überlassen werden und die amerikanische Regierung sich darauf beschränken, gewisse grundlegende Bestimmungen festzusetzen.

Cuba.

Im Jahre 1899 gab es auf Cuba bloß 200 Elementarschulen, mit etwa 4000 Kindern. Am 6. Dez. desselben Jahres wurde durch einen Erlaß des amerikanischen Militärgouverneurs das Schulwesen der Insel reorganisiert. Hiernach muß in jeder Gemeinde eine Schulkommission bestehen, deren Vorstand der Bürgermeister ist, der die übrigen Mitglieder ernennt. Jede Ortschaft von mindestens 500 Einwohnern ist verpflichtet, je eine Schule für Knaben und Mädchen zu besitzen. Für kleinere Orte werden besondere Schulen vorgesehen. Der Besuch ist obligatorisch, Zuwiderhandelnde werden mit Geldstrafen von 5—25 $ bedroht[1]) Ende März 1900 bestanden bereits 131 gemeindliche Schulkommissionen und 3099 Schulen mit 3500 Lehrern und 130000 Schülern. Den Schullehrern, die sich zu weiterer Ausbildung nach den Vereinigten Staaten begeben wollten, wurde unentgeltliche Teilnahme an den Sommerkursen der Harvard Universität in Cambridge bei Boston und freie Fahrt hin und zurück angeboten. Die amerikanischen Behörden waren der Ansicht, daß über 1000 Lehrer von diesem Angebot Gebrauch machen würden. Die Schulauslagen wurden den Zollerträgnissen entnommen und waren für 1900 auf $ 4000000 veranschlagt.

Porto Rico.

Hier scheinen unter den Spaniern im Erziehungswesen geradezu mittelalterliche Zustände geherrscht zu haben, denn im Jahre 1899 gab es noch 83% Analphabeten. Man hatte keine eigens gebauten Schulhäuser, die Schule befand sich oft in der Wohnung des Lehrers, der häufig noch einen Nebenberuf betrieb. Schulbücher, Wandtafeln und andere Hilfsmittel fehlten oder waren gänzlich un-

[1]) Diese Bestimmung ist deswegen interessant, weil von den Staaten der Union erst 32 den Schulzwang eingeführt haben.

genügend. Am 1. Mai 1899 erfolgte auch hier eine Neuordnung des öffentlichen Unterrichtes mittelſt eines Dekrets des amerikaniſchen Militärgouverneurs. Es wurde ein aus 5 Mitgliedern beſtehender Unterrichtsausſchuß ernannt, der durch Kongreßbeſchluß vom 12. April 1900 durch eine beſondere Unterrichtskommiſſion erſetzt wurde, die der amerikaniſchen Regierung als beratende und die Schulaufſicht ausübende Körperſchaft zur Seite ſteht. Das Land wurde in Schulbezirke eingeteilt und die Erwählung von Schulkommiſſionen durch die Bewohner der einzelnen Bezirke verfügt. Gleichzeitig wurden Schulſteuern eingeführt und die Ausgabe von Bezirksanleihen zur Gründung von Schulen vorgeſehen. Daran ſchloſſen ſich Beſtimmungen über die Vorbildung und Gehälter der Lehrer, die Unentgeltlichkeit der Lehrmittel, die Gründung eines Lehrerſeminars u. ſ. w. Die Erfolge dieſer Maßnahmen treten indes in dem Berichte noch nicht hervor. Im Jahre 1899 wurden die Schulen von 21873 Kindern beſucht, im erſten Halbjahre von 1890 war dieſe Zahl auf 24392 geſtiegen, ſo daß alſo die überwiegende Mehrheit keinen Unterricht empfing[1]). Der Bericht für das folgende Schuljahr dürfte jedoch die Erfolge der Regierungsmaßnahmen deutlich erkennen laſſen. Von den 582 Lehrern ſtammten 72 aus den Vereinigten Staaten.

Hawai.

1824 hatten bereits 2000 Eingeborene durch die Bemühungen der Miſſionare in der einheimiſchen Sprache leſen und ſchreiben gelernt, es entſtand ein allgemeiner Lerneifer und faſt die geſamte Bevölkerung beſuchte die Miſſionsſchulen, 1831 wurde das noch beſtehende Lahainaluna Seminar zur Heranbildung von Lehrern gegründet. Im gleichen Jahrzehnt wurden zwei Koſtſchulen und eine Gewerbeſchule eröffnet. 1840 wurde der Schulbeſuch obligatoriſch. Es wurde ein Miniſter des Erziehungsweſens ernannt, der 1855 durch eine Erziehungskommiſſion abgelöſt wurde. 1876 kam der Gegenſeitigkeitsvertrag mit den Vereinigten Staaten zuſtande. Engliſch wurde mehr und mehr die Sprache des Verkehrs. 1884 war es bereits die Lehrſprache in 44 Tagesſchulen mit 100 Lehrern. In den Privatſchulen herrſchte es ausſchließliſch, während ſich in einem Teil der Regierungsſchulen das einheimiſche Idiom noch eine Zeitlang behauptete. 1888 wurden indeß alle Regierungsſchulen frei und ſeitdem hat ſich das Engliſche als Lehrſprache immer mehr verbreitet. Gegenwärtig empfangen 98% aller Kinder ihren geſamten Unterricht im Engliſchen, ſo daß der Fortbeſtand der einheimiſchen Sprache bald in Frage geſtellt ſein dürfte. Im Jahre 1899 betrug die Zahl aller Schüler 15490, von dieſen wurden 11436 in 143 öffentlichen Schulen, 4054 in 46 Privatſchulen von 352 weiblichen und 192 männlichen Lehrern unterrichtet. Von den Schülern waren 5045 reine Hawaier, 2721 Halbblut, 601 Amerikaner, 337 Deutſche, 213 Engländer, 84 Schweden, 3882 Portugieſen von den Azoren, 1314 Chineſen, 1141 Japaner, 30 Südſeeinſulaner und 124 andere Fremde. Die Ausgaben für Unterrichtszwecke beliefen ſich in dem genannten Jahre auf ℔ 575353.

Der Bericht zeigt, daß die amerikaniſche Regierung der Erziehung des künftigen Geſchlechts in den neuen Gebieten große Aufmerkſamkeit widmet. Wie ſich die Verhältniſſe auf den Philippinen entwickeln werden, wenn Ruhe und Ordnung überall hergeſtellt ſind, läßt ſich zur Zeit noch nicht beſtimmen. Ohne Zweifel

[1]) Porto Ricos Bevölkerung wurde 1899 auf rund 850000 Seelen geſchätzt.

wird die amerikaniſche Regierung den Inſeln früher oder ſpäter ein gewiſſes Maß von Selbſtverwaltung zugeſtehen müſſen. Die Beſchaffenheit der letzteren jedoch und der Zeitpunkt ihrer Einführung werden zum großen Teil von der Entwicklung der amerikaniſchen Parteiverhältniſſe abhängen. Der gegenwärtige amerikaniſche Imperialismus iſt eine dem angelſächſiſchen Nationalgedanken entſprungene und durch den ſpaniſch-amerikaniſchen Krieg geförderte Bewegung, die dem Geiſte und den Überlieferungen des Alt-Amerikanertums ſchroff widerſpricht. Die Stimmung der Mehrheit des amerikaniſchen Volkes iſt nicht imperialiſtiſch und ſind einmal die Parteiverhältniſſe in der Union ſo gelagert, daß dieſem Empfinden ohne Rückſichten wirtſchaftlicher Natur Ausdruck gegeben werden kann, ſo iſt eine Reaktion mit Sicherheit zu erwarten. Anderſeits wird auch die Haltung der Tagalen ſelbſt in der Löſung des Philippinen-Problems von großem Einfluſſe ſein. Zeigen ſie durch unentwegtes Feſthalten an ihren Forderungen ſowie durch ruhiges Mitarbeiten an der Beſſerung der durch die ſpaniſche Mißwirtſchaft entſtandenen Schäden, daß ſie auf das Recht, ſich ſelbſt zu regieren, Anſpruch haben, ſo wird die Stimmung der überwiegenden Mehrheit des amerikaniſchen Volkes ſich zu ihren Gunſten entſcheiden. Wenn ſie auf dieſe Weiſe ihre Selbſtändigkeit erhalten haben, dürfte auch ihre eigene Sprache, das Tagaliſche, nach und nach diejenige Geltung in Amt und Schule erlangen, die ihr infolge der Zahl und Begabung des Volkes zukommt. Auf jeden Fall aber wird die Herrſchaft Amerikas, ob in unumſchränkter Form oder als Protektorat lange genug währen, um das Engliſche als Verkehrsſprache mehr oder weniger einzubürgern. Bekanntlich iſt es, wenngleich in verdorbener Form, auch in den chineſiſchen und japaniſchen Küſtenplätzen die Sprache des Handels, ſo daß ſein Geltungsbereich als Vermittler des Verkehrs ſich faſt das ganze weſtliche Stille Meer entlang, von Japan bis nach Auſtralien und Neuſeeland hinunter erſtrecken wird.

Zwiſchen den ſeit Jahrhunderten wirtſchaftlich mehr oder weniger erſchloſſenen ſpaniſchen Beſitzungen und den jungen deutſchen Kolonien laſſen ſich natürlich keine Vergleiche anſtellen. Immerhin wäre es im Intereſſe der deutſchen kolonialen Entwicklung zu wünſchen, wenn Deutſchland in den ihm zugefallenen Gebieten der Südſee neben dem wirtſchaftlichen und allgemein kulturellen auch das national kulturelle oder ſprachliche Moment im Auge behalten würde. Ein erſter Schritt in dieſer Richtung wäre die Einführung beſonderer Vorbereitungskurſe an der deutſchen Schule in Apia für alle Eingeborenen, die in Zukunft als Lehrgehilfen in den Miſſionsſchulen Samoas wirken wollen. Für die jetzt in dieſen Schulen thätigen Hilfslehrer könnten obligatoriſche Ferienkurſe in Apia zur Erlernung der deutſchen Sprache angeordnet werden. Auf dieſe Weiſe wäre in wenigen Jahren die Möglichkeit geboten, das Deutſche als obligatoriſches Lehrfach und als Unterrichtsſprache einiger Fächer in allen Miſſionsſchulen vorzuſchreiben, und es könnten nach und nach Vorkehrungen getroffen werden, um den Wirkungsbereich dieſer Lehrkurſe auch auf die übrigen deutſchen Schutzgebiete in der Südſee auszudehnen.

Flottenstützpunkte.

Von Oberleutnant a. D. Kürchhoff.

Die Notwendigkeit, daß Kriegsschiffe, welche in überseeischen Gewässern thätig sind, zur Entwicklung einer ersprießlichen Thätigkeit Flottenstützpunkte bezw. Kohlenstationen zu ihrer Verfügung haben müssen, ist so oft nicht nur in Fachzeitschriften, sondern auch in Tageszeitungen nachgewiesen, daß es unnötig erscheint, hierüber noch ein Wort zu verlieren.

England hat diese Notwendigkeit schon seit langem erkannt, der ganze Erdball ist mit einem Netz englischer Seestützpunkte überspannt und unausgesetzt ist das noch immer seebeherrschende Großbritannien bemüht, dieses Netz zu vervollständigen. Ein Beweis für letztere Behauptung sind die erst kürzlich erfolgten Bemühungen der Regierung in London um Kulit, welche wohl hauptsächlich in Rücksicht auf Rußland aufgegeben worden sind, und das neuerdings erwachte Interesse an dem vorzüglichen Hafen von Khaur Djerama nahe dem Kap Ras el Hedd im Sultanat Oman, welcher Hafen groß genug ist, die bedeutendste Flotte aufzunehmen. Die Wichtigkeit dieser nur durch eine sichere, schmale Einfahrt mit dem Meer in Verbindung stehenden Bucht, von welcher aus bequem die Meerenge von Ormus beherrscht werden kann, nimmt in Hinsicht auf eine anzulegende Kohlenstation noch zu, wenn man in Betracht zieht, daß sich in nicht allzu großer Entfernung bedeutende Kohlenlager befinden.

Frankreich, welches dem Ausbau seiner Flotte, sowie der Erweiterung seines Kolonialbesitzes stets die größte Aufmerksamkeit geschenkt hat, hat die so notwendige Anlage von Flottenstützpunkten und Kohlenstationen zwar versäumt, ist aber seit Anfang der neunziger Jahre eifrigst bemüht, den gemachten Fehler wieder gut zu machen und abgesehen von den Anlagen in Algerien, Tunesien und auf Corsika, sind durch Dekret vom 4. Oktober 1898 zehn in den verschiedensten Teilen des ausgedehnten Kolonialreiches liegende Orte bestimmt worden, welche zu Flottenstützpunkten auszubauen und mit Befestigungen zu versehen sind.

Neuerdings haben nun zwei Nachrichten die Aufmerksamkeit auf die entsprechenden nordamerikanischen und deutschen Bestrebungen gelenkt, welche umsomehr zu einem Vergleich herausfordern, als die Absicht beider Staaten, ihre Flotten auszubauen und den im Ausland befindlichen Schiffen die ihnen so notwendige Operationsbasis zu verschaffen, ungefähr von dem gleichen Zeitpunkt ab datiert.

Die eine Nachricht betrifft den Ankauf der dänischen Antillen durch Amerika, die andere, welche trotz ihrer Dementierung für Deutschland Interesse hat, die Abtretung Fernando Po's an den Kongostaat.

Die wichtigste Insel der genannten Antillen, deren handelspolitischer Wert nur gering ist, San Thomas, — die beiden anderen Eilande Sain Croix im Süden und Sain Jan im Osten der ersteren haben weniger Bedeutung, liegt im Osten der hier etwa 20 km breiten Virginiastraße, welche die Hauptverbindung zwischen dem südlichen Teil des mexikanischen Golfes und dem Atlantischen Ozean darstellt und deren Bedeutung noch erheblich wachsen wird, sobald der Panama-Kanal bezw. der Nikaragua-Kanal dem Verkehr übergeben werden kann, da die genannte Straße dann die nächste Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem betreffenden Durchstich bildet. Zur Anlage eines Flottenstützpunktes sind auf der genannten

Insel alle Vorbedingungen gegeben und wird von hier aus den Amerikanern die Beherrschung des genannten Seeweges noch dadurch erheblich erleichtert, daß das San Thomas gegenüberliegende kleine Eiland Culebra mit seinem vortrefflichen Hafen schon gleich nach dem Kriege mit Spanien zu einem Flottenstützpunkt ausgebaut worden ist. Eine weitere amerikanische Operationsbasis in den westindischen Gewässern bildet vorläufig Habanna, jedoch soll, da die Regierung der Insel, nachdem dieser Autonomie gewährt ist, nicht weiter das amerikanische Sternenbanner über der ursprünglichen Hauptstadt wehen lassen will, Guatanamo zum Flottenstützpunkt ausgebaut werden. Nipebay und Cienfuegos auf Cuba sind zu Kohlenstationen ausersehen und um im Süden des mexikanischen Golfes einen eigenen Anlegeplatz zu erhalten, steht die Regierung in Washington mit Holland wegen Pachtung eines geeigneten Gebietes auf Curaçao in Verhandlung. Um an der Ostküste des Atlantischen Ozeans ihren Schiffen unter eigener Oberhoheit stehende Anlegeplätze zur Verfügung stellen zu können, verhandelten die Vereinigten Staaten mit Portugal wegen Ankaufs der Azoren, und schon im Jahre 1900 hat sich Liberia bereit erklärt, einen geeigneten Punkt zur Herrichtung einer Flottenstation abzutreten.

Auf den Philippinen bilden Cavite und Manila vorzügliche Flottenstützpunkte und die Etappenstraße von San Francisco nach diesen Orten geht über Pearl Harbour auf den Hawaï-Inseln und Guam, der größten Insel der im übrigen Deutschland gehörigen Karolinen. Zur Befestigung des ersteren sind in diesem Jahre 526000 Doll., des letzteren 304000 Doll. ausgeworfen worden. Als Stützpunkt in den Südsee-Inseln wurde schon im Jahre 1890 die Pago-Pago = Bai auf der Insel Tutuila, der größten des jetzt in amerikanischen Besitz befindlichen Teiles der Samoagruppe angekauft. Rechnen wir noch hinzu, daß 1869 bei La Paz, dem Südende der mexikanischen Halbinsel Niederkalifornien, und Mitte der neunziger Jahre bei Yokohama Plätze zur Anlage von Kohlenstationen von den betreffenden Staaten gepachtet worden sind, so sehen wir die Amerikaner in der letzten Zeit unausgesetzt bestrebt, ihrer schnell heranwachsenden Flotte die Mittel zu ersprießlicher Thätigkeit in allen Weltteilen zu geben.

Deutschland steht hinsichtlich dieser Verhältnisse wesentlich ungünstiger da als die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Die deutschen Kriegsschiffe verfügen nur über einen Flottenstützpunkt, Kiautschou. In Dar-es-Salaam und Swakopmund, in letzterem nach Fertigstellung der Hafenbauten, sind zwar Vorrichtungen zum Einnehmen der Kohlen getroffen, aber als Kohlenstationen in militärischem Sinn können diese Häfen nicht bezeichnet werden. Wesentlich günstiger liegen dagegen die Verhältnisse in Kamerun, woselbst die tief eingeschnittene Bucht des Kamerun-Flusses nach Herstellung geeigneter Anlagen sich sehr gut zu einem Flottenstützpunkt eignen würde. Unsere Schiffe hätten dann auch einen gesicherten Etappenort auf der Fahrt nach den deutschen Besitzungen in der Südsee bezw. nach Kiautschou, falls sie gezwungen wären, das Mittelmeer zu vermeiden und den Weg um das Kap der guten Hoffnung zu wählen. Der genannten Bucht vorgelagert liegt die im spanischen Besitz befindliche Insel Fernando Po, welche also ganz abgesehen von ihrer handelspolitischen Bedeutung auch strategisch für Deutschland von so hohem Wert ist, daß bei einem etwaigen Verkaufe eine Nicht-Berücksichtigung des Deutschen Reiches einen schweren Verlust für letzteres bedeuten würde.

Welcher Dialekt der Eveſprache verdient zur Schrift- und Verkehrsſprache in Eveland (Togo) erhoben zu werden?

Von P. W. Schmidt S.V.D.

Unter dem oben angeführten Titel erſchien im III. Jahrgang der „Beiträge“ S. 342 ff. eine Abhandlung von Herrn Miſſionar G. Härtter, zu welcher einige Bemerkungen geſtattet ſein mögen. Allerdings könnte es, wenigſtens Herrn Härtter gegenüber, unnütz erſcheinen, eine von der ſeinigen abweichende Anſicht zur Geltung bringen zu wollen. Denn das „Nimmermehr!“ und „niemals“, mit welchen er (S. 345) den allein neben dem Anglo-Dialekt bei dieſer Frage ernſtlich in Betracht kommenden Anecho-Dialekt ablehnt, iſt ſo energiſch, als man es nur immer wünſchen mag. Indes hatte ich doch ſchon gleich beim Leſen dieſer Stellen die Empfindung, als ſei das nicht ſo ganz ernſtlich gemeint, ſondern nur ein Hingeriſſenwerden vom rhetoriſchen Schwunge. Meine Empfindung wurde zur Gewißheit, als ich ganz am Schluß der Abhandlung die folgenden Worte antraf: „Ebenſo wenig würden wir uns, wenn erwieſen wäre, daß ein anderer Dialekt, als der Anglo-Dialekt — etwa der Anecho-Dialekt — ſich noch beſſer als dieſer zur Schrift- und Verkehrsſprache eignen ſollte, dieſer Thatſache verſchließen.“ Somit darf ich die Hoffnung hegen, durch die folgenden Zeilen ſelbſt bei Herrn Härtter und den ihm naheſtehenden Kreiſen noch eine Wirkung erzielen zu können, ganz abgeſehen davon, daß es ganz gewiß noch andere bei der Entſcheidung der vorliegenden Frage mitwirkende Perſönlichkeiten giebt, die ſich eine beſtimmte Anſicht überhaupt noch nicht oder nach einer ganz anderen Richtung hin gebildet haben, als die iſt, welche Herr Härtter vertritt.

Ihm iſt der Anglo-Dialekt der einzige zur Schrift- und Verkehrsſprache in Togo geignete. Als erſter Grund dafür gilt ihm die Thatſache, daß die Norddeutſche (Bremer) Miſſionsgeſellſchaft, obwohl ſie es zuerſt garnicht beabſichtigt hatte, durch die Umſtände genötigt wurde, gerade im Anglo-Gebiete ſich niederzulaſſen. In dieſen Umſtänden glaubte er die Führungen einer göttlichen Providenz zu erblicken und im weiteren Verfolg dieſes Gedankens kommt er zu dem ſehr klaren Ausſpruche: „Der Anglodialekt war von Gott dazu beſtimmt, fürs ganze Evevolk zur Schrift- und Verkehrsſprache erhoben zu werden“ (S. 343). „Von Gott dazu beſtimmt“ — das iſt freilich die höchſte Inſtanz, der gegenüber für jeden religiöſen, gottesgläubigen Menſchen der Widerſpruch verſtummen müßte, wenn er die Prämiſſe zugiebt. Daß dazu aber gar keine logiſche Nötigung vorliegt, das iſt eben das Mißliche bei der Sache, und auch Herr Härtter wird ſich

Digitized by Google

bei einigem Nachdenken dieſer Erkenntnis nicht verſchließen. Es wird Herrn Härtter, und wer ihm darin folgen will, unbenommen bleiben, für ſich privatim auch von Erwägungen der angeführten Art ſich beſtimmen zu laſſen, aber es kann ebenſowenig einem Zweifel unterliegen, daß dieſelben für die öffentliche Diskuſſion außer Betracht bleiben müſſen.

Indes iſt ja auch für Herrn Härtter der Hauptgrund für ſeine Befürwortung des Anglo ein anderer. „Das Hauptgewicht," ſo ſchreibt er, „bei dieſer Wahl muß auf die Reinheit und Lauterkeit des Evhe gelegt werden." Da nun „an Vollkommenheit, Reinheit und Wohlklang" kein anderer Evhe-Dialekt dem Anglo-Dialekt gleichkomme, vielmehr alle anderen ihm gegenüber „eine gewiſſe Abſchleifung, Weichlichkeit oder gar Korruption in der Ausſprache" zeigten, ſo bleibe eben nur dieſer Dialekt zur Wahl übrig. Dieſe Rückſicht, die Herr Härtter hier auf den Wohlklang nimmt, auf ein rein äſthetiſches Moment alſo, bei einer ſo eminent praktiſchen, realpolitiſchen Frage, wie es die Wahl einer Schriftſprache doch iſt, das iſt doch wohl etwas mehr, als ſelbſt unſer vielgerühmter deutſcher Idealismus ertragen kann. Man mag dieſe Rückſicht auch walten laſſen, aber man darf ihr doch jedenfalls nicht das „Hauptgewicht" beimeſſen. — Auch die „Reinheit und und Lauterkeit" kann für eine Frage dieſer Art nicht von ausſchlaggebender Bedeutung ſein. Gewiß läßt z. B. das Engliſche an „Reinheit und Lauterkeit" alles zu wünſchen übrig, und doch hat das nicht gehindert, daß es zur Weltſprache par excellence geworden iſt, was ja gerade an der Küſte Weſtafrikas deutlich genug ſich bemerkbar macht.

In Bezug auf dieſen Punkt, die „Reinheit und Lauterkeit" ereifert ſich Herr Härtter beſonders gegenüber dem Anecho-Dialekt, den er ſchließlich ein „Gemiſch von Evhe, Ga, Dahome und Yoruba" nennt, um ihn in weiterer Steigerung gar als „Kauderwelſch" zu bezeichnen. Es ſcheint indes nicht, daß Herr Härtter einer beſonders umfaſſenden Kenntnis des Anecho ſich rühmen könnte, wenn man wenigſtens nach den Quellen ſchließen ſoll, aus denen er ſchöpft: Henrici's Grammatik, die in ihrem Anecho- (und auch im Dahome-) Teil voll von ſehr ſchlimmen Fehlern iſt, und dazu die Thatſache der Benennung der Anecho-Mundart als Gē-Dialekt. Das iſt doch entſchieden eine zu ſchwache Grundlage für ein ſo kräftiges Urteil. Von den vier Miſchungskomponenten des Anecho, welche Herr Härtter anführt, mögen Dahome und Yoruba nur getroſt vollſtändig geſtrichen werden; ſo viel, als Anecho von dieſen beiden Sprachen wirklich enthalten ſollte, trägt auch das Anglo an Fremdbeſtandteilen in ſich. Was dann die Miſchung mit Gā angeht, ſo iſt zu betonen, daß auch dieſe in keiner Weiſe den grammatiſchen Aufbau beeinflußt hat, der vielmehr ſo gut Evhe geblieben iſt, wie nur immer im Anglo; im Gegenteil hat das Anecho z. B. bei der Bildung der Poſſeſſivformen, dann im Zahlſyſtem gegenüber dem Anglo das Ältere, Urſprüngliche aufzuweiſen. Auch im Lautbeſtand iſt keine Beeinfluſſung durch das Gā aufzuweiſen; der Unterſchied, der ſich hier zwiſchen Anecho und Anglo zeigt, iſt einzig auf inneren Lautwandel zurückzuführen. Dabei iſt die „Zerfahrenheit", die Henrici[1]) für das Anecho hervorhebt, durchaus nicht größer, als ſie es in verſchiedenen Dörfern des Anglo-Gebietes ſein wird, und insbeſondere iſt es unrichtig, wenn er ſagt: „Eine vergleichende Lautlehre von Anlo und Anecho

[1]) Lehrbuch der Evhe-Sprache, S. 91.

könnte nicht ſagen, daß irgend einem beſtimmten Anglo-Laut ein beſtimmter in Anecho entſpräche, ſondern es herrſcht, wenn nicht Willkür, doch Zufälligkeit.“ Prietze in ſeiner verdienſtvollen Arbeit über das Anecho[1]) hat eine Reihe von regelmäßigen Entſprechungen dargelegt, die ſich bei Miteinbeziehung des Dahome noch beſtimmter und zahlreicher geſtalten laſſen; auch hier beim Lautbeſtande kommt Prietze zu dem Ergebnis: „Es ſpricht manches dafür, den Dialekt von Anecho trotz ſeiner Mängel als den urſprünglicheren anzuſehen.“ — Die Beeinfluſſung, welche das Gã thatſächlich ausgeübt hat, erſtreckt ſich ausſchließlich auf den Wortſchatz und geht auch hier nicht ſo weit, als Härtter, und vor ihm auch Henrici, anzunehmen ſcheint. Wenn das für die vorliegende praktiſche Frage wirklich ein Mangel wäre, ſo würde ihm doch leicht durch Subſtituierung wirklichen Ewhe-Sprachſtoffes aus den naheſtehenden Mundarten abzuhelfen ſein.

Viel wichtiger aber als der Wohlklang oder die Reinheit und Lauterkeit iſt ein anderer Geſichtspunkt, den Herr Hätter gar nicht berührt hat, die Rückſicht nämlich auf die größere oder geringere Leichtigkeit des Erlernens, insbeſondere für Europäer. Und da kann nun kein Zweifel ſein, daß das Anecho dem Anglo in dieſer Hinſicht überlegen iſt. Ich kann mich hier wieder auf R. Prietze berufen; er ſchreibt in der ſchon erwähnten Arbeit: „Drittens erleichtet gerade der erwähnte Mangel des Anecho-Dialektes — er iſt „lautlich verwaſchener“ — ſeine Erlernung und Handhabung. Es fallen in ihm mehrere im Anglo geltende lautliche Unterſchiede zuſammen; *insbeſondere ſcheint die für den Europäer ſo ſchwierige Intonation*, die Unterſcheidung von Homonymen durch Hoch-, Mittel- und Tiefton, welche für die anderen Voltaſprachen *einſchließlich des Anglo-Dialektes* von weſentlicher Bedeutung iſt, hier ſoweit reduziert bezw. durch andere Mittel vertreten zu ſein, daß ſie ſich allenfalls im Rahmen der ſonſtigen Accentregeln behandeln läßt. Auch die Formenbildung iſt etwas einfacher“[2]). Wer da weiß, mit welchen Schwierigkeiten der Europäer bei der Erlernung der „Töne“ zu kämpfen hat, der wird gerade den zweiten der hier hervorgehobenen Vorteile des Anecho nicht hoch genug anſchlagen können.

Von ausſchlaggebender Bedeutung für unſere Frage iſt aber auch nicht dieſer, ſondern ein anderer Geſichtspunkt, den Härtter nur ſehr unzureichend — S. 345 a. a. O. in ganzen 4, S. 346 in ganzen 8 Zeilen — berückſichtigt, ich meine die Verbreitung der auszuwählenden Sprache, und das zwar nach zwei Richtungen hin: 1) nach der Größe des Gebietes, in welchem die betreffende Sprache ſelbſt geſprochen wird, 2) nach der Größe des Gebietes, in welcher ſie mit größerer Leichtigkeit verſtanden wird, als eine andere ſonſt in Betracht kommende Sprache. Was das erſtere angeht, ſo hat Herr Härtter dieſen ſo wichtigen Punkt gar nicht berührt. Aber ſelbſt nach der Darſtellung, die Henrici[3]), dem auch Prietze ſich anſchließt[4]), von dem Gebiet des Anecho giebt, muß dasſelbe als durchaus umfangreicher bezeichnet werden als dasjenige des Anglo[5]). Zieht man aber das *ganze*

[1]) Zeitſchrift für afrikan. und ocean. Sprachen, Jahrg. III, S. 7 ff., beſonders S. 22.
[2]) A. a. O. S. 19.
[3]) A. a. O. S. 3 ff.
[4]) A. a. O. S. 18.
[5]) Durchaus unzutreffend iſt es, wenn Maurice Delafoſſe in ſeinem *Manuel Dahoméen* (Paris 1894 p. 6) Porto Seguro und Togo (Stadt) in das Gebiet des Anglo einbezieht; beide Orte gehören unzweifelhaft zum Gebiete des Anecho.

Gebiet der von Henrici ſogenannten „mittelländiſchen“ Mundart in Betracht, zu der er das Anecho als Teildialekt rechnet, ſo iſt das Übergewicht ein noch bedeutend ſtärkeres. Noch mehr ſteigert ſich dieſes in anbetracht deſſen, daß es ſo ziemlich die ganze Küſtenlinie, alſo das Zugangsgebiet des ganzen Innern des deutſchen Gebietes iſt, welche von dem Anecho-Dialekt eingenommen wird. Dem gegenüber kann man die Lage des Anglo nur als die einer Stellung in einem Winkel bezeichnen. Ganz unverſtändlich iſt bei dieſer Sachlage, wie Chriſtaller von der Anecho-Mundart ſchreiben kann: „Aber da ihr Gebiet viel zu klein iſt (nur(!) ſoweit die deutſche Küſtenlinie geht). . . .“[1]) Gerade weil das Anecho für das deutſche Küſtengebiet von überwiegender Bedeutung iſt, mußte ſelbſt Henrici dem Rechnung tragen; in der Vorrede zu ſeinem Lehrbuch ſchreibt er: „Da das vorliegende Buch in erſter Linie der deutſchen Kolonie dienen ſoll, ſo ſind die Übungen zum Anecho-Dialekte am reichlichſten ausgefallen“; a. a. O. S. XIV., und Prietze bemerkt: „Auf ihn (den Anecho-Dialekt) alſo iſt der deutſche Kaufmann und Beamte für den Verkehr mit der Küſtenbevölkerung, die mit jenem Hinterland im nächſten Konnex ſteht, in erſter Linie angewieſen“, a. a. O. S. 19.

Iſt nun ſchon das direkt eigene Gebiet des Anecho größer als das des Anglo, ſo gilt das noch mehr von dem Gebiet, in welchem Anecho leichter verſtanden wird als Anglo. Es iſt hier durchaus irreführend, wenn Härtter ſchreibt: „Infolge dieſes Sprachengemiſches wird dieſer Dialekt auch nur innerhalb ſeiner Stammesgrenzen verſtanden. Sobald man aber über die weiteren Stammesgrenzen hinauskommt, ſo hört ein Sichverſtändlichmachen mittelſt Anecho auf.“ Das gerade Gegenteil von dieſer gewiß nicht auf praktiſcher Erfahrung beruhenden ſondern nur theoretiſch „infolge dieſes Sprachengemiſches“ abgeleiteten Behauptung iſt der Fall: ſelbſt im Anglo-Gebiet wird nach dem Zeugniſſe der Eingeborenen Anecho leichter verſtanden, als umgekehrt Anglo im Anecho-Gebiet. Dazu kommt nun aber noch, daß Anecho verhältnismäßig leicht auch im Dahome-Gebiet verſtanden wird, was beim Anglo gewiß ausgeſchloſſen iſt[2]).

Das bezeugt auch Henrici, wenn er ſchreibt: „Für die Ausſprache ſei bemerkt, daß die für Anecho gültigen Regeln auch für Dahome maßgebend ſind, wie überhaupt der **Anechodialekt** in jeder Beziehung eine ſichere Brücke zwiſchen den oſt- und weſtländiſchen Mundarten bildet **und ſich deshalb unbedingt mehr zur allgemeinen Schriftſprache geeignet hätte, als Anglo, das in Dahome ſchwer verſtanden wird**“[3]).

Zu derſelben Schlußfolgerung muß auch Prietze kommen, wenn er ſchreibt: „Dem Deutſchen bietet einſtweilen nur der Anechodialekt das Mittel wirklicher Verſtändigung mit den Eingebornen“[4]). Da ja doch eine allgemein eingeführte Schriftſprache nicht äſthetiſchen, nicht ſprachwiſſenſchaftlichen Intereſſen, ſondern eben der Verſtändigung dienen ſoll, ſo könnte auch nur Anecho als allgemeine Verkehrs- und Schriftſprache in Betracht kommen. — Das alles ſteht nun in direktem Gegenſatz zu dem, was Herr Härtter ſchreibt: „ . . . . .

---

[1]) In dem Vorwort zu Kochele's „Fibel für die Schule in Klein-Popo“, S. 4.

[2]) Hier ſei auch noch hervorgehoben, daß auch im ganzen Gebiet von Atakpame von den Ewhedialekten nicht das Anglo, ſondern das Anecho in Verwendung ſteht.

[3]) A. a. O. S. 165.

[4]) A. a. O. S. 18 Anm.

glaubt die Norddeutſche Miſſion in der Dialektwahl das Richtige getroffen zu haben“[1]).

Aber wie kommt es dann, daß Henriei trotz ſeiner oben angeführten Meinung doch noch für das Anglo als Schriftſprache eintritt? Die Art und Weiſe, wie er ſich dabei ausdrückt, giebt die Erklärung dafür: „Der Anglodialekt iſt nun einmal zur Schriftſprache geworden“, ſchreibt er. Er ſcheint alſo der Anſicht zu ſein, daß man hier vor einem fait accompli ſtehe, das „nun einmal“ nicht mehr zu ändern ſei. Er geht dann auch ſo weit, die Anſicht auszuſprechen, Miſſionen die im Gebiet anderer Dialekte arbeiteten, ſollten die Bibel nicht in dieſen Dialekt übertragen, „damit die jetzt beſtehende (Anglo-)Überſetzung eine ähnliche ſprachlich vermittelnde Aufgabe erfülle, wie Luthers für die deutſche Sprache“, ein Vergleich, den ſich auch Herr Härtter aneignet. Allein abgeſehen von ſonſtigem Mißlichen, den dieſer Vergleich an ſich hat, iſt er auch in ſich ſehr wenig zutreffend. Die Sprache, deren ſich Luther bediente, war nach ſeiner eigenen Ausſage die der ſächſiſchen Hofkanzlei, alſo jene deutſche Mundart, die ſo weit möglich, ſowohl geographiſch als auch innerlich am beſten zur Vermittlung zwiſchen den ober- und niederdeutſchen Mundarten geeignet war. Die vermittelnde Mundart aber innerhalb der Evhedialekte iſt nicht der Anglo-, ſondern der Anechodialekt; der Wahl des Anglodialektes würde ſo ziemlich die Wahl eines niederdeutſchen Dialektes entſprochen haben. Einen in praktiſcher Beziehung noch wirkſameren Gegengrund führt aber Prietze an, wenn er ſchreibt: „Eine Gemeinſprache wird ſich kaum anders als gemäß der Geſtaltung des Handelsverkehrs heranbilden; ſchwerlich werden auf afrikaniſchem Boden Kirchen- und Schulſprache einen ähnlich ſtarken Einfluß auf deren Konſtituierung üben können, wie ſeinerzeit bei uns“[2]). „Kirchen- und Schulſprache“ — damit iſt ſo ziemlich richtig die Bedeutung der von der Norddeutſchen (Bremer) Miſſion bis jetzt ins Leben gerufenen Anglo-Litteraturwerke gekennzeichnet, und — bei aller Anerkennung, die in formaler Hinſicht vielen dieſer Arbeiten nicht vorenthalten werden ſoll — ſo kann man dieſe „Litteratur“ doch weder an äußerem Umfang noch dem Inhalt nach als ſo bedeutend hinſtellen, daß ihr Beſtand bei gewiſſenhafter Erwägung alle anderen ſo wichtigen Rückſichten verdrängen könnte. Übrigens macht auch in formaler Hinſicht Chriſtaller auf einen Mangel dieſer Litteratur aufmerkſam: „Das Evhe[3]) iſt jedoch als Schriftſprache noch nicht ſo genau dargeſtellt worden in Büchern für das Volk, das ſich auch bei minder genauer Schreibweiſe zurechtfindet, noch in Sprachlehre und Wörterbuch für Ausländer, daß ein Fremder ſie aus den bisher gedruckten Büchern nicht bloß leſen und verſtehen, ſondern auch ſprechen lernen könnte, ohne unter dem Volke zu leben. Es kommt dies unter anderem daher, daß die Töne, welche in dieſen Sprachen fürs Verſtandenwerden von größter Wichtigkeit ſind, noch nicht nach ihrem geſetzmäßigen Auftreten unterſucht und ebenfalls in den vorhandenen z. T. ungedruckten Hilfsmitteln nur ſehr dürftig bezeichnet ſind“[4]). Es ergiebt ſich daraus, daß die geſamte bisher beſtandene Anglo-Litteratur der Bremer Miſſionsgeſellſchaft, wenn

[1]) A. a. O. S. 346.

[2]) A. a. O. S. 18 Anm.

[3]) So bezeichnet Chriſtaller den Anglo-Dialekt, freilich in ſehr irreführender Weiſe, wie ſchon Prietze (a. a. O.) hervorgehoben hat.

[4]) A. a. O. S. 4.

ſie wirklich auch außerhalb des Anglo-Gebietes zur Verwendung gebracht werden ſollte, doch noch erſt einer vollſtändigen Neubearbeitung bedürfte. —

Man wird fragen, ob alſo der Zweck dieſer Bemerkungen wirklich der ſei, an Stelle des Anglo das Anecho zur Schrift und- Verkehrsſprache vorzuſchlagen. Die Abſicht derſelben geht nicht ſo weit. Gegenüber der überaus zuverſichtlichen Weiſe, mit welcher Herr Härtter in dieſer Zeitſchrift *für* das Anglo eintrat, ſollten zunächſt auch einmal die zahlreichen ſchwerwiegenden Gründe zur Geltung gebracht werden, die *gegen* das Anglo ſprechen. Im übrigen aber iſt es meine beſcheidene Anſicht, daß es jetzt überhaupt noch nicht an der Zeit ſei, in dieſer Frage eine Entſcheidung zu treffen. Gerade jetzt, wo die Eiſenbahnbauten in Togo beginnen ſollen, ſteht die geſamte Kolonie vor einer ganz neuen Periode ihrer Entwicklung, deren Einzelheiten ſich noch gar nicht überſehen laſſen. Ich komme hier wieder auf Prietze's Wort zurück: „Eine Gemeinſprache wird ſich (auf afrikaniſchem Boden) kaum anders als gemäß der Geſtaltung des *Handelsverkehrs* heranbilden." Läßt es ſich jetzt ſchon vorausſehen, nach welcher Richtung hin dieſer Handelsverkehr die größte und bedeutſamſte Steigerung erfahren wird? Iſt nicht die größte Gefahr vorhanden, daß, wenn jetzt ſo ſchnell ein Beſchluß gefaßt wird, die dadurch geſchaffenen Verhältniſſe in den größten Widerſpruch zu der ganzen ſpäteren Entwicklung der Kolonie geraten?

Iſt ſpäter der Zeitpunkt gekommen, wo ſich dieſe Entwicklung überſchauen läßt, dann kann man daran gehen zu unterſuchen und feſtzuſetzen, was derſelben entſprechend iſt. Und dann, damit ſtimme ich mit Herrn Härtter vollſtändig überein, „ſollte in der für ein ganzes Volk überaus wichtigen Frage weder kleinlicher Ehrgeiz, noch eigenſinniger Partikularismus den Entſcheid trüben oder beſtimmen, ſondern es ſollte das ganze Volkswohl und die Volksſprache (?) ohne perſönliche Liebhabereien ausſchlaggebend ſein" und, ſo füge ich hinzu, die Rückſicht auf die Intereſſen einer *deutſchen* Kolonie[1]).

[1]) Herr Härtter berührt in ſeinem Aufſatze auch eine andere in letzter Zeit in Togo viel ventilierte Frage, die bezüglich der Rechtſchreibung des Ewhe. Er meint, in dieſer Frage könne man vorerſt noch verſchiedener Meinung ſein. Wenn Herr Härtter das meint, obwohl er das Anglo als offizielle Verkehrsſprache eingeführt wiſſen will, ſo wird er dieſe Anſicht um ſo mehr vertreten müſſen, wenn die Fällung des Entſcheides in der Frage der Verkehrsſprache noch hinausgeſchoben wird. Denn alsdann bleibt das Unterrichten etc. im Anglo das, was es bisher war, eine Privatſache einzelner Schulen und Miſſionen, um welche ſich zu kümmern die öffentlichen Behörden keine Veranlaſſung hätten.

Von der Westküste unserer ostafrikanischen Kolonie II.

Von Dr. Richard Kandt.

Der freundliche Leser — alle Leser sind bekanntlich freundlich — hat mich im vorigen Brief vom nördlichsten Punkt des Kivu durch das zerstörte Kameronse nach Kischari bis zum Dorfe Tschowa begleitet und hoffentlich manche Thräne über seine schreckensbleiche Wange laufen lassen. Es wäre wünschenswert, wenn er sich noch einige aufgespart hätte; denn noch war das Ende aller Mühsal nicht gekommen, wie die folgenden Tagebuchblätter erzählen.

20. Februar. Wieder ein Marsch, wie ich ihn als Mensch und Christ all meinen Feinden nächst einem sanften Selbstmord am innigsten gönnte. Erst steil ab von dem hohen Gipfel, auf dem Tschowa liegt und jenseits der Schlucht wieder enorm steil an auf Wegen, die mit Absicht so mühsam wie möglich angelegt sind. Mitten auf dem Anstieg, der mich nach jedem fünften Schritt zur Ruhe zwingt, trotzdem ich mich wieder leidlich wohl fühle, überrascht uns ein tüchtiger Guß und durchnäßt mich in wenigen Minuten. Aber zum Glück ist oben ein kleines Dorf und bald sitze ich in einer Hütte an einem erquickenden warmen Feuer, umgeben von einem halben Dutzend Waregga und einigen Wahunde, die sich alle der Karawane in Uyungu als Trägerboys angeschlossen haben.

Ich mußte lachen, wenn ich daran dachte, was meine Freunde für Augen machen würden, wenn sie mich so gemütlich unter lauter Menschenfressern sitzen sähen. Man wird ja allmählich so stumpf und abgebrüht, daß jede neue Impression die alte rasch verwischt, und daß infolgedessen die Ereignisse der letzten Tage den abscheulichen Eindruck jenes Menschenfleischlunches in Kameronse so weit abgeschwächt haben, daß ich wieder Sinn für das Komische, das dieser „holden Männlichkeit" anhaftet, habe. Ich schaue mir einen nach dem anderen an. Wer sie so dasitzen sieht, möchte glauben, daß sie alle ganz biedere liebe Fellows sind. Nur die fürchterlichen Kinnbacken der Waregga scheinen zu bestätigen, daß sie die Künstler im Kannibalismus sind, als die sie verschrieen werden. Ich habe den nassen Rock ausgezogen und zum Trocknen über die Knie gespannt. Jetzt strecke ich ihnen meinen nackten Arm hin und frage sie, ob sie mal hineinbeißen wollten. Dieser Scherz, der bei der Feigheit der Kerle absolut ungefährlich war, amüsiert sie kolossal, sie schütteln sich und werfen die Köpfe nach hinten und öffnen den Rachen, der sich fast bis zu den Ohren verbreitert. Und sie lachen: Als ob ein Dutzend Wasserpfeifen gluckste. Die Wahunde verhalten sich reservierter, aber nach ihrer Freundschaft mit den Waregga zu schließen, sind sie auch keine Kostverächter. „Sie thun man so", weil sie sich vor ihren kultivierteren Nachbarn genieren. Aber im Dunkeln, glaube ich, käme es ihnen

nicht darauf an, wenn ſie mal ſtatt einer handvoll Bohnen verſehentlich ein Stück „kalten Miſſionars“ erwiſchten. Doch „ſolche Dinge thut man, Ede“, denken ſie wie Herr Auer, „aber man ſpricht nicht von ihnen“. Da ſaß ich mitten unter den edlen Seelen auf einem niedrigen Stück Holz, wie auf einem Schemmel; wenn ich zur Thüröffnung hinausſah, ſah ich den kalten Nebel um den Berg wehen und den Regen auf die Dächer und Wege praſſeln; hier drinnen aber war es warm und heimlich, denn das Feuer flackerte hoch zur Decke, und die zuſammenbrechenden Scheite kniſterten luſtig. Meine naſſen Kleider und Schuhe dampften, der Rauch des feuchten Holzes wollte mir die Augen wegbeißen und die Thränen liefen mir unter der geſchloſſenen Lidern über die Backen. Man ſchwätzte halblaut in eintönig abgehackten Worten, man legte vorjährige angefaulte ſüße Kartoffeln in die glühende Aſche und verzehrte dann Aſche und Kartoffeln; man dörrte friſche grüne naſſe Tabaksblätter und rauchte ſie aus kurzen Thonpfeifen. Mein Nachbar zur Rechten zog aus einer kleinen Kürbisflaſche mit zierlich geſticktem Rande ein ölgetränktes Stück Rindenzeug, knetete es zwiſchen den Händen, bis das Oel, ganz ſchwarz vor Schmutz, ihm über die Finger lief und ſchmierte ſich dann damit von oben bis unten ein. Dann reichte er es meinem Nachbarn zur Linken, der desgleichen that. Und Tabaksqualm und Herdrauch, die brenzlichen Kartoffeln und das Rhizinusöl, all das mengt ſich zu gar lieblichen Wohlgerüchen — to all parfumes of Arabia. Aber es dünkt mich gleichwohl behaglich; denn mein Körper fühlt ſich wieder wohler, die Kleider dampfen und dampfen und die Wärme dringt mir bis auf die Haut; dann ſtecke ich mir auch eine Pfeife an und an die Wand gelehnt, lauſche ich mit halbgeſchloſſenen Augen, aus denen die Thränen über die Backen laufen, dem eintönig plätſchernden Geſchwätz und denke der fernen Heimat und derer, die ich verließ, während das Feuer zur Decke flackert und die zuſammenbrechenden Scheite luſtig kniſtern und praſſeln.

Eine Stunde ſaß ich ſchon ſo und noch hatten die Nachzügler nicht die ſteile Höhe erklommen; ich war indes trocken, und ſo marſchierte ich weiter. Der Regen hatte aufgehört; aber dichte Nebel hüllen den Berg ein, immer neue Maſſen kommen aus der Tiefe, und kaum 20 Schritt entfernt ſind die Leute vor und hinter mir nicht mehr ſichtbar. Wir ſteigen noch weiter hinauf durch Urwaldreſte, zwiſchen denen Bohnenfelder ſtehen, die der Ernte nahe ſind. Zuletzt treten wir in einen Hohlweg der, 3—4 m tief, zwiſchen nackten Felſen läuft und ſo eng iſt, daß ich fürchte, meine breitgehörnte Kuh könne ihn nicht paſſieren. Vom Himmel ſieht man kaum etwas, weil oben ſich Schlinggewächs über die ſchmale Öffnung wölbt. 200 Schritt ſteigen wir ſo ſteil an — oft über natürliche Treppen, dann ſtehen wir plötzlich vor einem engen Thor, das das Ende des Hohlpfades bildet und mit geringer Mühe von einem Mann verteidigt werden kann. Gebückt treten wir hindurch und befinden uns in einem großen Dorf, das uns ſelbſt heute morgen total entgangen war, als noch nicht Nebel die Ausſicht verſperrte. Rings herum läuft, wie bei allen Dörfern, eine ſehr merkwürdige Mauer, die aus tauſenden von Aſtgabeln und geſpaltenen Wurzelſtücken beſteht und 10 Lagen in der Breite, 20 in der Höhe bildet — alſo ein für Eingeborene faſt undurchdringliches Hindernis. Auf 2 Seiten der Dörfer, die nur entweder durch Hohlwege oder ganz ſteile Zugänge zu erreichen ſind, befinden ſich die Thore, die durch Bäume raſch und ſicher geſchloſſen werden können. Daß jede Hütte 2 ſich gegenüberliegende Öffnungen hat, erwähnte ich früher. Welche traurigen Erfahrungen müſſen dieſe Menſchen

gemacht haben, um zu ſolchen Vorſichtsmaßregeln zu greifen und „wann wird ein Retter kommen, dieſem Lande“?

Ich nehme es ihnen daher auch garnicht übel, daß die Anſiedlungen, die wir paſſieren, meiſt von Mann und Maus verlaſſen ſind. Die Einwohner wurden zweifellos von dem Weg, den wir einſchlagen, aviſiert und begeben ſich mit aller Habe an ſichere Plätze. Es ſcheint überhaupt hier Brauch zu ſein, uns die Häuſer als Lager zu überlaſſen, auch das nötige Brennholz an Ort und Stelle zu legen, damit wir nicht die Hütten demolieren im übrigen aber unſere Geſellſchaft möglichſt zu meiden. Infolgedeſſen iſt zu ethnographiſchen Käufen wenig Gelegenheit. Übrigens habe ich genügend geſehen um nicht allzu betrübt zu ſein. Die Leute haben wenig am Leibe, und das wenige gleicht teils dem, was ich am Weſt-Kivu oder dem, was ich bei den Watuſſi von Ruanda geſehen habe. Das ſchließt natürlich nicht aus, daß ein längerer Aufenthalt doch allerhand Intereſſantes zu Tage fördern würde. Es war fürchterlich kalt hier oben, und ich bedurfte dicken Unterzeugs und Winterkleider, um mich einigermaßen warm zu halten. Gegen 3 Uhr fing der Wind an, den Nebel für kurze Momente zu zerreißen, und dann ſah ich Bruchſtücke eines der merkwürdigſten Landſchaftsbilder. Gegen 4 Uhr ſiegte die Sonne, der Nebel ſchwand, die Luft war klar und ich genoß von dem Dach einer Hütte aus einen weiten Rundblick nach allen Richtungen der Windroſe.

Was der Landſchaft den eigenartigen Charakter gab, war die enorme Ausdehnung namentlich nach Südweſten und Weſten; ein ungeheures zerklüftetes Gebirgsland. Kette hinter Kette und mit einem Durcheinander von Thälern und Schluchten, daß es über meine Kräfte ging, dieſes chaotiſche Bild zu entwirren und auf ſeine einfachſten Formen zurückzuführen. Gipfel neben Gipfel, wahre Rieſen unter ihnen, und alle überragt von den beiden Koloſſen des Buko und Vikumbur. Und alles kahles, d. h. baum- und ſtrauchloſes, von der Abendſonne mit Gold übergoſſenes Grasland; nur ganz ferne auf der letzten Kette Urwald und im Südweſten der, den wir jüngſt durchſchritten, ſonſt nichts als hohes Gras, Gras und wieder Gras, das wie unſere Kornfelder im Winde Wellen ſchlägt. Nur tief, tief unten in den Schluchten ſtehen wilde Bananen, aber in ſolchen Maſſen, daß meine Leute glauben, es ſeien Kulturen, und ich ſelbſt es glaubte, wenn nicht die hellgrünen, faſt ſilberweißſchimmernden Blätter auch ohne Fernglas genügten, ihren wilden Zuſtand zu bezeugen. Zahlloſe gewundene Wildbäche ſtrömen aus allen Richtungen dem nach Norden fließenden Hauptarm zu; bis zu unſerer Höhe dringt das Rauſchen aus ihren nebeldampfenden Abgründen. Wo ſind die Menſchen, die dieſes unermeßliche Gebiet bewohnen? Wenn der Herdrauch nicht wäre, der durch die Hüttendächer dringt und, von der feuchten Luft niedergeſchlagen, in blauen Schleiern die Gipfel umſchlingt, würde nur ein geübtes Auge die Dörfer erkennen, die die Höhen einrahmen. Wie hoch, wie ſteil, wie zerklüftet auch ein Berg ſei — er verbirgt auf ſeiner Kuppe hinter dunkler Mauer eine Anſiedlung. Dieſe hunderte von Burgen in dem ungeheuren gebirgigen Grasland bieten einen der ſonderbarſten Anblicke, die ich je genoß. Im Südoſten erhebt ſich der Niragongwe-Vulkan und weiter nördlich uns gegenüber der nach ſeinem Schutzgeiſt Namyagira benannte. Eine Rauchwolke kriecht ſeinen Abhang hinab. Von ihm aus ſenkt ſich ein mit dichteſtem Urwald beſtandenes Gebirge nach Weſten mit vielen Zungen und losgelöſten Kuppen. Auch das

Thal an ſeinem Fuß iſt waldbedeckt. Nach Nordnordoſt ſetzt ſich der Namyagira ohne ſcharfen Übergang in ein Bergland fort, das reich bewohnt ſcheint und Muſchari genannt wird. Zu unſerer Rechten fällt unſer Berg jäh und tief zu einem von kahlen Hügeln eingerahmten Sumpf ab. Nach vorne d. h. nach Nordnordoſt dehnt ſich ein Becken mit Sumpf und Seen, der Muntaragga, von dem ich ſchon tagelang vorher gehört hatte. Ich zähle 4 kleine Gewäſſer, die nach der Tradition früher ein einziges geweſen ſein ſollen und wechſelnden Waſſerſtand haben. Das Ende des Beckens ſah ich nicht, weil die Nebel ſich wieder dichter ſchließen. Eingerahmt iſt es von wilden zerriſſenen Bergen, in denen zerſtreut und verſteckt die räuberiſchen Wabembe leben ſollen. Der See zu unſeren Füßen wird auf 2 Seiten von Urwald, auf der 3. von kahlen Hügeln und im Weſten von Papyrusſumpf umrahmt. Zahlreiche helle Schilfinſeln ziehen ſich in die dunkle Flut hinein. An ihrem Rande ſtehen Tauſende weißer Vögel, die ich für Störche halten würde, die aber nach der Beſchreibung der Eingeborenen Flamingos ſind. Von Zeit zu Zeit fliegt eine Partie wie eine weiße Wolke auf, fällt aber bald wieder in der Nähe in das Schilf ein. Nicht weit von ihnen ſteht eine Büffelherde, die ich zuerſt für Erdhaufen gehalten hatte; Leib an Leib, die vorderſten halb im Waſſer; ich ſchätze ſie auf 400 Stück. Nach Ausſagen der Führer ſollen ſie 2 mal im Jahr über die Berge zum Rutſchuwu hinüber wechſeln. Durch mein Glas kann ich ſie deutlich ſich bewegen ſehen. Wieder, wie ſchon ſo oft, tauchten mir beim Anblick dieſer Tiere mitten in der unendlichen Einſamkeit dieſer kalten Wildnis, auf die jetzt die in Nebeln verſinkende Sonne durch jede Spalte des Gewölks purpurrote Strahlen ſendet, längſt vergeſſene Bilder aus alten Reiſebüchern meiner Kindheit auf.

Auf Grund der heutigen Rundſchau beſchließe ich nicht weiter nach Norden zu gehen. Ich müßte erſt tagelang durch Pori und ſpäter durch auch nur ſpärlich beſiedeltes Land, das hält meine Karawane nicht mehr aus. Seit heute wird zwar durch Vermittlung der Watuſſi etwas mehr Nahrung gebracht, aber doch nicht genügend, um ihr Wohlbefinden auf den alten Status zu bringen. Und da auch meine Tauſchwaren nur noch für 4 Wochen reichen, beſchließe ich, nach Oſten zu biegen und über den Abhang des Namjagira Vulkans nach Ruanda zu marſchieren. Meine Leute brachen in wildes Hurrah aus, als ich es ihnen mitteilte.

22. Februar. Es giebt immer noch neue Weghinderniſſe, deren Bekanntſchaft ich auf dieſer Reiſe machen ſoll. Geſtern war es ein ganz infames Dickicht aus einem Flechtwerk von Schilfgras und einem mir neuen dornigen Strauch, durch das wir ſtundenlang marſchieren mußten, nachdem wir unſeren hohen Lagerberg hinabgeſtiegen waren. Alles flucht: ich, weil ich bei jedem 10. oder 20. Schritt die Kompaßableſung notieren muß und die Träger, weil das Gezweig die Laſten auf ihren Köpfen und Schultern feſthält, ſo daß es fortwährend Stockungen giebt. Dann gab es einen Flußübergang und jenſeits wieder ſteil hinauf; hinauf unter Ach und Weh. Auf dem Kamm treffen wir ein leeres Dorf, in dem ich uns eine Ruhepauſe gönnen will, und dort ereignete ſich, was mir dieſen Tag unvergeßlich machen wird.

Als ich mich gerade zu kurzer Raſt geſetzt hatte, meldete mir der Askari Mauledi, der die Arriere-Garde ſchließt, daß in der Nähe des eben paſſierten Fluſſes ein einſamer Elefant im Grasdickicht ſtehe. Das war nicht unwahrſcheinlich, weil wir alle dieſe Tage viel friſche Loſung und Fährten geſehen hatten. Ich

kehrte alſo mit Mauledi und zwei anderen Leuten um bis zum Ende des Kammes. Hier zeigte er mir tief, tief unten, dicht an dem Fluß eine Stelle, wo die edle Beſtie ſtehen ſollte. Ich ſah zunächſt nichts als zwei Bäumchen, die von hier oben aus Sträuchern glichen und zwiſchen ihnen einen hellrotbraunen Fleck. Von Zeit zu Zeit bewegte ſich das Gezweig, wurde herabgezogen und ſchnellte wieder in die Höhe. Das iſt ein ſehr ſicheres Zeichen, wie ich ſpäter mehrmals konſtatierte; wenn ich im Urwalde durch eine Lücke des Dickichts dies ſtarke Emporſchnellen von Zweigen ſah, durfte ich ſicher ſein, daß dort ein Elefant äſte. Damals aber kannte ich es noch nicht und, da der Hautfleck ſo auffallend rot war, durfte man an alles andere eher denken, — beſonders an ein Rind — als gerade an einen elephas. (Das war keine thörichte Vermutung, weil es hier zu Lande gar nicht ſelten iſt, daß ein älterer Stier melancholiſch wird, ſeine Herde verläßt und ſich im Pori einem Einſiedlerleben ergiebt. Schoß doch neulich einmal ein Europäer in Urwaldwildnis ſolchen Bullen und zerbrach ſich den Kopf über die Art, die er zur Strecke gebracht hatte). Ich ſtieg den Abhang etwas hinab und erkannte von einem günſtigen Standpunkt aus, mit dem Glaſe deutlich, daß es doch ein Elefant war. Er hatte den Kopf von uns abgewandt und weidete nichts ahnend, ab und zu mit den Ohren klappend und mit dem Rüſſel Blätter herabholend. Der Wind ſtand ſehr gut. Da ich aber nicht hoffen durfte, durch das enorme Grasdickicht unbemerkt anſchleichen zu können, gab ich den Gedanken an die Jagd auf und befahl den Askaris, eine Schreckſalve abzufeuern, wenn auch auf gut Glück mit Viſir 400 Meter in die Nähe des Tieres zu halten — ſie gehörten ja zu denen, die die dickſten Bataten ernten, alſo wäre alles möglich geweſen. Natürlich dachte ich nicht ernſthaft an Treffer, ſonſt hätte ich ſelbſt geſchoſſen; das wollte ich aber deswegen nicht, weil mir daran lag, die Flucht des Dickhäuters zu beobachten. Ich hatte ſo oft von ihrer unglaublichen Schnelligkeit gehört, jetzt wollte ich es ſelbſt einmal ſehen, da kein Ort zur Beobachtung günſtiger ſein konnte, als der meine, von dem aus ich mehrere Quadratkilometer des Thales überſah. Aber die Askaris nahmen die Sache ernſter wie ich, erklärten, ſie bekämen den roten Fleck nicht in die Kimme und wollten verſuchen, näher heranzukommen. Mit einem Seufzer an den Aufſtieg denkend, gab ich ihrem Wunſche nach. Es gab nur eine Möglichkeit, nämlich eine Naſe herabzuſteigen; dadurch konnten wir näher, aber auch in ungünſtigeren Wind kommen. Trotzdem wir nicht ſonderlich geräuſchlos durch das Hochgras uns den Weg bahnten, äſte das Tier ohne Mißtrauen wie vorher und ging nur wenige Schritt zu dem nächſten Bäumchen weiter. Als wir noch etwa 250 Meter entfernt waren und es zwiſchen dem Fluß und unſerer dieſem parallel laufenden Bergnaſe hatten, mußten wir Halt machen; denn hier, wo der Hang ſteil abfiel, hätten wir wegen des hohen Graſes nichts mehr geſehen. Auch von hier aus war nur noch ein Stück des Rückens ſichtbar, aber doch genug, um zielen zu können. Ich wollte tiefer halten, um eventuell ein Bein zu treffen, weil dieſe ſchweren Dickhäuter auf drei Beinen nicht laufen können. Den beiden Askaris befahl ich, ſich ebenfalls fertig zu machen und ſofort hinterher zu ſchießen, falls er auf meinen Schuß nicht falle. Natürlich geſchah, was ich mir hätte denken können, ich hatte kaum abgezogen, als im gleichen Moment rechts und links von meinen Ohren zwei Gewehre krachten, daß mir noch tagelang das Trommelfell ſummte. Aber zu Rekriminationen war jetzt keine Zeit; denn der rote Fleck verſchwand auf unſere Schüſſe hin ſofort nach unten. Der Elefant

war ſcheinbar zuſammengeſackt. Bis jetzt war die Jagd ein Kinderſpiel geweſen, nun begann der Ernſt. Denn wir mußten verſuchen, in dem hohen Grasdickicht, in dem wir weder uns noch das Tier ſehen konnten, an unſer Ziel zu kommen, deſſen Richtung wir ungefähr wußten. Wir konnten aber nie ſicher ſein, daß nicht plötzlich über uns ein Rüſſel auftauchte, der den vorderſten verdientermaßen am Kragen packen würde.

Da die Askaris, wie ich ihnen anmerkte, einen Heidendampf vor dieſer Möglichkeit hatten, ſetzte ich mich anſtandshalber an die Tête und infolgedeſſen war ich es auch, der auf etwa 30 Meter das Tier wieder zuerſt erblickte, wie es aufrecht, abgewandt, den Rüſſel in die Höhe geſtreckt und, ihn nach rechts und links ſchwenkend, das hohe Gras überragte. Ein kurzer Pfiff zwiſchen den Zähnen — das verabredete Signal, ſtehen zu bleiben — dann hob ich ſo leiſe wie möglich die Büchſe, zielte in den Nacken, zog ab und zum zweiten Male brach der Elefant zuſammen. Mit wieder fertigem Gewehr lauſchen wir. Nichts iſt in der in Mittagsgluten ſchlafenden Landſchaft hörbar als das Brechen von trocknen Äſten und ein leiſer, keuchender Laut. Vorſichtig nähern wir uns auf 15 Meter. Aber der Koloß lebt noch und ſchwenkt wie vorher den hoch erhobenen Rüſſel wie eine Fahne, nach ſeinen unſichtbaren Feinden in ohnmächtiger Wut nach rechts und links greifend.

Jetzt traten die Askaris in Aktion; ſie haben keinen kleinen Reſpekt vor dem Rüſſel, der mkonga und bitten ſie „töten" zu dürfen. Eigentlich mehr, um ihnen das Schießen zu gönnen, als aus Unüberlegtheit geſtattete ich es ihnen, worauf ein wohlgenährtes Schnellfeuer beginnt. Trotzdem bei der kleinen Entfernung jedes Geſchoß ſitzt und der Rüſſel jedesmal ſcharf herunterklappt, ſteigt er doch immer wieder ſofort auf, wie ſelbſtverſtändlich, da alles Fleiſchſchüſſe ſind und die Qual des Tieres nur unnütz verlängern. Nach dem 6. Schuſſe „blaſe" ich ab, gehe in kleinen Bogen rechts auf 5 Schritt heran und töte es durch einen Gehirnſchuß. Noch zuckten die Muskeln und machten reflektoriſch vernünftige Abwehrbewegungen, als ich ſchon übermütig auf dem Rücken des Elefanten ſaß; das war thöricht und unrecht, dieſes, weil er die Hybris nicht verdiente, denn die 20 Minuten, die ihn die Zerſchmetterung des Beines oder der Wirbelſäule bei vollem Bewußtſein in wehrloſer Pein leiden ließ, müſſen gräßlich genug geweſen ſein und thöricht, weil gar nicht ſelten die letzten Verblutungskrämpfe großer Tiere den Umſtehenden ſehr gefährlich werden können, wie ich es ſelbſt einmal an einem Träger nach der Erlegung eines Flußpferdes erlebte.

Meine Leute brachen in dreimaliges Hipp Hipp Hurrah aus, dem fern von der Höhe, wo meine Träger, durch die Schüſſe angelockt, erwartungsvoll ſtehen, ein Echo antwortete. Nun ſtieg ich gern hinauf und ſchlug oben das Lager auf, während mein eingeborener Führer, der immer wieder die kleinen und doch ſo wirkſamen Geſchoſſe verwundert betrachtete, ſeine Landsleute holen ging, um das Elfenbein herauszubrechen.

Gegen 4 Uhr begann der zweite Teil des Programms, der mir faſt intereſſanter war, als der erſte. Gab er mir doch vor allem Gelegenheit, eine größere Zahl Eingeborener kennen zu lernen, die der Führer herangeſchafft hatte. Es waren meiſt ſehr kräftig gebaute, aber ſchlecht genährte Leute. Ihren Körper hatten ſie mit einer Miſchung von Rhizinus-Öl und einer roten, lateritähnlichen Erde geſalbt, ſo daß ihre Haut ein merkwürdig karminfarbenes Ausſehen hatte,

ähnlich der des Elefanten. Sie hatten zum Teil große Äxte mitgebracht, um möglichst rasch die Zähne herauszuholen und dann den Braten unter sich zu teilen, ob dessen sie in diesen schlimmen Zeitläufen außer sich vor Freude waren. Meine eigenen Leute aßen nichts davon, weil das Tier ja nicht rituell geschächtet war; sie möchten es zwar sicherlich alle sehr gern, aber jeder geniert sich vor dem andern. 6 Mann arbeiteten gleichzeitig mit den Äxten, nachdem das Gesichtsfleisch abgeschnitten und vor allem der beste Bissen, der Rüssel, in Sicherheit gebracht worden war. Sie hatten sich um Stirn und Hals grüne Rankengewinde gelegt, weil die Pulpa sonst die Augen vernichte, wenn sie bei zufälliger Verletzung der Zahnschale herausspritze. Es ist sehr sonderbar, wie weit verbreitet dieser Glaube ist; ich meine fast überall in Afrika, wo es Elefanten-Jäger giebt. Die Arbeit des Herausbrechens ist enorm; denn bekanntlich sitzen die Stoß-Zähne bis dicht unter dem Auge im Knochen. Erleichtert wurde sie durch die Art, wie der Elefant zusammengesunken war. Er saß in einer kleinen Mulde, die Vorderbeine auf dem erhöhten Rande und den Kopf aufrecht, so daß man von beiden Seiten gleichzeitig schaffen konnte. Der Eifer, fertig zu werden, war außerordentlich. Die an den Zähnen arbeitenden fürchteten, daß die unbeschäftigten Zuschauer das beste Fleisch kapern würden, daher baten sie uns, die wir zu 5 auf dem Rücken des Tieres saßen, sie mit Zweighieben fernzuhalten. Aber viele stürzten sich doch immer wieder auf den Hals unter dem Vorwande, daß dort der Knochen entblößt werden müßte. Da immer mehrere an einer Stelle herumschnitten, mit der Linken das Fleisch anspannend, mit der Rechten das Messer handhabend, so geschah es oft, daß, wenn der letzte Schnitt erfolgte, zwei oder drei Leute das gleiche abgetrennte Stück mit ihrer Linken umklammerten. Das gab dann ein Gezerr und Gethue und sich ins Gesicht schreien, wobei sie sich in der Aufregung gegenseitig „besprühten", als hätten sie flüssige Sandtorte im Munde — kurz, sie machten ein Gezeter, als stände mehr noch als ihre Seligkeit auf dem Spiel. Aber der Magen knurrt und die Seligkeit nicht — wenigstens hat nicht jeder Ohren, um sie zu hören.

Nach einstündiger Arbeit baten sie mich um Kraft-Arznei, ich hatte keine andere als das Versprechen eines schönen Bakschischs. Die Nacht brach herein und man arbeitete bei Mondschein weiter. Es war alles mögliche, daß um 9 Uhr die Zähne ausgelöst waren; da sie aber noch in den Oberkiefern steckten, waren sie so schwer, daß sie abwechselnd durch 8 Mann den steilen Berg hinaufgetragen werden mußten. Ich war vorausgegangen und schickte ihnen Ablösung mit Magnesiumfackeln entgegen. Gegen 10 Uhr kamen sie schreiend und singend ins Lager. Es war ein Höllenlärm. Die Weiber gellten ihre Triller, die Trommeln rasten, die Kinder brüllten, die erschreckten Karawanen-Affen und -Hühner kreischten und gackerten — es war fürchterlich. Die Zähne legten sie in den Lichtkegel meiner Lampe vor das Zelt, dann umtanzten sie sie in wildem Galopp und zuletzt liefen Männlein und Weiblein über die Zähne hinweg, um dadurch des Elefanten Kraft und Schnelligkeit zu erlangen, was mir namentlich für das schöne Geschlecht sehr wichtig schien. Es ist zu kindisch, aber ich bin seit gestern in der Achtung meiner Leute um eine Himmelsleiter gestiegen. Noch tief in der Nacht hörte ich aus ihren erregten Gesprächen und Gesängen immer wieder den Refrain, daß ihr baba einen Elefanten geschossen habe und einen größeren, als alle Wazungu, denen sie früher gedient hatten.

Als ich heute Morgen aufstand, waren die Zähne schon völlig aus den

Kieferknochen bloßgelegt. Die Pulpa wurde gerade vorsichtig herausgezogen, in eiligem Lauf davongetragen und vergraben. Auch ein weitverbreiteter Aberglaube. Die Zähne stellten ein kleines Vermögen dar; sie waren exzeptionell groß, 2,50 und 2,60 Meter lang, und je 120 Pfund schwer, d. h. nach dem Antwerpener Marktpreis über 2000 Franks wert. Solche alten, einsam weidenden Bullen haben ja fast immer respektable Stößer. Ich war sehr froh, denn — von der Trophäe abgesehen — wenn auch 2000 franks kein Königreich bedeuten, so sind sie in einer halben Stunde bequem gewonnen, auch kein Pappenstiel. Denn wer verdient das sonst so schnell? nicht einmal ein lyrischer Dichter.

Als ich heute Morgen kurz nach 7 Uhr noch einmal an den gestrigen Kampf- und Arbeitsplatz hinabstieg, sahen meine Augen etwas Unglaubliches. Obstupui, steteruntque comae, vox faucibus haesit. Von den 50 oder 60 Zentnern, die solch Koloß an Fleischmassen wiegen mag, war nicht mehr so viel da, um ein Huhn sättigen zu können. Wie mit einem feinen Raspatorium abgeschabt lagen ringsum Knochen und Haut im Grase. Kaum daß noch irgendwo an einem Wirbel oder Gelenk größere Fettpartikel saßen. Daß die 40 Leute von gestern alles weggeräumt haben, scheint mir unmöglich. Es müssen sich ringsum Eingeborene verborgen gehalten haben, die nach meinem Weggang gemeinsam mit den anderen die Nacht hindurch bei Mondschein gearbeitet haben. Dafür sprachen auch die vielen Aschenhaufen ringsum. Aber stupend blieb es trotzdem.

Sehr in Verlegenheit kam ich durch meinen Trägermangel. Woher die Leute für den Transport der Zähne nehmen? Schließlich arrangierte sich auch dies. Was irgendwie in meinen Lasten zu entbehren und wertlos war, mußte ich fortwerfen, andere fügte ich zusammen, so daß je zwei zu einer wurden; und leichtere Objekte gab ich den Ruanda-Jungen der Karawane. Einer der beiden Wahunde, der die Last des toten Semakweli übernommen hatte, war übrigens des Nachts geflohen und hielt sich, verlockt durch den Fleischreichtum, bei den Wanyakischari verborgen.

Wir machten heute — 22. Februar — nur einen kurzen Nachmittagsmarsch und lagerten in einem kleinen Dorf dicht am Pori. Die Landschaft leuchtete im Abendsonnenschein voll lieblichen Reizes. Die Berge waren mit einem lichten Wald weißstämmiger, schlanker, zartbelaubter Bäume wie mit schimmernden Birken bestanden, dazwischen die grünen Wiesen und Bohnenfelder oder die goldgelben Ulesikulturen im Feuer der späten Strahlen. In der Ebene dicht unter uns dehnte sich ein großer dunkler Urwald wie ein riesiger Park aus und hinter ihm tauchten die scharfgeschnittenen Gebilde niedriger kahler Hügel auf.

Im Lager gab es heute 2 Krampffälle. Nirampetta, eine jener Frauen, die ich in Ruanda loskaufte, erlitt, wie schon öfter, einen epileptischen Insult. Bald darauf fiel auch ein kleiner Boy hin, derselbe, den ich vor wenigen Tagen nach dem Unwetter halbirr am Fluß angetroffen hatte. Es war ein typischer hysterischer Krampf mit Stellungen und Erscheinungen, als hätte er sie in der Salpetrière bei Charcot studiert. Meine Leute, die bei ihm auch Epilepsie vermuteten, waren aufs höchste verblüfft, als ich Suggestion wirken ließ und den Jungen, der scheinbar bewußtlos auf nichts reagierte, bei Androhung von „25“ aufforderte, zu genesen, worauf er bedächtig aufstand und in sein Zelt kroch.

Einen hysterischen Anfall nennen die Karawanenneger peppo, was eigentlich Sturmwind bedeutet. Nur selten äußert er sich als Kraft, viel häufiger in irgend-

wie unverſtändigem oder unmotiviertem Benehmen: Lachen, Weinen, Singen, Schreien, Schimpfen, Toben u. ſ. w. Manche können ſtundenlang dasſelbe Lied ableiern, andere einen unſinnigen Laut, (z. B. gitsche, gitsche) in infinitum wiederholen oder ſie begehen thörichte Handlungen. So erinnere ich mich eines Negers, der ſcheinbar nicht von dem Plan abzubringen war, ſeine Hand über dem Herdfeuer zu röſten. Ich ſage ſcheinbar, denn es iſt viel Simulation im Spiele. Mag auch der Unfall meiſt autoſuggeriert ſein, die Beſinnungsloſigkeit iſt faſt ſtets geheuchelt. Die Sucht, eine zeitlang den Mittelpunkt des allgemeinen Intereſſes zu bilden, löſt in der Mehrzahl der Fälle die hyſteriſche Attacke der Schwarzen aus, ſo bin ich auch überzeugt, daß jener eben erwähnte Mucius Scaevola ſehr raſch ſeine Hand aus den Flammen gezogen hätte, wenn ſeine entſetzten Geſellen ihm Freiheit gelaſſen hätten, ſtatt ihm immer wieder in die Arme zu fallen. Heri, einer meiner Leute in Bergfrieden, tobte eines Abends nach einem Streit mit ſeiner Gattin fürchterlich und ſchwor ſich zu erſchießen; eine viertel Stunde kämpften ſeine Kameraden ſchon mit ihm, um ihn feſtzuhalten, als ich hinzukam. Ich ließ ihn in ſeine Hütte bringen, reichte ihm ſein geladenes Gewehr und ſchloß die Thür. — Das war vor mehr als 1½ Jahren und er hütet noch heute mein Dorf, während ich in Kwidjwi auf Expedition weile.

Ein Arzt wird aus dem Geſagten leicht den Schluß ziehen, daß nicht jeder peppo mit Hyſterie identiſch iſt. Hyſterie iſt ja eine Konſtitution. Man hat einen hyſteriſchen Charakter oder hat ihn nicht; man erwirbt ihn ſchwerlich, noch verliert man ihn; peppo dagegen kann gelegentlich auch den geſündeſten Neger befallen; am beſten ließe er ſich mit Tropenkoller übertragen, jener den Weißen oft zugeſchriebenen unbewieſenen Krankheit, die nach meiner Überzeugung überhaupt keine Krankheit iſt. Auf ſie einzugehen, fehlt mir heute der Raum, doch hole ich es demnächſt einmal nach.

„Den Mann hats", ſo ſagt das Sprichwort" —; auch der Neger ſagt es vom peppo, und wer über guten Willen und ſchlechtes Deutſch verfügt, kann noch hinzudichten:

„Geiſt haben" fällt oft ſchwer,
„Von Geiſt gehabt ſein" weniger.'

Die Neger glauben nämlich, daß im Peppo ein Mſimo, d. h. ein Dämon, ein Geiſt von dem Kopf des Kranken Beſitz genommen hat. — Iſt die Attakke vorüber oder dauert ſie ſehr lange, ſo wird zum „Arzt" geſchickt, der auf dieſe oder jene Weiſe die Identität des Geiſtes feſtſtellt und ihn nach ſeinen Wünſchen fragt, um ihn durch Libationen zu verſöhnen. Meiſt hat der Dämon denſelben Geſchmack wie der „Arzt", und beſonders oft ſcheint er in ſeiner transzendentalen Exiſtenz ein Gelüſte nach Pombe zu haben. Auch wählt er aus der afrikaniſchen Weinkarte Bananenpombe, Sorghumpombe, Honigpombe, Eleuſinenpombe ꝛc. meiſt die Marke, die der Arzt ihm wie ein zuverläſſiger Oberkellner empfiehlt. Allerdings wird der arme Geiſt ſehr kurz gehalten; denn ihm fallen nur einige auf den Boden geſprengte Tropfen zu, während der übrige Inhalt des Topfes in den Magen von Arzt und Patient „geſprengt" wird. Kein Wunder, wenn er durch häufiges Erſcheinen wenigſtens einigermaßen das Quantum für die nötige Bett- bezw. Grabſchwere zu erreichen ſucht.

Eine beſonders angenehme Villegiatur ſind dem Peppo die Weiberköpfe, und er zeigt ſich dankbar dafür. Verſagt ein Ehemann einer afrikaniſchen Schönen

einen bunten Stoff, der ihr Gefallen erregt und bleibt er hart, trotzdem sie alle Hilfsmittel ihres Geschlechts verschwendet hat, dann stellt, wenn ihr für solch schnödes Verhalten die Begriffe fehlen, oft genug ein Peppo zur rechten Zeit sich ein, und es ist 10 gegen 1 zu wetten, daß dann der mürbe gemachte Gatte die Tracht bewilligt, nach der ihr Trachten stand. Ich kannte die schwarze Wirtschafterin eines Europäers, die Vorzügliches in dieser Kunst leistete — denn ist es nicht eine Kunst, eine derartige Posse zu ersinnen und sein eigener Mime zu sein? Sollten am Ende jene Ohnmachtsanfälle europäischer Damen, für die der Hausarzt die ersehnte Badereise zu verschreiben pflegt, einem seine Forschungsreisen nach Europa ausdehnenden Peppo ihr Entstehen verdanken? Und müßte eine schwarze Schöne, die zufällig Zeuge solches Leidens und seiner Therapie wäre, nicht entzückt und angeheimelt ein Tout comme chez nous ausrufen?

Viel seltener als der Peppo, aber doch nicht ganz selten, sind typisch epileptische Anfälle, wie sie oft die arme Nirampetta erlitt. Ueber ihre Verbreitung und Ursachen will ich ein weniges erwähnen, wenn ich an anderer Stelle auf Alkoholismus und Haschischismus zu sprechen komme. Übrigens sollte ich die Nirampetta gleich nach der letzten Attakke ihres Leidens für immer verlieren. Ich erzählte wohl schon, daß sie vor einigen Jahren geraubt war, aber nur sehr vage Erinnerungen an ihre Heimat hatte. Gestern entdeckte sie plötzlich, daß sie in dieser Gegend zu Hause sei, was sich heute bestätigte, als ihr Ehemann im Lager eintraf, um sie zu reklamieren. Ich fragte ihn, ob er mir wohl die 10 Ziegen zurückerstatten wolle, mit der ich sie einst freigekauft hatte, was ihm um so leichter fallen sollte, als sie jetzt sogar um ein Knäblein reicher zu ihm zurückkehrte, aber er schüttelte nur den Kopf und schüttelte weiter und weiter, als ich immer billiger wurde 8, 6, 3 Ziegen, selbst 1 Ziege, einen Hahn und zuletzt eine Henne verlangte. Da er immer noch schüttelte, und ich schließlich Angst bekam, der Gemütsmensch könnte selbst dann noch schütteln, wenn ich etwas drauflegen wollte, so gab ich ihr schleunigst die Freiheit, worauf sie, umringt von den Verwandten und Freunden ihres Gatten, im Triumphzuge den heimatlichen Hügel hinaufgeführt wurde und meinen Blicken für immer entschwand.

Dr. R. Kandt, Kwidjwi, Dezember 1901.

Koloniale Anleihen.

Von Dr. Hermann Heſſe.

Die Vorſchläge, welche Herr Profeſſor Dr. Hans Meyer im Herbſt vorigen Jahres in der Täglichen Rundſchau über die finanzielle Entwicklung unſerer Schutzgebiete gemacht hat, enthielten neben der Forderung eines kolonialen Landesbeirats und einer Trennung des Reichshaushalts und Schutzgebietshaushalts auch den Gedanken, daß die Mehrkoſten der lokalen Verwaltung der Schutzgebiete durch Reichszuſchüſſe in Form van Darlehn aufgebracht werden ſollten. Die beiden erſten Punkte der Meyerſchen Vorſchläge ſind von mir in der Deutſchen Kolonialzeitung, und zwar in No. 17, 18, 19 und 21, ſowie in den Beiträgen, und zwar in No. 1 dieſes Jahrganges bereits beſprochen worden. Eine weitere Folge der Meyerſchen Anregung iſt die nachfolgende Abhandlung über koloniale Anleihen.

I. Die ſelbſtändige rechtliche Fähigkeit zur Aufnahme von Anleihen beſitzen die Schutzgebiete zur Zeit noch nicht. Zwar iſt ihre vermögensrechtliche Perſönlichkeit durch das Reichsgeſetz von 1892 über die Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete begründet; denn nach § 5 des Geſetzes haftet für die aus der Verwaltung eines Schutzgebietes entſtehenden Verbindlichkeiten nur das Vermögen dieſes Gebietes. Aber nach § 4 erfolgt die Aufnahme einer Anleihe oder die Übernahme einer Garantie im Wege der Reichsgeſetzgebung. Der übereinſtimmende Wille von Bundesrat und Reichstag iſt alſo nach geltendem Recht zur Aufnahme einer Anleihe erforderlich und ausreichend, während nach den Vorſchlägen des Herrn Profeſſor Meyer hierfür auch die Mitwirkung des Landesbeirats erforderlich ſein ſoll. Rechtlich beſteht alſo die Möglichkeit der Aufnahme einer Anleihe *für* ein Schutzgebiet, nicht aber *durch* ein Schutzgebiet. Der Erfolg, die Verſchaffung und Bereitſtellung außerordentlicher Mittel für ein Schutzgebiet, iſt alſo gegeben; nur der Weg zur Verſchaffung dieſer Mittel ſoll abgeändert werden. Die Notwendigkeit dieſer Abänderung iſt aber in den Vorſchlägen des Herrn Profeſſor Meyer durchaus nicht begründet; es erübrigt ſich daher vorläufig, ſpezielle Gegengründe hier anzuführen; im allgemeinen ſind ſie ſchon in den früheren Ausführungen behandelt, welche ſich gegen die Einführung der vorgeſchlagenen Landesbeiräte überhaupt wenden.

II. Die thatſächliche Fähigkeit zur Aufnahme von Anleihen mangelt aber zur Zeit noch den meiſten Schutzgebieten. Das ſcheint Herr Profeſſor Meyer auch ſelber zu meinen, indem er vorſchlägt, daß die Schutzgebiete Anleihen in Form von Reichsdarlehen aufnehmen ſollten, eben deshalb wohl, weil für die Ausgabe von kolonialen Schuldverſchreibungen der Schutzgebiete ſich zur Zeit noch keine Zeichner und Käufer finden würden. Denn nur wer kreditwürdig iſt,

kann erwarten, daß andere Leute ihm ihr Geld anvertrauen. Sind aber die Schutzgebiete als solche, d. h. ohne den starken Rückhalt an das finanzmächtige Reich, zur Zeit kreditwürdig? Wir möchten das für die nächste Zeit verneinen. Der Fiskus der Schutzgebiete war bis vor kurzem noch ein koloniales Wickelkind, welches in Kissen und Betten gelegt wurde, die ihm die Mutter Heimat jährlich schenkte; seine Nahrung und seinen Unterhalt, sowie seine Erziehungskosten empfängt dieser Fiskus von seinem Mutterlande. Aber er ist doch schon so kräftig geworden, hat schon soviel Verstand bekommen und so viele Fähigkeiten entwickelt, daß er immerhin bedeutende Summen schon selber verdient. Er muß nun allmählich ganz selbständig gemacht und dahin gebracht werden, daß er sich seinen ganzen Unterhalt selbst verdienen kann. Er darf aber erst dann mündig und gewaltfrei vom Mutterlande gemacht werden, wenn er die nötige Reife erlangt hat, um ein wirtschaftliches Sonderdasein führen zu können. Ein politisches Sonderdasein ist ihm aber auch dann unter keinen Umständen freiwillig einzuräumen.

III. Das Vermögen unserer Schutzgebiete, welches als Deckung für möglicherweise auszugebende Schuldverschreibungen dienen könnte, ist heute schon ziemlich beträchtlich. Doch fehlt es leider zur Zeit bei uns noch an einem äußerlich erkennbaren einheitlichen Plane, an einem System der Vermehrung dieses Vermögens. Die Entwickelung der kolonialen Hilfsquellen durch eine zweckmäßige Zoll-, Bevölkerungs-, Handels-, Verkehrs- und Landpolitik ist aber erfolgreich nur durch ein möglichst gleichmäßiges und einheitliches System zu dem Ziele zu bringen, den Fiskus der einzelnen Schutzgebiete unabhängig zu machen und auf eigene Füße zu stellen.

Das Vermögen zerfällt in das Verwaltungs- und in das Finanzvermögen. Ersteres umfaßt alle dem Verkehr entzogenen unbeweglichen und beweglichen Sachen, wie Amtsgebäude, Brücken, Schiffe u. s. w. Es scheidet bei unserer Betrachtung naturgemäß aus, da es nur einen Gebrauchswert, aber keinen Ertragswert besitzt. Letzterer eignet aber dem Finanzvermögen. Es sei uns gestattet, dieses in seinen einzelnen Teilen einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

1. Die Zölle.

Die Einkünfte aus den Zöllen sind heute noch für den größten Teil unserer Schutzgebiete der hauptsächlichste Bestandteil der eigenen Einnahmen. An dieser Thatsache haben bisher alle diejenigen Bestrebungen Schiffbruch gelitten, welche die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsgebietes, bestehend aus dem Reiche und sämtlichen Schutzgebieten, mit einem gemäßigten Schutzzollsystem nach außen einführen wollten. Dieser Gedanke wird indes dann zweifellos durchzuführen sein, wenn andere Kolonialstaaten zu diesem System übergehen. Vorläufig aber ist eine stetige Steigerung der Zölle anzustreben; sie folgt aus einer Vermehrung der Ein- und Ausfuhr. Um diese zu erzielen, muß die Arbeitsfähigkeit und Arbeitskraft der Eingeborenen ausgenützt und ihre Kaufkraft und Aufnahmefähigkeit für Erzeugnisse der heimischen Industrie gesteigert werden. Wirtschaftliche Werte sind durch Pflanzungen, durch Viehzucht, Bergbau und durch industrielle Anlagen zu schaffen. Verkehrsmittel, wie Eisenbahnen, Dampfer, Telegraphen, Fernsprecher müssen eine Ausdehnung der gesamten wirtschaftlichen Thätigkeit in alle Teile der Schutzgebiete, sowie die Verbindung mit dem Mutterlande ermög-

lichen. Wer an diesen Zielen mitarbeitet, sorgt am besten für die finanzielle Erstarkung der Schutzgebiete. Eine einheitliche Zollpolitik ist aber nur dann durchzuführen, wenn die Regierung über alle Schutzgebiete einheitlich ist und nicht durch einzelkoloniale Parlamente beeinträchtigt wird. Letztere würden in erster Linie die partikulären Interessen des Schutzgebiets zur Geltung zu bringen suchen, gleichgültig, ob dabei die Interessen des Reiches benachteiligt würden oder nicht.

2. Steuern.

Einen beträchtlichen Teil des Budgets einzelner Schutzgebiete machen heute schon die Steuern aus. Ihre Vermehrung wird durch eine vernünftige Bevölkerungspolitik herbeigeführt. Sie bezweckt die Hebung der Eingeborenen auf eine höhere Kulturstufe. Höhere Bildung wird den Eingeborenen aber heute schon teils in staatlichen Schulen, teils in religiösen Anstalten, welche die Opferwilligkeit deutscher Missionsgesellschaften gründete und unterhält, beigebracht, ingleichen handwerksmäßige und gewerbliche Fähigkeiten. Dadurch werden den Eingeborenen auch höhere Bedürfnisse angewöhnt, und sie lernen den Wert einer verfeinerten Lebensweise schätzen. Diese Vermehrung ihrer Bedürfnisse steigert ihre Aufnahmefähigkeit für die heimischen Industrieerzeugnisse; sie steigert ihre Arbeitsleistungen, vermittelst deren sie diese Bedürfnisse befriedigen können. Sollte indes die Lust am Besitz nicht ausreichen, um die Eingeborenen zu erhöhten Arbeitsleistungen anzuspornen, so ist auch gegen die Anwendung eines gelinden staatlichen Zwanges nichts einzuwenden. Dieser erfolgt am besten in der Form von Steuererhebungen. In erster Linie allerdings ist hierbei das erzieherische Moment zu berücksichtigen: der Eingeborene soll Steuern zahlen, damit er durch die zeitweilig wiederkehrenden Steuern und persönlichen Dienstleistungen oder Naturalabgaben allmählich an regelmäßige Arbeit gewöhnt wird. Erst darnach kommt die Erwägung in Betracht, daß auch die Eingeborenen ihren Beitrag zu den Kosten einer wohlgeordneten, Friede wirkenden und Recht verbürgenden Verwaltung zahlen müssen. Nicht aber wird damit beabsichtigt, die gesamten Ausgaben für die Verwaltung aus den Eingeborenen herauszupressen. Ohne einen gewissen Zwang wird es bei der Eintreibung der Steuern allerdings nicht überall abgehen. Darum ist es notwendig, daß ausreichende Machtmittel zur Durchführung des staatlichen Willens überall vorhanden seien. Aus diesem Grunde rechtfertigt sich auch die Ausdehnung der Verwaltung über das ganze Schutzgebiet. Denn nur dann können die Eingeborenen gleichmäßig und ausreichend zur Deckung der Verwaltungskosten herangezogen werden, nur dann ist aber auch eine gedeihliche Entwicklung von Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr, die Grundlage des wirtschaftlichen Aufschwunges unserer Schutzgebiete, möglich und durchzuführen.

Die Steuern sind nun teils direkte, teils indirekte; ihnen ähnlich sind die Gebühren und Geldstrafen. Direkte Steuern werden in beträchtlicher Höhe schon in Ostafrika erhoben in Form einer Häuser- und Hüttensteuer. Die Einführung einer Grundsteuer wird sich allerdings nur allmählich durchführen lassen. Sie ist aber außerordentlich wichtig, einmal, weil sie reiche Erträge bringt, sodann, weil sie ein sehr geeignetes Mittel darstellt, Landspekulationen und die Anhäufung allzu umfangreichen Grundbesitzes in einer Hand zu verhindern. Ihre unerläßliche Voraussetzung ist allerdings eine Vermessung des Grund und Bodens; den Beginn einer planmäßigen Vermessung sollte man deshalb möglichst wenig hinausschieben,

weil zu ihrer Vollendung mehrere Menſchenalter erforderlich ſind. Indirekte Steuern werden in Form von Gewerbe-, Schank- und Verbrauchsſteuern faſt überall erhoben; ſie dürfen jedoch nicht zu einer zu großen Belaſtung der Einwohner führen. Gebühren, Gerichtskoſten und Geldſtrafen fließen ebenfalls an den Fiskus der Schutzgebiete. Sie bilden naturgemäß keinen erheblichen Teil des Finanzvermögens.

3. Verkehrsmittel.

Eine brennende Frage der deutſchen Kolonialpolitik kann man die Frage der Schaffung von Verkehrsmitteln nennen. Gerade die Verkehrsmittel, Eiſenbahnen, Telegraphen, Fernſprecher, Poſt, ſind werbendes Kapital für das Finanzvermögen des Staates, man kann getroſt behaupten, eines jeden Staates. Sie zu ſchaffen, wäre daher die hauptſächlichſte Verpflichtung der Regierung geweſen. Aber dies hat die Regierung bisher nicht in ausreichendem Maße gethan, und das iſt ein Punkt, über den beinahe alle kolonialen Kreiſe der Regierung die ſchärfſten Vorwürfe gemacht haben und noch machen. Nirgends vermißt man mehr eine Planmäßigkeit der Regierungspolitik als in dieſer und in der nachher zu erörternden Landfrage.

Geht man von dem Grundſatze aus, daß zunächſt unter allen Umſtänden und in kurzer Zeit die Finanzen der Schutzgebiete in die Höhe gebracht werden müſſen, ſodaß ein Reichszuſchuß überflüſſig wird, ſo giebt es in der That kein beſſeres Mittel hierfür als den Bau von Eiſenbahnen. Denn ſie bewirken eine gewaltige Steigerung des Handels und Verkehrs, eine Ausdehnung der Abſatzmöglichkeit für landwirtſchaftliche Erzeugniſſe und der Möglichkeit, Mineralien zu gewinnen und zu befördern; außerdem werden durch den Bahnbau die militäriſchen Machtmittel koſtenlos verſtärkt. Dieſer indirekte Nutzen iſt aber nicht der einzige; die Steigerung des Wertes der ausgedehnten Kronländereien iſt eine unmittelbare Folge des Bahnbaues. Man vergleiche nur einmal die Bodenpreiſe in Swakopmund, Karibib und Windhoek vor und nach dem Bahnbau. Trotzdem aber haben wir in Oſtafrika, nachdem wir das Land 17 Jahre beſitzen, erſt 80 km Bahn im Betriebe. Es erübrigt ſich, weitere Worte hierüber zu verlieren. Ehe man an die Schaffung eines Landesbeirats für die Kolonien denkt, ſollte man lieber für eine energiſche Eiſenbahnpolitik der Regierung in den Schutzgebieten eintreten. Das iſt tauſendmal wichtiger; denn durch den Landesbeirat werden die Einnahmen der Schutzgebiete nicht vermehrt, wohl aber durch den Bahnbau. Der Bahnbau ermöglicht es, die Schutzgebiete ſelbſtändig und unabhängig von den Zuſchüſſen des Reiches zu machen, während die anempfohlene Sparſamkeit der Landesbeiräte die Entwicklung der Schutzgebiete nur hemmen und zurückſchrauben würde.

Die Frage, ob wir überhaupt Bahnen in den Schutzgebieten bauen ſollen, ſcheint ja jetzt endlich in poſitivem Sinne erledigt zu werden. Da erhebt ſich aber die fernere Frage, wer ſoll die Bahnen bauen? Reichseiſenbahnen oder Privatbahnen? Wir möchten uns dafür entſcheiden, daß das Reich die Eiſenbahnen zu bauen hat. Es ſind natürlich dazu ſehr beträchtliche, in die Millionen gehende Aufwendungen nötig, und an der Höhe derſelben möchte der Reichstag Anſtoß nehmen. Aber der Beweis dafür, daß dieſe Ausgaben ſich verzinſen, iſt durch den Windhoeker Bahnbau erbracht. Die Bahn von Swakopmund nach

Windhoek, deren Koſten auf rund 13000000 M. ſich belaufen, iſt erſt in einer Geſamtlänge von 300 km fertig, alſo zu $^3/_4$; die Einnahmen aus ihrem Betriebe ſind für das nächſte Jahr auf rund 400000 M. veranſchlagt; damit entfällt ein Betriebszuſchuß des Reiches für die Bahn, und nach aller Wahrſcheinlichkeit iſt bei der Vollendung der Bahn eine derartige Steigerung ihrer Einnahmen die notwendige Folge, daß ſich eine ausreichende Verzinſung ergiebt.[1])

Viel eher aber als für direkte Aufwendungen für den Bahnbau würde der Reichstag u. E. zu bewegen ſein, die Koſten des Bahnbaus in Form einer Anleihe des Schutzgebietes zu bewilligen. Die Eiſenbahnen würden dann freilich zum Beſtandteil des Vermögens des Schutzgebietes, und ihre Einnahmen würden nicht in die Reichskaſſe fließen; aber das iſt deswegen unerheblich, weil dem Reiche immerhin die Eiſenbahnhoheit verbleiben würde, alſo die oberſte Verwaltung und die Tarifpolitik immer vorbehalten bliebe. Die Eiſenbahnanleihe des Schutzgebietes müßte jedoch durch Reichsgeſetz erfolgen. Gegen ein ſolches Reichsgeſetz würden aber die Einwendungen, welche eingangs gegen die Kreditwürdigkeit des Schutzgebietsfiskus dem großen Publikum gegenüber geltend gemacht ſind, nicht durchgreifen. Denn das Reich iſt eher als Privatleute imſtande, den Augenblick abzuwarten, zu welchem die Folgen des Bahnbaues zu einer merklichen Erhöhung der Einnahmen des Schutzgebiets ſich bemerklich machen. Es hat außerdem ein unmittelbares Intereſſe an der Wertſteigerung des Grund und Bodens, des Kronlandes; dieſe Wertſteigerung des Kronlandes bildete das Gegenſtück für das Riſiko, welches dem Reiche dadurch erwächſt, daß die Erträgniſſe des Bahnbaues zeitweilig eine Verzinſung der Eiſenbahnanleihe nicht ermöglichen. Eine Amortiſation der Anleihe wird ermöglicht durch die indirekte Steigerung des Finanzvermögens und der Einnahmen des Schutzgebiets. Der Bau einer Privatbahn wäre indes, wie die Dinge heute liegen, ohne umfangreiche Konzeſſionen und Landſchenkungen an die Bahngeſellſchaft nicht denkbar. Hierin liegt aber eine unmittelbare Schädigung des Finanzvermögens des Schutzgebiets und damit eine Benachteiligung des öffentlichen Intereſſes, die vermieden werden kann, wenn das Schutzgebiet mit den Mitteln einer Anleihe vom Reiche die Bahn ſelber bauen würde.

Eine ſolche koloniale Anleihe würde auch ohne die Trennung der Schutzgebietsausgaben in Reichs- und lokale Ausgaben und ohne die Mitwirkung des Landesbeirats auf Grund des Reichsgeſetzes von 1892 über die Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete aufgenommen werden können. Sie wäre deshalb der Konzeſſionierung einer Bahnbaugeſellſchaft vorzuziehen, weil auf dieſe Weiſe das Finanzvermögen des Schutzgebiets unmittelbar in ſeinen wichtigſten Beſtandteilen, den Verkehrsmitteln und dem Kronlande, vermehrt würde, und weil die öffentliche Meinung ſich nach den Erfahrungen, die wir in Südweſtafrika und in Kamerun mit der Vergebung und Verſchenkung von Kronland an große privilegierte Geſellſchaften gemacht haben, für eine weitere Verſchleuderung des Landbeſitzes in den Schutzgebieten in keiner Weiſe begeiſtern kann.

---

[1]) Da der vorliegende Aufſatz ſchon vor längerer Zeit geſchrieben iſt, konnte die im Juni d. J. erfolgte Betriebseröffnung auf der geſamten Linie bis Windhoek nicht erwähnt werden.

4. Das Kronland.

Der wichtigſte Beſtandteil des Finanzvermögens der Schutzgebiete iſt ohne Zweifel das herrenloſe Land, welches für Kronland erklärt worden iſt. Die Möglichkeit der Ausnützung beſtimmt aber den Wert des Landes. Dieſe Möglichkeit zu ſchaffen iſt daher eine ſelbſtverſtändliche Pflicht der Regierung. Sie kann geſchaffen werden durch Bau von Eiſenbahnen, Telegraphen und Fernſprechern ſowie durch Anlage von Wegen. Dies iſt derjenige Weg, bei dem ſich die Regierung alle Vorteile der Wertſteigerung zu gunſten des Schutzgebietsfiskus' ſichert und dabei doch der Allgemeinheit Nutzen ſchafft. Die Regierung hat jedoch in einzelnen Schutzgebieten dieſen Weg nicht eingeſchlagen, ſondern den größten Teil des Kronlandes an große Geſellſchaften verliehen, wie in Südweſtafrika und Kamerun. Hierzu bemerkt von Stengel[1]) ſehr treffend: „Wenn auch in der erſten Zeit nach Gründung einer Kolonie der Grund und Boden ziemlich wertlos iſt, ſo gewinnt der Grundbeſitz doch mit der wirtſchaftlichen Entwickelung der Kolonie ſehr raſch und ſehr erheblich an Wert. Eine Kolonialverwaltung, die ſofort über das herrenloſe Land unbedachtſam verfügt, beraubt ſich dadurch der Möglichkeit, an der ſpäter eintretenden, in der Regel ſehr erheblichen Wertſteigerung teilzunehmen". Gerade die Vergebung von Land an Bahngeſellſchaften wäre deswegen nicht zu empfehlen, weil hauptſächlich das Land unmittelbar an der Bahn an der Wertſteigerung teilnehmen würde, das weiter abgelegene zunächſt nur in geringerem Maße.

Die Frage, ob die Regierung überhaupt berechtigt iſt, nach dem Erlaß des Reichsgeſetzes von 1892 über die Feſtſtellung der Ausgaben und Einnahmen der Schutzgebiete nach Landkonzeſſionen zu erteilen, ſoll hier unerörtert bleiben. Wenn man erwägt, daß das Bürgerliche Geſetzbuch die Regelung der Privilegien unterlaſſen und in dieſer Hinſicht das Recht der Einzelſtaaten beſtehen gelaſſen hat, muß man der Kaiſerlichen Regierung in den Schutzgebieten das Recht der Erteilung von Privilegien zuerkennen, weil das hier in dieſer Beziehung geltende Allgemeine Landrecht dies beſtimmt; faßt man aber das Kronland als Beſtandteil des Finanzvermögens der Schutzgebiete auf, ſo muß man die Erteilung von Landprivilegien durch die Regierung als unzuläſſig erachten, weil die Vergabung von Kronland eine Ausgabe, eine Verminderung des Vermögens der Schutzgebiete iſt, welche nach dem oben angeführten Reichsgeſetz von 1892 der Zuſtimmung von Bundesrat und Reichstag bedarf. Es wäre eine ſchwierige, aber verdienſtvolle Arbeit, dieſe Rechtsverhältniſſe einmal klarzuſtellen; nicht nur die koloniale Praxis, ſondern auch die Rechtswiſſenſchaft würde Vorteil davon haben.

Aber ganz abgeſehen von der rechtlichen Seite der Sache möchten wir die Frage aufwerfen, ob die Geſellſchaften, die mit geradezu ungeheuren Landkonzeſſionen bedacht ſind, die Erwartungen gerechtfertigt haben, welche man ſeinerzeit an die Konzeſſionierung geknüpft hat. Da muß man allerdings geſtehen, daß greifbare Vorteile dabei bisher für keines der Schutzgebiete herausgeſprungen ſind. Es iſt ja auch klar und vom kaufmänniſchen Standpunkte aus ganz gerechtfertigt, daß dieſe Geſellſchaften die Verwertung ihrer Konzeſſionen, insbeſondere ihres Landbeſitzes erſt dann beginnen werden, wenn eine erhebliche Wertſteigerung des Bodens eingetreten iſt, wenn ſie alſo verdienen können; das Land iſt ihnen aber in erſter Linie gegeben, damit ſie durch Beſiedlung, Schaffung von Verkehrswegen

[1]) Die Rechtsverhältniſſe der deutſchen Schutzgebiete. 1901 S. 187 ff. Für diejenigen ſehr empfehlenswert zu leſen, welche ſich für die Landfrage intereſſieren.

uſw. ſeinen Wert ſteigern ſollen, und nicht, damit ſie ohne eigenes Zuthun unendliche Summen an dem im Werte hauptſächlich durch fremde Thätigkeit geſteigerten Grund und Boden verdienen ſollen. Wir möchten hierbei nur auf den Bau der Windhoeker Reichseiſenbahn hinweiſen, durch den die Ländereien der großen ſüdweſtafrikaniſchen Geſellſchaften ohne deren Zuthun bedeutend an Wert gewonnen haben. Es iſt aber auch ferner zu bedenken, daß durch eine Vergabung von Land an einzelne Geſellſchaften in einem für europäiſche Verhältniſſe faſt unfaßbaren Umfange dieſen Geſellſchaften eine derartige wirtſchaftliche Übermacht gegenüber dem einzelnen kleinen Kapitaliſten, der dort arbeiten will, gegeben iſt, daß der letztere in dem wirtſchaftlichen Konkurrenzkampfe einfach unterliegen muß, zum mindeſten aber nur ſehr geringe Ausſichten hat, gegenüber den Geſellſchaften aufzukommen. Es iſt aber gewiß von größerem Vorteil für die Schutzgebiete, wenn ſich durch Vermittlung und mit Hilfe der Regierung 1000 kleine Leute im Lande niederlaſſen, als wenn eine einzige große Geſellſchaft Privilegien erhält, welche es ihr ermöglichen, die wenig bemittelten Anſiedler unter Bedingungen ſeßhaft zu machen, bei denen ihr Geldbeutel nicht zu kurz kommt. Der Staat hat ſicherlich ein größeres Intereſſe daran, 1000 ſelbſtändige Exiſtenzen zu ſchaffen, und ſei es zunächſt mit Opfern der Allgemeinheit, als die großen Geſellſchaften, für welche lediglich kaufmänniſche Erwägungen maßgebend ſind. Deshalb muß auch der Staat die gewaltigen Landkomplexe in den Schutzgebieten für ſich behalten, damit er es in der Hand hat, gemäß den Erforderniſſen des öffentlichen Intereſſes die Vergabung oder den Verkauf von Land an einzelne vornehmen zu können, und ſo eine ſchnelle und umfangreiche Beſiedlung zu ermöglichen. Den Landgeſellſchaften kann man aber nicht zumuten, um jeden Preis eine Beſiedlung herbeizuführen, wenn dies irgendwie mit Opfern für ſie verknüpft iſt. Hieraus folgt, daß es ſehr überflüſſig, wenn nicht ſchädlich geweſen iſt, ihnen ſo große Landkomplexe auszuantworten.

Vor allem aber begiebt ſich der Staat durch die in Kamerun und Südweſtafrika erfolgte Vergabung von Land an einzelne große Geſellſchaften eines beträchtlichen Teils ſeines Finanzvermögens, und zwar gerade des wertvollſten Beſtandteils desſelben. Es iſt deshalb zu wünſchen, daß in Zukunft überhaupt keine Landkonzeſſionen mehr erteilt werden. Gerade der Grund und Boden mit ſeinen fruchtbaren Gefilden, mit ſeinen pflanzlichen und mineraliſchen Schätzen iſt die denkbar größte Sicherheit, welche das Schutzgebiet ſeinen Gläubigern bieten kann; der Grund und Boden macht allein ſchon das Schutzgebiet kreditwürdig, freilich nur dann, wenn er ſich in Händen der Regierung befindet. In dieſem Grund und Boden hat das Reich ein genügendes Unterpfand für ſeine Aufwendungen für die Schutzgebiete, hat es Deckung für die Zinſen, welche es für eine Anleihe der Schutzgebiete zahlen oder verbürgen würde.

Das Reich könnte alſo unbedenklich der Aufnahme einer Anleihe irgend eines Schutzgebietes zuſtimmen, weil es finanzielle Verluſte dabei nicht zu befürchten hätte. Beſonders aber naturgemäß dann, wenn dieſe Anleihe bezweckt, das Finanzvermögen, das werbende Kapital des Schutzgebietes zu vergrößern, wie dies durch den Bau einer Eiſenbahn ganz zweifellos geſchehen würde. Die Vergrößerung des werbenden Kapitals unſerer Schutzgebiete ermöglicht aber allein dereinſt den Wegfall des Reichszuſchuſſes; ſie iſt daher dasjenige Ziel, das zu erreichen die Kolonialfreunde zunächſt beſtrebt ſein müſſen. Deshalb ſind auch alle Kolonialfreunde ſtets eifrig für Bahnbauten in den Schutzgebieten eingetreten, ganz

abgesehen von den Vorteilen derartiger Bauten für die heimische Industrie und Arbeiterschaft besonders in der jetzigen Zeit wirtschaftlichen Rückganges. Zur Durchführung dieser Bahnbauten sind aber andererseits so gewaltige Mittel notwendig, daß es hieße, den Etat der Schutzgebiete unnötig zu belasten, wollte man diese Mittel jährlich im Etat aufführen. Um den „Kolonialfreunden um jeden Preis" die Möglichkeit zu nehmen, die Ausgaben für die Schutzgebiete als unproduktiv hinzustellen, weil sie sich in das Ungemessenste steigerten, während die Einnahmen nur eine geringe Zunahme aufwiesen, ist die Bereitstellung besonderer Mittel für Eisenbahnbauten und andere als werbendes Kapital zu betrachtende Verkehrsmittel in Form einer Anleihe des Schutzgebietes vom Reiche dringend nötig. Das hat abgesehen davon, daß den Kolonialfeinden eines ihrer beliebten grundlosen Agitationsmittel genommen wird, den Vorzug, daß der Bahnbau in der notwendigen Schnelligkeit erfolgen kann. Denn in den Jahreshaushalt können nicht Baugelder in der Höhe eingestellt werden, wie in Form einer Anleihe für Bauzwecke bereit gestellt werden könnten. Wir müssen eben auch heute noch leider mit der Thatsache rechnen, daß das Volk hauptsächlich nach der Höhe der Ausgaben, und nicht nur bei Ausgaben für koloniale Zwecke, zu fragen gewohnt ist, nicht aber darnach, zu welchem Zweck werden diese Ausgaben gemacht und was kommt dadurch ein. Deshalb ist auch heute noch die agitatorische und das Volk belehrende Thätigkeit der Kolonialgesellschaft nötig.

Wir haben schon oben angedeutet, welchen Vorteil die Bereitstellung größerer Mittel für Bahnbauten in den Schutzgebieten durch koloniale Anleihen für die deutsche Industrie und Arbeiterschaft bringen würde. Man beklagt bei der nunmehr schon seit 2 Jahren anhaltenden Krisis unserer Industrie und bei dem überaus großen Arbeitsmangel die Scheiterung der Kanalvorlage in Preußen, weil die Annahme derselben jene Schäden zum großen Teil beseitigt haben würde; und mit Recht. Man befürchtet — und zwar zumeist in den Kreisen der Kolonialgegner, — daß die Annahme des Zolltarifs dem deutschen Export schwere Schädigungen bereiten würde. Warum denn, so fragen wir, kommen diese Herren nicht auf den Gedanken, daß wir in unseren Schutzgebieten die Möglichkeit haben, große Kulturarbeiten zu vollbringen, welche der deutschen Industrie auf Jahrzehnte hinaus lohnende Arbeit verschaffen würden, warum denken sie nicht daran, daß mehr und mehr auch die deutsche Ausfuhr in unseren Schutzgebieten anwächst und Ausfälle in anderen Ausfuhrländern auszugleichen in der Lage ist? Warum sorgen sie nicht für den Bau von Tausenden von Kilometern Eisenbahnen und für die Herstellung sonstiger Anlagen, durch welche der deutsche Arbeiter in der Heimat lohnende Beschäftigung erhält? Warum sind sie so zaghaft in der Bewilligung des Haushalts unserer Schutzgebiete, anstatt darauf zu dringen, daß hier noch mehr als bisher produktive Anlagen geschaffen würden? Sicherlich ist neben der mangelnden Kenntnis der Verhältnisse unserer Schutzgebiete vor allem die absolute Höhe des Schutzgebietshaushalts daran schuld; sie fällt dem sparsamen Deutschen auf die Nerven. Aber diese Bedenken gegen die Höhe des Haushalts werden schwinden, sobald man die Ausgaben für Anlagen, die sich als werbendes Kapital, als Finanzvermögen der Schutzgebiete darstellen, von dem Haushaltsetat trennt und in Form einer nach vorsichtigen Grundsätzen, — wie dies bei unserer sparsamen und sorgsam alle in Betracht kommenden Verhältnisse im Voraus erwägenden Regierung eigentlich selbstverständlich ist, —

auszugebenden Anleihe beſchafft, deren Verzinſung und Amortiſation ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit berechnen und vorausſehen läßt.

Koloniale Anleihen ſind bei uns Deutſchen etwas Ungewohntes; in allen anderen Kolonialländern ſind ſie genau ſo ſelbſtverſtändlich wie kommunale oder ſtaatliche Anleihen. So ſind z. B. die ganzen kapländiſchen Bahnen durch Mittel aus Anleihen gebaut. Wie bei uns in der Heimat Unternehmungen, für welche die Mittel von einem einzelnen oder ſelbſt von einer Kommune nicht allein aufgebracht werden können, weil ſie ſehr groß ſind und ſofort beſchafft werden müſſen, um durch ſchleunige Herſtellung der geſamten Anlage (Bahnen, Kanaliſation, Beleuchtung u. ſ. w.) möglichſt billig wirtſchaften zu können, durch Anleihen ermöglicht werden, ſo ſollte man dies auch in den Schutzgebieten thun. Wenn wir dort z. B. in Oſtafrika für die Fortführung der Uſambarabahn jährlich 2 Millionen in den Haushalt des oſtafrikaniſchen Schutzgebiets einſtellen, ſo kann die Bahn natürlich nur ſehr langſam gebaut und nur um etwa 50 km jedes Jahr fortgeführt werden. Wenn wir aber eine Anleihe von 20 Millionen Mark aufnehmen, ſo könnte die Bahn in 2 Jahren um 500 km vorgetrieben werden; und darüber beſteht wohl kein Zweifel, daß ſich dieſe einmalige Ausgabe ſchneller und beſſer verzinſen wird, als die kleineren Summen von je 2 Millionen Mark, die während voller 10 Jahre noch dazu als eine gewaltige Belaſtung des oſtafrikaniſchen Haushalts ſelbſt dann empfunden würden, wenn ſie ſich mit 5% verzinſen und dieſe immerhin gute Verzinſung in jedem Haushalt jährlich mit 100,000 200,000, 300,000 Mk. uſw. unter den Einnahmen des Schutzgebiets auftreten würde.

Wir müſſen uns eben allmählich zu der Anſchauung bekehren, daß die Grundlagen unſerer Wirtſchaftspolitik in den Schutzgebieten dieſelben ſind wie in der Heimat; daß trotz der Verſchiedenheit der Erzeugniſſe des Landes und der Handelsgewohnheiten die Geſetze der wirtſchaftlichen Entwicklung überall die gleichen ſind. Der Grund und Boden unſerer Schutzgebiete iſt deutſches Reichsgebiet, in erſter Linie dazu beſtimmt, den wirtſchaftlichen Wohlſtand der Reichsbürger zu heben und zu fördern. Inſofern iſt aber, das möge man ſtets beherzigen, die Kolonialpolitik ein Teil der Sozialpolitik des Reiches, und nicht der am wenigſten bedeutſame. Die koloniale Geſetzgebung iſt alſo in erſter Linie ſoziale Geſetzgebung, beſtimmt, die wirtſchaftlichen Intereſſen des Reichsvolkes zu fördern. Dasjenige aber, was wir unter dem Namen der ſozialen Geſetzgebung zuſammenfaſſen, verdanken wir zumeiſt der Initiative und der Fürſorge der Regierung; insbeſondere aber iſt die koloniale Geſetzgebung und das wirtſchaftliche Emporblühen der Schutzgebiete von ihr entgegen ſtarken und gewichtigen gegneriſchen Einflüſſen im Parlament und in der Preſſe zu der heutigen immerhin ſchon günſtig zu nennenden Geſtaltung gefördert worden. Möchten in Zukunft diejenigen Kreiſe, welche bisher ein Hemmnis unſerer kolonialen Entwicklung geweſen ſind, ihr ureigenſtes Intereſſe an der Entwicklung unſerer Kolonialpolitik erkennen und ihrerſeits durch eine thatkräftige Initiative die Regierung immer weiter vorwärts drängen auf der Bahn der wirtſchaftlichen Entwicklung unſerer Schutzgebiete. Es wäre des Verfaſſers größte Genugthuung, wenn der in den vorſtehenden Ausführungen enthaltene Hinweis auf ein Mittel, die wirtſchaftliche Entwicklung unſerer Schutzgebiete zu beſchleunigen, nämlich die Aufnahme von Anleihen für die Durchführung größerer ſtaatlicher Unternehmungen, insbeſondere für die Schaffung von Verkehrseinrichtungen, praktiſche Ergebniſſe zeitigen würde zum Vorteil des Reiches.

Die rechtliche Stellung der Baſtards in Deutſch-Südweſtafrika.

Von Genz, Windhuk.

Eine Kolonialzeitſchrift — ich habe vergeſſen, welche — brachte vor einiger Zeit bei Beſprechung der Stellung der Miſchlinge zwiſchen Europäern und Eingeborenen in den Kolonien die Bemerkung, daß in Deutſch-Südweſtafrika dieſe Frage dahin erledigt ſei, daß man ſämtliche Baſtards zu den Eingeborenen rechne.

Dieſe irrtümliche Auffaſſung entſpringt einer entſchuldbaren Unbekanntſchaft mit der Doppelbedeutung des Wortes „Baſtard" in Deutſch-Südweſtafrika.

Es giebt in Südafrika einen beſonderen Volksſtamm, der ſich ſelbſt mit dem Namen „Baſtard" bezeichnet. Es ſind dies Nachkommen aus einer einmaligen Verbindung von Europäern (meiſt Buren) und Eingeborenen-Mädchen (meiſt Hottentotten), die ſich zu einem beſonderen Volksſtamm zuſammengeſchloſſen haben, unter ſich heiraten und ſich von den übrigen Eingeborenen ſtreng abſondert halten. Dieſe Baſtards-Stämme, deren bedeutendſter die Rehobother Baſtards in Deutſch-Südweſtafrika ſind, werden als Eingeborene gerechnet, was ſie auch ihrer Lebensweiſe und Erziehung nach ſind.

Nun giebt es aber noch eine andere Art von Baſtards, die mit dem Volksſtamm der Baſtards nichts gemein haben.

Unter einem „Baſtard" verſteht man im weiteren Sinne jedes aus einer Ehe oder ſonſtigen Verbindung zwiſchen einem Europäer und einem nichteuropäiſchen Mädchen hervorgegangene Kind, gleichgültig, ob die Mutter eine reine Eingeborene iſt oder erſt von zweiter oder dritter Generation rückwärtsher Eingeborenen-Blut in den Adern hat.

Es iſt einleuchtend, daß die Mitglieder dieſer Kategorie unter ſich die größten Gegenſätze zeigen vom dunkelfarbigen, wollhaarigen, auf tiefſter Kulturſtufe ſtehenden Eingeborenen mit kaum erkennbarer Spur europäiſchen Blutes bis zum blauäugigen, blondhaarigen Germanentypus, der in nichts die Abſtammung mütterlicherſeits mehr verrät. — Auf der einen Seite das im Eingeborenen-Pontok großgezogene uneheliche Soldatenkind der farbigen Proſtituierten, auf der anderen Seite des aus geſetzlich geſchloſſener und kirchlich eingeſegneter Ehe hervorgegangene Kind des angeſehenen deutſchen oder engliſchen Anſiedlers und ſeiner, zwar von Eingeborenen abſtammenden, aber europäiſch erzogenen Eheſrau.

Trotzdem die Vermiſchung zwiſchen Europäern und Eingeborenen[1]) in Deutſch-

[1]) Trotz der dankenswerten Bemühungen der Kaiſerlichen Regierung, deutſche Frauen und Mädchen ins Land zu ziehen, iſt die Zahl der in jedem Jahre ſtattfindenden Miſchehen doch noch eine verhältnismäßig große. Mit der ſteigenden Anſiedlerzahl ſteigt — naturgemäß in weit höherem Maße — die Anzahl der aus ſolchen Ehen hervorgegangenen Baſtards, abgeſehen von der großen Menge der in jedem Jahr, beſonders an den Truppenſtandorten geborenen unehelichen Kinder weißer Anſiedler.

Südweſtafrika — leider! — ſchon ſoweit vorgeſchritten iſt, daß eine ſtreng ethnographiſche Scheidung zwiſchen reinen Europäern und „Baſtards“ überhaupt nicht mehr möglich wäre, iſt eine ſtrenge Scheidung zwiſchen Weißen und Eingeborenen aus Gründen politiſcher, rechtlicher und geſellſchaftlicher Natur durchaus notwendig.

Bisher iſt eine ſcharfe Grenze noch nicht gezogen worden. Eine Anzahl angeſehener „Baſtard“-familien und einzelner „Baſtards“ (beſonders Frauen weißer Anſiedler) ſind geſellſchaftlich ſtillſchweigend als Europäer anerkannt worden und genießen auch die politiſchen und juriſtiſchen Rechte der Europäer. Auf der anderen Seite ſcheidet ſich von ſelbſt die große Maſſe derjenigen Baſtards aus, die ihrer Lebensweiſe und Erziehung nach ohne weiteres als Eingeborene zu gelten haben.

Nun bleibt aber die immerhin bedeutende Zahl derjenigen übrig, die weder als zur Klaſſe der „Europäer“ gehörig anerkannt werden, noch aber einfach auf gleiche Stufe mit den „Eingeborenen“ geſtellt werden können.

Es iſt ein auf die Dauer unhaltbarer Zuſtand, daß heute z. B. ein Mann als Europäer behandelt wird, morgen dagegen, wenn ein neuer Bezirkshauptmann mit anderen Anſichten die Geſchäfte übernimmt, plötzlich wieder als Eingeborener gelten kann. Schon das Anſehen der Europäer den Eingeborenen gegenüber erfordert es, daß derartige Fälle unmöglich ſind.

Ferner iſt eine genaue Feſtſtellung der Raſſen-, oder beſſer geſagt, Klaſſenzugehörigkeit ſchon aus dem Grunde geboten, weil viele geſetzliche Beſtimmungen (z. B. über das Recht des Waffenführens, Kauf von Waffen und Munition, Handel mit alkoholiſchen Getränken u. a.) in ihrer Anwendung eine ſtrenge Scheidung in „Weiße“ und „Eingeborene“ fordern. Wie ſoll dieſe Scheidung aber gemacht werden, wenn dieſe Klaſſenzugehörigkeit nicht in jedem einzelnen Fall rechtsgültig feſtgelegt iſt.

Ein ſolche Scheidung zwiſchen „Weißen“ und „Eingeborenen,“ die auf dem Papier längſt exiſtiert, thatſächlich aber noch nicht durchgeführt iſt, dürfte keine allzugroßen Schwierigkeiten bereiten, wenn man es weniger darauf ankommen läßt, ob das betreffende Individuum einen etwas höheren oder geringeren Prozentſatz von Eingeborenen-Blut in den Adern hat, als darauf, ob dasſelbe nach den im Lande herrſchenden Begriffen ſeiner Stellung, ſeiner Lebensweiſe und ſeiner Erziehung und Geſinnung nach würdig iſt, in die Reihe der „Europäer“ aufgenommen zu werden.

Die einfachſte Löſung wäre m. E. eine geſetzliche Beſtimmung etwa in folgendem Sinne:

I. Die Eintragung von Nachkommen aus Verbindungen zwiſchen Europäern und nicht nachweislich europäiſchen Frauen in die Liſte der Europäer kann geſchehen:
   a. Auf Antrag des Vaters bezw. deſſen Stellvertreters, falls eine entſprechende Erziehung des Kindes gewährleiſtet erſcheint.
   b. Auf eigenen Antrag nach Vollendung des 18. Lebensjahres, wenn Antragſteller ſeinem Lebenswandel und ſeiner Erziehung nach derſelben für würdig befunden wird.

II. Jede Eintragung von Nachkommen nicht nachweislich europäiſcher Eltern in die Liſte der Europäer bedingt gleichzeitig die Aufnahme derſelben in den deutſchen Staatsverband.

III. Alle nicht in den Listen der Bezirkshauptmannschaften geführten Nachkommen nicht nachweislich europäischer Eltern gelten als Eingeborene im Sinne des Gesetzes.

IV. Die Entscheidung trifft in jedem einzelnen Falle die zuständige Bezirkshauptmannschaft[1]).

Eine Eintragung von Bastards mit noch dazu unverkennbaren Eingeborenen-Typus als „British Subjects“ oder „Unterthanen der Kap-Kolonie“ und ihre dadurch dokumentierte Erklärung zu Europäern unter Befreiung der männlichen Nachkommen von der allgemeinen Wehrpflicht gehört hoffentlich dann für immer der Vergangenheit an.

---

[1]) Anmerkung der Red.: Soweit es sich um „Listen der Europäer“ handelt, mögen solche aus den vom Verfasser dargestellten, sicherlich erwägenswerten Gründen als zweckmäßig erscheinen. Es ist aber streng daran festzuhalten, daß aus der Eintragung in solche Listen nichts für die deutsche Reichsangehörigkeit der Betreffenden folgt. Die letztere unterliegt den — im Verordnungswege nicht abänderungsfähigen — Bestimmungen des Reichsgesetzes vom 1. 6. 70 bezw. des Schutzgebietsgesetzes. Für die Reichsangehörigkeit, auch in Südwestafrika, kommt — abgesehen von den seltenen Fällen ausdrücklicher persönlicher Verleihung gemäß § 9 Schgg. — vor allem die Staatsangehörigkeit des Vaters und das Moment der ehelichen Geburt in Betracht.

Die wirtſchaftliche Entwicklung Samoas.

Von Dr. Reinecke.

I.

Trotz des großen Intereſſes für Samoa ſind, wie ich nach der Summe von Erfahrungen aus den an mich gerichteten Anfragen ſchließen darf, die Anſichten über die wirtſchaftliche Bedeutung Deutſch-Samoas und über die Verhältniſſe auf den Inſeln noch ſehr unklar. Das liegt nicht zum mindeſten gerade an den vielen Berichten, Erörterungen und Publikationen überhaupt, die ein wahres Chaos ſchlimmſter Art unter ſich bilden, reich an Widerſprüchen und zum Teil ſchier unglaublichen Entſtellungen. Als Belege hierfür will ich zwei Beiſpiele anführen, die auch allgemeine charakteriſtiſche Bedeutung haben:

In Nr. 3 der Zeitſchrift „das neue Jahrhundert“ von 1901, die als Samoa-Nummer gekennzeichnet war, ſtellte ein nicht unbekannter Schriftſteller in einem illuſtrierten Aufſatz neben ſonſtigen wunderlichen Mitteilungen die Behauptung auf, als Schriftzeichen dienen den Samoanern arabiſche Lettern!! Dem Inhalt entſprachen die Bilder: Nr. 1. „Anſicht von Apia mit dem Kreuzer VI. Kl. „Schwalbe““. Die Anſicht ſtellte wahrſcheinlich einen afrikaniſchen Hafen dar; jedenfalls nichts von Samoa, wo auch die „Schwalbe“ meines Wiſſens nie geweſen iſt u. ſ. w.

Ein Herr, der eine Pflanzungsgeſellſchaft für Samoa gründen wollte, auch bereits Proſpekte und Rentabilitätsberechnungen verſandt hatte, alſo doch wohl von dem Gebiet ſeiner Pläne eine Ahnung haben mußte, wollte die Verkehrsſchwierigkeiten auf Upolu einfach durch Einführung von Kamelen beſeitigen!

Noch ſchlimmer iſt es, wenn bekannte Reiſeſchriftſteller die Unwiſſenheit des Publikums mißbrauchen, um zu behaupten, zuerſt die Inſel Upolu durchquert zu haben und dieſe Leiſtung mit geradezu lächerlichen Schwierigkeiten ausſchmücken. Ein ſolcher Globetrotter leiſtete ſich[1]) in der Köln. Volksztg. außerdem folgende charakteriſtiſche Schilderung. „Die ſamoaniſchen Frauen und Mädchen machen ſich ihre Kleider ſelbſt, ja nicht nur das, auch die Stoffe werden von ihnen angefertigt. Die gebräuchlichſten Kleiderſtoffe wachſen in Samoa fix und fertig auf den Bäumen große lanzettförmige Blätter, die mit der Spitze nach unten auf ein Stück Baſt gezogen werden. Wertvollere Kleider werden aus Tapa hergeſtellt. Sie werden aber nur bei Feſtlichkeiten getragen, wie die Schleppkleider unſerer Damen. Tapa iſt die innere Rinde eines in Samoa häufig vorkommenden Baumes, der „Ula“ heißt. Der botaniſche Name lautet Papyrifera Broussonetia. Der Stoff hat etwa die Dicke und Steifheit unſerer ſchweren Seidenbrokate, fühlt ſich wollig an

[1]) Vgl. auch Velhagen u. Klaſings, Monatshefte XV Heft 11.

und ist vor seiner Bemalung von gelblicher Farbe.“ Das ist, gelinde gesagt, alles ebenso verkehrt wie der angebliche botanische Name des „Ua“, der sonst Broussonetia papyrifera heißt und den ägyptischen Papiermaulbeerbaum bezeichnet!

Man muß natürlich die Verhältnisse kennen, um diese Ansichten voll würdigen zu können; aber sie sind bezeichnend für die allgemeinen Anschauungen und in ihrer Wirkung ein großer Nachteil für unsere Kolonialwirtschaft sowie für die Entwicklung unserer Kolonien. Obwohl Samoa uns bisher noch keinerlei praktische Beweise seiner Güte und Vorteile gegeben hat, im Gegenteil ein Sorgen- und Schmerzenskind unserer Politik — allerdings ohne eigener Schuld — gewesen ist, erfreuen sich die Inseln doch allgemeinster Sympathie und Wertschätzung, weil sie das zweifelhafte Glück hatten, Aufsehen zu erregen und gewissermaßen unfreiwillig „Reklame“ zu machen. Ergo mußte „was dran“ sein, ergo wurde ihre teilweise Einverleibung in das Schutzgebiet von derselben Körperschaft widerspruchslos genehmigt, die 20 Jahre vorher den günstigsten aller Kolonialverträge in gleicher Sache abgelehnt hatte. Warum? (vgl. Sitzungsberichte des Reichstages 1879 u. 1880). Wenn uns auch, wie gesagt, unsere jüngste Kolonie bisher noch den positiven Beweis ihrer Güte schuldig geblieben ist, so bürgt uns doch ihre Geschichte hinlänglich in indirekter Beweisführung für ihren Wert.

Einst — vor 40 Jahren — bildeten die Samoa-Inseln den Mittelpunkt des genialen Hamburger Handelshauses J. C. Godeffroy und Sohn, das von ihnen aus fast alle Inselgruppen der Südsee in friedlichem Handelsverkehr erschloß. Damals war der Stille Ozean eine Domäne deutscher Handels- und Kulturunternehmung, idealisiert durch wissenschaftliche Bestrebungen; und wenn das junge deutsche Reich zehn Jahre früher seine Weltpolitik hätte praktisch entfalten dürfen, dann wären wir heut wohl noch die unbestrittenen Herren in der Südsee über die ungeschmälerte Erbschaft des Hauses Godeffroy; und vor allem brauchten wir das kleine Samoa nicht mit den Vereinigten Staaten zu teilen und diesen nicht die besten Kriegshäfen der Südsee, Pagopago auf Tutuila u. Guam (Marianen), zu neiden; wir hätten auch nicht das bis in die neuere Zeit überwiegend deutsche Interessengebiet Tonga, mit dessen König das Reich 1876 einen Meistbegünstigungsvertrag abgeschlossen hatte, an England abzutreten brauchen. Wir hätten Millionen-Verluste und blutige Opfer erspart und manche schwere politische, diplomatische Verwicklungen vermieden. Das alles scheiterte in letzter Instanz, wie zu Ehre und Ruhm unserer Regierung betont sei, an dem deutschen Reichstage, der, aus einseitiger Oppositionspolitik und mangelhafter Urteilsfähigkeit der Mehrzahl, unter dem Einfluß des Abgeordneten Bamberger am 27. April 1880 die erste Kolonialvorlage ablehnte. Jene engherzige Parteipolitik hat sich furchtbar gerächt. Die geforderte Garantie von 300000 Mk. wäre nach den Erfahrungen kaum in Betracht gekommen; die dem Reiche aus der Ablehnung und der vom Reichstage damals empfohlenen Behauptung seiner Interessen erwachsenen Kosten dagegen übersteigen, auf Jahre verteilt, das Zehnfache jener Summe; die Verluste an braven Seeleuten und an Gebieten gar nicht gerechnet.

Im Volke fehlte damals leider noch ganz das Verständnis für die weiteren Aufgaben einer Weltmacht. Heut ist das anders oder mindestens besser, und auch das Verständnis für die Kolonien selbst wird lebhafter und klarer. Der Reichstag ist durch Samoa belehrt worden, und auch das Volk.

Der bis zur Erbitterung geführte Kampf um die paradieſiſchen Inſeln, die „Perle der Südſee", läßt allein ſchon darauf ſchließen, daß Samoa trotz ſeiner kaum 3000 qkm Fläche eine ungewöhnliche Bedeutung haben muß. Wie hätte es ſonſt einen ſolchen Weltbrand entfachen können, der vorläufig den Schlußakt ſeines Dramas bildete. Dieſe Jahrzehnte langen Intereſſenkämpfe um das paziſiſche Zentrum bilden ein höchſt eigenartiges Symptom in der Weltgeſchichte; ſcheinbar ein Rätſel, deſſen Löſung der Zukunft vorbehalten iſt; der Schlüſſel dazu iſt der zentralamerikaniſche Kanal, wie u. a. in Nr. 47 v. 1901 d. Kolonialztg. begründet wurde. — Samoa liegt am Wege Amerika-Auſtralien. Für dieſen wird es ſtets eine Hauptſtation ſein!

Seit dem Abſchluß der Wirren und ſeit der deutſchen Flaggenhiſſung wächſt das Intereſſe für Samoa ſtetig und die Unternehmungsluſt fördert es. Dieſe Unternehmungen und Gründungsabſichten ſind jedoch aus mehrfachen Urſachen, wie der erwähnte Fall lehrt, mit Vorſicht zu genießen, und beſonders iſt vor nichtdeutſcher Beſiedlung entſchieden zu warnen. Dagegen hoffe ich nach den bisherigen Erfahrungen die ſoeben entſtandene „Deutſche Samoa Geſellſchaft" als eine günſtige und ausſichtsreiche Erſcheinung begrüßen und ſie unterſtützen zu dürfen, zumal deren Urheber Herr R. Deeken die für ein Gelingen des Unternehmens erforderlichen Kenntniſſe in den Dienſt der Sache ſtellen und die Leitung übernehmen will. Im übrigen verdient Dr. von Wißmanns Mahnung (Nr. 3 d. Deutſchen Kolonialztg.") bezüglich der Arbeiterfrage: „Geduld und keine Überſtürzung" auch in dieſem Sinne allgemeine Beachtung.

Geſchichte und Verwaltung.

Für eine richtige Würdigung und Beurteilung Samoas und ſeiner Zukunft iſt, wie ſchon geſagt, ſeine Geſchichte von grundlegender Bedeutung. Schon in dieſer Beziehung nimmt die jüngſte — oder eigentlich älteſte — deutſche Kolonie eine Sonderſtellung ein. Kein gleich kleines und fernes Gebiet unſeres Erdballes hat in der kurzen Zeit ſeiner Berührung mit der Ziviliſation ſo viel von ſich reden gemacht. Die Inſeln ſelbſt und ihre harmloſen Bewohner waren auch daran unſchuldig.

Das erſte Ereignis, welches den Archipel mit der alten Welt bekannt machte, war ſeine eigentliche Entdeckung durch die franzöſiſche Forſchungsexpedition unter La Pérouse, die Mitte Dezember 1787 zu einem blutigen Zuſammenſtoß mit den Samoanern führte. Dieſe galten von da ab als furchtbare Kannibalen. Ganz im Gegenſatz dazu empfingen ſie nach drei Jahrzehnten die Sendboten der London missionary society (1830), die der Wesleyaner (1834), der franzöſiſchen Mariſten (1845) uſw. freudig und ließen ſich bereitwillig — auch mehrere Male — bekehren. Schon 1850 ſollen faſt ſämtliche Eingeborene Chriſten, d. h. getauft geweſen ſein.

Das kleine Völkchen war immer kriegsluſtig und in Parteien geſpalten. Das liegt an der eigenartigen ſozialen Verfaſſung an der ſtrengen Unterſcheidung von Adel und Gemeinen, der großen Rivalität der Adelsſippen unter ſich, an dem geradezu fabelhaften Ehrgeiz und Adelsſtolz eines hochentwickelten Ahnenkultus und an der Macht feſt eingewurzelter Traditionen.

Obſchon die Kriegsluſt und vor allem die Parteigegenſätze ſchon durch die mit einander konkurrierenden Miſſionen — unbewußt oder bewußt — verſchärft

wurden, und ſpäter (ſeit Anfang der ſiebziger Jahre) politiſche und nationale Agitationen ſogar künſtlich jene Konfliktsneigung ſchürten und zu benutzen ſuchten, konnte ein Fremder bis in die neueſte Zeit wohl auf keinem Flecke der Erde um ſein Leben und Eigentum ſo unbeſorgt ſein wie unter den Samoanarn. Die Scheu vor fremdem Gute, die urſprüngliche Verachtung des Diebſtahls als todeswürdiges Verbrechen, iſt indeſſen durch das böſe Beiſpiel der Fremden bereits erſchüttert, ebenſo wie die einſtige Heiligkeit der Ehe in gewiſſer Form und die Achtung vor den Weißen.

Die Fremden und die ſie „ſchützenden" Mächte haben förmlich alles aufgeboten, was den Eingeborenen die Ehrfurcht und Achtung vor ihnen rauben konnte.

Während — ſogar nach dem Urteile engliſch-auſtraliſcher Beamten[1]) — bis in die ſiebziger Jahre der Handel Samoas faſt allein in deutſchen Händen (Godeffroy) lag, begann nach einer langen Reihe engliſcher Intriguen, ſpeziell zu Gunſten Neu-Seelands, mit Ablehnung der Samoavorlage im deutſchen Reichstage 1880, ein forzierter Intereſſenwettſtreit der engliſchen und amerikaniſchen Vertreter und eine fabelhafte Agitation gegen die Deutſchen, begleitet von einer geradezu komiſchen, ſchon ſeit Anfang der ſiebziger Jahre herrſchenden Vertragsleidenſchaft, deren Erfolge durch Beſitzergreifungen, Flaggenhiſſungen abwechſelnde Drohungen von Kriegsſchiffen etc. unterbrochen wurden. Aus dieſer für alle Beteiligten gleich ſchlimmen Zeit datiert der aufrechterhaltene Anſpruch der Vereinigten Staaten auf den Hafen Pagopago (Tutuila), obgleich der ihn begründende Vertrag (17. Februar 1872) nicht mehr wert war als viele andere, die ſich gegenſeitig aufhoben.

Unſere Regierung war leider nach der Abſage des Reichstages nicht in der Lage, mit den beiden anderen Vertragsmächten zu konkurrieren oder ihnen Einhalt zu gebieten; und als endlich daheim die Erkenntnis tagte und die Kolonialpolitik einſetzen konnte, da war es dort bereits zu ſpät. Es galt nur noch zu retten, was zu retten war; und das war leider ſchließlich nur — ein Teil Samoas.

---

[1]) Noch 1872 war, wie der Kommiſſar Neu-Seelands M. William Seed in einem Bericht vom 17. Februar 1872 berichtete, der Handel faſt ausſchließlich deutſch: Mr. Weber, the German Consul, is the representative of the large mercantile firm of Messrs Godeffroy & Son of Hamburg, which for many years past have had in their hands almost the whole trade of the group!" Nach einem amerikaniſchen Bericht verhielt ſich der deutſche Export zu dem nichtdeutſchen 1872 wie 50:3. — Dieſen Angaben darf man glauben; denn ſie entſprechen nicht dem Zweck der Berichte!

[2]) v. Kuſſerow 1899.

Wie rüſte ich mich für unſere Tropenkolonien aus!

II.

Ein Tropenbeinkleid ſoll eigentlich ohne jeden anderen Halt ſitzen; Hoſenträger werden nur ganz vereinzelt beibehalten, an deren Stelle für gewöhnlich der Leibriemen tritt. Man achte darauf, daß da, wo feſtangenähte Knöpfe nicht zu vermeiden ſind, nur gut vernickelte Verwendung finden, — alle anderen roſten und geben Flecke.

Wer leicht zu Magen- und Darmkatarrh neigt, laſſe die Beinkleider ſo hoch hinaufreichen, daß ſie die Magengegend vollſtändig bedecken, eine zweite Schnalle im Kreuz wird den richtigen Sitz ermöglichen. Leider findet man nur wenige Schneider, die dafür Verſtändnis haben.

Weſten werden faſt garnicht getragen, — an deren Stelle tritt, wenn man offenes Jaquet trägt, ein breiter ſeidener Schnallen-Gurt, wie man ſolche auch neuerdings im Sommer hier in Gebrauch ſieht.

Die Wäſcheverhältniſſe in den Kolonien ſind ſehr eigenartig; während man ſich in Deutſchland ſeit einigen Jahren im Sommer mit Vorliebe in weiche Faltenhemden ſteckt, die jetzt auch für den täglichen geſellſchaftlichen Verkehr ſchon völlig ausreichen, hält man es in den Kolonien für fein, ſich für Club und Beſuche bei Kollegen, kleine Feſtkneipen etc. in ſteife Oberhemden zu ſtecken, — wahrſcheinlich, damit man von den Stunden der Erholung nicht zuviel Genuß hat.

Die ſonſt praktiſchen Holländer haben dieſe Moden-Unſitte ſogar ſoweit ausgebaut, daß Chefs und Prokuriſten der beſſeren Handelshäuſer auf ihren Bureaux den ganzen Tag im Oberhemd, Kragen und Manſchetten ſitzen, d. h. das Jaquet wird dann gleich nach Ankunft an die Wand gehängt und im Laufe des Tages nur angezogen, wenn ein ganz fremder Beſuch gemeldet wird, dem gegenüber noch ſteife Förmlichkeit beobachtet wird. Schon beim zweiten Beſuche wird man ebenſo wie alle anderen Geſchäftsfreunde im Hemde empfangen. Dieſe Mode iſt nicht nur unbequem, ſondern auch ſehr koſtſpielig und kann — ſo gut ſie auch ausſieht — nicht zur Nachahmung empfohlen werden. Alle Hemden müſſen zum Anknöpfen von Stehkragen, die ſich leider als Zeichen von Kultue und Bildung auch immermehr und törichter Weiſe immer dauernder feſtſetzen, eingerichtet ſein.

Von Oberhemden nehme man keinesfalls mehr als ½ Dzd. mit, — damit wird man überall auskommen, wenn man ſeinen Ehrgeiz nicht nur darin ſucht, alle die Modedummheiten, die andere aus Langerweile oder wegen Mangels ſonſtiger Geiſtesregungen vormachen, mitzumachen. Wo man ſich zum Glaſe Bier gemütlich vereinigt oder wenn man in ungezwungener Unterhaltung bei einem Kollegen Erholung und Zeitvertreib ſucht, da iſt dieſes Herbeizerren ſolcher geſellſchaftlichen Mätzchen ein Unſinn. Vielfach werden zum geſchloſſenen Arbeitsjaquet Trikothemden getragen, — es iſt das Geſchmackſache und davon abhängig, ob man es verträgt. Von Ärzten iſt mehrfach dagegen polemiſiert worden und zweifellos iſt es beſſer, man verſucht in der alten Gewohnheit zu bleiben und das europäiſche Hemd beizubehalten.

Stehkragen nehme man reichlich weit und vorn nicht ganz geſchloſſen, damit durch möglichſt reichlichen Luftzutritt das Unbequeme möglichſt vermindert wird. Unterzeug wird bald nach Betreten der heißen Zone ganz ausgelaſſen und verliert ja auch, da Kälte nicht abzuhalten iſt, infolge der mehrmaligen täglichen Leibeswaſchungen den äſtethiſchen Wert. Unerläßlich ſind dagegen 2 nicht zu

dünne Leibbinden; manche momentane Störung der Verdauungsorgane kann man durch schnelles Anlegen der Binde daran hindern, ernste oder doch sehr unangenehme Formen anzunehmen.

Taschentücher und baumwollene Strümpfe kann man niemals genug haben. Erstere werden durch die Beliebtheit bei den Farbigen stark decimiert und letztere haben infolge der rohen Behandlung in der Wäsche nur eine kurze Lebensdauer. Strümpfe nehme man nur in ungefärbter Ware, für Festanzug einige Paar schwarze, von denen man die Garantie der Farbechtheit hat. Schwarzes Schuhzeug in den üblichen europäischen Formen hat gar keinen Wert, — die allgemein gebräuchliche Form ist der Schuh; für gewöhnlich der Zeugschuh, den man mit Kreide weißt, sonst der gelbe Lederschuh — beide zum Schnüren, und für Gesellschaftsanzug ein schwarzer Lackschuh, meist in halber Form.

Außer mit den bisher aufgeführten, auch in Europa gebräuchlichen Garderobenstücken hat man sich noch mit Schlafanzügen zu versehen. Davon bekam man häufig recht wundersame Erzeugnisse europäischer Erfindungssinnes zu sehen; man nehme einen weichen, nicht zu dünnen, aber auch nicht hitzenden, waschbaren Baumwollstoff in hellen Farbentönen.

Der Schnitt ist: ganz weite Beinkleider, die sich in keiner Körperstellung oder Lage spannen dürfen, keinerlei Knöpfe, keinen Schlitz, keine Taschen haben und von der Hüfte bis über den Knöchel reichen. Mittels eines Zugbandes, das nicht zu dünn sein darf, damit es nicht schnürt, und mit kleinen Endquasten versehen sein muß, damit es nicht durchrutschen kann, wird es am Leibe festgehalten. Die ebenfalls ganz weite Jacke muß den ganzen Oberkörper bedecken, muß ganz dünne Knöpfe oder noch besser anstatt dieser Schmucknotenverschluß haben, soll am Halse so weit sein — beim Bund — daß der ganze Hals freibleibt. Zur Aufnahme des Taschentuches werden zwei Taschen aufgenäht. Man achte darauf, daß keine dicken Nähte vorkommen, die etwa beim Liegen fühlbar werden. Der Schlafanzug dient nicht nur der eigentlichen Nacht, sondern er ist selbst auf den Passagierdampfern bis 8 Uhr morgens und nach 10 Uhr abends auf Deck und im Rauchsalon allgemein üblich. — Als Fußbekleidung dient dann ein Strohpantoffel.

An Kopfbedeckungen braucht man für die Reise zunächst eine bequeme Mütze und einen möglichst leichten, hellfarbigen Filzhut, — die man beide auch später gebrauchen kann. Die Tropenhelme haben sich im allgemeinen als zu schwer, unschön und unpraktisch nicht eingebürgert und sind meist nur bei Beamten zu finden, — der gewöhnliche Sterbliche nimmt den gewöhnlichen runden Tropenhut mit gleichmäßig runder breiter Krempe. Man kauft diese Hüte am besten an einem der zu berührenden Hafenplätze, — da sie bei Regenwetter sich vollziehen und dann lange zum Trocknen nötig haben, und weil sie außerdem mit Schlemm-Kreide geweißt werden, muß man zwei solcher Hüte haben. Für formelle Besuche ist vielfach ein weicher kleiner schwarzer Filzhut gebräuchlich.

Zur Leibesausrüstung gehören auch ein paar gute Kamelhaardecken, von denen man die eine auch für die Seereise zur Hand behält.

Wer Brille resp. Pincenez trägt, sehe sich mit einigen Reserven vor; man nehme nur Goldfassung, da stählerne in ganz kurzer Zeit durch Rost hinübergeht und durch dasselbe Uebel leicht unangenehme Entzündungen verursacht werden.

Von der Weſtküſte unſerer oſtafrikaniſchen Kolonie.

Von Dr. Richard Kandt.

III.

Der Leſer hat meine Karawane in den beiden letzten Briefen durch die Landſchaft Kiſchari begleitet. Wir hatten am 22. Februar ein kleines Dorf erreicht, das ſich dem Abhang eines Berges anſchmiegte und unter uns breitete ſich ein mit ſchwarzem Urwald bedeckte Ebene aus, über deſſen ſchwankende Wipfel hinweg wir deutlich das jenſeitige Gebirge mit den Niederlaſſungen des Sultanats Muſchari ſchauen konnten. Die Grenze der beiden Länder läuft durch den Wald.

Als ich am 23. Februar unſern Lagerhügel hinabſtieg, um dieſen Wald zu durchqueren, hatte ich gehofft, daß ich in den letzten Wochen alle Möglichkeiten an Marſchſchwierigkeiten erſchöpft hatte; aber ich ſollte an dieſem Tage kennen lernen, daß dieſes unſelige Kiſchari mir doch noch eine neue Art zum Abſchied aufgeſpart hatte. Mein Führer hatte geſagt, daß es 2 Wege für uns gäbe, einen ſchlechten und einen guten. Die Wahl war alſo leicht. Um ſo größer war die Enttäuſchung, ſobald wir in den Wald getreten waren. Der Boden iſt in ſeinen tiefen Schichten Lava, die aber nur ſelten an die Oberfläche tritt. Über ihr liegt eine dicke ſchwarze Humusſchicht, die während der Regenzeit eine einzige große Kotmaſſe bildet. Durch ſie führt der Weg für Fußgänger und — leider auch — Elefanten, ſo daß ſich ein knietiefes Loch an das andere reiht. Wegen des Lavagrunds ſenden die Bäume ihre Wurzeln und Hilfswurzeln möglichſt wagerecht, die quer über den Weg verlaufend, wahre Menſchenfallen bilden. In der Mitte und in den Elefantenſpuren ſammelt ſich das Regenwaſſer, aber es iſt immer noch vorteilhafter, in dieſen ſchwarzen Lachen zu gehen, als in dem daneben-liegenden Moraſt, weil man ſo die Arbeit ſpart, den Fuß nach jedem Schritt aus dem zähhaftenden Schlick herauszuziehen. Als ich nach 3 Stunden einen über den Pfad geſtürzten Baum benutzte, um im Trocknen etwas zu raſten, fragte ich den Führer, ob dies vielleicht der gute Weg ſei, was er ganz aufrichtig bejahte, weil man auf dem anderen ſtellenweiſe bis zur Bruſt im Schlamm verſchwände. Das war wenigſtens ein gewiſſer Troſt. Nach weiteren 2 Stunden erſchöpfenden Patſchens und Pantſchens traten wir, von unten bis oben beſpritzt, ins Freie, d. h. auf wenig verwitterte Lava mit lichter Vegetation, darunter viel Erikaceen, die ihre Wurzeln in die in alle Vertiefungen angewehte Erde ſenkten. Über zer-riebenes knirſchendes Geröll ſtiegen wir zuletzt einen Hügel hinan und lagerten in einem, zu beiden Seiten des Wegs ſymmetriſch erbauten Dorf, das an Stelle eines von den Waregga verwüſteten hier errichtet war. Wir befanden uns in Muſchari; im Südſüdoſt der Namyagira-Vulkan, auf deſſen Abhang ein kleiner Krater dicke Rauchwolken ausſtößt.

27. Februar. Mit dem Augenblick, in dem wir die Grenze von Kiſchari überſchritten hatten, ſchien uns die Ungunſt des Schickſals verlaſſen zu haben. Wohl waren auch in der Folge noch genug Anſtrengungen zu überwinden, aber ſie überſtiegen weder allzu ſehr das für faſt jede Expedition unvermeidliche Maß, noch häuften ſie ſich ſo, wie in den letzten Wochen, wo jeder neue Tag ſeine neue Plage brachte. Ja ich kann wohl ſagen, daß die Summe der Strapazen und Entbehrungen der verſtrichenen 40 Tage nicht geringer war als die der zehnfachen Zeit während der vorausgegangenen Reiſen.

Wir paſſierten am 27. Februar Muſchari, indem wir öſtlich und nordöſtlich die ſanftgeneigten Höhen erſtiegen. Überall viel Dörfer und Leute, die furchtlos und zutraulich die Karawane bei ſich aufnehmen. Am 25. ſtiegen wir noch höher an, zuletzt durch Bambuswald und kamen auf ſteilem Pfad, über den ein Regenbach uns entgegen- und hinabſtürzte, auf den Rücken der Berge, die ſich nach Oſten zu einer breiten Lavawüſte ſenken, derſelben, die ich faſt $^3/_4$ Jahre vorher zu meiner Rechten hatte, als ich von Norden kommend dem Kivu zu marſchierte. Dieſer Tag blieb für meine Leute unvergeßlich, denn ſie erhielten ſeit Uyungu zum erſtenmale wieder Pombe. Am 26. kletterte unſer Weg tief zum Pori hinab, aber vor dem letzten Abſturz zauderte er und folgte einer Platte, die 60 Meter über der Lavaebene liegt. Auf ihr mußten wir heute nach Nordoſt weiter durch die Landſchaft Mitongo, weil kein Karawanenpfad durch die großen Schutt- und Steinmaſſen hindurch nach Oſten führt. Ich ſehe deutlich in Ruanda einen meiner Lagerplätze vom vorigen Jahr, aber die Wildnis trennt mich von ihm wie ein unüberbrückbarer Abgrund. Herrlich iſt — insbeſondere morgens und abends — der Anblick der Vulkankette. Alle 8 türmen ſich zum Greifen nahe vor mir auf, und ich kann mich nicht ſatt daran ſchauen, wie kühn geformt ihre erhabenen Gebilde in den Himmel ragen. Am ſchönſten ſind der Kariſſimbi (4700 m) und Sſabyino (4500 m), deren ſtolze Häupter von Schnee bedeckt die blauen Maſſive krönen. Jede Furche, jede Rille iſt zu erkennen und ſcharf gemeißelt hebt ſich jede Zacke von der klaren Luft ab. Aber die Tiefe iſt verhüllt. Einen glühenden, erſtickenden Harmattan haucht die Ebene aus, die mit gelblichem Hochgras und kahlem, rotbraunem Buſch bekleidet iſt, wo nicht die nackte vegetationsloſe Lava gleich ſchwarzen verdroſſenen Seen große Flächen bedeckt oder dunkle Schuttwälle ſie wie dicke Schlangenleiber nach allen Richtungen durchziehen. Jenſeits dieſer breiten Wüſte ſteigt langſam das grüne, von tauſenden von Gipfeln überragte Ruanda an, das die Baſis bildet, von der die ungeheuren Koloſſe der Vulkane einige tauſend Meter hoch emporwachſen. Stundenlang konnte ich auf dem Rande unſerer Platte ſitzen, deren Wand lotrecht nach Oſten abfällt, ließ die Beine in den Abgrund herabbaumeln und verſuchte das herrliche Bild mit meinen Augen ſo aufzuſaugen, daß es nie wieder meinem Gedächtnis entſchwinden kann. Als geſtern Abend die Sonne ſchon hinter unſerm Rücken verſunken war, und die Vulkane in immer dunkleres Blau tauchten, da wurden die Gipfel von Kariſſimbi und Sſabyin plötzlich wie von unſichtbarem Zauberſtab berührt und verwandelt. Wie flüſſiges Gold rieſelte es über die Nadeln und Zacken und floß leuchtend die Schründe und Riſſe bis zur Schneegrenze hinab, wo der Berg es verſchlang. Und zwiſchen den Goldbächen ragten in purpurnem Glanz die Klippen und Schroffen, als wollte auch ihnen aus allen Poren das Gold wie Blut ſchwitzen, und wäre gebannt und könnte nicht. Als dies Schauſpiel ſeinen Höhepunkt er-

reicht hatte, rief ich die Karawane herbei, um ihr das Alpenglühen zu zeigen und zu erklären. Die meisten waren aber zu ehrlich oder zu faul, um Interesse zu heucheln, einige wenige thaten es, aber ihre Anmerkungen zeigten mir, wie verständnislos sie dieser Majestät gegenüber standen, und ich schalt mich einen rechten Esel, weil ich wieder einmal vergessen hatte, daß man auf nacktem Felsen nicht nach kostbaren Blumen suchen soll.

Die Negerseele und die Schönheiten der Natur, darin liegt nicht viel Rhythmus, noch Zusammenklang. Ich habe oft Europäer sich darüber entrüsten hören. Aber mir scheint, daß dazu nicht viel Ursache vorhanden ist. Doch verstehe ich den Unwillen. Es ist der Schauder der Erkenntnis, unter Larven die einzig fühlende Brust zu sein; Larven im Sinne des Unentwickelten, Animalischen, von höheren Trieben Unbeeinflußten. Und er wirkt um so stärker, weil er den unvorbereiteten, der psychischen Vorgänge im Neger unerfahrenen Neuling meist schon in den ersten Marschtagen befällt, in denen er selbst für all das Fremde um ihn, all das unbekannter Reize Volle am empfänglichsten ist. Aber er wird dann leicht ungerecht gegen den Neger, weil er vergißt, ein wie komplizierter Vorgang das ist, was wir Naturgefühl nennen und wie viel Erinnerungen meist unter der Bewußtseinsschwelle zusammenwirken müssen, damit wir eine Landschaft als ernst oder heiter, als erhebend oder niederdrückend, als feierlich oder alltäglich empfinden können. Wo solche Erinnerungen fehlen, wie bei dem weniger gebildeten Teil der Europäer, fehlt auch ebenso wie bei dem Neger das Gefühl für die Schönheiten der Natur. Das was man an seiner Stelle — und oft es vortäuschend — bei Jägern, Bauern etc. findet, nämlich die Heimatliebe (oder in ihrer andern Form: das Heimweh) — existiert auch beim Neger. Was ihm vollständig abgeht, ist die Fähigkeit, die Natur losgelöst vom Leben zu betrachten, als Schauspiel, als Gemälde. Seine Nerven sind nicht verfeinert, nicht überfeinert genug, um eine Landschaft als schön zu empfinden, trotzdem sie Entsetzen und Schrecken einflößt. Und selbst die Aesthetischsten unter uns, sofern sie gesund sind, ertragen auf die Dauer nur eine Landschaft, die in Sinnen, Geist und Gemüt Empfindungen auslöst, die angenehm, wohlthuend, „harmonisch" sind. Auch der Neger strebt bei Betrachtung einer Landschaft nach Harmonie. Aber da sein animalisches Leben viel stärker entwickelt ist, als das intellektuelle und gemütliche, so versteht sich, daß diejenige Natur ihm als die schönste und harmonischste erscheint, die seiner Triebwelt am kongruentesten ist. Eine Landschaft ist für ihn schön, wenn sie reich besiedelt und früchteschwer ist, aber eine Wildnis ist immer häßlich. Ein Weg ist schön, wenn er bequem, aber immer häßlich, wenn er beschwerlich ist und führte er durch die prachtvollste Gebirgslandschaft.

Dabei will ich auf eins besonders aufmerksam machen, trotzdem es so nahe liegt. Das, was auf uns neben der Form am mächtigsten in der Natur wirkt, die Farbe, ist für den Neger fast bedeutungslos. Wie sollte es auch anders sein? Wie groß sind nicht die Unterschiede ihrer Impression auf Kultiviertere. Wie sehr übersteigt der Genuß einer Farbenstimmung seitens eines Künstlers, der ihre Geheimnisse bis in die versteckteften Gründe verfolgt, oder eines Dichters, dem sie ein Abglanz seiner fantastischen Träume ist, den von gewöhnlichen Sterblichen. Und der Neger sollte von ihr in seinen Tiefen berührt werden? Wie steht es überhaupt mit dem Farbensinn minder kultivierter Völker? Man hat versucht, aus ihren Sprachen Erkenntnisse dafür zu gewinnen. Das scheint mir schon

deshalb schwierig, weil sie Farben ganz gut unterscheiden, für die sie keine Namen haben, so wie es uns mit Gerüchen und Geschmäckern geht. Speziell beim Neger übersieht man, glaube ich, immer, daß er nur die Farben benennt, die er auch darstellen kann. Bei den meisten Stämmen schwarz, weiß und rot. Völker, die auch einen anderen Farbstoff bereiten können, z. B. einen blauen, wie die Manyem und Waganda haben auch einen Namen dafür (trotzdem blau ein Wort ist, das in den meisten Sprachen erst sehr spät aufzutreten pflegt). Alle Dinge, für die der Neger keine Farbenbezeichnung hat, haben ihre Eigenfarbe: Blätter sind blättern, Messing ist messingsch ꝛc. Man merkt oft, wenn man ihn prüft, wie er ringt und wie er wohl die gröberen Nüancen zu unterscheiden versteht, aber zuletzt erklärt er doch: Ich weiß nicht, wie diese Farbe heißt. Um das einigermaßen nachzufühlen, versuche man einmal z. B. die Farbe des Meeres bei verschiedenen Beleuchtungen genau zu benennen. Ein Nichtmaler wird rasch in Verlegenheit kommen.

Die Farben schwarz, weiß, rot faßt der Neger sehr weit. Den blauen Himmel nennt er schwarz, wie Virgil die Veilchen; die gelbe Blume nennt er rot, wie die Dichter das Gold. Merkwürdig ist, daß er durchsichtiges Wasser oder Glas schwarz heißt (was allerdings nicht viel falscher ist, als unser weiß). Ich habe nur selten gefunden, daß mit den Farben gewisse seelische Vorstellungen verknüpft werden. Am auffälligsten war folgendes. Die Wanyaruanda — also ein Stamm tief im Innern ohne jede Beziehung zu abendländischen Anschauungen nannten „Trauer haben" „ukwirabura" d. h. schwarz sein, und „die Trauerzeit hinter sich haben" ukwera d. h. weiß sein. Das ist um so sonderbarer, da die beiden Farben in keiner Beziehung weder in Kleidung, noch Bemalung ꝛc. zur Kennzeichnung ihrer Trauer, beziehungsweise „Ent-trauerung" in Erscheinung treten. —

Ich kehre von diesem Ausflug wieder zur Schilderung meines Reiseweges zurück.

28. Februar. Wir stiegen heute vollends in die Ebene hinab. Je weiter man nach Norden kommt, desto älteren Eruptionen gehört die Lava an und um so stärker wird die sie bedeckende Humusschicht. Stellenweise, aber sehr dünn verteilt, finden sich die schattenlosen durchglühten Niederlassungen der Eingeborenen. Die Hütten haben auch hier 2 Zugänge, die sich aber nicht wie in Kischari gegenüberliegen, sondern rechtwinklig zu einander sich öffnen Das Bett und davor die Feuerstelle befindet sich bei der Nebenthür. Bis 40 Baumstützen sind in den ziemlich geräumigen Hütten verteilt, zwischen denen Flechtwerk verschiedene Abteile und Verschläge bildet. In den Steinmassen stießen wir heute auf einen Teich, dem ein ansehnliches Gewässer namens Mihondo entspringt. Offenbar ist er der Abfluß eines größeren unterirdischen Beckens, das den Regen und die vom Gebirge zuströmenden, sich scheinbar im Pori verlierenden Bäche sammelt und dem Rutschurru (und damit dem Albert-Eduard-See und dem Nil) zuführt. Der Mihondo fließt längst eines hohen Walls von Schutt und Steinen, der wie ein Eisenbahndamm durch die Ebene zieht, nach Nordosten, meist sehr reißend, dann wieder teichartig auf 100 Meter sich erweiternd und von einer großen Zahl von Flußpferden und Wasservögeln belebt. Fußspuren von allerhand kleinem und großem Wild laufen auf ihn zu, und stellenweise durchbrechen tiefe Wechsel die von Phoenixpalmen dicht umrahmten Ufer. Wir hielten uns meist in der Nähe des Stromes

und querten den Akazienwald, der dem linken Ufer folgt, bis wir auf eine große bebend heiße Grassteppe hinaustraten, in deren Öde einige elende, wenig einladende Dörfer in den schweigenden Mittagsgluten verschlafen dalagen. Sie gehörten zu dem Sultanat Butundwe. Trotzdem jeder Nerv in mir nach Schatten und frischen Winden schrie, mußte ich doch unter dieser grell und schmerzhaft leuchtenden Sonne und in dieser gekochten Luft mein Lager aufschlagen.

Die Eingeborenen dieses Gebietes waren freundlich und zutraulich, sie fragten mich wiederholt, ob ich ein Bruder von Stokes wäre, jenem Engländer, der erst Missionar, später Elfenbeinhändler war und seine Gewinnsucht mit dem schmählichen Tod am Galgen bezahlen mußte, den die Belgier ihm allzuhastig bereiteten. Er hatte auf seinen Handelszügen auch die Gegend nördlich von hier berührt. —

Zu erwähnen ist, daß die Eingeborenen wegen des heißen rissigen Bodens Sandalen tragen, aber einfachster Art. Sonderbar sind auch ihre Speere, die am unteren Ende keine Zwinge, sondern hölzerne, bisweilen mit Leder überzogene Anschwellungen haben, an denen eine lange Schnur befestigt ist. Angeblich dienen sie zur Jagd auf Affen und Hippopotami.

1. März. Die Nacht war wie immer in den letzten Tagen schwül, mein Schlaf schlecht. Da ich außerdem noch an den Folgen der schlechten Ernährung und der Strapazen laboriere, ist meine Stimmung im allgemeinen unter Null. Zu meiner Erheiterung trägt auch nicht bei, daß einer der schönen Elefantenzähne Miene macht, zu zerspringen. Man hätte sie in Felle einnähen sollen, aber als ich das vorschlug, lachten meine Leute, wie die Bauern, wenn ein Städter zu ihnen von Landwirtschaft spricht. Ich hätte es gleichwohl gethan, wenn die Träger nicht fortwährend — zu meiner heimlichen Freude — über die Schwere der Zähne gemurrt und täglich erst einige Stunden später als wir das Lager erreicht hätten. Die furchtbare Sonnenglut der letzten Tage, der Wechsel zwischen der feuchtkalten Bergluft und dem beklemmend heißen Atem der Ebene wirkten zusammen, um den Austrocknungsprozeß des Elfenbeins zu sehr zu beschleunigen. Jetzt natürlich ist die Last nicht zu schwer, trotzdem sie mit 10 Fellen umwunden ist, jetzt kann im Lager nicht genug Gras herbeigeschleppt werden, um sie in Schatten zu decken, und was nicht alles noch — jetzt; aber mein Grollen findet bei den Leuten kein anderes Echo, als „amri ya muungu, Allahs Wille."

Wir wandten uns heute nach Osten. Die Ebene dehnt sich in kaum merklicher Steigung nach Nordosten weiter. Mit 3 kleinen Märschen soll der Albert-Eduard zu erreichen sein, der hier Itschumvi genannt wird; gerne würde ich hin, aber mein Tauschzeug ist so knapp, daß ich umkehren muß. Auch so weiß ich nicht, wie ich die Leute bis Usumbura befördern soll.

Vom heutigen Tage, der im allgemeinen ohne Strapazen war, sind nur 2 Flußübergänge zu erwähnen. Zuerst über den Mihondo. In mehrere Arme geteilt strömt er an der Furt reißenden Laufs über Lavafelsen, die teils in spitzen Zacken den Spiegel überragen, teils von tiefen unsichtbaren Spalten zerrissen sind. Da die Anwohner das Bett bis ins einzelne kennen, ist die Passage für die Träger zwar schwer aber ungefährlich. Dem lieben Vieh kann man aber leider nicht sagen „hier ist ein Schlund, cave!", so daß ich mich auf neue Verluste gefaßt machte.

Aber es ging besser, wie ich hoffte. Die Eingeborenen setzten Huf nach Huf auf passende Stellen und nur in den größten Spalt fielen die Tiere hinein;

ihre Todesangſt gab ihnen aber Kraft, ſich wieder herauszuarbeiten. Später kamen wir an den Rutſchurru, deſſen Quellgewäſſer ich ſchon im vorigen Jahre gekreuzt hatte. Dieſe Furt war nur für mich fatal. Der Fluß iſt 40—50 Meter breit, über bruſttief und heftig reißend. Man muß ihn erſt queren und dann ebenſo weit dem anderen Ufer ſtromaufwärts folgen, um landen zu können. Da die Eingeborenen anſtandslos hinübergingen, folgte ich ihnen mit Vertrauen, nachdem ich Schuhe und Strümpfe abgelegt hatte. Die erſten Meter waren nicht ſchlimm, aber dann war der Boden mit kleinem ſpitzen Lavageröll bedeckt, die ſich um ſo mehr in die Sohlen bohrten, als die Strömung gebot, die Füße feſt anzuſtemmen, um nicht fortgeriſſen zu werden. Da ich in einer Hand die Uhr, in der anderen den Kompaß hoch halten mußte, konnte ich nicht ſchwimmen, ich war aber doch nahe daran es zu thun, weil ich vor Schmerzen nicht vorwärts kam und die Uferlandſchaft bereits in ſchwindelnder Schnelligkeit an mir ſtromabwärts zu ſchießen begann, während es mir ſchien, als falle mein Körper nach der entgegengeſetzten Richtung — ein Phänomen, daß beim Queren reißender Flüſſe leicht ſich einſtellt. In dieſem Moment kamen mir die Eingeborenen ungerufen zu Hilfe und führten mich hinüber, wobei ich mit Neid an den Feuerroſtgang der heiligen Eliſabeth dachte. Ich glaubte am anderen Ufer ſtatt meiner Füße nur noch ein paar zerfetzte Stummel zu finden und war angenehm enttäuſcht, von ein paar ſtark blutenden Riſſen abgeſehen, unverſehrt zu ſein. Mein „Stolz" hätte jetzt gefordert, daß ich die Eingeborenen etwas inſultiert hätte, weil ſie unverlangt mir beigeſprungen waren, als ob der mami, d. h. der Sultan nicht auch ohne ihre Hilfe hinübergekommen wäre, aber ich war gutmütig genug, es bleiben zu laſſen.

Am rechten Ufer befand ſich ein verlaſſener Bananenhain, in dem wir lagerten. Im übrigen iſt der Rutſchurru von einem ſchmalen Galeriewald umrahmt, deſſen dunkles Band ſich durch die Ebene bis zu der Stelle ſchlängelt, wo der Strom aus den Bergen von Ruanda bricht. Die Vegetation iſt äußerſt üppig. Baumrieſen und ſchlanke Phönixpalmen, die oft auch auf kleinen graſigen Inſeln im Fluß ſich erheben, Lianen und dichtes Unterholz bilden einen dunklen feuchten Park, der vom Kreiſchen der Papageien, vom Gelächter der Spottdroſſeln, vom ſchwirrenden Geſang der buntſchillernden Nektarinen und dem melodiſchen Flöten der Dryoſkopen wiederhallt. Zahlloſe Schmetterlinge, darunter Rieſenfalter mit ſamtartigen blauen oder leuchtenden grünen Flügeln ſchweben zwiſchen den Blüten der Winden und Loranthen oder ſitzen in Scharen am Rande kleiner Waſſerlachen. Auch von Käfern wimmelt es; gelbe Skarabäen mit ſchwarzer Totenkopfzeichnung oder mit ſilbernen Decken, die ein durchſichtiger Hornrand überragt und viele andere; des Abends aber illuminierten hunderte von Leuchtkäfern und Leuchtlarven gleichzeitig das Dunkel der Bäume und die Tiefe der Gräſer.

2. März. Marſch durch die Lavaebene nach Südoſten, zuerſt lange Zeit dem Rutſchurru folgend. Weite glühende Savannen, in denen hin und wieder ein einſames Dorf ſchläfrig träumt. Die Luft von heißem, gelbem Dunſt und dem Rauch brennender Grasflächen erfüllt. Auf der öſtlichen Seite des Grabens mehren ſich die Anſiedelungen; auch Bananenſchamben. In einer von ihnen (Landſchaft Bukomme) unſer Lager.

3. März. Weiter nach S.S.E.; bald durch gut bebaute Gegend, bald durch ſteinige Wüſte. Wir überſchreiten den Rutſchurru zum zweiten Male, da wo er in engem tiefem Felsbett von üppiger Vegetation begleitet, reißend und

brauſend dahinſchießend in die Ebene tritt. Er iſt überbrückt von 4 ſchwankenden, loſe gefügten Phönixpalmen, über die die nicht ſchwindelfreien Leute — insbeſondere alle Weibſen — auf dem Rücken kriechender Eingeborener hinüberreiten müſſen. Am anderen Ufer finden wir uns nach ſanftem Anſtieg dicht über einem lieblichen See, der einen alten großen Krater ausfüllt. Einige kleinere Trichter auf einer Halbinſel zeigen reichen Strauch- und Baumbeſtand. In der Nähe ein Dorf, in dem wir lagern. Die Eingeborenen überbieten ſich in Liebenswürdigkeiten. In den letzten Tagen erhielt ich in 3 Portionen nicht weniger als 140 Eier; allerdings die meiſten faul.

(„Ohne Wahl verteilte ich die Gaben, ohne Billigkeit das Glück" — andere Leute bekommen unheimliche Tantiemen für ihre Verſündigungen am guten Geſchmack und ich, der ich mich nie auf den Pegaſus noch ſonſt ein weißes Rößl geſchwungen habe, bekomme die faulen Eier. Es iſt wirklich nicht alles zum beſten in dieſer beſten aller möglichen Welten.)

4. März. Ich hegte heute die Hoffnung, den Anſchluß an meine vorjährige Route zu erreichen, aber ſie trog. Mit all dieſen Nordoſt-Märſchen ſind wir doch weiter nördlich geraten, als ich annahm. Wir paſſierten heute Kiſſigalli, das in lockerem Verhältnis zu Ruanda ſteht. Die Eingeborenen fangen bereits an reſervierter, furchtſamer und doch im Tauſchverkehr begehrlicher zu werden. Der Anblick der Landſchaft war wie geſtern. Wechſel zwiſchen Öde und Fruchtbarkeit. Auch einen hübſchen Kraterſee ſahen wir wieder. Viele friſche Elefantenfährten kreuzten unſern Weg: in einer Schambe hatten die Tiere fürchterlich gewütet. Wir lagerten in einem Bananenhain, den eine großäugige Mäuſeſpezies reich bevölkerte. Des Abends veranſtalteten ſie ein ſtimmungsvolles Vokalkonzert.

5.—7. März. Am nächſten Tage fand ich meinen alten Weg in der Nähe des Dorfes, in dem man mir vor ¾ Jahren meinen kleinen Boy Hamiß zu ſtehlen verſuchte. Die Räuber waren diesmal auf die Kunde von meinem Kommen mit aller Habe geflüchtet. Über die nächſten Märſche kann ich mich kurz faſſen, weil ſie an anderer Stelle geſchildert werden. Wir zogen auf dem gleichen Pfade wie früher am Rande des Lavaporis, paſſierten den Platz, von dem aus ich einſt die Batwa-Pygmäen in ihren Wäldern aufgeſucht hatte, um ihnen ein geraubtes Kind abzunehmen; wir ſahen jetzt, daß ſie ſich ein paar hundert Meter weiter ein neues „Lug ins Land" aufgebaut hatten, von dem ſie noch beſſer wie früher die Straßen überblicken konnten; und die glimmende Aſche bewies, daß ſie noch ebenſo eifrig ihrem Wachdienſt oblagen. Trotz der Regenzeit war das durchzogene Gebiet ſo waſſerarm, wie in der Trockenzeit, und als wir in Kamuhanda in derſelben Bananenſchambe wie einſt lagerten, fanden wir dieſelben Haufen von geſpaltenen Bananenblattſcheiden zur Gewinnung des in ihnen eingeſchloſſenen Waſſers wie ehemals. Dann ging es über die troſtlos öden Lavaſteppen nach Südweſten durch die Provinz Bugoie, am Hügel des Kilimavumbi vorbei, der 2 Jahre ſpäter die Karawane des Superiors von Iſſavi angriff und einen braven Schwarzen, einen der älteſten Chriſten Zentralafrikas, ermordete. An vielen kleinen längſt erloſchenen Kratern vorbei ging es zum ſchönen Thal des Sjabeye, deſſen Fall mit ſeinen großen Waſſermaſſen jetzt einen beſonders prächtigen Anblick bot, und zuletzt in ſanftem Anſtieg über die Hänge, auf denen die Glimmerplättchen im Sonnenſchein wie Spiegel blitzten, hinauf zu der Höhe, von der aus ſich plötzlich das herrliche Panorama des Kivu-Sees mit ſeinen graziös geformten Inſeln und

Halbinseln öffnet. Mit Entzücken schaue ich wieder auf das reizvolle Bild der nördlichen Uferlandschaft, auf den dunklen Kandelabereuphorbienpark von Kissenye, das große, von Feigen umrahmte Dorf der Erben des Häuptlings Bissangwa, auf den schönen gelben Badestrand neben der Isabeye-Mündung, auf die von riesigen Feldern und Bananenhainen bedeckte Ebene, über der sich das kühne Profil des Niragongwe-Vulkans aufbaut bis hinüber zu dem kahlen Buschpori, das in öder Eintönigkeit bis zu den Bergen von Uyungu nach Westen sich ausdehnt.

Am Strande von Kissenye, wenige Meter vom Ufer, schlage ich mein Lager auf. Rwakadigi, der Verwalter der Provinz Bugoie — sein Herr Buschako weilt zur Zeit am Hofe des Königs Juhi — sandte sofort einen seiner Watussi zu mir, der mir das „funguru“ das „Freundschaftsgeschenk“ bringt und gleichzeitig das größere „madsimanu“ das „Gastgeschenk“ ankündigt. Er sucht mein Gedächtnis zu schärfen, indem er mich daran erinnert, wie viele Krüge Pombe er nebst Ziegen und Vegatabilien mir das letzte Mal gebracht hätte. Um mir und meinen Leuten einige Ruhe nach den Strapazen der letzten Monate zu gönnen, blieb ich vom 7. März an in Kissenye liegen und trat erst am 10. meinen Weitermarsch längs der Ost-Küste an.

In der Nähe von Kissenye hatte Graf Götzen 1894 den See zuerst erreicht, worauf es bis zum Sommer 1898 unbesucht blieb. Damals kam ich dort an und im März 1899 auf der ebengeschilderten Expedition zum zweiten Male. Seitdem weilte ich noch häufig da; augenblicklich, wo übrigens die Kivu-Grenz-Kommission ihr Standquartier für die Regenkompagne 1901/1902 dort aufgeschlagen hat, zum siebenten Male. Der Platz, der an sich keine andere Bedeutung hat, als daß er die nördlichste Ansiedlung der Eingeborenen am Ostufer ist, wird auch in den diplomatischen Verhandlungen, in dem Grenzstreit zwischen Deutschland und dem Kongostaat hoffentlich bald ein Ende machen werden, öfter genannt werden, da seine geographische Position wiederholt festgelegt und sicher bestimmt ist.

Kissenye liegt in der großen zu Ruanda gehörigen Provinz Bugoie, deren Bewohner, die Wagoie, sich aber wesentlich von denen anderer Provinzen unterscheiden. Am Hofe des Königs betrachtet man sie schon lange als Rebellen und würde ihre Züchtigung durch die Europäer sehr gerne sehen, um so mehr als die eigenen Kräfte für eine dauernde Unterwerfung kaum ausreichen. Denn die Bevölkerung, die mindestens 100 Tausend Menschen zählt, sitzt sehr gedrängt und erhält noch fortwährend Zuzug aus den nördlichen Ländern, namentlich aus dem südwestlich des Albert-Eduard-See gelegenen Ibgwischa. Auch das ganze Volk von Kameronse hat sich in den letzten Jahren dort angesiedelt. Ich glaube, daß hier die Wellen einer größeren Völkerwanderung schlagen, die, aus den Waldgebieten des oberen Kongo kommend nach Osten hin flutet. Es sind hauptsächlich Waregga, mit ihrem Schmähnamen abariabantu oder bulyoko, d. h. Menschenfresser genannt, die immer mehr Terrain diesseits des Grabenrands zu gewinnen suchen und die dort ansässigen Stämme ostwärts drängen. Westlicher Einfluß zeigt sich infolgedessen auch sehr stark in Sitte und Sprache, in Ackerbau und Gewerbe, in Charakter und Erscheinung — kurz, in jeder Beziehung bei den Wagoie und daher der Gegensatz zu dem übrigen Ruanda. Nur noch in wenigen Bezirken von Bugoie nennt der König einen Schein von Herrschaft sein eigen. Der Chef der Provinz — Buschako — wagt seit langem nicht mehr, in seinem Lande zu residieren und auch die Unterchefs, soweit sie dem

Adel der Watuſſi angehören, haben ſich allmählich in das Innere des Sultanats zurückgezogen oder vertreten ſelbſt nur noch mit halber Seele die Sache ihres Fürſten. Das deutſche Gouvernement aber muß ſich auf die Aufrechterhaltung der notwendigſten Beziehungen zwiſchen der Bevölkerung und ihren eingeborenen Autoritäten beſchränken, ſolange der unleidliche Zuſtand der bisherigen Ungewißheit über die Zukunft des Landes fortdauert. Das iſt bedauerlich, denn je länger dieſe latente Anarchie anhält, um ſo ſchwieriger wird ſich die Reetablierung geordneter Verhältniſſe geſtalten und um ſo zäherem Widerſtand ſpäterhin die deutſche oder belgiſche Verwaltung begegnen. Unſer kolonialpolitiſches Intereſſe erfordert die Unterſtützung des Königs und die Aufrechterhaltung der Watuſſi-Herrſchaft mit der ihr innewohnenden ſtrengen Abhängigkeit der großen Maſſe der Wanyaruanda. Das läßt ſich bei einiger Kenntnis des Landes und Volkscharakters durchaus mit dem Gebot der Humanität vereinen, das die Ausrottung ungerechter Vergewaltigung und roher Willkür gegen die Unterworfenen heiſcht. Ja gerade dieſe Verbindung von kolonialen Intereſſen und Menſchlichkeit wird es ſein, die eine ſpätere Fruktifizierung dieſer ſchönſten, weil bevölkertſten Teile unſeres oſtafrikaniſchen Beſitzes, für die Urundi und Ruanda mit Recht angeſehen werden, am ſicherſten verbürgen wird.

Das Bild von Kiſſenye, wie überhaupt des ganzen nördlichen Kivu wird durch die erhabene Erſcheinung des Niragongwe-Vulkans beherrſcht. Wer vom Süden her über den See fährt, erblickt, ſobald er das mittägliche Ende der Kwidjwi-Inſel umſchifft hat, den gewaltigen Kegelſtumpf. In ganz ſanfter Neigung ſteigt das Norduſer langſam etwa 15 Kilometer an, hie und da von alten kleinen Kraterhügeln unterbrochen, die je nach ihrer Geſtalt von den Eingeborenen mit phantaſtiſchen Namen getauft ſind, bis es das Dach erreicht, von dem auf meilenweit nach Oſt und Weſt greifender Baſis der Vulkan ſich erhebt, deſſen wundervoll graziös geſchwungene Profillinien über 4500 Fuß hoch emporſtreben und in ſcharfgeſchnittener Horizontale, dem Rande des rieſigen Kraters, ſich vereinen. Graf Götzen hat den Berg von Oſten her unter großen Mühſalen erklettert und ſeine Eindrücke anſchaulich geſchildert. Seine Nachfolger (Hauptmann Herrmann u. a.) haben ſich einen bequemeren Zugang von Süden her verſchafft. Man geht jetzt erſt 4 Stunden über alte Lavafelder, die aber ſeit langer Zeit verwittert genug ſind, um menſchlichen Anſiedelungen zu dienen, und ſo reiht ſich, trotzdem nirgends ein Brunnen oder Gewäſſer iſt, Acker an Acker, Hain an Hain. Dann beginnt Wildnis. Durch üppigen Buſch und Wald, der von Eleſanten- und Antilopen-Fährten durchzogen iſt, geht es über zerriſſene Lava den mäßig ſteilen Berg hinauf. Je höher um ſo lichter wird die Vegetation; überall liegen vom Sturm gefällte Bäume, die zwiſchen dem in die Luft ragenden Wurzelwerk große im Sturz aus dem Boden mitgeriſſene Steine tragen, der Weg wird immer rauher und holpriger, häufig blickt man in große röhrenförmige Blaſenräume, bis der Berg immer mehr verödet und nach 3 Stunden Erikazeen und eine gelbblühende Staude mit tabaksähnlichen Blättern (Senecio Johnst.) das einzige Grün, weiße und gelbe Strohblumen den einzigen Schmuck der Landſchaft bilden.

Nur in den Schluchten ſteigt der Wald höher, dann folgt der letzte ſteile Anſtieg über einen nackten Trümmerhang. An ſeiner unteren Grenze blickt man in den etwas tiefer gelegenen ſüdlichen Krater hinab, deſſen 80 Meter hohe Wände mit dunklem Wald beſtanden ſind, während eine helle gelbgrüne Sumpf-

decke die Sohle bedeckt, auf der in den Morgenſtunden die Nebel ihre wirbelnden Reigen tanzen. 1½ Stunden ſteigt man von dort über das Geröll an, um oben ganz unvermittelt vor dem mittleren Krater zu ſtehen. Faſt ſenkrecht ſtürzt die mehrere Kilometer umfaſſende Ringmauer durchſchnittlich ca. 80 m tief hinab, die ſich aus hellen und dunklen, ſchwarzen und grauen und roten, breiten und ſchmalen, rauhen und glatten Schichten aufbaut. An einigen Stellen wird ſie von weißen ſilberglänzenden, vertikal laufenden Bändern gekreuzt. Faſt in der Mitte des Grundes liegt der Schlot mit bretzel- oder acht-ähnlichen Rändern, aus deſſen Tiefe ein dumpfes Kochen und Rauſchen zur Höhe dringt und weißer Qualm in dicken Wolken nach oben ſteigt. Feiner Rauch quillt auch aus zahlreichen kleinen Spalten der ebenen Sohle und hier und da ſieht man eine leiſe Bewegung der Erde, als würde ſie von arbeitenden Maulwürfen gehoben. Der Anblick des ganzen Schauſpiels iſt von einer unbeſchreiblich geheimnisvollen Größe und nicht mehr aus dem Gedächtnis zu tilgen, ſelbſt nach nur flüchtigem Blick. Bald drückt der Wind auf die Rauchmaſſen und hält ſie im Keſſel feſt, wo ſie mit den Nebeln, die faſt das ganze Jahr mehr oder minder ſtark den Vulkan einhüllen, ſich zu undurchſichtigen Schleiern verdichten, bald zerreißt er die geballten und jagt ſie die Wände entlang und hinauf und hinaus und legt für das Auge den ganzen Krater bis in den letzten Winkel frei. Und bei klarem Wetter ſchaut man von dort oben in ſolche Weiten und auf eine Rundſicht vor ſolcher Pracht, daß, wer dies Bild genoſſen hat, verſtummt, weil es zu ſchildern das pompöſeſte Wort ihm zu ärmlich, die leuchtendſte Farbe zu ſtumpf, der wärmſte Ton ihm zu kalt erſcheint.

Schriftreform in China und Japan und ihr Einfluß auf die kulturelle Entwicklung Ostasiens.

Von A. Seidel.

Es klingt vielleicht paradox, ist aber trotzdem nicht weniger wahr, daß die Schrift der Japaner und noch viel mehr die der Chinesen ein wesentliches Hindernis für das Fortschreiten dieser Nationen auf dem Wege kultureller Entwicklung bedeutet. Es sind daher in Japan bereits etwa seit 20 Jahren Bestrebungen im Gange, die dahin zielen, das gegenwärtig gebräuchliche Schriftsystem durch ein anderes zu ersetzen. In China, wo man bekanntlich konservativer ist und die ungeheuren Nachteile der chinesischen Schrift noch nicht in so schmerzlicher Weise empfunden hat, sind solche Bestrebungen noch nicht zu Tage getreten, oder wenigstens auf die Kreise der europäischen Missionare beschränkt geblieben. Allerdings liegt das Problem bei den Chinesen auch wesentlich ungünstiger als bei den Japanern. In China wird bei dem Weiterbestehen das gegenwärtigen Schriftsystems für alle Zeiten eine Verbreiterung der Allgemeinbildung und im Zusammenhange damit eine Hebung des allgemeinen Kulturniveaus ausgeschlossen sein. In Japan wird der Fortschritt auf diesen Gebieten durch die derzeitige Schrift wenigstens sehr verlangsamt werden.

Die Bestrebungen der Japaner, die früher von der Rōmaji-Kwai (der Gesellschaft für Lateinschrift), in neuerer Zeit von Dr. M. Sawayanagi und Professor Mannen Ueda getragen werden, verdienen daher in hohem Grade die Beachtung und Förderung nicht nur der Japaner, sondern auch aller an Japan interessierten Abendländer, und es wäre dringend zu wünschen, daß auch in China eine Bewegung zur Beseitigung des jetzigen Schriftsystems in Fluß käme.

Zum Verständnis dieser Ausführungen ist es notwendig, einen Blick auf die Schriftsysteme beider Völker zu werfen, über welche meist völlig irrige und mindestens höchst unklare Anschauungen außerhalb der Kreise der Fachgelehrten bei uns verbreitet sind.

Gewöhnlich begegnet man dem Irrtum, die Sprache der Chinesen bestehe nur aus einsilbigen Wörtern. Dies ist grundfalsch und nicht einmal für die ältesten, uns bekannten Entwicklungsstufen der Sprache zutreffend. Nur die Wortwurzeln sind im Chinesischen einsilbig. Dies ist aber auch bei anderen und wahrscheinlich bei allen Sprachen der Fall. Aus den einsilbigen Wurzeln werden nun in den verschiedenen Sprachen durch lautliche Steigerung oder durch Zusammensetzung mit anderen Wurzeln Wörter gebildet. So ist das Wort „Kater" aus den beiden Wurzeln „Kat" (vgl. englisch cat) und „er" entstanden. Genau so verfährt das Chinesische. Zwar gebraucht es ebenso wie andere Sprachen [in reichem Maße z. B. das Englische], eine größere Anzahl von Wurzeln ohne weiteres als Wörter; eine reichlich ebenso große Anzahl von Wörtern wird aber durch Wurzelzusammensetzung gebildet, wodurch oft recht vielsilbige Wörter entstehen, z. B. kungfu (Zeit), kalau (Olive), chanschupiau (Thermometer), chutsiaumierl (Pfeffer). Das Kompositum chanschupiau besteht aus den drei Wurzeln

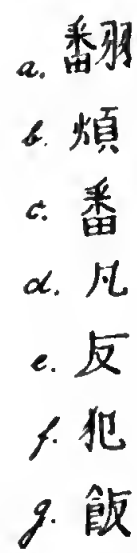
chan- (Kälte), schu- (Wärme), piau (Messer) und bedeutet daher wörtlich: Kälte- (und) Wärme-Messer. Doch ist das Kompositum fest zusammengeschmiedet und trägt einen gemeinsamen Hauptaccent auf der ersten Silbe. An eine bloße grammatische Aneinanderreichung ist in den meisten Fällen keineswegs zu denken. Bei vielen solcher Komposita ist nicht einmal mehr die Grundbedeutung der einzelnen Teile festzustellen, z. B. bei „kungfu". Allerdings bleibt die größte Anzahl der chinesischen Zusammensetzungen in ihren einzelnen Teilen völlig durchsichtig und kann jeden Augenblick auch ohne besondere etymologische Untersuchungen in die einzelnen Teile zerlegt werden, im Gegensatz zu der großen Mehrzahl anderer Sprachen, bei denen die Herkunft der Wörter infolge lautlicher Zerrüttung meist nicht ohne weiteres erkennbar ist. Wie sollte man z. B. erkennen, daß „Getreide" von der Wurzel „trag" abgeleitet und aus ge-trag-ida (getragenes) entstanden ist. Dieser letztere Unterschied zwischen dem Chinesischen und anderen Sprachen ist besonders wesentlich.

In diesem Punkte unterscheidet sich das Chinesische auch vom Japanischen. Die japanischen Wörter sind gleichfalls der Mehrzahl nach mehrsilbig. Der Prozentsatz der zwei- und mehrsilbigen Wörter ist im Japanischen sogar erheblich höher als im Chinesischen. Dagegen ist die Etymologie des einzelnen Wortes in den meisten Fällen nicht ohne weiteres zu durchschauen, und es gehört schon die tief eindringende Arbeit des Sprachforschers dazu, um z. B. festzustellen, aus welchen Wurzeln das Wort kokoro (Herz) zusammengesetzt ist. Eine besondere Physiognomie verleiht der japanischen Sprache der Umstand, daß sie chinesische Fremdwörter in außerordentlich großer Menge aufgenommen hat, allerdings indem sie dieselben lautlich mundgerecht machte. So sagt der Japaner z. B. dori (Vernunft) statt chinesisch tauli. Diese Vorbemerkungen über die Sprache der Chinesen und Japaner sind zum Verständnis des Folgenden wesentlich.

Um seine Sprache zu schreiben, zerlegt der Deutsche, wie die meisten Völker, den Laut eines Wortes in seine Grundelemente, Vokale und Konsonanten. Jedes dieser Grundelemente hat ein besonderes Zeichen, und man kommt, da die Zahl der einfachen Laute ziemlich gering ist, mit einer kleinen Anzahl solcher Zeichen aus. Anders schon der Japaner. Statt auf die einzelnen Laute zurückzugehen, hat er sich darauf beschränkt, für jede, in seiner Sprache vorkommende Silbe ein Zeichen zu erfinden. Da eine Silbe im Japanischen im allgemeinen nur aus einem Konsonanten und einem folgenden Vokal oder aus einem Vokal allein bestehen kann und der Lautbestand der Sprache ziemlich gering ist, so ergiebt sich, daß der Japaner, um seine Sprache zu schreiben, mit etwa 180 Silbenzeichen auskommen könnte. Thatsächlich beträgt ihre Anzahl indessen nur 48, da verschiedene Silben durch Kombination mehrerer Zeichen wiedergegeben werden, ähnlich wie bei uns das e mit dem h zur Wiedergabe eines besonderen Lautes verwendet wird. Nun bestehen diese 48 Zeichen aber in zwei verschiedenen Reihen, das Katakana und das Hiragana, wie bei uns das deutsche und das lateinische Alphabet. Ferner haben die Schriftzeichen besonders des Hiragana mehrere hundert Varianten, und ferner ist die Form vieler dieser Silbenzeichen ziemlich kompliziert. Indes möchten diese Schwierigkeiten noch zu überwinden sein, wenn nicht die Japaner es im allgemeinen vorzögen, ihre Sprache mit chinesischen Schriftzeichen zu schreiben und ihr Silbenalphabet nur zur Bezeichnung der Flexionsendungen und der grammatischen Hilfswörter zu benutzen. Der Japaner schreibt also z. B. den Satz:

watak'shi wa mainichi tegami o matte i-mas' (wörtlich: Ich erwarte jeden Tag einen Brief), ſo daß er die Wörter watak'shi (ich), mainichu (jeden Tag) tegami (Brief), mat— (erwart) i (ſein), mit den entſprechenden chineſiſchen Zeichen, die Hilfswörter und Endungen wa, o, —te, —masu mit den japaniſchen Silbenzeichen ſchreibt. Da die Schrift von oben nach unten läuft, ſo erhält man alſo das nebenſtehende Bild.

Da der Japaner die chineſiſchen Schriftzeichen benutzt, erwachſen auch ihm daraus alle Nachteile, die mit dieſem Schriftſyſtem unweigerlich für die Chineſen verbunden ſind. Auch der Chineſe zerlegt den Laut eines Wortes nicht in ſeine einzelnen Beſtandteile, vielmehr hat er für jede Wurzel ein beſonderes Schriftzeichen erfunden. Da die Wurzeln des Chineſiſchen, wie oben erwähnt, einſilbig ſind, könnte man alſo meinen, auch das Chineſiſche habe eine Silbenſchrift. Aber weit gefehlt! Wäre dies der Fall, ſo könnte das Chineſiſche, deſſen Hauptdialekt, der Pekingdialekt, beiſpielsweiſe etwa nur 430 lautlich verſchiedene Silben zählt, mit ebenſovielen Zeichen auskommen. Dem Chineſen iſt es aber bei der Erfindung der Schrift gar nicht darauf angekommen, den Laut des Wortes zu bezeichnen, ſondern, ein ſichtbares Bild für den Begriff zu geben. Daher kann eine Wurzel (bezw. Silbe) mit ſoviel verſchiedenen Zeichen geſchrieben werden, als ſie Begriffe in ſich vereinigt. In dem Wörterbuch des Pekingdialekts, daß ich mit einer Grammatik dieſer Sprache veröffentlicht habe, iſt die Wurzel „fan" beiſpielsweiſe in ſieben verſchiedenen Bedeutungen aufgeführt, nämlich a) hin- und herfliegen, b) bemühen, c) fremd, d) jeder, e) ſich empören, f) übertreten, g) gekochter Reis. Je nach der Bedeutung wird die Silbe „fan" daher mit einem der nebenſtehenden Zeichen geſchrieben. Der Chineſe ſchreibt alſo Begriffe, keine Laute. Kennt man z. B. die Bedeutung der chineſiſchen Schriftzeichen, ſo kann man einen chine-ſiſchen Text verſtehen, auch ohne eine Ahnung davon zu haben, wie er für das Ohr lautet. Daher ſind z. B. die Japaner, weil ſie die chineſiſchen Schriftzeichen kennen, in der Lage, den Sinn eines chineſiſchen Schriftſatzes zu erraten, ſelbſt wenn ſie der geſprochenen Sprache nicht mächtig ſind.



Da nun die Sprache eines Kulturvolkes über einen ziemlich reichen Schatz von Begriffen verfügt, ſo iſt eine recht erhebliche Zahl von Schriftzeichen erforderlich, um jeden dieſer Begriffe in der Schrift ausdrücken zu können. Das beſte einheimiſche Wörterbuch, das des Kaiſers Kanghi, enthält denn auch gegen 40000 chineſiſche Schriftzeichen. Viele davon ſind allerdings veraltet, oder weniger gebräuchliche Varianten, oder dienen zur Wiedergabe rein techniſcher Ausdrücke. Nichtsdeſtoweniger iſt für den Gebrauch im gewöhnlichen Leben die Kenntnis einer Anzahl von 3 bis 5000 Schriftzeichen unentbehrlich. Was die gedächtnismäßige Aneignung einer ſolchen Maſſe von verſchiedenen und oft ſehr komplizierten Schriftzeichen für Anforderungen an Zeit und Arbeitskraft ſtellt, davon macht man ſich ſchwer einen Begriff. Eine große Anzahl dieſer Zeichen beſteht

aus 20 und mehr Strichen. Allerdings sind die chinesischen Schriftzeichen nicht völlig willkürlich gebildet. Der Gesamtheit derselben liegen vielmehr 214 einfache Zeichen zugrunde, die man Klassenhäupter zu nennen pflegt, und die so ausgewählt sind, daß sie eine Anzahl von Gattungsbegriffen darstellen, deren Gesamtheit das ganze menschliche Vorstellungsgebiet umspannt. Aus diesen Grundformen werden alle übrigen Zeichen zusammengesetzt. So enthalten die Schriftzeichen für alle Begriffe, welche mit Baum und Holz zusammenhängen, in sich das Schriftzeichen des 75. Klassenhauptes, welches Baum und Holz bedeutet. Man vergleiche z. B. nebenstehend die Schriftbilder für a) Baum, b) Wald, c) Wurzel, d) Akazie, e) Tisch (weil aus Holz), u. s. w.

a. 木
b. 林
c. 根
d. 椿
e. 棹

Natürlich ist die Verteilung der Begriffe auf die 214 Klassen im einzelnen vielfach willkürlich. Ebenso ist die Wahl der Zusatzzeichen, welche zusammen mit dem Klassenhaupt ein zusammengesetztes Schriftzeichen ausmachen, im großen und ganzen willkürlich gewesen, wenigstens lassen sich heute nur noch selten im einzelnen Falle die Gründe dafür durchschauen. Das Gedächtnis steht also nach wie vor vor einer außerordentlich harten Aufgabe, zumal neben der Form des Schriftzeichens jedesmal auch der Laut desselben und seine Bedeutung eingeprägt werden müssen.

Es ist die Hauptaufgabe der Schulen in China, wie in Japan, die Jugend nach und nach in die Geheimnisse dieser fürchterlichen Schrift einzuführen. Eine unsägliche Mühe und unzählige Monate kostbarer Zeit werden auf diese Aufgabe verschwendet, und es ist ohne weiteres abzusehen, daß alle übrigen Unterrichtsgegenstände und damit die allgemeine Bildung des Individuums, wie des ganzen Volkes auf das allerschwerste beeinträchtigt werden. Natürlich gelingt es trotzdem nur verhältnismäßig wenigen, sich eine einigermaßen erwähnenswerte Fertigkeit im Lesen anzueignen. Für die große Masse des Volkes ist daher die Litteratur, die Zeitungen, wie alles Gedruckte und Geschriebene im großen und ganzen unzugänglich.

Ein solches Hindernis zu beseitigen, ist gewiß eine lohnende Aufgabe, und die darauf gerichteten Bestrebungen verdienen unser Interesse in hohem Maße; denn der Augenblick, wo sie erfolgreich sind, wird zweifellos der Ausgangspunkt einer völlig neuen Entwicklung in Ostasien sein.

Es ist indessen nicht leicht, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen, besonders in China nicht, wo der Widerstand gegen jede Neuerung stärker zu sein pflegt als sonst auf der Erde, und wo die Verehrung der Klassiker, die sich bis auf die Schriftzeichen erstreckt, mit denen ihre Werke geschrieben sind, den Widerstand noch besonders anspornen wird. Aber auch in Japan sind die Versuche, die die Rōmaji-Kwai im Jahre 1885 unternahm, daran gescheitert, daß der unvermittelte Sprung von der chinesischen Wortschrift bis zur lateinischen Buchstabenschrift den Japanern allzu kühn erschien. Neuere Bestrebungen indes, die vom Unterrichtsministerium unterstützt werden, haben zunächst erreicht, daß die zahlreichen Varianten der Silbenschrift beseitigt, die Schreibung der zusammengesetzten Silben vereinfacht und der Gebrauch der chinesischen Schriftzeichen eingeschränkt worden ist. Für die Lesebücher der Volksschulen ist vom Ministerium eine Liste von 1200 chinesischen Zeichen aufgestellt worden, welche als die wichtigsten und häufigsten von den Schülern gelernt werden sollen. Daneben soll die heranwachsende Generation

zunächſt in den höheren Schulen auch mit dem Gebrauch der Lateinſchrift bekannt gemacht werden, die zur Wiedergabe des gewöhnlichen Japaniſch völlig ausreicht. Für die höheren Stilarten freilich iſt die Einführung der Lateinſchrift nicht ohne weiteres durchführbar. Das Japaniſche hat nämlich, wie das Chineſiſche und manche andere aſiatiſchen Sprachen, neben der geſprochenen Umgangsſprache eine ſtark von dieſer abweichende Schriftſprache (nicht zu verwechſeln mit der Schrift). Die Umgangſprache wird nicht geſchrieben und die Schriftſprache nicht geſprochen. Die chineſiſche Schriftſprache iſt nun derartig von den chineſiſchen Schriftzeichen abhängig und ſo ſehr auf das bloße Geleſenwerden mit den Augen zugeſchnitten, daß ein chineſiſcher Text, wenn er, ohne die Schriftzeichen anzuſehen, vorgeleſen wird, wegen der außerordentlich zahlreichen, gleichlautenden Wörter dem Hörer völlig unverſtändlich bleibt. Dasſelbe würde natürlich eintreten, wenn man einen ſolchen Text mit lateiniſchen Buchſtaben wiederzugeben verſuchte. Im Japaniſchen iſt der Unterſchied zwiſchen der Schriftſprache und der Umgangsſprache an ſich zwar weniger erheblich. Aber in den höheren Stilarten herrſchen die Wörter und Konſtruktionen, die der chineſiſchen Schriftſprache entlehnt ſind, doch derartig vor, daß eine Wiedergabe in lateiniſchen Lettern gleichfalls der Gefahr ausgeſetzt ſein würde, nicht verſtanden zu werden.

Aus dieſem Grunde iſt eine andere Bewegung in Japan, die ſogenannte Gembun-itchi-Bewegung, von hohem Intereſſe, die dahin zielt, die beſondere Schriftſprache allmählich zu verdrängen und die Umgangsſprache an ihre Stelle zu ſetzen. Iſt dies erreicht, ſo iſt eine der größten Schwierigkeiten, die der Einführung der Lateinſchrift entgegenſtehen, überwunden.

In der gleichen Richtung iſt auch der Weg zu ſuchen, auf welchem den Chineſen Hilfe gebracht werden kann. Auch ihre Schriftſprache muß verſchwinden, ſo ſehr der Fanatismus der Gelehrten und der Reaktionäre ſich auch dagegen ſträuben mag. Der Hauptdialekt der Umgangsſprache, das Pekineſiſche muß zur Schriftſprache für das ganze Reich erhoben werden. Dieſer Dialekt iſt mit lateiniſchen Buchſtaben ſehr gut wiederzugeben, wie ich in meiner Grammatik desſelben gezeigt habe. Allerdings herrſchen im ungeheuren chineſiſchen Reiche etwa 11 verſchiedene geſprochene Dialekte, die man beſſer Sprachen nennen könnte, da ſie ſich bis zur vollſtändigen Unverſtändlichkeit von einander unterſcheiden. Die bisherige Schriftſprache war bisher für alle dieſe Dialekte die gleiche, wie auch die neue Schriftſprache es ſein müßte. Für einen ſehr großen Teil des chineſiſchen Volkes würde alſo die Trennung zwiſchen Schrift- und Umgangsſprache trotzdem beſtehen bleiben, wenn man nicht ſo weit ginge, mehrere der bedeutendſten geſprochenen Dialekte neben einander, jeden für ſich, zur Schriftſprache zu erheben, was bei den vielen Millionen, von denen die einzelnen Dialekte geſprochen werden, gewiß keine großen Bedenken hätte. Der Herkules von einem Reformator, der es fertig bringt, die jetzige Schriftſprache zu verdrängen, an ihre Stelle die Umgangsſprache zu ſetzen und für dieſe die Lateinſchrift an Stelle der bisherigen Wortſchrift einzuführen, wird auch Mittel und Wege zu finden wiſſen, um dieſe Schwierigkeit zu überbrücken. Die Japaner werden in einigen Generationen auf die völlige Löſung der bezeichneten Aufgabe hoffen können; China iſt in dieſer Beziehung auf lange hinaus jeder Hoffnung bar und daher vor der Hand zum Stillſtand auf dem Wege zur höheren Kultur verurteilt.

Die wirtſchaftliche Entwicklung Samoas.

Von Dr. Reinecke.

II.

Über die Zwiſchenzeit iſt von berufener Feder in der Kolonialztg. gelegentlich der letzten internationalen Samoakriſis, dem furchtbaren Vorſpiel zur Teilung Samoas berichtet worden, und auch jene für die Urheber gleich unrühmlichen Vorgänge ſind hinlänglich bekannt. Zum Ruhme der Samoaner und gleichzeitig zur Charakteriſtik der Verhältniſſe ſei noch erwähnt, daß die Eingeborenen thatſächlich, trotz ihrer geringen Zahl und mangelhaften Bewaffnung, aus allen Kämpfen mit fremden Truppen unbeſiegt hervorgingen, daß kein bewaffneter Eingriff vermocht hat, ſie zu entwaffnen oder zum Gehorſam zu zwingen. Umſo zugänglicher waren ſie wirklich friedlichem Einfluſſe. Solchem haben ſie, was früher nur wenige für möglich gehalten haben, ohne Widerſtand ihr Koſtbarſtes, die Gewehre, vertrauensvoll preisgegeben, als die internationale Kommiſſion im Mai 1899 ihnen dafür Befreiung vom ſchweren Übel der engliſch-amerikaniſchen Gewaltthaten zuſicherte und ſpäter die deutſche Verwaltung ihnen den lange entbehrten Frieden bot.

Daraus erzielt ſich die wertvolle Lehre, daß die Samoaner *nicht mit Waffengewalt, aber leicht mit richtigem, friedlichem Einfluß* zu regieren ſind. Die Hauptrolle dabei ſpielt *perſönliche Autorität*, und dieſe ſetzt eine gute Kenntnis des Volkes und ſeines Charakters voraus. Der erſte Gouverneur Dr. *Solf* hat damit viel erreicht, und ſeine Erfolge rechtfertigen die ihm dafür auch gezollte Anerkennung. Der größte Triumph für ſeine Verwaltung iſt die anſtandslos und allgemein erfolgte Zahlung der Kopfſteuer, ſowie die Verhütung neuer Unruhen gelegentlich der ſtets gefährlichen Mattenverteilung, einer bedeutſamen Volksſitte, die durch den Tod hoher Häuptlinge und die Wahl und Anerkennung ſeines Würdennachfolgers bedingt iſt; dabei geben Neid, Ehrſucht und Sippenfeindſchaft meiſt Zünder für kriegeriſche Verwicklungen. Dieſe Gefahr lag bei der letzten Mattenverteilung für Mataafa als „alli sili“ (hoher Häuptling) unter deutſcher Hoheit beſonders nahe, da die alten, durch die letzten Wirren geſchaffenen Gegenſätze noch keineswegs verwiſcht waren; ſie dürften auch noch längere Zeit nachwirken und bei Mataafas vielleicht nicht mehr fernen Ende erneut ausbrechen.

Die im April 1899 nach Samoa entſandte internationale Kommiſſion beſtätigte die Unhaltbarkeit der durch den „Berliner Vertrag“ im Jahre 1889 geſchaffenen Verwaltungsnormen und vor allem des verhängnisvollen Tridominates,

einer dreifachen diplomatischen Beteiligung und sogenannten Gleichberechtigung auf dem kleinen Gebiet. Dazu hatten der Tod Malietoas, der von den drei Vertragsmächten 1890 als König installiert worden war, und die Erfahrungen seiner acht Jahre lang vergeblich verteidigten Stellung den Ausschlag gegeben. Man hatte allgemein eingesehen, daß nur eine Trennung der politischen Interessen zu Gunsten einer einheitlichen Verwaltung den ununterbrochenen Unruhen ein Ziel setzen und eine gedeihliche Entwicklung der Inseln nach furchtbarster Mißwirtschaft ermöglichen würde. Das hofft man durch die Teilung der Gruppe zwischen Deutschland (Upolu und Savaii mit den Neben-Inseln) und Amerika (Tutuila und die Manuagruppe) — England war anderweitig befriedigt worden — durch den deutsch-englischen Vertrag vom 14. November 1899 und den deutsch-amerikanischen Vertrag vom 2. Dezember 1899 erreicht zu haben. Die geographische Grenze bildet der 171° w. L. Die Übernahme des westlichen Anteils als deutsches Schutzgebiet erfolgte durch allerhöchsten Erlaß vom 17. Februar 1900. Damit begann nach Proklamierung der deutschen Schutzherrschaft und der Flaggenhissung am 1. März 1900 die deutsche Verwaltung, deren Erfolge am besten durch die letzte Beratung der Kolonialetats im Reichstage am 6. März d. J. dadurch charakterisiert wurden, daß der Abgeordnete Hasse davor warnte, die günstigen Erfahrungen, die man in Samoa gemacht habe, zu verallgemeinern. Das bezog sich im speziellen auf die dort eingeführte viel gepriesene und besonders von Professor Hans Meyer warm empfohlene Selbstverwaltung. Die Anerkennung, die dem Gouverneur in jener Sitzung des Reichstages gezollt wurde, ist sehr erfreulich und berechtigt; aber das Lob der Selbstverwaltung wird auch Dr. Solf nicht ganz mitempfunden haben. Dafür ist auch Samoa noch nicht ganz reif, obwohl dort die Vorbedingungen dazu vorhanden wären.

Der Berliner Vertrag hatte dazu den Grund gelegt, durch Einsetzung eines Munizipalrates für Apia, der aus 6 von den wahlberechtigten Bürgern des Stadtgebietes zu wählenden Städträten unter Vorsitz eines Präsidenten, den die Vertragsmächte ernannten, bestand. Diese Körperschaft ersetzte Dr. Solf durch einen Gouvernementsrat aus 7 Mitgliedern, dessen Funktionen aber auf Deutsch-Samoa allgemein in beratender Form ausgedehnt sind. Die nationale Zusammensetzung des vereinigten Stadtrates wurde durch die Zahl der nationalen Vertreter reguliert; sie bestand demgemäß meist aus 3 deutschen und 3 nichtdeutschen (Engländer und Amerikaner), die neue Körperschaft dagegen zählt 5 Deutsche und 2 Engländer, entsprechend der veränderten Lage; den Engländern wurde diese Konzession zunächst zur Ausgleichung der nationalen Gegensätze gemacht. Der Gouvernementsrat giebt der Bürgerschaft Gelegenheit, Anregungen und Vorschläge zur Kenntnis des Gouverneurs zu bringen, und gestattet diesem in heiklen Fragen, der Bürgerschaft eine gewisse Verantwortung durch Abstimmung zuzuschieben. In diesem Sinne machen sich insofern doch gewisse Schattenseiten bemerkbar — und das dürfte ein Charakteristikum für eine Selbstverwaltung ganz allgemein sein — als die Bürgerschaft für unbequeme Entscheidungen die „Regierungsräte" verantwortlich macht, aber doch den Gouverneur meint, da dieser jene ohne ihre Wahl beruft. Demgemäß fühlen sich dann viele Berufene als die Auserkorenen. Ob aber eine Selbstbeteiligung der Bürgerschaft durch Wahl der Vertreter ein Vorteil für die Verwaltung sein würde, ist trotzdem die Frage, zunächst würde dadurch möglicherweise sogar das deutsche Übergewicht gefährdet; und das ist auf keinen Fall zu

wünſchen, zumal bis jetzt noch der Zuzug nichtdeutſcher Anſiedler relativ groß iſt[1]). Ein tüchtiger Gouverneur bleibt das Agens. Auch die Koloniſten brauchen einen „spiritus rector“, der über den Parteien und Sonderintereſſen ſteht; je tüchtiger er iſt, und je unabhängiger, deſto beſſer iſt es für die Geſamtintereſſen und die Entwicklung der Kolonie; wenn es ihm gelingt, alle Schutzbefohlenen zufrieden zu ſtellen, dann iſt er ein wunderbares Genie!

Dem Gouverneur ſtehen als Reichsbeamte zur Seite: ein Richter, gleichzeitig als Vertreter (12000 Mk.), ein Sekretär (5400 Mk.), ein Zollverwalter (6000 Mk.), ein Gerichtsſchreiber (5400), 2 Bureaugehilfen (4000 + 3000), ein Lootſe (4000), ein Polizeichef für Apia (5000) mit einem Polizeimeiſter (4000), u. 2 Zollaufſeher (je 3400). Dazu kommen noch außerordentliche Hilfskräfte (23750 Mk.) und die Beſatzung der Regierungsfahrzeuge (12500). Sämtliche Beamte haben freie Wohnung oder entſprechende Mietsentſchädigung. Die Gehälter (nach dem Etat für 1902) betragen rund 126000 Mk.

Was die allgemeine Verwaltung anbelangt, ſo hat auch hier die deutſche Herrſchaft in kurzer Zeit mit außerordentlich geringen Mitteln ſehr viel geſchaffen.

Außer den vorgenannten weißen Beamten ſind dafür folgende farbige Hilfskräfte thätig und beſoldet: 1 Gerichtsdolmetſcher (1500), ein Bureaudiener, zugleich Hilfsdolmetſcher (1500), 1 Ausläufer (750), 30 Polizeiſoldaten (je 480), 10 Poliziſten für Apia (je 1250), Beſatzung der Regierungsfahrzeuge (2500) und andere eingeborene Hilfskräfte (4500). Die Ausgaben hierfür betragen zuſammen rund 38000 Mk.

Die Geſamtunkoſten des Perſonalbeſtandes belaufen ſich ſomit auf nur 154000 Mk. Dazu kommen dann noch als laufende Ausgaben: Bureau- und ſonſtige Verwaltungsgelder (rund 100000), für Mataafa (3000), für die deutſche Schule und Verbreitung der deutſchen Sprache (7500), für ſanitäre Zwecke (10000) und für die ſamoaniſche Selbſtverwaltung (40000); Summa rund 162000 Mk.

Als einmalige Ausgaben figurieren im Etat für 1902 103000 Mk. für: Beſchaffung von Booten (3000), Wegebauten und Hafenanlagen (35000), ſonſtige Bauten und Grunderwerb (50000) und zur Anwerbung fremder, farbiger Arbeiter (15000).

Der zweite Kolonialetat für Samoa lautete ſchon außerordentlich günſtig. Wenn auch die Ausgaben gegen 1901 um 175500 Mk. (von 266000 auf 441400) geſtiegen ſind, ſo hat das Reich doch nur 24000 Mk. mehr (146000 : 170000) zu tragen, da die Einnahmen von 120000 auf 271000, alſo um 151000 zunehmen werden. Das iſt eine ſo günſtige Perſpektive, daß die Frage berechtigt ſcheint, ob nicht zunächſt doch eine größere Belaſtung des Reichskontos zu Gunſten der Entwicklung der Kolonie am Platze geweſen wäre; denn daß ſich Samoa unſchwer und bald ſelbſt erhalten kann, ſteht außer allem Zweifel. Ebenſo unabweisbar hierfür ſind aber auch verſchiedene Vorbedingungen, die in den folgenden Betrachtungen zur Erörterung gelangen ſollen.

Der günſtige Etatsabſchluß iſt nur durch relativ hohe Steuern und Zölle ermöglicht, über deren Opportunität man verſchiedener Anſicht ſein kann. Jeden-

[1]) Neuerdings zwar bringt jede Poſtverbindung zahlreich anſiedlungsluſtige Deutſche; aber nur wenige von ihnen werden ihre Erwartungen beſtätigt und Gelegenheit finden, zur Erſchließung Samoas und zur Entfaltung des Handels beizutragen, da ihnen die notwendigſten Vorbedingungen Geld und Erfahrung fehlen.

falls wird beſonders die allgemeine Erhöhung des Einfuhrzolles von 2 auf 10% des Wertes vielfach ſchwer empfunden. Eine Gefahr für die wirtſchaftliche Entwicklung der Kolonie wird man andrerſeits daraus nicht ableiten können; denn in gewiſſem Sinne darf man dieſe Belaſtung der Einfuhr als eine Luxusſteuer anſprechen, da die notwendigen Lebensbedingungen auf Samoa ſelbſt gegeben ſind. Änderungen des Steuer- und Zollſyſtems werden je nach Lage der Verhältniſſe geboten ſein; prinzipielle Grundſätze dafür aufzuſtellen halte ich für verkehrt.

Schon jetzt (1901) beträgt der Wert der Ein- und Ausfuhr Deutſch-Samoas faſt ſoviel wie der von Neuguinea, den Karolinen und Marianen zuſammen; und er wird aller Wahrſcheinlichkeit nach raſcher ſteigen als jener, wenn auch ſpeziell Neuguinea ſpäter eine größere wirtſchaftliche Bedeutung erlangen dürfte. Mehr wert als die übrigen Teile des Südſeeſchutzgebietes wird Samoa unter richtiger Verwaltung ſtets bleiben.

Die weſentlichſten Erfolge, die als erſter Segen einheitlicher Verwaltung auch mit Sicherheit zu erwarten waren, ſind

1. die völlige Entwaffnung der Eingeborenen, die allmählich über 6000 Gewehre (die letzten 1500 am Geburtstage des Kaiſers 1901) gegen eine relatio geringe Entſchädigung ablieferten.

2. Die friedliche Organiſation der Samoaner unter ſehr geſchickter Benutzung und gleichzeitig Entkräftung der Partei- und Cliquenverhältniſſe.

3. Die Durchführung und Zahlung der Kopfſteuer.

4. Die mindeſtens äußerlich erreichte Beruhigung der antideutſchen Elemente und Agitationen unter den Fremden, ſpeziell der Miſſion, ohne Einbuße der deutſchen Autorität und Intereſſen.

5. Die Verbeſſerung der Verkehrsverhältniſſe.

6. Fortſchreitender Ausbau des geſamten Verwaltungsſyſtems auf richtiger Basr, entſprechend den örtlichen Verhältniſſen.

Das ſind zunächſt Grundlagen, die eine weſentliche Vorbedingung für die gedeihliche Entwicklung einer Kolonie bilden und bei richtiger Pflege zum Ziele führen müſſen.

Verkehrsverhältniſſe und Bauten.

Speziell im Wegebau iſt ſehr viel geſchehen, und zwar ohne beſondere Koſten, ohne fremde Arbeiter, lediglich mit Samoanern. Damit iſt alſo auch eine erzieheriſche Wirkung auf dieſe ſehr vorteilhaft verbunden. Schon jetzt ſind die weſentlichſten Gebiete Upolus durch feſte mit Steinen und Korallenkalk chauſſierte Fahrſtraßen erſchloſſen, und das Verwaltungsprogramm weiſt für die nächſte Zeit weitere Projekte auf. Die bisher ausgebauten Straßen haben eine Geſamtlänge von etwa 20 km, das würde nach unſeren, deutſchen Erfahrungen einem ungefähren Koſtenaufwand von mindeſtens 300 000 Mk. entſprechen[1]), während im Etat bisher dafür nur 35 000 Mk. angeſetzt waren. Auch auf der Inſel Savaii hat der Wegebau bereits erfolgreich begonnen.

Die ländlichen Verkehrsverhältniſſe ſind dadurch in erfreulicher Vorbereitung der Kultur voraus geeilt, ſo, daß ſie ihr nun leicht auch im Detail folgen

[1]) Die Baukoſten für Kunſtſtraßen II. Ordnung ſchwanken nach unſeren Erfahrungen zwiſchen 10 u. 25 Mk. für dar lfd. Meter (ohne Brückenbauten).

können. Von besonderer Bedeutung wird auch für die Kontrolle der Eingeborenen und für die Verwaltung überhaupt eine Querstraße über Upolu (von Apia nach Safata) sein, an die sich dann dort Küstenstraßen der Südseite anschließen, die allerdings zum Teil auf Terrainschwierigkeiten stoßen, wie sie jetzt schon auf der Nordseite nach Osten zu überwinden sind.

Auch in anderer Beziehung hat das Gouvernement für öffentliche Bauten manches gethan; in erster Reihe für die Verwaltung selbst, die noch zum Teil auf recht unzureichende Räumlichkeiten angewiesen ist. Die Bauverwaltung ist bestrebt, auch hier veredelnd zu wirken. Das ist für das äußere Ansehen der samoanischen „Hauptstadt" Apia sehr erwünscht; denn die fortgesetzte Furcht vor katastrophalen Zerstörungen durch immer drohende politische Ereignisse hat dort bisher jedes Interesse für Schönheit und Fortschritt erstickt, sodaß Apia sich nicht über das Niveau eines primitiven Bretterdorfes erheben konnte, obwohl zweifellos bereits hinreichend Sinn für äußere Ausgestaltung und Verschönerung der Wohnstätten vorhanden war. Die Bauverwaltung arbeitet daraufhin, mehr und mehr Steinbauten zur Geltung zu bringen, die aus nicht ganz unberechtigter Furcht vor den spaltenden Einflüssen der häufigen Erdbeben bisher fast ganz gemieden wurden; doch sind seit geraumer Zeit keine so starken Erderschütterungen aufgetreten, daß Steinbauten dadurch thatsächlich gefährdet erschienen. Abgesehen von der größeren Haltbarkeit und Dauer haben massive Wohnhäuser auch auf Samoa in sanitärer Beziehung entschieden manche Vorteile, und sie sind, da es an Steinen und Kalk (Korallen) nirgends mangelt, entschieden billiger, solange das Bauholz von Amerika oder aus den englischen Kolonien bezogen wird. Die Bauunternehmer ziehen natürlich gerade deshalb die für sie lukrativeren Holzbauten vor. Ob die ausgezeichneten Holzschätze des samoanischen Urwaldes sich gerade für Hausmaterial eignen werden, ist abzuwarten. Fest genug ist das Holz vieler Bäume sicherlich, auch sehr wetterhart und ausdauernd (besonders durch Harzgehalt) gegen die Feuchtigkeit; aber es wird wegen den Transport- und Arbeitskosten vielleicht nicht mit dem Importholz im Preise konkurrieren können; denn für Transport und Bearbeitung fehlt es leider überall an den billigen Wasserkräften.

Über die Küsten d. h. das feste Land haben sich die Bauarbeiten bisher nicht erstreckt. Der Wasserverkehr hat noch gänzlich vernachlässigt werden müssen — im Kleinen wie im Großen.

Deutsch-Samoa hat dadurch, daß es deutsch wurde, seine beste Verkehrsader — San-Francisco-Auckland-Sydney — verloren, da diese jetzt den amerikanischen Anteil beglückt, und für das deutsche Gebiet nur noch den Anschluß in Pagopago zuläßt. Das ist zunächst, besonders für Apia, ein herber Verlust; denn die noch erhaltene Monatsverbindung mit einem englischen Kolonialdampfer (Auckland-Tonga-Samoa-Viti (Fiji)-Sydney) ist nur ein sehr spärlicher Rest der früheren Verkehrsmittel. Mit dem Mutterlande fehlt sonach jeder Kontakt. Das ist für die Kolonie und auch für dieses ein sehr großer Nachteil in mehrfacher Beziehung; er kann unter Umständen kritisch werden. (Wir kommen später darauf zurück.) Auch eine neuerdings in Aussicht gestellte Verdoppelung der amerikanischen-australischen Linie, die zur Hälfte Deutsch-Samoa (Apia) zustatten kommen soll, hat hierauf keinen Einfluß, sondern nur Nutzen für Nord-Amerika und die englischen Kolonien. Leider fehlen auf Deutsch-Samoa jegliche

geeigneten Hafenplätze; der Apiahafen ist, wie die Erfahrung bitter gelehrt hat, nichts weniger als ein Schutzhafen. Bei normalem Seegang und in der Passatzeit (April-November) genügt er zwar zur Verankerung mehrerer größerer Schiffe; aber auch dann bleibt der Verkehr mit diesen auf Boote beschränkt, da die Errichtung von Landungsstellen durch die Unbilden der Regenzeit mindestens gefährdet sein — einen hohen Seegang bei nördlicher Strömung aber wahrscheinlich nicht aushalten würden. In diesen Übelständen liegt ein großes Verkehrhindernis, dessen Beseitigung die größte technische Aufgabe für die Zukunft sein wird. — Ob man zu diesem Zweck nach Maßgabe der zentralen Lage und Vorrechte Apias den dortigen „Hafen" durch Wasserbauten (Molen) ꝛc. schützen oder ihn westwärts in das Land hinein erweitern kann — oder ob man einen anderen Platz dafür bevorzugen will (die Bucht von Saluafata ist wahrscheinlich für einen Ausbau weit günstiger) muß fachmännischen Urteilen vorbehalten bleiben. Das hängt ferner auch von der Bedeutung ab, die unsere Kolonial- und Marineverwaltung Samoa und einem Hafen dort beilegen will. Zu einem verteidigungsfähigen Kriegshafen dürfte es Samoa kaum bringen, wohl aber zu einer Reparaturwerft mit Dog und einer strategischen Vorpostenstation für unsere Marine mit geeigneter Kohlenniederlage. Auch auf Savaii fehlt es leider an günstigen Vorbedingungen für einen guten Hafen; es sei denn, daß sich die südliche Bucht von Palauli dazu verwenden ließe. Eine Hafenanlage in der unzugänglichen Bucht von Asau an der sterilen Nordküste, die s. Zt. in der Kolonialzeitung empfohlen wurde, scheint mir mindestens aus wirtschaftlichen Gründen ausgeschlossen.

Verwaltung der Eingeborenen.

Wie der Gouverneur die Ordnung der Angelegenheiten der fremden Bevölkerung den vorhandenen Verhältnissen möglichst angepaßt hat, so hat er auch die Verwaltung der Somaner in sehr anerkennenswerter Weise nach deren Gewohnheiten zugeschnitten. Auch hier ist die Form einer abhängigen Selbstverwaltung bisher mit bestem Erfolge durchgeführt. Die Schwierigkeiten in dieser Beziehung waren durch die letzten kriegerischen Einflüsse und die scharfe Spaltung der Parteien wesentlich erhöht; aber die Eingeborenen selbst empfanden nach den unnatürlichen, zerrüttenden Ereignissen andrerseits selbst das dringende Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung. Außerdem fand Dr. Solf in dem schon vor der „offiziellen" Königswahl nach allen samoaischen Regeln und in fast nie dagewesener Einmütigkeit zum „Tupu" gewählten und schon gesalbten Mataafa einen einflußreichen Bundesgenossen — nachdem er diesen und seine Anhänger rhetorisch von der Notwendigkeit des Gehorsams gegen die deutsche Obrigkeit in geschickter Weise überzeugt hatte. Der stolze, von seinem Volke verehrte Mataafa wurde unter dem bescheidenen Titel „alii sili" d. h. hoher Häuptling, nach einigem Widerstreben ein thatkräftiges Werkzeug des Gouverneurs, und dank seinem Einfluß ging die Organisation der Eingeborenen-Verwaltung schnell und glatt von statten. Die alten traditionellen politischen Bezirke wurden dabei möglichst berücksichtigt, und wo sich Proteste geltend machten, konnte der Gouverneur durch persönliches Eingreifen mit klugen Worten und Drohung die Hindernisse beseitigen.

Das Schutzgebiet ist demnach in 11 Distrikte (itu) geteilt, an deren Spitze Mataafa mit einem Häuptlingsrat (Faipule) steht. Ueber jedem Distrikt steht ein Oberhäuptling „Taittai itu", dem mehrere Faamasinos untergeordnet sind.

Jede Ortſchaft (nu'u) wird von einem „Pule nu'u“ und deſſen Poliziſten „Leoleo“ überwacht. Außerdem waltet in jeder Gemeinde ein Gemeindeſchreiber „Failautusi“. Die Beſoldung dieſer Gewaltigen geſchieht nach folgenden Grundſätzen:

Mataafa bezieht monatlich 250 Mk., der Taitai itu 40, der Faamasino vierteljährlich 40, der Pulenu'u und Failautusi je 24 und der Leoleo 20 Mk. Die Diſtrikts- und Gemeindebeamten haben aus Prämien, Strafen, Hundeſteuer (4 Mk. jährlich) etc. noch Nebeneinnahmen. Darin liegt eine gewiſſe Verführung zum Mißbrauch ihrer Competenzen; denn die ehrgeizigen Eigenſchaften der Samoaner ſind gerade durch dieſes Syſtem mit Gewinnſucht gepaart und materiell deformiert worden, ſodaß ſich dieſe Würdenträger und Machthaber leicht und doppelt ſchnell unbeliebt machen und neidende Feindſchaften provozieren können, die dann auch das ganze Syſtem und die Oberhoheit bedrohen.

Deshalb ſoll keineswegs eine ſofortige Änderung des Syſtems empfohlen werden, da dieſes zunächſt dem eigentlichen Zweck des Gouverneurs, die Samoaner an eine Organiſation zu gewöhnen und ihnen gleichzeitig plauſibel zu machen, daß weiße Beamte beſſer und gerechter ſind, als ihre eigenen entſpricht.

Demgemäß betrachtet auch der Gouverneur, wie in der letzten Denkſchrift des Kolonialamtes über Samoa geſagt iſt, die gegenwärtige Organiſation der Selbſtverwaltung der Samoaner „lediglich als einen Verſuch, an dem noch viele Änderungen vorzunehmen ſeien und überwunden werden müſſen, ehe einigermaßen Stabilität in die wankelmütigen und innerhalb ihrer alten Traditionen neuerungsluſtigen Samoaner kommen wird“.

Die Baſis iſt jedenfalls auch im Intereſſe einer möglichſt langen Erhaltung der autonomen Inſtitutionen und Lebensweiſe der Eingeborenen ausgezeichnet, auch vom wiſſenſchaftlichen, ſpeziell ethnographiſchen Standpunkte aus dankbar anzuerkennen. Sie zeugt von vorbildlichem Verſtändnis für die Verhältniſſe, aus dem allein auch eine richtige Behandlung der Menſchen reſultieren kann, wie ſie ſich bisher ſo erfreulich bewährt hat.

Thatſächlich iſt es ſolchem perſönlichen Können und Einfluß Dr. Solfs gelungen, alle ſchwierigen Gegenſätze zu erſticken; das wird am beſten dadurch dokumiert, daß die einſtigen Gegner: Mataafa und Tamaſeſe[1]) friedlich Haus an Haus auf der „Königsſpitze“ Mulinu'u bei Apia nebeneinander wohnen, zunächſt aller Kämpfe und Feindſeligkeiten vergeſſend.

Man darf nach alledem getroſt annehmen, daß ſolange Dr. Solf auf Samoa waltet, auch der ſo lange mit allen denkbaren Gewaltmaßregeln angeſtrebte Frieden auf Deutſch-Samoa beſtehen und gedeihen wird, und daß auch der kritiſche Termin erſter Ordnung: Mataafas Tod, durch die perſönliche Autorität des Gouverneurs abgeflaut und gut verlaufen wird. Ob die Mataafa verliehene Sonderſtellung nachher überhaupt noch beizubehalten oder beſſer ganz abzuſchaffen iſt, wird auch am beſten nach den Umſtänden entſchieden werden, ohne jede prinzipielle Vorbedingung. Empfehlenswert iſt es, ſo ſonderbar das ſcheinen mag, daß mit dem Tode des „alii sili“ der, dieſem vom Kaiſer verliehene, „Ehren-

[1]) Der eigentliche Gegenkandidat bei der Königswahl Tanumafili befindet ſich bei ſeinen einſtigen Beſchützern, den Engländern, auf Viti, wo man ihn jedoch anſcheinend auf gute Weiſe los ſein möchte. Die Rückkehr nach Deutſch-Samoa ſollte dem verdorbenen Samoaner möglichſt geſperrt werden.

fliegenwedel“ ehrerbietig dem Gouverneur zurückgegeben wird; denn in den Augen der Samoaner hat ein solches Ehrenzeichen hohen Wert und ganz bestimmte Bedeutung.

Außer der Organisation der Samoaner hat der Gouverneur einige weitere bedeutsame Anordnungen getroffen, die sich auch wohlweislich an alte Institutionen anlehnen. — Vorweg erwähnt sei eine Volkszählung, die als wichtige Unterlage für die Kopfsteuer dringend notwendig war und sich auch auf eine Statistik der einzelnen Dörfer und Gemeinden erstreckte. Danach wurden in der Zeit vom 15. August bis 15. Oktober 1900 32815 deutsche Samoaner ermittelt (16894 männlich und 15921 weiblich). Davon kommen auf: Upolu 17755 (in 80 Ortschaften), Manono und Apolima 1038 (6), Savaii 14022 (56). Danach wurde die früher kursorisch über alle Eingeborenen verhängte, aber natürlich nie annähernd gezahlte Kopfsteuer auf die männlichen Samoaner, mit Ausnahme der kleinen Kinder verfügt und mit 10488 $ (42000 Mk.) — pünktlich bezahlt, da die Proklamation die Verwendung dieser Abgabe lediglich für Gehälter der samoanischen Beamten und zum Besten der Steuerzahler (Belohnungen für Wegebauten, Geschenke etc.) garantierte. So wurde auch hier leicht erreicht, was seit einem Jahrzehnt mit allen Mitteln vergeblich versucht war, weil der richtige Weg auf zweifellos berechtigter Voraussetzung der Steuerzahler eingeschlagen wurde. Die schon früher unter Generalkonsul Knappe durch den jetzigen Landeshauptmann Brandeis durchgeführte Bestimmung, daß die Samoaner jährlich zur Hebung ihres Wohlstandes eine Anzahl Kokospalmen pflanzen mußten, ist mit Erfolg wieder erneuert worden und soll auch auf Anbau von Kakao erweitert werden. Dadurch werden die Eingeborenen direkt zur Hebung der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes erzogen. Jeder erwachsene samoanische Landeigentümer hat jetzt jährlich ordnungmäßig 50 Kokosnüsse zu pflanzen. Auf diese Weise läßt sich wahrscheinlich auch eine gewisse Personifizierung der bei den kommunistischen Eigentümlichkeiten sehr unbestimmten oder relativen Besitzrechte herausbilden.

Eine weitere, schon früher angestrebte, Maßregel zum Segen der Eingeborenen ist das Verbot der von Fremden eingeführten Glücksspiele, die großen Anklang gefunden, aber auch schlimme Folgen gezeitigt haben; denn die zu jeder Art Wetten im Sport (Fischfang, Rudern, Criquet etc.) und Spiel sehr geneigten Samoaner haben auch veritable Glücksspiele aeceptiert und in üppigster Weise zum Nachteil ihres Wohlstandes mit Eifer gepflegt.

Gegen eine Verbreitung des Alkoholgenusses wird in Zukunft ebenso energisch anzukämpfen sein, wie gegen den immer noch versuchten Waffenschmuggel. Für letzteren sind die schwersten Strafen — am besten Landesverweisung und Konfiskation des Eigentums — geboten. Die Anschaffung des leicht beweglichen Regierungsfahrzeuges, „o le Aeto“ wird zur Steuer dieses Übels sehr vorteilhaft sein.

Über die Rechtspflege unter den Samoanern seien der Denkschrift des Auswärtigen Amtes nachstehende Bemerkungen entnommen:

„Im Gegensatz zu der unverkennbaren Anlage der Samoaner für die Verwaltung, ist von einem Vorhandensein von Rechts- und Gerechtigkeitsgefühl wenig zu spüren. Die Urteile der samoanischen Richter sind durchgängig parteiisch und teilweise, insbesondere die des samoanischen Oberrichters, geradezu haarsträubend ungerecht. Die Justizpflege unter den Samoanern durchgreifend

zu organisieren, ist aber noch nicht an der Zeit. Die samoanischen Richter sind streng überwacht worden und fast alle Straffälle wichtiger Art werden von den Samoanern aus eigenem Antriebe vor den weißen Richter gebracht. Die Rechtssprechung des weißen Richters, der in Ausübung dieser Pflicht als Vertreter des Gouverneurs aufzufassen ist, ist eine rein patriarchalische. Die Samoaner sind im ganzen ein nur wenig zu Uebertretungen neigendes Volk. Grobe Ausschreitungen sind selten; die meisten zur Kenntnis der Behörden gekommenen strafbaren Handlungen charakterisieren sich als Felddiebstähle (im letzten Berichtsjahre wurden 20 Fälle bestraft) und Prügeleien. Die von den weißen Ansiedlern getadelte Lügenhaftigkeit und Unehrlichkeit der Samoaner darf nicht ohne Berücksichtigung des Umstandes beurteilt werden, daß der Samoaner dem Weißen mißtraut und, in naiver Verwechslung der Begriffe, Lüge und Unehrlichkeit für eine berechtigte Waffe der Klugheit hält. Die geringe Achtung vor fremdem Eigentum ist auf den bis ins Kleinste entwickelten Kommunismus zurückzuführen."

Hierzu sei nur bemerkt, daß die samoanischen Sitten und Rechtsbegriffe durch fremde Beispiele erheblich gelitten haben, und daß vor allem Diebstähle, die die Hauptzahl der Delikte bilden, lediglich darauf zurückzuführen sind; denn Vergehen an fremdem Eigentum galt einst, wie schon früher erwähnt, als ein todeswürdiges Verbrechen.

In gleichem Lichte erscheint die vom Gouverneur Ende 1900 erlassene Bestimmung, daß Hülfe in Seenot für alle Samoaner ohne besondere Verheißung von Belohnung obligatorisch ist. Früher, selbst bei der furchtbaren Katastrophe im Hafen von Apia am 16. März 1889, beteiligten sich die Samoaner trotz der damaligen Feindseligkeiten freiwillig und opfermütig an der Rettungsthätigkeit. Jetzt verlangen sie vorher Zusicherung einer genügenden Belohnung, die ihnen oft „verheißen" blieb. Das kann man ihnen gerechterweise nicht verübeln; denn sie haben auch immer mehr in den Fremden ihre Feinde erkennen müssen.

Die Mission.

Die Sitten der Samoaner waren ursprünglich, trotz mancherlei Institutionen, die nach den Regeln moderner Moral und christlicher Voraussetzung unmoralisch erschienen, im Prinzip und in ihrer causalen Bedeutung gut, sicher besser als heut; und sie werden unter geeigneter Verwaltung, mit Vertrauen zu den Fremden auch wieder eine Aufbesserung erfahren, wenn zwar das Fundament ihres soziologischen Aufbaues schon sehr stark erschüttert ist. Die Art der Christianisierung und vor allem die damit verbundene vorzeitige Zerstörung moralischer Stützen hat dazu viel beigetragen, da die Missionen, deren leider seit 50 Jahren drei gegeneinander arbeiten, viele Säulen des alten, festen Gebäudes eingerissen haben, ehe neue Pfeiler dafür errichtet waren. Dieser Umstand erschwert als gewaltiger Faktor die Friedensarbeit unter den Eingeborenen umsomehr, als er mit nationalpolitischen Tendenzen verquickt ist und davon, solange eine religiöse Rivalität besteht, nicht frei werden wird. Mag die London missionary society mit der von Sydney aus geleiteten methodistischen Mission auch größte Loyalität gegenüber der deutschen Herrschaft zu erweisen bestrebt sein, im Herzen wird und muß sie doch englisch bleiben und mit englischen und englisch-kolonialen Einflüssen sympatisieren; ersteres umsomehr, als die große

Ausbildungsanstalt für Missionare zu Malua ihre Zentrale in der Südsee darstellt. Eine Germanisierung in ganz allgemeinem Sinne ist in beiden Fällen so gut wie ausgeschlossen. — Die katholische Mission der Maristen (jetzt apostolisches Vikariat Samoa) bietet, zumal ihr nationale Bestrebungen ferner liegen, weniger Anlaß zu Bedenken, weil sie sich auf das deutsche Mutterhaus in Meppen stützt; da ihr Einfluß jedoch ganz erheblich den protestantischen anglikanischen Missionen nachsteht — numerisch repräsentiert sie kaum ⅛ — so scheint es wohl berechtigt, die Aufgabe des christlichen Liebeswerkes und erzieherischer Thätigkeit einer deutschen protestantischen Mission zu übertragen. Dieser Vorschlag wird zwar auf Widerspruch von verschiedenen Seiten stoßen; aber die Erfahrungen legen ihn nahe und rechtfertigen ihn. Niemand wird behaupten können, daß die bisher auf Samoa ausgeübte Missionsarbeit den Grundanschauungen christlicher Nächstenliebe und Duldsamkeit entspricht. Gleich dem politischen Tridominat ist auch eine religiöse Dreiherrschaft sozial wie moralisch nachteilig und beklagenswert, ganz abgesehen von politischen Begleiterscheinungen. Das ergiebt sich auch schon aus der Missionsstatistik für 1900. Danach zählten: die Londoner Mission 23 000 Gemeindeangehörige, die Wesleyaner 6300 und die Maristen 6600; dazu kommen noch 1000 Mormonen. Das sind zusammen 37 000 Seelen, also über 4000 mehr als thatsächlich vorhanden waren. Ende 1898 betrug diese Überschätzung nach den Angaben Kurzes[1]) sogar rund 12 000 (für ganz Samoa).

Die London-Mission hat in neuerer Zeit anerkennenswerte Förderung guten Einvernehmens mit der deutschen Verwaltung und der deutschen Sprache dokumentiert; sie hat sogar einen Missionskalender in ihrer Druckerei zu Malua herausgegeben, in dem das Bild des Gouverneurs „His Excellency Dr. Solf, Governor of Western Samoa“ als Titel dient und auch deutsche Sprache versuchsweise gepflegt wird, wie auch nach neusten öffentlichen Versicherungen des Schriftführers des Ausschuß-Komités in allen höheren Schulen die deutsche Sprache und deutsche Geschichte eifrig gelehrt und sogar in der Missionspresse eine von einem Mitgliede verfaßte samoanisch-deutsche Grammatik gedruckt wird. Das hervorzuheben ist mir umsomehr eine angenehme Pflicht, als ich in meinem Buch[2]) und auch früher bei anderen Gelegenheiten ebenso rückhaltlos das deutschfeindliche Verhalten der Mission getadelt habe.

Wirtschaftliche Erschließung

a. Kulturen.

Deutsch Samoa ist lediglich eine landwirtschaftliche Kolonie, deren produktiver Wert in der Fruchtbarkeit des Substrates beruht. Gold und andere Schätze haben wir von ihr kaum zu erwarten.

Für die Fruchtbarkeit und den kulturellen Wert des Landes ist dessen Ursprungsart maßgebend. Die Inseln sind wahrscheinlich in ihrem Gesamtaufbau Neubildungen ohne geologische Schichtungen, also riesige Trümmerhaufen mit hauptsächlich basaltischen Verbrennungsprodukten: Laven, Schlacken, Tuff- und Aschenerden und verbrannten, bimsteinartigen Basaltblöcken (Basaltwacken) verschiedenster Größe. Der Basalt bildet bekanntlich im allgemeinen eine günstige

[1]) „Samoa“ Süsserott's Kolonialbibliothek.

[2]) Kurze: Samoa; das Land, die Leute, die Mission.

Verwitterungsunterlage, und wir ſind gewöhnt, darauf guten ſchweren Boden zu finden; für den ſamoaniſchen Baſalt gilt dieſer Erfahrungsſatz in erhöhtem Maße, minder von den Tuff- und Aſchenerden, die der atmoſphäriſchen und organiſchen Löſung einen zähen Widerſtand entgegenſetzen und daher ſehr langſam beſiedelt werden, falls nicht ſekundäre Bodenſchichten durch Anſchwemmung ſie überdecken.

Im weſentlichen kommen demgemäß, wie ich bereits früher betont habe[1]): für die gegenwärtigen Betrachtungen drei Hauptarten des Subſtrates in Erwägung,

1. Die jüngſten vulkaniſchen Gebiete aus friſcher, nackter oder kaum bedeckter Lava, wie man ſie auf Weſt Savaii noch in ausgedehnten Strecken findet. Sie ſind natürlich belanglos, da niemand auf die Idee kommen wird, ſie künſtlich beſiedeln zu wollen; das beſorgt allmählich, mühſam fortſchreitend, die Vegetation.

2. Schlacken-, Tuff- und Aſchenerden. Wo dieſe noch wenig beſiedelt auf Hügeln und Berglehnen in ſpärlichem Farnkrautkleide (Gleichenia ꝛc.) untermiſcht mit anſpruchsloſen Gräſern und Strauchwerk von der Sonne bebrütet werden, iſt auch die Verſuchung zur Bebauung gering. Dagegen giebt es ältere ſolche Gebiete, die bereits mit Buſch und auch mit Wald bedeckt ſind und Koloniſten — getäuſcht haben. Unter dem feuchthaltenden Schatten beginnen nämlich die harten Lagen zu weichen und den Anſchein körnig-lehmigen Bodens zu gewinnen. Das hat, wie beſonders ein Teil der Vailelepflanzung zeigt, zu Trugſchlüſſen veranlaßt; denn ſelbſt die relativ anſpruchsloſen Kokospalmen verſagen auf dieſer ſterilen und trocknen Unterlage, während beſchattender Buſch darauf ganz geſund ausgeſehen haben mag. Vor ſolchen Gebieten iſt alſo, falls ſie nicht bereits eine genügend hohe Verwitterungsſchicht von Bodenkrume überhaupt tragen, beſonders in Nord- und Weſtlagen, zu warnen.

[1]) „Globus“ LXXVII N. 8. „Die wirtſchaftliche Bedeutung Samoas ꝛc.“ (mit Kartenſkizzen).

Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?

Von Dr. Hermann Heſſe.

I. Einleitung.

§ 1.

Vorwort.

Der Zuſammenſchluß der deutſchen Staaten während des ruhmreichen Krieges gegen Frankreich im Jahre 1870 brachte dem deutſchen Volke als wertvollſte Errungenſchaft die Gründung des Reiches, die ſtaatliche Einheit. Während dreier Jahrzehnte iſt man ſeitdem unabläſſig bemüht geweſen, die Grundlage dieſer ſtaatlichen Einheit des deutſchen Volkes, die Reichsverfaſſung, in dem Sinne auszugeſtalten, daß dem nationalen Gedanken der Einheit eine immer breitere rechtliche Grundlage gegeben werde, daß die Angehörigkeit zum Reiche eine immer wachſende Bedeutung gewinne.

Politiſche Wünſche und wirtſchaftliche Bedürfniſſe ſpielten naturgemäß eine bedeutende Rolle in der Geſetzgebung des neuen deutſchen Reiches. Sie beeinflußten auch die Entſcheidung darüber, welches der rechtliche Charakter des neugeſchaffenen Staatsweſens ſei; von dieſer Entſcheidung hängt aber auch die Beurteilung der Rechtsſtellung der Bewohner des Reiches ab.

Zwar iſt man heute bei der Feſtſtellung der rechtlichen Natur des Reiches zu weſentlich klarerer Erkenntnis vorgedrungen. Dennoch aber iſt noch eine Summe ſchwerwiegender Meinungsverſchiedenheiten auf dem Gebiete des deutſchen Staatsrechtes vorhanden, die man hauptſächlich auf das Vorherrſchen politiſcher Wünſche und allzu individueller Anſichten zurückzuführen hat.

Dieſe politiſchen Einflüſſe auf die ſtaatsrechtlichen Anſchauungen, denen wirtſchaftliche und kulturelle zur Seite ſtehen, ſind unverkennbar und beſonders ſtark bei denjenigen hervorgetreten, welche das geltende Staatsrecht auf deduktivem Wege darzuſtellen ſuchten, indem ſie es aus der Summe ſeiner thatſächlichen Erſcheinungen ableiteten. Dieſe thatſächlichen Erſcheinungen des ſtaatlichen Lebens geben jedoch nur einen Anhaltepunkt dafür, in welcher Weiſe die jeweilig herrſchende Anſchauung vom Staatsbegriff in dem geltenden Staatsrechte verwirklicht wird und ins Leben tritt.

Man gerät deshalb leicht in Gefahr, Rechtsbegriffe aus Thatſachen abzuleiten, die zwar unbeſtreitbar vorhanden ſind, auch einer formellen Regelung ihr Daſein verdanken, aber doch nicht dazu dienen können, das Weſen eines Rechtsbegriffes als einer Abſtraktion von der Welt der Wirklichkeit zu erklären.

Es iſt deshalb in der nachfolgenden Darſtellung verſucht worden, den Begriff der Staatsangehörigkeit zunächſt als einen rein rechtlichen Begriff darzuſtellen, ſodann

auf der dadurch gewonnenen Grundlage die thatsächliche Erscheinungsform desselben in dem neueren deutschen Staatsrechte wiederzugeben, endlich auf Grund des hierdurch erzielten Ergebnisses die Frage zu beantworten: „Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?“

Dieser Weg ist eingeschlagen, um die Schwierigkeiten zu vermeiden, welche die Erklärung des Begriffes der Reichsangehörigkeit aus dem Wesen des Bundesstaates heraus naturgemäß mit sich bringt. Denn wenn schon die Ansichten über den Staatsbegriff so vielfach verschiedene Auffassungen vom Wesen der Staatsangehörigkeit gezeitigt haben, um wieviel mehr entspringt dieser Nachteil aus den zahllosen verschiedenen Auffassungen vom Wesen des Bundesstaates, wie wir sie im neueren deutschen Staatsrecht finden.

Gleichwohl ist auch die rechtliche Gestalt des Reiches als eines Bundesstaates zu berücksichtigen gewesen. Denn das rechtliche Verhältnis einer organisierten Mehrheit von Staaten kann nicht ohne Einfluß auch auf das Verhältnis der Staatsgenossen zu ihrem eigenen Staate, den übrigen in der Organisation enthaltenen Staaten und dem Gesamtstaate bleiben.

In einer Zeit endlich, in welcher eine Abänderung der jetzt über die Staatsangehörigkeit geltenden Bestimmungen von den gesetzgebenden Faktoren des Reiches beabsichtigt wird, dürfte eine eingehende Darstellung dieses Rechtsinstituts ein gewisses Interesse beanspruchen[1]).

II.

Hauptteil

§ 2.

Der Begriff der Staatsangehörigkeit.

I. Wesen der Staatsangehörigkeit.

Die Gesamtheit der Bewohner eines bestimmten Gebietes stellt in ihrer höchsten organisierten Erscheinung den Staat dar[2]). Wer dieser Organisation, die man neuerdings als Gebietskörperschaft bezeichnet, angehört, ist Angehöriger des Staates. Solange er dieser Organisation angehört, bleibt er Staatsangehöriger, auch wenn er das Staatsgebiet verläßt.

Auf Grund der ethnographischen Verschiedenheit der Menschen und der geographischen Verschiedenheit der von ihnen bewohnten Gebiete hat sich infolge geschichtlicher Ereignisse eine Vielheit von Staaten gebildet, zu denen jeder Einzelne in einem bestimmten Verhältnis steht.

Im Verhältnis zu dem mit Rechtspersönlichkeit ausgestatteten und als Rechtssubjekt erscheinenden Staate ist jeder, der seiner Organisation angehört[3]), Staatsangehöriger, wer aber dieser bestimmten Organisation nicht angehört, ist Fremder oder Ausländer.

Es besteht jedoch die Möglichkeit, daß ein Einzelner mehreren dieser Organi-

---

[1]) Störk, Vorwort S. 4.

[2]) Jellinek, S. 161: „Als Rechtsbegriff ist der Staat die mit ursprünglicher Herrschermacht ausgerüstete Körperschaft eines seßhaften Volkes (Gebietskörperschaft.)

[3]) Siehe S. 4 Anm. 2.

sationen angehört. Dann besitzt er eine doppelte oder auch mehrfache Staatsangehörigkeit [1]).

Andererseits giebt es auch Personen, welche keiner der bestehenden staatlichen Organisationen angehören. Sie werden Heimatslose genannt und entbehren des völkerrechtlichen Indigenats [2]).

Von ihnen sind wiederum diejenigen zu unterscheiden, welche zwar keiner bestimmten staatlichen Organisation angehören, aber doch der Herrschaft eines bestimmten Staates unterworfen sind [3]). Sie nehmen als Angehörige des der Gebietshoheit des herrschenden Staates unterworfenen Gebietes eine besondere Rechtsstellung ein.

Die Staatsangehörigkeit bedeutet demnach die rechtliche Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staate. „Sie ist ein Zustand, ein persönlicher status, wie Stand, Alter, Geschlecht, Zugehörigkeit zu einer Kirchengenossenschaft u. s. w., sie besteht in der Unterthanenschaft zu einer bestimmten Staatsgewalt. Dieser Zustand begründet aber insofern Pflichten und Rechte, als er die Voraussetzung derselben ist . . .“ [4]).

Die Staatsangehörigkeit ist demnach ein Rechtsverhältnis, welches die Rechte und Pflichten des Einzelnen gegenüber seinem Heimatsstaate regelt [5]).

II. Voraussetzungen der Staatsangehörigkeit.

Begründet wird der Zustand der Staatsangehörigkeit einmal durch bestimmte Thatsachen, sodann durch gewisse Rechtsakte.

Unter den Thatsachen ist die Geburt zu nennen; zu der Begründungsform durch Rechtsakt ist die Verheiratung zu rechnen; denn sie muß, um für die Ehefrau die Staatsangehörigkeit des Mannes zu begründen, in den zivilrechtlich gültigen Formen erfolgen.

Weiterhin wäre hier noch die Gebietsabtretung zu erwähnen. „Durch den in Folge eines völkerrechtlichen Vertrages stattfindenden Übergang eines Gebietes von einem Staate an den andern erlangen die Bewohner stillschweigend die Angehörigkeit zu dem erwerbenden Staate [6]). Diese Ansicht Cahns ist jedoch nicht zutreffend. Die Abtretung des Gebiets bewirkt vielmehr nur die Ausdehnung der Gebietshoheit des erwerbenden Staates über das abgetretene Gebiet [7]). Dessen Bewohner werden zwar der Staatsgewalt des erwerbenden Staates unterworfen, aber sie werden nicht ohne Weiteres Angehörige des Staates. Vielmehr bedarf

---

[1]) Laband I S. 127, von Martens II S. 179; BGB. § 1936.

[2]) Rivier S. 183 f; EG. zum BGB. Art. 29.

[3]) Laband I S. 174 Anm. 4: „Die Möglichkeit einer staatlichen Herrschaft über Gebiete, deren Bewohner nicht staatsangehörig sind, d. h. im herrschenden Staate kein Bürgerrecht haben, z. B. über eroberte Länder, über Schutzgebiete u. s. w., beweist, daß die Gebietshoheit ein selbständiges, von der korporativen Vereinigung der Staatsangehörigen begrifflich verschiedenes Recht des Staates ist.“ Siehe auch v. Stengel 1901, S. 59.

[4]) Laband I S. 127.

[5]) Jellinek S. 378 f. — A. A. Zorn I S. 253: „Sie ist ein Rechtsverhältnis der Staatsgewalt zu den sein (des Staates) Substrat bildenden Volksgenossen.“

[6]) Cahn S. 16.

[7]) Laband I S. 174 Anm. 4.

es für sie zur Erlangung der Staatsangehörigkeit eines besonderen Rechtsaktes, einer autoritativen Willenserklärung der neuen Staatsgewalt.

Die Gebietsabtretung ist daher nur eine Voraussetzung für die Erlangung der Angehörigkeit zu dem erwerbenden Staate durch die Bewohner des abgetretenen Gebietes in complexu, aber mit Ausnahme derjenigen, welche sich für die Beibehaltung der Angehörigkeit zu dem abtretenden Staate entscheiden.

Zu den Rechtsakten gehören dagegen Legitimation, Aufnahme, Naturalisation, Anstellung eines Fremden im Staatsdienste; vielfach rechnet man auch Adoption und Option dazu[1]).

Die Option begründet jedoch nicht eine neue Staatsangehörigkeit; sie ist vielmehr nichts anderes als die Erklärung des Optanten, daß er seine bisherige Staatsangehörigkeit beibehalten wolle.

III. Dauer der Staatsangehörigkeit.

Die einmal erworbene Staatsangehörigkeit bleibt mit der Person verknüpft, jedoch nicht unlöslich und dauernd; sie kann durch gewisse Thatsachen verloren gehen und durch gewisse Rechtsakte aufgegeben werden.

Im einzelnen sind folgende Endigungsgründe anzuführen:

Mit dem Wegfall des Staates erlischt notwendigerweise die Angehörigkeit zu demselben. Erfolgt dieser Wegfall des Staates durch Eroberung und Einverleibung, so erwerben die bisherigen Angehörigen des weggefallenen Staates nicht ohne Weiteres die Angehörigkeit zu dem erobernden Staate. *Sie sind ihm nur unterthan geworden, und es hängt von dem Ermessen des Staates ab, ob er sie zu seinen Angehörigen machen will*[2]). Dies geschieht durch Erklärung des eroberten Gebietes zum Staatsgebiet und durch Verleihung der Rechtsstellung der Staatsangehörigen an die neuen Unterthanen; und zwar erfolgt diese Erklärung und Verleihung gemäß Verfassung und Gesetz des erobernden Staates. Die Beibehaltung der früheren Staatsangehörigkeit des eroberten Staates durch dessen Bewohner ist aber ausgeschlossen.

Für den Einzelnen endigt die Staatsangehörigkeit außerdem durch den Tod, für Frauen ferner durch Verheiratung; sodann durch Legitimation, Adoption, Entlassung auf Antrag und Ausspruch der Behörde. Sie kann auch durch längeren Aufenthalt im Auslande verloren gehen; ebenso durch Entlassung eines durch Anstellung als Beamter staatsangehörig gewordenen Fremden aus dem Beamtenverhältnis; endlich durch Gebietsabtretung, sofern nicht durch Option die frühere Staatsangehörigkeit beibehalten wird.

Hieraus folgt, daß die Staatsangehörigkeit auf Grund gewisser Thatsachen und Rechtsakte einem Wechsel unterworfen ist, daß sie ferner kein Zustand ist, der notwendigerweise mit jedem Einzelnen verknüpft sein muß. Möglich ist auch die Vereinigung der Angehörigkeit zu mehreren Staaten in einem Einzelnen, wenn dieser eine neue Staatsangehörigkeit erwirbt, ehe er die ursprüngliche aufgegeben oder verloren hat[3]).

Diese mehrfache Staatsangehörigkeit kann bestehen in von einander völlig

---

[1]) Cahn S. 17.

[2]) S. S. 125 Anm. 3.

[3]) Laband I S. 127; BGB. § 1936.

unabhängigen Staaten. Schließen ſich dieſe mehreren Staaten zu einer Staatenverbindung zuſammen, ſo bleibt jede der mehreren Angehörigkeiten beſtehen; nur dann gehen ſie verloren, wenn dieſer Zuſammenſchluß zum Einheitsſtaate führt; in dieſem Falle verdichten ſie ſich zu der Angehörigkeit zum Einzelſtaate.

IV. Wirkungen der Staatsangehörigkeit.

Der Zuſtand der Staatsangehörigkeit iſt die Vorausſetzung gewiſſer Rechte und Pflichten. Mit der Entſtehung dieſes Zuſtands werden dieſe Rechte und Pflichten erzeugt; ſie dauern während desſelben und endigen mit ihm.

1. Aus dem Umfange dieſer Rechte und Pflichten ergiebt ſich hinſichtlich der ſtaatsrechtlichen Stellung des Einzelnen ein dreifaches Rechtsverhältnis: Die Staatsangehörigkeit, die Unterthanenſchaft und die Fremdſchaft.

a. In dem Verhältnis der Staatsangehörigkeit ſtehen diejenigen, in deren Perſon die Geſamtheit dieſer Rechte und Pflichten vereinigt iſt.

Die Geſamtheit dieſer Staatsangehörigen beſitzt notwendigerweiſe eine doppelte Eigenſchaft: Soweit ſie rechtliche Anſprüche an die Staatsgewalt hat, iſt ſie Mitglied des Staates[1]), und iſt Subjekt der Staatsgewalt; ſoweit ſie Pflichten gegen die Staatsgewalt hat, iſt ſie Gegenſtand ſtaatlicher Thätigkeit und der Staatsgewalt unterworfen[2]). „Die Einzelnen als Objekte der Staatsgewalt ſind Pflichtobjekte, als Glieder des Staates hingegen Rechtsſubjekte“[3]).

In Anſehung der Rechte bezeichnet man den Träger der Staatsangehörigkeit als Staatsbürger, mit Rückſicht auf die Pflichten dagegen als Unterthan[4]).

Der Umfang dieſer Rechte kann auch innerhalb des Kreiſes der Berechtigten wieder verſchieden bemeſſen werden, je nach dem Alter, Geſchlecht, dem Umfang der Leiſtungen an den Staat, nach der Bildung, und nach anderen Geſichtspunkten. Es iſt ſogar ein zeitweiliger oder dauernder Verluſt eines Teiles dieſer Rechte möglich, ohne daß dadurch die Angehörigkeit zum Staate berührt würde[5]).

b. Die Unterthanenſchaft bezeichnet das Verhältnis derjenigen, welche der Staatsgewalt unterworfen, aber nicht Mitglieder des Staates ſind, daher auch keine rechtlichen Anſprüche gegen den Staat haben. Dies Verhältnis iſt jedoch nicht ein nur thatſächliches, ſondern ein Rechtsverhältnis[6]). Es iſt ein Verhältnis der Unterwerfung, welches allein durch den Willen des Unterworfenen und ohne die Zuſtimmung der herrſchenden Staatsgewalt nicht gelöſt werden kann. Es ſchließt deshalb die Angehörigkeit zu einem fremden Staate völlig aus. Grundſätzlich iſt es ein dauerndes Rechtsverhältnis.

Da jedoch im neuzeitlichen Staate jeder Menſch, der irgendwie der Staatsgewalt unterthan iſt, zugleich auch dem Staate gegenüber Perſon iſt, ſo beſitzt er neben den öffentlichen Pflichten auch öffentliche Rechte. Eine vollſtändige Aberkennung derſelben würde ihn rechtlos machen, d. h. in den Zuſtand der Sklaverei verſetzen. Eine Anerkennung ſolchen Zuſtands widerſpricht aber den Grundſätzen des derzeitigen Rechtes. Es iſt daher das Beſtreben aller Kulturmächte, insbe-

[1]) Jellinek S. 369.
[2]) a. a. O. S. 366, 368.
[3]) a. a. O.
[4]) S. auch von Rönne I S. 95 Anm. 1.
[5]) §§ 3, 4 des Wahlgeſetzes vom 31. Mai 1869, §§ 32, 85, 113 GVG.
[6]) Laband I S. 174 Anm. 4; von Stengel S. 59.

ſondere aber des Reiches, dieſen Zuſtand überall zu beſeitigen, wo er noch beſteht[1]). Nur haben die Unterthanen ihre Rechte bloß precario, und ſie können ihnen jederzeit ohne ihr Zuthun beſchränkt oder erweitert werden.

c. Die Fremdſchaft umfaßt diejenigen Perſonen, welche nicht in einem Verhältnis der rechtlichen Gebundenheit zum Staate ſtehen[2]). Wer der Staatsgewalt nur zeitweilig[3]) oder nur in einzelnen Beziehungen unterliegt, ohne in einem Verhältnis der rechtlichen Gebundenheit zu ihr zu ſtehen, iſt Fremder oder Ausländer.

Die Fremdſchaft erzeugt nur eine vorübergehende Unterwerfung des Fremden unter die Staatsgewalt des Aufenthaltsſtaates, die jederzeit durch den Wechſel des Aufenthalts beendigt werden kann. Sie iſt deshalb kein dauerndes Rechtsverhältnis und hört mit dem Wegfall der Thatſache des Aufenthalts im fremden Staatsgebiete von ſelbſt auf[4]). Sie iſt deshalb mehr Ausfluß der Gebietshoheit als der Perſonalhoheit des Staates[5]).

Wenngleich der Fremde oder Ausländer außerhalb des Staatsgebiets der Staatsgewalt des ihm fremden Staates nicht unterworfen iſt, ſo kann er auch hier durch Handlungen, welche auf eine Beſchädigung dieſes Staates abzielen, ein Objekt der Thätigkeit dieſer Staatsgewalt werden[6]). Es geſchieht dies aber nicht, weil er in einem Verhältnis rechtlicher Gebundenheit oder thatſächlicher Unterwerfung zu dieſer Staatsgewalt ſteht, ſondern weil der Staat berechtigt iſt, ſich gegen feindliche Angriffe auf jede Weiſe zu ſchützen[7]).

Auch den Fremden, die in ſeinen Bereich gelangen, gewährt der Staat öffentliche Rechte, denen öffentliche Pflichten entſprechen[8]), doch nicht im gleichen Umfange, wie ſeinen Angehörigen[9]). Soweit der Staat nicht durch völkerrechtliche Vereinbarungen zur Gewährung verpflichtet iſt, beſtimmt er ſelbſtändig den Umfang dieſer öffentlichen Rechte und Pflichten.

Die Fremden zerfallen in die Angehörigen fremder Staaten und in die Heimatloſen.

2. Was den Inhalt der aus der Staatsangehörigkeit entſpringenden Rechte und Pflichten betrifft, ſo iſt er zu allen Zeiten verſchieden geweſen und hängt von dem jeweiligen Kulturzuſtande des Staatsvolkes, d. h. der Geſamtheit der Staatsgenoſſen ab[10]).

---

[1]) Riebow II S. 29, 96, 127, 138, 163, 281, 380, 431; II S. 157, 167, 206, 241, 246, 222, 267, 316; IV S. 7, 4. Deutſches Kolonialblatt 1902 Nr. 5.

[2]) von Martens I S. 339 ff.

[3]) subditus temporarius.

[4]) Laband I S. 130.

[5]) Gefften S. 26.

[6]) RStGB. § 4 Nr. 1.

[7]) Laband I S. 128, 130 ff.

[8]) Jellinek S. 369, 379. S. unten § 10 III 2 a. f.

[9]) Laband I S. 130.

[10]) Jellinek S. 369.

Die Organisation von Eritrea.

Von Bayer, Oberleutnant im 1. Oberrh. Inf.-Reg. Nr. 97.

Seitdem die Italiener im Jahre 1885 bei Massaua und Assab landeten, den Küstenstrich und dessen Hinterland besetzten, und dadurch in die Reihe der Kolonialmächte eintraten, haben sie an ihrer Erwerbung wenig Freude erlebt. Die Verhältnisse lagen freilich auch besonders ungünstig. Die besten Gebietsteile nördlich und südlich waren schon in anderen Händen, die Eingeborenen zeigten sich wenig geneigt, die neue Herrschaft aufzunehmen, und man mußte jede Handbreit dem Feinde oder der Natur erst abringen. Im Hintergrunde lauerte die Mahdistische Gefahr, das erstarkende Äthyopien übte sich an dem neuen Nachbar in doppelzüngiger Politik, und dabei fehlte es den Italienischen Eroberern an der nötigen Routine und Erfahrung im Kolonisieren. Ueberdies mangelte es in Italien selbst nicht an heftigen Gegnern des Kolonialen Gedankens, an Leuten, die grundsätzlich gegen jede Neuerung Stellung nahmen, und hinter dem Unternehmungsgeist stets andere Motive suchten.

Ein Land mit über 30 Millionen Einwohnern[1]) auf 286,682 qkm, das mehr als ½ Millionen seines Bevölkerungs-Zuwachses durch Auswanderung jährlich an das Ausland verliert, ist genötigt, sich Gebiete zu verschaffen, nach denen es den Überschuß an nationaler Kraft ablenken kann, um ihn der Heimat indirekt zu erhalten. Ob Eritrea dazu geeignet war, bleibe dahingestellt; zur Ansiedelung von Weißen in größerem Maßstabe ist es bis jetzt wenig brauchbar, als Absatzgebiet für die heimische Ware schon eher. Was aber nicht unterschätzt werden darf: Italien hat dort seine ersten Erfahrungen im Kolonisieren gesammelt — sie mögen teuer erkauft sein, werden aber vielleicht dereinst zum Nutzen ausschlagen, wenn es an anderer Stelle seinen Fuß auf einen der Europäischen Kultur noch unerschlossenen Boden setzt.

Gerade wegen der begangenen Mißgriffe und schlechten Erfahrungen bleibt aber das Studium der Entwicklung der Kolonie Eritrea besonders interessant und lehrreich. Dieser Aufsatz will nur die Organisationsfrage näher beleuchten; die Geschichte der Kämpfe in der Kolonie und die schweren Schicksalsschläge der 90. Jahre sind genugsam bekannt, so daß wir es uns versagen können, darauf nochmals zurückzukommen.

In großen Zügen wollen wir nachstehend im ersten Teil zunächst ein Bild davon geben, welche Wandlungen die Kolonie in organisatorischer Beziehung durchmachen mußte, bis die Entwicklung schließlich in diesem Jahre zum Abschluß kam. Im zweiten Teil werden wir dann das Wichtigste aus der Neuorganisation vom 30. 3. 02 herausgreifen, um unsere Leser in Stand zu setzen, sie mit den Verhältnissen in unsern Kolonien zu vergleichen, und danach ihre Schlüsse zu ziehen.

[1]) Nach der Volkszählung von 1901 hat Italien 32,475,253 Einwohner, so daß 113,2 Menschen auf den qkm kommen. D. V.

I.

Die erſte Beſatzung der Kolonie beſtand aus proviſoriſchen Truppen-Formationen, die aus Freiwilligen des ſtehenden Heeres und der Reſerve rekrutiert waren. Erſt durch ein Geſetz vom 14. 7. 87 wurde eine „Kolonialtruppe" eingerichtet, deren Zuſammenſetzung wie folgt beſtimmt war: 2 Regimenter Jäger zu je 3 Bataillonen, eine Eskadron Jäger zu Pferde, 1 Abteilung Artillerie zu 4 Batterien, und je 1 Kompagnie Pioniere, Sanitäts-Verpflegungstruppen und Train. Dazu traten noch Ende desſelben Jahres irreguläre Banden, die man dann 1889 als ſtändige Eingeborenen-Truppen organiſierte. Dadurch hatte man die Möglichkeit, die Italieniſche Beſatzungs-Armee zu vermindern und vor allem Leute, die ſich dem Klima nicht gewachſen zeigten, nach der Heimat zurückzuſenden.

Am 1. Januar 1890 erhielt die neue Kolonie den Namen „Eritrea". Bezüglich ihrer militäriſchen Beſatzung und Verteidigung teilte man ſie in die zwei Zonen von Asmara und Keren ein. Ihre Leitung wurde einem „Zivil- und Militär-Gouverneur" übertragen, deſſen Stellung eine recht verwickelte war, denn er unterſtand gleichzeitig dem Miniſterium des Auswärtigen, dem Kriegsminiſterium und dem Marine-Miniſterium, je nachdem die Zivil-Organiſation, militäriſche Dinge oder Marine-Angelegenheiten in Frage kamen. Seine Machtbefugniſſe waren urſprünglich ſehr geringe, denn es war ſo ziemlich alles auf die unter ihm ſtehenden 3 Zivil-Beamten verteilt, von denen der eine die inneren Angelegenheiten, der zweite die Finanzen und öffentlichen Arbeiten, der dritte den Ackerbau und den Handel zu leiten hatte. Für alle wichtigen Entſcheidungen mußte der Gouverneur dieſe 3 Beamten zuſammenrufen, und unter ſeinem Vorſitze beſtimmte dann dieſer „Gouvernements-Rat" durch einfache Stimmenmehrheit, was zu geſchehen habe.

Solche republikaniſchen Zuſtände waren natürlich für eine junge afrikaniſche Kolonie wenig zweckmäßig, die nach einem Sinn und einem Willen kräftig und energiſch geleitet werden muß. Deshalb erſchien ſchon am 29. 9. 1890 ein Nachtrags-Geſetz, welches beſtimmte, daß wenigſtens im Verkehr mit den Häuptlingen und Eingeborenen, in der Auswahl und Einſetzung der Sultane, Sheiks u. ſ. w. ſowie in politiſchen Fragen, der Gouverneur allein entſcheiden ſoll. Bisher waren dieſe Dinge durch den Beamten für Ackerbau und Handel erledigt worden!

In demſelben Jahre gab man ferner dem Gouverneur die Befugnis, Geſetze zu erlaſſen, wenn ſie betrafen

1. den Perſonalſtand der Eingeborenen und ihre Eigentums-Beziehungen,
2. das immobile Eigentum,
3. die Rechtsverhältniſſe zwiſchen Italienern und Eingeborenen,
4. lokale Einrichtungen, bezüglich der Juſtiz-, der Polizei- und Finanz-Verwaltung.

Man gab auch dem Gouverneur die Vollmacht, bis auf 50 Jahre hinaus Landkonzeſſionen zu erteilen, Steuern zu erheben, ſowie Freundſchafts- und Handels-Verträge mit Häuptlingen angrenzender Länder abzuſchließen.

Eine Beſchränkung war ihm bei Erlaß ſolcher Geſetze nur inſofern auferlegt, als dem Staate dadurch keine beſonderen Koſten entſtehen durften.

Die Machtbefugnis des Gouverneurs hatte man damit in wünſchenswertem Maße vergrößert, und dadurch das Haupthemmnis für eine friſche Weiterentwicklung beſeitigt. Bald aber ſtellte ſich eine neue Schwierigkeit ein. Man erkannte, daß die Zivil-Gewalt von der militäriſchen getrennt werden mußte, daß derſelbe Mann,

der eine Expedition im Innern führte, nicht gleichzeitig die gesamten Geschäfte der Kolonie leiten konnte. Damit begann aber eine neue Komödie der Irrungen.

Am 1. 10. 1891 setzte man nämlich in Eritrea einen Militär- und einen Zivil-Gouverneur ein, die *nebeneinander* ihre, durch besondere Ausführungsbestimmungen genau abgegrenzten Ressorts verwalten sollten. Außerdem war dem ältesten Marine-Offizier eine besondere Stellung und Machtbefugnis bezüglich der Seestreitkräfte eingeräumt.

Dem *Zivil-Gouverneur* war naturgemäß die Politik und das Nachrichtenwesen anvertraut; nach seiner Anweisung sollte auch der Militär-Gouverneur die Truppen verwenden, sobald es sich um politische Zwecke handelte. Die Truppe hing sonst in allen andern Dingen, also was Ausbildung, Disziplin, Organisation usw. betraf, vom *Militär-Gouverneur* ab, der seinerseits *direkt* dem Kriegsministerium unterstand, und mit letzterem daher auch unmittelbar verhandelte. Die Dislokation wurde zwischen Zivil- und Militär-Gouverneur „vereinbart", auch mußte Einigkeit zwischen den beiden Machthabern darüber erzielt sein, in wie weit sich die Zivil-Verwaltung der militärischen Eisenbahn- und Telegraphenlinien bedienen durfte.

Da aber niemand zwei Herren zugleich dienen kann, am allerwenigsten eine von äußeren und inneren Feinden bedrohte Kolonie, so stellte sich bald die Notwendigkeit heraus, *einem* der beiden Gouverneure größere Machtvollkommenheiten auf Kosten des andern zu geben. Man entschloß sich zu Gunsten des Zivil-Gouverneurs.

Ein am 10. März 1892. erlassenes Dekret bestimmte, daß in Zukunft die Korrespondenz zwischen dem Militär-Gouverneur und dem Kriegs-Ministerium durch den Zivil-Gouverneur zu gehen habe; letzterer war auch für Disziplin und die Ausbildung der Truppen verantwortlich, wenn er ein General oder ein höherer Offizier war — wie es thatsächlich zutraf.

Die *italienische Truppenmacht*, die 1887 5000 Mann betragen hatte, war mittlerweile auf 203 italienische Offiziere, 32 eingeborene Offiziere (Jus baschi) und 6064 Mann verstärkt worden, wovon $^3/_5$ Eingeborene waren. Sie bestand nunmehr aus: 1 Kompagnie Carabinieri (Gendarmen — zum Teil Eingeborene) 1 Bataillon Jäger zu 6 Kompagnien, 4 Bataillone Infanterie (Eingeborene), 2 Gebirgs-Batterien (Eingeborene) zu 4 Geschützen, 1 Kompagnie Kanoniere (zum Teil Eingeborene), Artillerie-Arbeiter, Genie-, Sanitäts-, Verpflegungs- und Train-Abteilungen, sowie einem Depot in Neapel.

Die Truppen-Organisation von 1892 ähnelt in mancher Beziehung der heute gültigen. Wir greifen das wichtigste heraus: Italienische Offiziere mußten mindestens 18 Monate in der Kolonie bleiben, oder, falls sie bei Eingeborenen-Truppen verwendet wurden, 4 Jahre. Der Mannschaftsersatz sollte möglichst aus freiwillig sich Meldenden gedeckt werden, und zwar entweder aus Leuten des stehenden Heeres, die 12 Monate gedient hatten, oder aus Reservisten, die nicht seit mehr als 4 Jahren zur Reserve entlassen worden waren. Diese Leute mußten sich auf 1 Jahr verpflichten, (Überfahrtszeit ungerechnet), und konnten bis zum 32. Lebensjahre — Unteroffizier bis zum 36. — jährlich weiter kapitulieren. Nur für die Gendarmerie war keine Altersgrenze festgesetzt. Die Eingeborenen-Truppen bestanden aus freiwillig auf 2 bis 3 Jahre Kapitulierenden, wobei die in der Kolonie Aufgewachsenen bevorzugt wurden.

Da man mit Vorliebe Generale zu Zivil-Gouverneuren ernannte, machte man die Erfahrung, daß diese bemüht waren, selbst die militärischen Unternehmungen zu leiten, und die Expeditionen ins Innere selbst zu führen. Dadurch konnten sie sich vielleicht kriegerischen Lorbeer erringen, aber die eigentliche Leitung der Kolonie glitt ihnen aus der Hand. Ein Gesetz vom 18. Februar 1894 kam diesem Bestreben der „Militärischen Zivil-Gouverneure" auch noch entgegen, da es ihnen die Truppen offiziell unterstellte.

So lagen die Dinge in den Unheilsjahren 1894—1897. Die Ereignisse in dieser Zeit, die unglückliche Schlacht bei Adua am 1. März 1896 sind noch in aller Gedächtnis, und wir wollen, ohne auf die allgemein bekannten Thatsachen nochmals zurückzukommen, nur darauf hinweisen, daß es damals, wie auch jetzt noch, eine starke Partei in Italien gab, die dringend wünschte, man solle die Kolonie aufgeben, und sich aus Afrika zurückziehen. Das hätte aber eine starke Einbuße an Prestige für Italien bedeutet; schon allein aus moralischen Gründen war das undenkbar.

König Humbert in erster Linie wollte sich zu einem so schwer wiegenden Schritte nicht entschließen. Die Folgen haben gelehrt, daß er Recht hatte. Wenn die Kolonie dem Staate bisher nichts eingetragen, sondern nur Geld und Blut gekostet, so lag das eben, wie schon erwähnt, an dem Fehlen einer festen, zielbewußten Politik in der Heimat, an dem Mangel einer einfachen sachgemäßen Organisation in der Kolonie, und schließlich daran, daß es den Italienern an Erfahrung im Kolonisieren und im Umgang und Kampf mit den Einwohnern gebrach.

6 Jahre sind erst vergangen, seit die Armee Baratieri's geschlagen wurde, die Hälfte des Landes sich im Aufruhr befand und der Handel gänzlich darnieder lag. Heute dagegen ist Eritrea eine Kolonie, die trotz der beschränkten Geldmittel in erfreulicher Weise vorwärts schreitet, im Frieden mit den Nachbarn sich befindet, im Innern gefestigt erscheint, und deren Zukunft man, ohne allzuviel Optimismus, als gesichert betrachten kann. Dieser überraschende und erfreuliche Umschwung ist die Folge der Erkenntnis, daß man Fehler gemacht und ein Ergebnis der Bemühungen, künftighin ein anders System in der Kolonisation und eine bessere Organisation zur Verwendung zu bringen.

Man hat 1897 eingesehen, daß eine Kolonie nicht mit halben Maßregeln regiert werden kann. Das stetige Eingreifen der Behörden im Vaterland, die „weit vom Schuß" und vom grünen Tische aus fortwährend die Ereignisse zu lenken versuchten, wie die seligen Kriegsräte früherer Zeiten, hatte zum Bankerott geführt. Man entschloß sich noch rechtzeitig zur Umkehr, und sah ein, daß man die Leitung einem Manne anvertrauen müsse, dem man möglichst viel Machtbefugnis einzuräumen habe, und nicht zu viel dreinreden dürfe, wenn man der schwierigen Verhältnisse Herr werden wollte.

Von solchen Erwägungen ging man aus, als man 1897 Martini als außergewöhnlichen Zivil-Kommissar, mit besonderen Vollmachten ausgestattet, nach Eritrea schickte. Seitdem ging die Entwickelung der Kolonie ruhig und gleichmäßig vor sich.

Was Martini für das Land geleistet, wird sich erst ganz übersehen lassen, wenn er einst nicht mehr am Ruder ist. In seinem Vaterlande wird ihm vorgeworfen, daß er zu optimistisch ist, zu viel verspricht, zu wenig hält, zu viel

Projekte entwirft, die über das Verſuchs-Stadium nicht hinauskommen, und daß er zu viel nach Italien reiſt. Ein Blatt rechnet ihm zum Beiſpiel vor, daß er von 12 Monaten des Jahres 1901 im ganzen 8 Monate in Italien oder auf der Hin- und Rückreiſe, und nur 4 Monate in der Kolonie zugebracht habe. Letzteres mag zutreffen und wenig ſachgemäß erſcheinen, vielleicht hat er aber — buchſtäblich genommen — von den vielen Wegen, die nach Rom führen, den zweckmäßigſten gewählt, nachdem er erkannt hatte, daß er für ſeine Kolonie am meiſten erreicht, und ihr am beſten nutzte, wenn er ſeine Sache perſönlich in der Hauptſtadt vortrug und durchkämpfte.

Doch, wie geſagt, ein Urteil über ſein Wirken wird ſich erſt dann abgeben laſſen können, wenn einſt ein Nachfolger die Stelle beſſer oder ſchlechter ausfüllt. Bis dahin müſſen wir anerkennen, daß es eben in Kolonial-Dingen, wie in anderen, nicht möglich iſt, es allen Leuten recht zu machen, daß es auch in Italien an ſolchen nicht fehlt, welche die Maßnahmen mißbilligen, ohne ihre Gründe zu kennen, und daß das Kritiſieren von jeher leichter war, als das Beſſermachen.

Den Thatſachen gegenüber iſt nicht zu leugnen, daß in der Ära Martini die Kolonie entſchieden einen Aufſchwung genommen hat. Vor allen Dingen iſt es ihm gelungen, ihre Unterhaltungskoſten herabzuſetzen. 1897/98 betrug das Budget noch 17 900 000 Fr., 1898/99 war es auf 12 448 044 Fr. herabgegangen. Der Voranſchlag für 1901/02 war mit 10 430 500 Fr. feſtgeſetzt, und ſoll für das Finanzjahr 1902/03 nur noch 9 930 500[1]) Fr. betragen.

Mit Erfolg war Martini darauf bedacht, die Militärausgaben herabzuſetzen.

Dieſe betrugen	1898/99	7 451 900 Fr.
	1899/00	6 819 200 Fr.
dagegen	1901/02	6 390 840 Fr.
und ſind für	1902/03 auf	5 000 090 Fr. veranſchlagt.

Am 11. 2. 1900 iſt der „außergewöhnliche Kommiſſar“ Martini zum „Zivil-Gouverneur“ von Eritrea ernannt worden. Unter dieſem Datum erſchien eine, von ihm hauptſächlich entworfene, Organiſation, die im weſentlichen darin gipfelte, daß ein mit weiten Machtbefugniſſen ausgeſtatteter Zivil-Gouverneur an die Spitze der Kolonie trat, dem der Truppenkommandant völlig untergeordnet iſt. Es handelte ſich aber, wie in § 138 des Entwurfs hervorgehoben war, zunächſt nur um einen Verſuch, dem man in 2 Jahren die endgültige Neuorganiſation noch folgen laſſen wollte, um bis dahin weitere Erfahrungen ſammeln und verwerten zu können. Pünktlich erſchien am 30. 3. 1902 das Königliche Dekret, das in 142 Artikeln und 16 Tabellen feſtſetzte, wie in Zukunft die Kolonie verwaltet werden ſoll. Nachdem das neue Geſetz noch mit Hülfe des heiligen Bureaukratius 3 Monate lang auf verſchiedenen Miniſterien und Inſtanzen hin- und hergereiſt war, konnte es endlich Ende Juni veröffentlicht werden und in Kraft treten.

Wir haben es alſo mit einem wichtigen Abſchnitt in der organiſatoriſchen Entwicklung der Kolonie zu thun. Vorausſichtlich bleibt ihre Verwaltung auf längere Zeit im weſentlichen ſo, wie ſie durch das erwähnte Geſetz feſtgelegt worden iſt, und es erſcheint daher angebracht, uns deſſen Inhalt, unter Weg-

[1]) Davon werden 7 630 800 Fr. durch Staatszuſchuß, das übrige durch die Kolonie ſelbſt aufgebracht.

laſſung der für deutſche Leſer unweſentlichen lokalen Maßnahmen und nebenſächlichen Einzelheiten, näher anzuſehen.

II.

Neuorganiſation vom 30. März 1902.

Die Kolonie Eritrea wird von einem Zivil-Gouverneur verwaltet, der nach dem Vorſchlage des Miniſters des Auswärtigen, und im Einverſtändnis mit dem Miniſterrat durch ein Königliches Dekret ernannt wird. Der Gouverneur unterſteht unmittelbar und ausſchließlich dem Miniſterium des Auswärtigen; alle Zivil- und Militärbehörden der Kolonie ſind ihm untergeordnet. Seine Machtbefugniſſe wurden erweitert, ſoweit es irgend möglich ſchien. Er kann den Belagerungszuſtand ausſprechen, beſondere Gerichtshöfe einſetzen (ſolche Anordnungen ſind indes ſofort nach Rom zu berichten), er regelt ferner die Anſtellung und den Erſatz der Beamten, ſtellt das Budget auf, beſtimmt die Steuern und Abgaben im Bereiche der Kolonie, politiſch iſt er allein thätig und verantwortlich, und das Nachrichtenweſen iſt ihm ausſchließlich unterſtellt. Die Karabinieri (Gendarmerie)-Schwadron und die Küſten-Kompagnie unterſtehen, ſowohl bezüglich ihrer Dislokation als auch ihrer Verwendung, dem Gouverneur unmittelbar. Auch die Irregulären — außer zu Kriegszwecken — und das Zentral-Depot in Neapel, in nicht militäriſchen Angelegenheiten, ſind dem Gouvernement direkt unterſtellt.

Alle anderen Streitkräfte ſind als „Königliche Kolonial-Truppen" zuſammengefaßt und einem Truppen-Kommandanten untergeordnet.

Es iſt bemerkenswert, wie man ſich bemüht hat, die Machtbefugniſſe des Gouverneurs und des Kommandanten, ſowie ihre Beziehungen zu einander ſcharf feſtzulegen. Es ſcheint, als ob die Preßſtimmen nicht ſo ganz unrecht hatten, die von Kompetenzſtreitigkeiten zwiſchen den erwähnten Perſönlichkeiten früher zu berichten wußten, ſo daß man ſich verpflichtet gefühlt hat, bis ins Einzelne jedem Konflikt in Zukunft geſetzgeberiſch vorzubeugen.

Der Truppen-Kommandant wird durch Königliches Dekret mit Einverſtändnis des Gouverneurs ernannt. Ihm unterſtehen die aus Italienern und Eingeborenen beſtehenden regulären Verbände bezüglich ihrer Ausbildung und Disziplin. Er hat (augenblicklich ein Oberſt) in militäriſcher Beziehung etwa die Stellung und Strafbefugnis eines Diviſions-Kommandeurs in Italien. Die Maßnahmen zur Verteidigung der Kolonie, die Offizier-Verteilung, das Erſatz- und Entlaſſungsweſen, die Einziehung von Eingeborenen zum Waffendienſt, ſind ſeine Sache. Die Verwaltung der Truppen regelt er mit Unterſtützung eines beſonderen Ausſchuſſes.

In allen anderen Dingen iſt er vom Gouverneur abhängig. Ohne deſſen Einverſtändnis darf keine Dislokation vorgenommen, kein Offizier, oder irgend welche Truppenteile nach der Heimat entlaſſen werden. Die Verwendung der Truppen zu politiſchen Zwecken ordnet der Gouverneur an, dagegen iſt die Leitung der Operationen ſelbſt ausſchließlich Sache des Kommandanten. Letzterer darf ſich hinwiederum nicht in den Zivildienſt oder in politiſche Dinge miſchen, und es wird ihm davon vom Gouverneur nur gerade ſoviel mitgeteilt, als er im Intereſſe der Landesverteidigung durchaus wiſſen muß.

Mitteilungen und Anforderungen der Militärbehörde an die Zivilbehörde, und umgekehrt, haben — von dringenden Ausnahmen abgesehen — stets den Instanzenweg zu durchlaufen, und daher durch den Gouverneur und Kommandanten zu gehen.

Niemand außer dem Gouverneur darf mit auswärtigen Behörden in unmittelbare Verbindung treten; selbst die Korrespondenz zwischen dem Kommandanten und dem Kriegsministerium, die wegen der Verwaltung und Ausbildung der Truppen unerläßlich ist, muß dem Gouverneur vorgelegt werden. Aus diesem einzelnen Zuge schon geht hervor, wie sehr man bemüht ist, jeden Dualismus zu vermeiden, und die ganze Gewalt, wie ja auch die Verantwortung möglichst in der Hand des Gouverneurs zu vereinigen.

Ganz ebenso, wie der Truppen-Kommandant, ist der Kommandeur der „Roten Meer-Station" gestellt. Diese wurde am 8. 12. 1892 offiziell eingesetzt und steht unter der Leitung des ältesten anwesenden Marine-Offiziers.

Die Kolonie wird in mehrere Regionen eingeteilt, deren leitende Regional-Kommissare vom Gouvernement eingesetzt und mit Machtbefugnissen versehen werden. Die unterstützende Behörde des Gouverneurs ist das Gouvernements-Bureau. Es besteht aus 2 oder mehr Direktionen; ihre Zahl und die Abgrenzung ihrer Machtbefugnisse bestimmt der Gouverneur, dem also auch in den wichtigsten Verwaltungsfragen der größte Spielraum gelassen worden ist. Nur bezüglich der Gesamtzahl an Beamten und ihres Gehaltes mußte er natürlich festgelegt werden, da hier budgetärische Fragen berührt werden, die nach der Konstitution nur von der Deputiertenkammer und dem Senat verhandelt werden dürfen. Die auf den Beamtenstand bezüglichen Bestimmungen weichen in der Neu-Organisation vom 30. 3, 1902 wesentlich von dem ersten Entwurf des Jahres 1900 ab. Deshalb erscheint es angebracht, sie nachstehend in den Hauptzügen wiederzugeben.

Es giebt nunmehr:

25 Beamte (ufficiali coloniali) 1. Kategorie, mit 3000—7000 Fr. Geh.[1])
15 „ („ „) 2. „ „ „ 2000—4000 Fr. „ [1])
50 Unterbeamte (commessi „) 3. „ „ „ 1500—2500 Fr. „ [1])

Jede dieser Kategorien besteht aus 5 Klassen.

Die Beamten werden nach den Vorschlägen des Gouverneurs durch Königliches Dekret, die Unterbeamten durch das Ministerium des Aeußeren ernannt.

In die 5. (unterste) Klasse der ersten Kategorie können italienische Bürger einrücken, die sich um die Kolonialsache besonders verdient gemacht haben, ferner höhere Staatsbeamte und Offiziere, wenn sie mindestens 1 Jahr im Zivildienst der Kolonie beschäftigt waren, und schließlich Studierte, die das 32. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Die Beförderung aus der 5. in höhere Klassen der ersten Kategorie wird zu $^1/_3$ nach dem Dienstalter, zu $^2/_3$ außer der Reihe vorgenommen. Diese ausgedehnte Anwendung von Beförderungen „außer der Reihe" ist eine Eigentümlichkeit der gesamten italienischen Zivil- wie auch der Heeres-Verwaltung. Man glaubt dadurch ein Mittel in der Hand zu haben, um den Ehrgeiz anzuspornen, und die Tüchtigsten schnell in hohe Stellungen bringen

[1]) Zu diesem Gehalt tritt noch eine Zulage, deren Höhe in diesem Aufsatz an anderer Stelle angegeben ist. Ueberdies erhöht sich das Gehalt nach dem 6. Dienstjahr um $^1/_{10}$.

zu können, wo sie dem Staate ihren Gaben entsprechende Dienste leisten können. Natürlich geschieht dies auf Kosten der „Minderbegabten", deren Beförderung dadurch übermäßig stockt; kommt dazu noch etwas Nepotismus, so wird mit dem System gerade das Gegenteil von dem erreicht, was man erstrebt. Daß an sich die Beförderung außer der Reihe manches Gute hat, soll nicht bestritten werden, nur muß man dann andererseits durch angemessene Besoldung, beziehungsweise Pensionierung, dafür sorgen, daß die nicht Bevorzugten trotzdem wenigstens auskömmlich leben können. Zur Zeit trifft das in Italien aber nicht zu.

In die 5. (unterste) Klasse der 2. Kategorie rücken verdiente und tüchtige Unterbeamte von der 3. Kategorie nach bestandenem Examen ein. Vier Stellen dürfen auch tüchtigen Dolmetschern eingeräumt werden, wenn sie italienischer Nationalität sind und mindestens 5 Jahre thätig waren. Die weitere Beförderung in der 2. Kategorie erfolgt zur Hälfte „außer der Reihe", zur andern Hälfte nach dem Dienstalter.

Die Anwärter zur 5. (untersten) Klasse der 3. Kategorie schließlich dürfen — mit Ausnahme der Militäranwärter — das 28. Lebensjahr nicht überschritten haben, sie müssen ferner gesund und kräftig sein, ihrer Dienstpflicht genügt und ein Examen bestanden haben, das sich hauptsächlich auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkt. Die Beförderung innerhalb der 3. Kategorie erfolgt ebenfalls zur Hälfte nach den Dienstjahren, zur andern Hälfte „außer der Reihe".

Kranke Beamte und Unterbeamte können bis zur Dauer von 2 Jahren in aspettativa — auf Wartezeit — gestellt werden, und erhalten alsdann $^2/_3$ ihres Gehaltes. Wenn es möglich ist, sollen sie nach einem halben Jahr in der Heimat wieder zum Dienst herangezogen werden. Dauert die Krankheit länger als zwei Jahre, so erfolgt die Verabschiedung, falls der Betreffende pensionsfähig ist. Andernfalls kann er in dieselbe Stelle einrücken, die er früher bei den Behörden in Italien inne hatte. Besaß er eine solche Stelle nicht, so wird er „auf jeden Fall" verabschiedet — wohl eine etwas harte Maßregel, deren Zweck nicht recht einzusehen ist.

Die Strafen für Beamte und Unterbeamte sind:

1. der Verweis,
2. die Suspendierung vom Dienst bis zur Dauer von 6 Monaten,
3. die Absetzung.

Die Suspendierung vom Dienst verfügt bei Beamten das Ministerium des Auswärtigen, bei Unterbeamten der Gouverneur. Keine Bestrafung soll verfügt werden, ohne daß man dem Betreffenden die Möglichkeit gegeben hat, sich mündlich oder schriftlich zu rechtfertigen.

Die Königliche Kolonialtruppe ist für die Zukunft wiefolgtzusammengesetzt:

1 Kommando, 1 Kompagnie Karabinieri (bestehend zu $^2/_3$ aus Eingeborenen), 3 Jägerkompagnien, 4 Eingeborenen-Bataillone zu 4—5 Kompagnien, 1 Eingeborenen-Eskadron, 1 Artillerie-Kommando, 1 Kanonier-Kompagnie, 1 Eingeborenen-Batterie, 1 Train-Abteilung (zumeist aus Eingeborenen bestehend), 1 Genie-Abteilung, 1 Sanitäts-Direktion, 1 Küsten-Kompagnie (aus Eingeborenen bestehend), 1 Militär-Tribunal, 1 Depot der Kolonie in Neapel.

Die Gesamtstärke beträgt jetzt: 134 Offiziere,
5 Beamte,
671 Unter-Offiziere und Mannschaften (Weiße),

4102 Eingeborene,
29 Diener und Krankenträger,
902 Pferde und Maultiere.

Nach dem Entwurf von 1900 betrug sie:

187 Offiziere,
9 Beamte,
1136 Unter-Offiziere und Mannschaften (Weiße),
5457 Eingeborene,
37 Diener und Krankenträger,
1362 Pferde und Mannschaften.

Aus der Gegenüberstellung ergiebt sich, wie sehr man bestrebt war, die Truppenstärke herabzusetzen, um dadurch zu sparen. Ob der eingeschlagene Weg zur Sparsamkeit gerade der beste ist, mag dahingestellt bleiben. Die Frage, mit wieviel Truppen Eritrea verteidigt werden kann, bezw. wie viel man nötig hat, um die Ruhe im Inneren sicher zu stellen, kann nur an Ort und Stelle entschieden werden. Die nächsten Jahre werden zeigen, ob man mit der Verminderung der Besatzung nicht zu weit gegangen ist. Die äußerlich sichtbare und unmittelbar fühlbare Machtentfaltung ist afrikanischen Stämmen gegenüber mehr vonnöten, als sonstwo, ein Sparen hierin kann teuer zu stehen kommen. Italien, das noch an den Folgen der alten Niederlagen zu tragen hat, muß doppelt vorsichtig sein, seinem Ansehen den richtigen Hintergrund zu verschaffen.

Beim Ersatz der Offiziere, sowie der weißen Unter-Offiziere und Mannschaften soll möglichst auf freiwillig sich Meldende zurückgegriffen werden. Die Eingeborenen-Truppen dürfen nur aus Freiwilligen bestehen.

Alle zur Reserve, Landwehr und zum Landsturm gehörenden italienischen Bürger, die sich im Kolonialgebiet befinden, dienen als Ergänzung der Kolonialtruppe.

Offiziere werden als zur Verfügung des Auswärtigen Amtes stehend betrachtet. Sie müssen 4 Jahre in der Kolonie bleiben, falls sie sich freiwillig gemeldet hatten, und 2 Jahre, wenn sie ohne ihr Zuthun kommandiert waren. Stehen nicht dringende Gründe entgegen, so haben die Offiziere nach dieser Pflichtzeit die Berechtigung, ihre Rückkehr nach der Heimat zu verlangen. Eine Neuberufung nach Afrika kann erst dann erfolgen, wenn 4 Jahre seitdem verflossen sind, oder der Betreffende inzwischen befördert worden ist.

Unteroffiziere und Mannschaften des stehenden Heeres, die für die Kolonial-Truppe ausgesucht werden, müssen mindestens noch 18 Monate zu dienen haben. Reservisten sollen mindestens 12 Monate gedient haben, auch sollen nicht mehr als 4 Jahre seit ihrem Übertritt zur Reserve verflossen sein.

Sich freiwillig meldende Unteroffiziere und Mannschaften müssen sich auf 2 Jahre zum Dienen verpflichten, und können nach Ablauf dieser Zeit immer wieder auf je 2 Jahre so lange weiter kapitulieren, bis sie als Unter-Offizier das 36., als Mannschaften das 32. Lebensjahr erreicht haben[1]).

Von den eingestellten Eingeborenen sollen mindestens $^2/_3$ im Gebiet der Kolonie geboren sein; nur bei der Artillerie kann von diesem Grundsatz abgegangen werden.

[1]) Für die Karabinieri gelten andere Bestimmungen, die als unwesentlich hier weggelassen wurden. Ebenso sind die besonderen Anordnungen für die Rekrutierung, Besoldung usw. der Forstbeamten, Finanzwächter und Kerkermeister nicht aufgenommen worden.

Die Eingeborenen treten nach Ablauf ihrer auf je 2 Jahre abgeschlossenen Kapitulationen zur Mobil-Miliz (Landwehr) über. Sind sie in Folge von Verwundungen dienstuntauglich und arbeitsunfähig geworden, so haben sie ein Anrecht auf Pension, in der Höhe der Hälfte ihres letzten Gehalts; hatte die Verwundung keine Arbeitsunfähigkeit zur Folge, so erhalten sie ein Jahresgehalt als Gratifikation. Wegen Dienstbeschädigung entlassene Eingeborene erhalten eine kleine Pension; ebenso können den Eltern von im Kampfe Gefallenen Unterstützungen gewährt werden. Beurlaubungen Eingeborener sollen möglichst in der Zeit vom 15. Mai zum 15. September liegen und nicht länger als 1 Monat währen.

Der Sold der Eingeborenen Soldaten beträgt täglich:

für den		im 1. Jahr	im 2. Jahr	im 3. und den folgenden Jahren
Bulue baschi[1])	(Unter-Offizier)	2,20	2,60	3,00 Fr.
Muntaz	(Gefreiten)	1,60	1,85	2,10 Fr.
Borazan	(Trompeter)	1,20	1,45	1,70 Fr.
Zaptié	(Gendarmen)	1,25	1,50	1,75 Fr.
Askari	(Gemeine)	1,00	1,25	1,50 Fr.

Früher gab es noch einen „Jus baschi", einen Eingeborenen-Offizier, der im Range zwischen dem weißen Unteroffizier und dem Bulue baschi stand, und auch höheres Gehalt als der letztere bezog. Der Entwurf von 1900 hatte noch 57 eingeborene Offiziere im Etat vorgesehen, man hat aber diese Charge nunmehr eingehen lassen. Wenn dies nur aus Ersparnisrücksichten geschah, kann man der Maßregel nicht zustimmen. Es braucht hier nicht weiter hervorgehoben zu werden, welche Rolle die Eitelkeit bei den Eingeborenen spielt, und wie sie eine der Haupttriebfedern ihrer Handlungen ist, da das Pflichtbewußtsein zumeist fehlt. Schafft man nun eine Charge ab, die es den Schwarzen besonders begehrenswert machte zur Fahne zu eilen, und dort sich anzustrengen, um vorwärts zu kommen, so verdirbt man sich indirekt den Ersatz. Man hat freilich vorsichtiger Weise der Neu-Organisation einen Artikel angehängt, der bestimmt, daß die noch vorhandenen „Jus baschi" nach den bisherigen Bedingungen weiter verwendet werden dürfen. Ihre Degradierung zu Bulue baschi wäre wohl auf ernste Schwierigkeiten gestoßen.

Aus den ziemlich breit gehaltenen Gehaltsbestimmungen sei das wesentlichste herausgegriffen.

Offiziere und Beamte erhalten eine Kolonial-Zulage, welche beträgt:

Bei einem Gehalt bis zu	2000 Fr.	1400 Fr.
„ „ „ „ „	2500 Fr.	1600 Fr.
„ „ „ „ „	3000 Fr.	1800 Fr.
„ „ „ „ „	4000 Fr.	2100 Fr.
„ „ „ von mehr als	4000 Fr.	2400 Fr.

Danach würde das Jahreseinkommen z. B.

eines Ober-Leutnants 2200[2]) + 1600 = 3800 Fr.,
eines Hauptmanns 3200[2]) + 2100 = 5300 Fr.,
eines Majors 4400[2]) + 2400 = 6800 Fr. betragen.

[1]) Italienische Schreibweise: Bulue basci.

[2]) Das Gehalt ist hier steuerfrei gerechnet, wie es in der Kolonie auch thatsächlich zur Auszahlung gelangt. In Italien muß sich der Offizier einen Abzug von $8\frac{1}{2}$—$13\frac{1}{2}$ % gefallen lassen.

Auf Stationen, die weit entlegen ſind oder beſonders ſchlechtes Klima beſitzen, wird eine weitere Zulage gewährt.

Für den Gouverneur und den Truppen-Kommandanten beſtehen beſondere Sätze, und zwar erhält der erſtere 2175 Fr., der letztere 1200 Fr. monatlich.

Bei außergewöhnlichem Urlaub wird das Gehalt auf ½ oder ⅔ herabgeſetzt, je nachdem die Urſache eine nicht-dienſtliche oder eine durch den Dienſt hervorgerufene iſt.

Die Zulage für die erſte Equipierung für Offiziere und Beamte ſchwankt zwiſchen 200 und 1000 Fr., und richtet ſich nach der Höhe des Dienſteinkommens. Ein berittener Offizier, der ſein Pferd verliert, bekommt 1200 Fr. ausgezahlt.

Dienſtreiſen nach Italien ſind frei, d. h., die thatſächlichen Ausgaben werden zurückerſtattet. Daneben werden 3—5 Fr. Tagegelder gezahlt. Auf Eiſenbahnen haben Offiziere vom Stabsoffizier aufwärts, und Beamte mit mindeſtens 4000 Fr. Gehalt Anſpruch auf Beförderung in der I. Klaſſe. Auf Dampfſchiffen können ſämtliche Offiziere und Beamte I. Klaſſe reiſen.

Unteroffiziere und Mannſchaften erhalten neben ihrem Sold noch eine Zulage, die aber ſehr verſchieden iſt, je nachdem der Betreffende bei einem Truppenteil, der aus Italienern beſteht, oder bei Eingeborenen verwendet wird. So beträgt z. B. im 4. Jahre die jährliche Zulage eines Furiere (unſerem Sergeanten, Vice-Feldwebel und Feldwebel entſprechend) bei Italieniſchen Truppen 346,75 Fr., bei Eingeborenen 711,15 Fr. neben dem täglichen Sold von 1,60 Fr. Ein Gemeiner erhält im 2. Kolonialdienſt-Jahre neben ſeinem täglichen Sold von 0,35 Fr. eine Jahreszulage von 182,50 Fr., bei Truppen, die nur aus Italienern beſtehen, 365 Fr., wenn er mit Eingeborenen zuſammen verwendet wird.

Die Urlaubsfrage iſt für Militär und Zivil gleichmäßig geregelt. Es dürfte von Intereſſe ſein, wie unſere Verbündeten dieſen wichtigen Punkt zu handhaben gedenken.

Man unterſcheidet „gewöhnlichen" und „außergewöhnlichen" Urlaub.

Gewöhnlicher Urlaub wird in den erſten 2 Jahren grundſätzlich nicht erteilt. Von da ab giebt aber jede weitere Zeitſpanne von 2 Jahren ein Anrecht auf Urlaub, der je nach dem Gehalt und alſo nach der Stellung verſchieden bemeſſen iſt, und zwar erhalten:

Offiziere und Beamte mit 4000 Fr. und mehr Gehalt,	166	Tage	Urlaub
„ und Beamte mit weniger als 4000 Fr. „	138	„	„
Unterbeamte und Unteroffiziere	110	„	„
Gefreite und Mannſchaften	82	„	„

Es iſt nicht geſtattet, den Urlaub mehrerer 2-Jahresabſchnitte aufzuſtapeln. Nimmt der Betreffende ſeinen Urlaub nicht innerhalb des Bienniums, ſo verfällt ſein Anrecht; er kann aber dann im nächſten Biennium einen Monat länger beurlaubt werden. Der „gewöhnliche" Urlaub verpflichtet den Betreffenden, die 2 Jahre, für die er ihn erhält, zu Ende zu dienen. Fällt der Urlaub in das letzte Vierteljahr der Dienſtpflicht, ſo kann der Gouverneur den Betreffenden eventuell von der Rückreiſe entbinden.

Der „außergewöhnliche" Urlaub wird wegen beſonderer Privatgründe und aus Geſundheitsrückſichten erteilt; er darf die Dauer von 4 Monaten nicht überſchreiten.

Die Neu-Organiſation iſt das Ergebnis 17 jähriger Erfahrung. Beſonders im Laufe der letzten Jahre hat man alles gethan, um ſich zu vergewiſſern, daß die getroffenen Beſtimmungen den Bedürfniſſen entſprechen und zweckmäßig ſind. Das finanziell gekräftigte und politiſch gefeſtigte Italien hat die Mittel und die Kraft, ſich ſeine Kolonie zu erhalten und ſie zu einer nutzbringenden zu machen. Durch Bau von Eiſenbahnlinien und Telegraphen, durch Landkonzeſſionen, durch Pflege guter Beziehungen mit dem Beherrſcher von Abeſſinien Menelik, hat man den Untergrund für den weiteren Aufbau geſchaffen. Das Aufleben der Perlenfiſcherei, die Zunahme des Imports und Exports, die Vermehrung der Bevölkerung und ſchließlich die Goldfunde eröffnen die Ausſicht auf eine günſtige Entwicklung der Kolonie. Wir wollen unſern Bundesgenoſſen jenſeits der Alpen wünſchen, daß ihnen dies afrikaniſche Land, das getränkt iſt mit dem Blute ihrer für die Sache des Vaterlandes gefallenen Söhne, und das in der Geſchichte des neuen Königreichs die erſte Etappe zur Weltpolitik darſtellt, in der Zukunft bringen möge, was man von ihm erhofft.

Die wirtſchaftliche Entwicklung Samoas.

Von Dr. Reinecke.

III.

3. Baſaltiſcher Trümmerboden. Dieſer bietet das Gartenland der Inſeln und unerſchöpfliche Fruchtbarkeit, ſowohl im bodenreichen Niederungs- und Küſtengebiet als auch im Kammgebiet der Berge, ſelbſt dort, wo der taſtende Fuß nur auf Steine tritt und auch das Auge unter dem dichten Farnteppich des Urwaldes vergeblich nach Ackerkrume ſucht, die tief unter den Baſaltblöcken ſchlummert, als Urquell gigantiſcher Bäume, Sträucher und ſaftiggrünender Stauden. Dort erkennt man die Güte dieſer verbrannten poröſen Baſaltwacken, deren Poren den löſenden Wurzeln Halt und Nahrung bieten. Im Küſtenland, wie auch im Kammgebiet der Inſeln ſind weite Strecken dieſes Geröllbodens bereits mit Verwitterungs- und Verweſungsſchichten ausgefüllt oder auch ſtellenweiſe bedeckt. Durch Anſchwemmung ſind ſogar in einzelnen Gegenden ſchon Ackerflächen entſtanden, die nahezu dem gewohnten Begriff ſolcher entſprechen können; aber ſo groß, daß eine Bearbeitung mit modernen Geräten, Pflug und Egge möglich oder lohnend wäre, ſind ſie nicht. Solches Gerät bezw. eine Beſtellung nach unſerer Art, kommt auch gar nicht in Betracht, weil eine Ausnützung des Bodens und raſcher Kulturwechſel, der ihre Anwendung bedingt, für die meiſten Tropenpflanzungen fortfällt[1]).

Was die Feuchtigkeitsverhältniſſe direkt atmoſphäriſchen Urſprunges betrifft, ſo gilt als Grundregel, daß alle Gegenden, die unter Einwirkung des Südoſtpaſſates ſtehen, relativ feucht ſind und ſelten lange unter Trockenheit zu leiden haben, während ſie andererſeits in der Regenzeit (November bis April) minder ſtark berieſelt oder richtiger begoſſen werden. Erſteres gilt für die Süd- und Oſtſeiten der Inſeln, ſowie auch für ganz Oſt-Upolu überhaupt, und für den größten Teil des Kammgebietes der Inſeln. Kulturen, die andauernder Feuchtigkeit von oben und unten bedürfen, werden daher in jenen Lagen günſtigſte Vorbedingungen finden. Dürre in kontinentaler Bedeutung kommt indeſſen auf den Inſeln überhaupt nicht in Frage; denn auch in trockener Jahreszeit ſpendet immer noch der Tau der lechzenden Vegetation reichlich Troſt und und Erfriſchung und dort, wo der Boden beſchattet iſt, bleibt er, dank der aus-

[1]) In meinem Buch „Samoa“ (Süßerotts Kolonialbibliothek Seite 269—274) habe ich zur allgemeinen Orientierung eine Überſicht über die in erſter Reihe und unter allen Umſtänden zur Kultur geeigneten Gebiete in engen Grenzen gegeben, ſoweit eigene Beobachtungen es geſtatteten. Nähere Angaben oder Direktiven ſind ohne Berückſichtigung ſpezieller Geſichtspunkte allgemein praktiſch bedenklich oder wertlos; denn die Wahl des Landes wird von dem jeweiligen Vorhaben abhängig zu machen ſein, umſomehr als außer der Produktionskraft des Bodens dabei atmoſphäriſche Einflüſſe eine ſehr wechſelnde Bedeutung haben.

dünſtenden Thätigkeit des immer feuchten Untergrundes ſelbſt feucht, wenn nicht undurchdringliche Tuffſchichten einen hermetiſchen Abſchluß bilden. Die Regenmenge Apias beträgt durchſchnittlich pro Jahr 3500 mm (in Brandenburg 550 mm — d. i. der Durchſchnitt für Februar oder März in Apia).

Wo die Beſchattung des Bodens durch Entwaldung und luftige Kulturen aufgehoben oder doch ſtark verringert wird, wie das z. B. bei Kokospflanzungen der Fall iſt, dort wirkt auch die Sonne ſtörend auf das Gleichgewicht der Bodenfeuchtigkeit und auf die Gunſt der Verhältniſſe. Daher klagen die Pflanzungsverwalter oft über Trockenheit, die eine unliebſame und ſehr bedeutſame Erhöhung in dem Mangel an Grundwaſſer und an Bächen findet.

In dieſen Grundwaſſerverhältniſſen liegt eine beträchtliche Exiſtenzbedingung. Noch ſind ſie nicht genügend aufgeklärt, noch gräbt und bohrt man vergeblich nach Quell- und Grundwaſſer, und ich fürchte, wie damals, daß dieſe Verſuche ebenſo wenig Erfolg haben werden, wie 1894 die Ablenkung eines Flußlaufes ſeitens der D. H. P. G.; denn der Aufbau der Inſeln läßt das Vorhandenſein geſchloſſener geologiſcher Schichten mit Waſſer in erreichbarer Tiefe nicht vermuten. Man kann wohl mit Hilfe von Sickerwaſſer Sammelbrunnen anlegen und ausbauen, man wird auch mit dem Meerniveau auf Standwaſſer ſtoßen, aber ob es friſch, d. h. nicht braciſch ſein wird, bleibt abzuwarten; ſicher iſt, daß das Meerwaſſer mindeſtens in Schlackengängen und im Küſtengebiet direkt die Untergrundverhältniſſe beeinflußt, wahrſcheinlich ſtellenweiſe bis tief in das Land hinein.

Wo alſo keine natürlichen Waſſeradern in Geſtalt von ausdauernden Flußläufen oder Abflüſſen höherer feuchter Gebiete vorhanden ſind, da ſind Menſchen und Vieh auf die atmoſphäriſchen Spenden angewieſen; und das iſt oft recht unangenehm, wie alle Pflanzer wiſſen; ſelbſt große Regenfang- und Sammelvorrichtungen ſind dort nur ein kümmerlicher Notbehelf.

Dieſem Uebelſtande (beſonders der Nord- und Weſtgebiete) abzuhelfen, iſt eine der wichtigſten Zeitfragen, deren Löſung der Regierung dringend ans Herz zu legen iſt und mit intereſſanten Studien und Aufſchlüſſen über den Bau der Inſeln verbunden, eine wiſſenſchaftlich und praktiſch wertvolle Arbeit bieten wird[1]).

Von einer Erörterung der ſpeziellen Kulturen und Wirtſchaftsverhältniſſe überhaupt können wir hier abſehen. Erwähnt ſei, daß ſich Samoa zweifellos ziemlich für alle feuchttropiſchen Kulturen eignen dürfte. Daß der Urwald eine Anzahl wahrſcheinlich ſehr gut verwertbarer Hölzer enthält und daß auch andere einheimiſche Gewächſe mit Erfolg nutzbar zu machen ſein dürften.

Für die Erfolge von Pflanzungsunternehmungen ſind indeſſen, wie gerade aus der Kulturgeſchichte Samoas hervorgeht, nicht nur die lokalen Verhältniſſe maßgebend, ſondern in vorderſter Reihe die Fähigkeiten und Kenntniſſe der Unternehmer. Ohne den gegenwärtig dort anſäſſigen und angeſtellten Pflanzern damit einen Vorwurf machen zu wollen, glaube ich ſagen zu dürfen, und das werden dieſe mir beſtätigen, daß ſie zu ſehr Autodidakten und zu ſehr erſt durch eigene Erfahrung gewitzigte Theoretiker im weiteren Sinne ſind. Ihre Erfahrung ſtammt meiſt nur von Samoa und aus Büchern. Umſomehr ſind

[1]) Für Apia iſt die Anlegung einer Waſſerleitung ein dringendes, ſanitäres Bedürfnis und auch relativ leicht und billig zu ſchaffen; die gegenwärtigen Waſſerverhältniſſe ſind dort in trockenen Zeiten höchſt ungünſtig und ungeſund.

natürlich ihre subjektiven Leistungen rühmlich; aber sowohl die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft, wie Privatunternehmungen würden weit eher und besser Erfolge erzielen, wenn sie mehr mit praktischen Beobachtungen und Vergleichen ähnlicher, älterer Kolonialkulturen (Ceylon, Java, Hawai etc.) rechnen könnten. Eine orientierende Vorbereitung dort würde auch in kaufmännischer Richtung die dafür verwendete Zeit und Ausgabe reichlich aufwiegen und auch manche Enttäuschung, manchen erfolglosen Versuch ersparen.

Die Kulturen auf Samoa haben infolgedessen eine gewisse Einseitigkeit, die leicht lähmend auf die Entwicklung wirkt und auch die rechte Freude an der Arbeit beeinträchtigt. Das gilt nicht nur für Samoa, sondern, wie erst kürzlich in den „Beiträgen für Kolonialwirtschaft und Kolonialpolitik" ausgeführt wurde, auch für andere Kolonien. Ein gewisses „Tasten im Dunkeln" — möchte ich sagen — ist die Folge kolonialen Erfahrungsmangels, das auch die großen Züge der kolonialwirtschaftlichen Unternehmung beherrscht. Es fehlt an Initiative und Selbständigkeit mehr als an Intelligenz und Fleiß. Ein Symptom dieser Erscheinung ist zur Zeit die allgemeine Begeisterung für Kakaokulturen; weil solche sich augenblicklich sehr gut rentieren, werden überall Kakaopflanzungen angelegt und Kakaogesellschaften gegründet. Nachdem die älteren Kolonien sozusagen das Fett abgeschöpft haben, werden die neuen Unternehmungen wahrscheinlich zu spät kommen und sich gegenseitig durch Herabdrücken der Preise Konkurrenz machen. Die englischen und holländischen Kolonien sind uns zunächst noch voraus.

b. Kauf und Pacht.

Die maßlosen, schwindelhaften Landerwerbungen in früherer Zeit, die, wie auch anderwärts, auf Samoa besonders in den siebziger Jahren in hoher Blüte standen, ließen eine Regulierung der Besitzrechte durch den „Berliner Vertrag" notwendig erscheinen. Die Feststellungen der dafür eingesetzten Landkommission übertrafen alle Erwartungen; die Ansprüche der englischen „Käufer" betrugen weit mehr, als überhaupt Land vorhanden war! Das Ergebnis der Ermittelungen und die Anerkennung berechtigter Forderungen waren verblüffend. Von deutschen Ansprüchen wurden rund 60 %, von amerikanischen 7 %, von englischen 3 %! bestätigt. Die Gesamtsumme des erworbenen Landes bezifferte sich danach auf nahezu 50000 ha, wovon ein erheblicher Teil als Kulturland nur sehr bedingungsweise in Betracht kommt.

Die richtige Wirkung dieser Erfahrung war ein Verbot des Landkaufes von Eingeborenen, das auch heute noch mit Fug und Recht prinzipiell aufrecht erhalten wird.

Bis auf weiteres sind also neue Unternehmungen auf jene bereits erworbenen Gebiete angewiesen. Verkäufliches Land befindet sich z. Zt. im Besitz der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft und des vermögenden Herrn Kunst. Kleinere Parzellen, besonders in der Nähe von Apia, sind Eigentum einzelner Ansiedler.

Für den Erwerb stehen zunächst, wenn auch mit lokaler Beschränkung auf das anerkannte Besitzrecht, ausreichend Landgebiete für neue Kulturunternehmungen zur Verfügung; natürlich ist dabei große Vorsicht nach Maßgabe der vorerwähnten hauptsächlichsten Bonitätsfragen geboten. Nach der Karte wird kein Eingeweihter, geschweige denn ein Fremder, Auswahl, noch weniger Abschlüsse, treffen dürfen. Meine Studienzwecke und Touren in das Innere der Inseln haben

mir zwar einen Einblick in die meiſten Gebiete verſchafft; aber dennoch würde ich, obwohl mich dabei ſtets lebhaftes Intereſſe für Kulturfragen und auch landwirtſchaftliche Erfahrung begleiteten, nur mit großen Einſchränkungen über die Güte und Nutzbarkeit beſtimmter Ländereien zu urteilen wagen. Solche Vorſicht ſei auch weiteren „Kennern“ dringend empfohlen! Ich habe nicht nur hier, ſondern auch dort viele falſche Vorſtellungen und Anſichten in dieſer Hinſicht gefunden.

Die Kaufpreiſe für Land ſind, wie ich auch in II Nr. 15 dieſer „Beiträge“ ausführte, ſehr verſchieden. Beſtimmte Zahlen kann man ohne weiteres dafür kaum angeben, da eben der Wert des Landes dabei eine zu relative Wirkung ausübt; man wird danach für einen Hektar ebenſowohl 60 wie 200 Mk. und mehr zahlen können; das kommt auch ganz auf den Käufer, deſſen Abſichten und den Umfang des Erwerbes an. Naturgemäß werden gute Flächen mit fortſchreitender Unternehmung immer ſeltener und teurer werden, ſolange das Verkaufsrecht auf die zuerkannten Gebiete beſchränkt bleibt.

Dieſe Einſchränkung iſt mindeſtens ſo lange zu empfehlen, bis die von dem Gouvernement begonnenen Vermeſſungen und kartographiſchen Feſtſtellungen im großen und ganzen vollendet ſind. Mit dieſen Arbeiten dürfte ſich auch ſchon ſehr vorteilhaft eine gewiſſe Klaſſifizierung und kulturelle Bewertung der jeweiligen Gebiete vereinigen laſſen, vorausgeſetzt, daß die ausübenden Beamten über die erforderliche Erfahrung und Urteilsfähigkeit verfügen. Iſt das der Fall, dann ſind für eine weitere und günſtige Erſchließung der Kolonie die beſten Vorbedingungen geſchaffen. Ohne daß, wie es in engliſchen Kronkolonien (Kronland) angeſtrebt wird, das Reich ſelbſt Beſitzer iſt, wird die Verwaltung dann am beſten unter Berückſichtigung geeigneter Verteilung und Entäußerung der Eingeborenen, die Vermittlung für neue Unternehmungen in der Hand halten können.

Zunächſt — und auch dann noch — kommt der Pacht-Modus für neue Kulturabſichten als zweite Möglichkeit der Anſiedlung in Frage. A priori hat das gegenüber unſeren Erfahrungen und Gewohnheiten gewiſſe Schattenſeiten, hauptſächlich darin, daß a) das Land erſt durch Urbarmachung zu Kulturland werden muß — das erfordert etwa 1 Jahr — und daß b) die meiſten Tropenkulturen, abgeſehen von Tabak und verſchiedenen Nährpflanzen, erſt nach einer Reihe von Jahren (Palmen erſt nach 6—8 Jahren) Erträge liefern und dann noch einige Jahre bis zur vollen Entwicklung brauchen. Die jetzt moderne Kakaokultur erreicht dieſes Optimum mit 6—8 Jahren. Kurzfriſtige Pachtverträge (unter 20 Jahren) ſind daher ohne ſichere Gewähr der Prolongation praktiſch ausgeſchloſſen, auch unter den bisherigen außerordentlich billigen Preiſen (2—16 Mk. für den Hektar, ſteigend mit den Jahren).

Dennoch hat gerade der Pacht-Uſus ſehr viele Vorteile, die ihn als Grundlage für die Zukunft allgemein empfehlenswert machen; denn er geſtattet auch tüchtigen, minderbemittelten Anſiedlern und Koloniſten Bethätigung. Wie die Erfolge ſolcher bisher den beſten Maßſtab für den Kulturwert des Landes ergeben haben, ſo iſt auch ihre Mitwirkung bei weiterer Entwicklung des Gebietes ſehr zu wünſchen; denn Samoa iſt, wie auch von anderer Seite ſchon hervorgehoben wurde, für vorteilhafte Kleinbetriebe ſehr geeignet.

Speziell in dieſem Sinne möchte ich daher empfehlen, daß das Gouvernement den Pachtkonſens nach möglichſt ſelbſtgeführter Verhandlung mit den

ſamoaniſchen Beſitzern bezw. den Beſitz-Inſtanzen etwa nach folgenden Geſichtspunkten erteilt:

1. Der Pflanzer hat nach gewiſſen Ausweiſen über ſeine Fähigkeiten und über perſönliche Qualifikation Abſichten und Wünſche zu äußern und die erforderlichen Mittel nachzuweiſen, ſowie eine den Verhältniſſen entſprechende Kaution (etwa 50 Mk. für den Hektar) und Koſten für Rückreiſe zu hinterlegen. Dafür werden ihm geeignete Ländereien vorgeſchlagen.

2. Sind dieſe Formalitäten erledigt, dann wird ein Pachtvertrag auf 20 Jahre abgeſchloſſen, dergeſtalt, daß die erſten fünf Jahre pachtfrei ſind. Vom 6. bis 10. Jahre werden für den Hektar je 10—20 Mk. Pacht erhoben; vom 10. Jahre ab 20—40 Mk.

3. Nach dem 10. Jahre, bei günſtigen Erfahrungen evtl. ſogar eher, ſteht dem Pächter Erwerbsrecht für den 10fachen, nach dem 20. für den 4fachen letzten Pachtpreis zu.

4. Das Gouvernement zahlt den Landbeſitzern bis zum Ablauf des 5. Jahres für den Hektar 4 Mk.; von da ab die Hälfte der Pacht und bei einem Kaufabſchluß 75 % des Kaufgeldes.

5. Die der Verwaltung aus dieſen Pacht- und Kaufbedingungen zufließenden Überſchüſſe (beginnend mit dem 6. Jahre) werden lediglich für Anſiedlungszwecke verwendet:

a) Für Beſoldung eines Sachverſtändigen, Auslagen und Bureauarbeiten.

b) Für ſpezielle Unterſuchungen, Wegeanlagen (öffentliche) ꝛc.

c) Zur Anſammlung eines Pflanzungsfonds für beſondere Zwecke (Darlehen, Prämien ꝛc.).

Nach denſelben Grundſätzen, wie die Steuern der Eingeborenen nur für dieſe verwendet werden, ſoll auch dieſe Form einer Pflanzungsſteuer nur den Koloniſten zu Gute kommen, aber mit der Zeit auch alle Koſten für ſolche Zwecke decken. Sie wird demgemäß völlig unabhängig von der Steuerverwaltung behandelt. —

Die Kaution dient als Sicherheit für die Verwaltung zur Abfindung der ſamoaniſchen Beſitzer bei vorzeitiger Löſung eines Vertrages; ſie wird dem Pächter mit 5 % verzinſt und nach Ablauf des 10. Jahres zurückerſtattet.

c. Viehzucht.

Bisherige Erfahrungen haben gelehrt, daß Pferde, Eſel, Rinder und beſonders Schweine, ſowie Geflügel auf Samoa gut gedeihen und relativ billig zu züchten ſind. Für den Export wird Viehzucht, wie auch Herr R. Deeken, der Begründer und zukünftige Leiter der „Deutſchen Samoa-Geſellſchaft" in ſeinem Buche „Manuia Samoa" ſehr richtig darlegte, nie werden, maßgebend für ſie wird ſtets allein der eigene Bedarf und Nutzen bezw. der Konſum auf Samoa bleiben. Aber die Viehwirtſchaft wird mit der Zeit mancherlei Verbeſſerungen erfahren müſſen — vor allem durch rationelle Einfuhr friſcher, geſunder Zuchttiere; das ſind indeſſen kleine Sorgen, die durch den Bedarf ſelbſt reguliert werden. — Schafzucht wird wahrſcheinlich das feuchte Klima nicht geſtatten; es ſei denn, daß die Tiere ſtets kurz geſchoren gehalten werden, damit der hygroskopiſche Stapel nicht — ewig feucht — die Ausdünſtung des Körpers hindert.

Von beſonderem Intereſſe iſt die Rindviehzucht auf Samoa, da ſie hier eine ganz eigenartige Bedeutung erlangt hat, indem ihr Hauptwert, für die D. H. P. G. wenigſtens, in dem — Appetit der Tiere liegt. Die Rinderherden haben nämlich die abſonderliche Aufgabe, in den ausgedehnten Kokospflanzungen das Unkraut zu freſſen. Das hat ſich ſehr bewährt, nachdem ein von Amerika eingeführtes ſogen. Buffalogras (Monerma repens) in verblüffender Eile ſich ausbreitete, alle vorhandenen Unkräuter verdrückte, aber ſchließlich auch ſo verfilzte, daß es die Luftzirkulation des Bodens hinderte. Das war natürlich den Palmenwurzeln, die überwiegend flach an der Oberfläche liegen, nicht angenehm; und daher wurde das Rindvieh angewieſen, dieſen Beelzebub, mit dem man den Unkrautteufel ausgetrieben hatte, zu bändigen, wenn auch das harte Gras keineswegs ein beliebtes oder gutes Futter iſt. Dieſe Kulturaufgabe der Rinder fand auch auf das Nolimetangere (Mimosa pudica) Ausdehnung, das — die eigentliche Urſache der Verſuche mit Monerma repens — (ebenfalls eingeführt), in den Pflanzungen wucherte und nur dem Buffalogras wich; aber es erwies ſich im Jugendſtadium trotz ſeiner Dornen als ein jenem bevorzugtes Futter. Die Tiere, in Herden gehalten, gediehen dabei ganz gut, wenn ſchon, wahrſcheinlich durch die Lebensweiſe begünſtigt, die Perlſucht unter ihnen viele Opfer forderte und die Milch ſehr fettarm iſt. Das macht ſich inſofern beſonders nachteilig geltend, als ſie ſich einmal zur Buttergewinnung nicht eignet, dann aber, weil die geringe Menge von Butter, die ſie liefert, auch nicht ſchmackhaft iſt.

Buffalogras und Nolimetangere, ſowie andere Unkräuter haben die guten Samoagräſer aus den Pflanzungen und dem Küſtengebiet faſt ganz verdrängt*). Das iſt zu bedauern. Aber wie die Samoaner, ſo erwieſen ſich auch die tieriſchen und pflanzlichen Bewohner den nachteiligen Begleiterſcheinungen der Ziviliſation nicht widerſtandsfähig. Jene erliegen zu hunderten, ja tauſenden den eingeführten Epidemien, dieſe Ratten, Katzen ꝛc. bezw. Unkräutern.

*) Die Verwalter der H. P. G. haben es nicht an Verſuchen, Erſatz zu finden, fehlen laſſen und ſchließlich die Verbreitung einer Küſtenpflanze Desmodium policarpum, als Rankenklee bezeichnet, angeſtrebt. Für Beurteilung des Futterwertes dieſer und der vorgenannten Rindviehnahrung mögen folgende Analyſen dienen: Es enthalten:

	Rankenklee	Mimoſe	Buffalogras
Feuchtigkeit	10,40 %	10,60 %	11,57 %
Rohfaſer	30,05	25,30	32,67
Mineralſtoffe (Aſche)	5,08	8,33	12,12
Protein	**15,63**	**20,00**	4,25
Fette	4,20	3,36	3,84
Stickſtoffs-Extrakt	34,64	32,41	35,55
	100,00 %	100,00 %	100,00 %

Weitere Angaben hierzu vergl. des Verfaſſers „Flora der Samoa-Inſeln (Englers Bot Jahrb. XXV. 5 p. 641.

(Fortſetzung folgt.)

Auf der Reiſe nach Saypan (Mariannen) Tagebuchblätter.[1])

Von Hans Schroeder.

21. Febr. 1902.

Geſtern ging ich in Neapel an Bord, nachdem ich Billet erhalten, um mich zunächſt zu überzeugen, daß alles genau mit meinem Gepäck ſtimmte. Zu meiner Freude war alles dort, ſogar wider Verhoffen die Patronen, welche dem Oberſteward von der Hamburg-Amerika Linie zugeſchickt ſind; wie das zugeht, weiß er auch nicht und ich erſt recht nicht.

Die „Stuttgart" lag nicht ſehr weit hinaus, und der kleine Dampfer des Lloyd brachte mich ſchnell an Bord. Sie iſt bedeutend kleiner, wie der „König" der D. O. A. L., aber nett eingerichtet. Natürlich hat es ſeine Schattenſeiten, 2. Klaſſe zu fahren, wenn jeder Platz beſetzt iſt. Vier Mann in einer ſo engen Kabine, daß dieſelbe voll iſt, wenn einer darin ſteht, und man muß die nach Innen zu öffnende Thür immer ſehr ſorgfältig aufmachen, ſonſt ſtößt man den etwa darin ſtehenden über den Haufen, was manchmal weh thun ſoll. Alles ſo voll Handgepäck, daß man ſich nicht umdrehen kann. Einer will leſen und Licht haben, der andere will ſchlafen und möchte es dunkel, der dritte iſt friſcher Luftmenſch und will Fenſter und Thür offen, der vierte ſchreit, das wäre ſein Tod. Einer ſchnarcht und der andere hat den Abſchied von Europa ſo ſtark begoſſen, daß er ſich ſchlecht befinden wird — Landſeekrankheit. — Einer geht um 9 Uhr zu Bett, der andere um 12, ſchnarcht womöglich noch und wieder einer wirft alle ſeine Gepäckſtücke auf den Boden umher und ſchimpft noch, wenn Leute darüber fallen — kurz, wenn man 16 Jahre in Afrika ſeine wunderſchöne ſelbſtherrliche Einſamkeit gehabt hat, gewöhnt man ſich nicht gleich daran. Außerdem habe ich noch Bett unten; etwas, was ich ſchon gar nicht leiden kann und ich ſchlief deshalb die Nacht im Rauchſalon. Heute morgen paſſierten wir den Stromboli, doch war kein Feuer zu ſehen, weil eine große Wolke darauf lagerte. Die Straße von Meſſina, ſehr ſchön beleuchtet von der durchbrechenden Sonne, machte ſich jetzt aber doch nicht ſo ſchön wie im Sommer. Wir hatten etwas Wind von vorn, der den Aufenhalt an Deck etwas kühl machte, aber ſchön war's doch. Das Schiff geht ruhig, dennoch annoncieren einige Herren Erwartung von Seekrankheit, ſie ſpielen Skat und einer macht eben den Witz: Wir ſpielen noch bis zum Erbrechen (Abbrechen); das kann ja bei Tiſch, wozu es eben geläutet, noch recht appetitlich werden. —

22. Februar 1902.

Der Wind hat bedeutend aufgefriſcht und es iſt herrlich an Deck, aber nicht jedermann's Sache, dort zu gehen, obgleich Laufſeile geſpannt ſind. Beim Diner geſtern Abend bat mein Nachbar, ein junger Holländer, um Erlaubnis, auf-

[1]) Nachdruck nur mit Genehmigung des Verfaſſers geſtattet.

zuſtehen. Ich gab ſie recht gerne und ermahnte ihn, doch recht ſchnell die Treppe hinauf zu gehen, damit ihm hier unten nichts paſſiere. Die Tiſchgeſellſchaft amüſierte ſich ſehr über dieſen freundlichen Rat, aber die meiſten von den lachenden Herrſchaften ſind heute beim Frühſtück nicht ſichtbar geweſen. Es traute ſich ſo recht niemand, ſpazieren zu gehen auf Deck, außer mir; man geht ungenierter, wenn man nicht alle fünf Schritt auszubiegen braucht. Neidiſche Blicke folgten mir, wie ich, die Hände in den Taſchen (bei dem Winde eine Renommierleiſtung), auf- und abſchritt. Die Leute wären wohl gerne auch ſo feeſeſt geweſen. Deſto größer war die Freude, wie bei einer mächtigen Welle das Schiff hinten untertauchte, viel Waſſer über Deck kam und ich plötzlich bis faſt an die Kniee in Waſſer ſtand. — Es iſt aber herrlich; trotz des ſtärkeren Windes kann man heute ohne Überzieher an Deck ſein und der ſprühende Seeſchaum ſpritzt einem ſalzig ins Geſicht. Ich fange wieder an, Geſchmack am Reiſen zu finden, was bis jetzt nicht ſehr der Fall!

Die Nacht verbrachte ich wieder im Rauchſalon und zwar meiſt frühſtückend; denn da von den geſtern Abend hingeſetzten Butterbröten kein Menſch aß, hatte ich die ganze Nacht hindurch Proviant und benutzte dies gründlich in den Zwiſchenpauſen, wenn ich aufwachte. Der Wind iſt noch nicht ſchwächer und es ſchreibt ſich ſchlecht.

Es ſind viele Holländer an Bord, die nach Sumatra, Java ꝛc. gehen, auch mehrere Damen, von denen heute aber keine ſichtbar — ſchade — es entgeht ihnen ein großes Vergnügen.

Heute Mittag recht wenig Leute bei Tiſch, es gab Curry zum Lunch, aber ich habe ihn ſelber ſchon beſſer gemacht. — Sonſt iſt Verpflegung ſehr gut und auch die Leute ſcheinen ganz umgänglich zu ſein. Heute liegen die meiſten zu Bett und der Wind macht noch gar keine Mine, abzuflauen. — Ein junges Miſſionspaar an Bord pflegte uns morgens und abends durch Hymnen zu erfreuen; heute wird's wohl nichts werden, denn ſie ſingen Beide lange Noten. Er kam Nachmittag an Deck, aber es bekam ihm ſchlecht, plötzlich ging's los und ſtatt, wie andere vernünftige Leute, über Bord zu halten, beſchmutzte er das Lauftau, was über Deck geſpannt war und das Deck ſelber auch noch. Dann zog er ſich mit Verluſt ſeines Hutes zurück. —

2. Klaſſe iſt hinten, 1. Mittſchiffs, dazwiſchen eine Strecke Hauptdeck, alſo niedriger gelegen. Auf demſelben verſchiedenes Schlachtvieh und die armen Tiere werden jämmerlich von den Wellen übergoſſen. Sie ſind jetzt etwas beſſer untergebracht, die Schafe im Veſtibule des Gepäckraums und wie ich mir Zigarren herausholte, kamen ſie hinein und waren nicht wieder hinauszukriegen. „De verdammten Zägen", fluchte der Packmeiſter; er muß wohl ein echtes Seekind ſein. — Das Rindvieh dachte jedenfalls heute morgen, ſie wären Seekühe geworden über Nacht. — Eben ſtoppt die Maſchine — was nun wohl los iſt?

23. Februar 1902.

Die Schotten ſollten geſchloſſen werden, wurde uns geſagt. Habe ſonſt allerdings noch nicht erlebt, daß dazu die Maſchine geſtoppt werden muß. Wir haben jetzt etwas ſüdlicheren Kurs und dadurch den Wind mehr von der Seite, was die Bewegung des Schiffes verſchlimmert. Gehen an Deck unmöglich, weil jede ſiebente Welle drüber weg geht. Im Gepäckraum wird wohl alles durcheinander gefallen ſein, wie wir das wieder auseinander kriegen, iſt ſchleierhaft.

Waſſer kommt permanent durch die Seitenthüren, welche nicht gut ſchließen, in die Gänge. Die Stewards haben nichts zu thun, wie auszuſchöpfen und fluchen dementſprechend.

24. Februar 1902.

Der Wind friſchte noch immer auf, bis wir abends glücklich bei Windſtärke 11 (heftiger Sturm) angelangt waren. Man konnte nicht mehr gehen und ſtehen, ohne ſich feſtzuhalten. Dabei kam immer Waſſer in Rauchſalon und Kabinen, daß man ausrutſchte. Ich flog, trotz meiner Seebeine, einmal häßlich gegen die Kante vom Sofa und fühle mein Knie noch. An Schreiben ꝛc. gar nicht zu denken; mich wundert nur, daß der Koch noch ſolch' gutes Diner fertig bekam. — Wärmer wird es entſchieden. Wir fahren jetzt ſüdlich von Kreta und werden wohl bald Sommerzeug herausholen müſſen. — Geſtern wäre es lebensgefährlich geweſen, in den Gepäckraum zu ſteigen, ſo wurden die Koffer durcheinander geworfen. — Mein Handgepäck in der Kabine wurde auch naß und ich benutzte heute mein Bett als Trockenplatz. Solch' Wetter gehört in ſolcher Ausdauer aber ſehr zu den Ausnahmen und man muß ſich etwaige Reiſepläne nicht durch einen kleinen Sturmbericht verderben laſſen. — Es ſcheint, als ob die Ladung etwas übergegangen war; jedenfalls hängt der Kaſten heute ganz ſchief. —

25. Februar 1902.

Günſtigſtenfalls können wir heute gegen Abend in Port Said eintreffen. Das Wetter iſt bedeutend ruhiger und die meiſten Paſſagiere, auch Damen, waren geſtern Nachmittag an Deck, obgleich die Dünung, und ſomit auch die Bewegungen des Schiffes ziemlich ſtark waren. Hauptunterhaltungsſtoff bietet den Herrſchaften, daß es bei dem Sturme wirklich geblitzt habe. — Heute iſt es ſchön, aber bedeckt, auch nicht zu warm. Hatten geſtern Abend Regen und Konzert der Kapelle. Beim „Paradiesvogel" konnte die Flöte immer nicht ordentlich mitkommen, muß auch ſchwere Partie ſein. Ich ſchreibe gewöhnlich des Morgens früh, weil man da am ungeſtörteſten. Heute wird nun wohl alles ſchreiben wollen und die Tiſche im Rauchſalon vollbeſetzt ſein. Es fahren verſchiedene Kommis für draußen mit. Diverſe Miſſionare mit und ohne Familie, ſogar ein junge Dame, die ſich in Neu-Guinea verheiraten will! Leiter von Plantagen und Fabriken, auch ein Ingenieur für die chineſiſche Eiſenbahn uſw. Ich habe noch niemand nach Namen und Art gefragt. Wir unterhalten uns unvorgeſtellt. — Ein Feldmeſſer, ganz junger Menſch, und ein Landwirt für die Neu-Guineakompagnie ſind auch vorhanden und ich werde näheres berichten können, wenn die Herrſchaften ſich erholt haben werden. Geſtern war ja Rekonvalescenztag.

Ich vergaß ganz zu berichten, daß wir auch gelinde Havarie hatten am 23. Es wurde die eine Treppe, welche vom Ober- zum Hauptdeck führt, weggeſchlagen und die Brücke, welche 1. und 2. Klaſſe-Promenadendeck verbindet, ſo beſchädigt, daß ſie unpaſſierbar. Wir konnten infolgedeſſen nach dem Diner keinen Kaffee bekommen, denn das Hauptdeck war nicht zu begehen; ſo kam die See über, gut, daß dies nicht eine Stunde früher paſſierte, ſonſt wäre das Diner wohl ausgefallen. Das arme Hornvieh, welches an Hauptdeck die Nacht hatte aushalten müſſen, mußte geſtern geſchlachtet werden, ſo war es mitgenommen. — Eine der Unterlagen (wie Sparren) für's Sonnenſegel wurde glatt durchgeſchlagen durch die See. Mich wundert nur, daß das Sonnenſegel nicht fortging. — Wunderſchön ſah es aber aus, wie der Giſcht ſpritzte und die Wellen herüberkamen. Die tief

dunkelblaue Färbung des Meeres, darin das helle Waſſer hinter der Schraube, alles mit Schaumflocken durchſetzt; aber wenn man es drei Tage genoſſen hat, weiß man doch, wie es ausſieht und kann ganz gut wieder ruhiges Wetter vertragen.

Nachmittags.

Das Wetter heute recht ſchön. Es wird allmählich wärmer, obgleich bedeckter Himmel und zur Abwechslung nördl. Wind. Heute Abend 9 Uhr ſollen wir ankommen in Port Said.

Das Meer wird grüner; das Zeichen der Nähe von Land. Sehen kann man letzteres natürlich noch nicht. Das ſüdliche Klima macht ſich auch geltend. Obgleich wir heute Nordwind und bedeckten Himmel haben, wird es merklich wärmer und ganz eifrige Leute holen ſich ſchon ihre weißen Anzüge heraus, welche wir wohl erſt zwei Tage nach Suez gebrauchen werden. —

Die Verpflegung iſt ſehr gut. Kaffee 6—8 Uhr, Frühſtück 8—9, um ½11 eine Taſſe Bouillon mit Butterbrot, ½1 Lunch, 4 Kaffee, 6 Diner, ½9 Butterbrot, alſo aus dem Futtern kommt man garnicht heraus; na, das iſt man ja an Bord gewöhnt. —

Sehr angenehm iſt, daß man heute wenigſtens vernünftig ſeinen Dauerlauf an Deck machen kann; ich begreife die Leute nicht, die immerwährend in ihren Stuben ſitzen. Gewöhnlich ſchreibe ich Morgens früh, weil ich da am ungeſtörteſten. Nach dem Frühſtück wird ſpaniſch ſtudiert — ich bin ſchon bei der Steigerung der Eigenſchaftswörter — dann gegangen bis Lunch, nach Lunch wieder ſpaniſch und am Nachmittage noch ein gehöriger Dauerlauf. Bis jetzt war's ja noch immer zu luſtig, abends an Deck zu ſitzen, und waren wir im Rauchſalon, wo ich gleich die Nacht blieb; das Deckſitzen wird jetzt wohl losgehen.

2. März 1902.

Gleich nach 12 Uhr am 26. v. M. ging es von Port Said ab in den Kanal hinein. Da das Schiff Kohlen einnahm und auch nahe am Quai lag, ſo gingen faſt alle Paſſagiere an Land. Mir ſchloſſen ſich noch 10 Herren an und zu elfen ſtürmten wir zunächſt ein beſſeres Café und begannen Anſichtspoſtkarten zu ſchreiben, welche uns von den Straßenhändlern maſſenhaft, wenn auch nicht in all zu ſchönen und jedenfalls nichts weniger wie reinen Exemplaren zur Verfügung geſtellt wurden. — Die Herren ſchienen zu glauben, daß Bädeker der reine Waiſenknabe gegen mich ſei und ſo ehrend dies Vertrauen auch war, ſo zog ich es doch vor, zunächſt einen Vertrauen erweckenden Dragoman zu engagieren. Ich fand auch bald einen biederen Türken, welcher ganz leidlich deutſch ſprach und verhältnismäßig anſtändig ausſah. Er hielt uns die allzu aufdringlichen Händler vom Leibe, führte uns in Geſchäfte, wo man noch zu ergänzende Sachen billig einkaufen konnte, was verſchiedene benutzten, ließ uns den berühmten Bauchtanz vorführen, ohne den es in Ägypten nun mal nicht zu gehen ſcheint und führte uns zum Schluß noch in ein recht gutes Variété-Theater, ſo daß die drei Stunden ſchnell vergingen. Auch ſorgte er dafür, daß die Karten richtig in die „Poſtkiſte" kämen, warnte uns vor der berüchtigten Spielhölle und betrug ſich durchaus als Biedermann, was gut gegen die Aufdringlichkeit und Unverſchämtheit der italieniſchen Fremdenführer abſtach. —

Es wäre allerdings netter geweſen, die Stadt mit ihrem echt orientaliſchen Leben bei Tage zu ſehen, aber man mußte ſich eben begnügen. In Suez kamen

wir auch ſpät abends an, nach 20ſtündiger Kanalfahrt, und ſahen nichts. — Bei dem kurzen Aufenthalte dort geht man eigentlich nie an Land. — Im Kanal war es ſehr kühl und alles noch in europäiſcher Kleidung. Wir mußten 6 Schiffe vorbeilaſſen, alſo verhältnismäßig nicht zu viel Aufenthalt.

Das Leben und Treiben an den Ufern im ſüdlichen Teile des Kanals intereſſiert einem immer auf's Neue. Bei einer Kameelherde ſah ich ein Füllen ſaugen, was mir in meiner Praxis bei Pferden und Kameelen noch nicht vorgekommen.

Den am Ufer entlang laufenden Fellachen wurden allerhand Gegenſtände ins Waſſer geworfen, um ſie zum Schwimmen zu veranlaſſen, was ſie denn auch in puris naturalibus thaten. Wieder ans Ufer gekommen, hielten ſie es in Erwartung noch anderer kommender Dinge für überflüſſig, ſich wieder anzuziehen, und liefen nackend mit dem nur halbe Fahrt gehenden Dampfer her, was natürlich unter den noch ganz europäiſchen Reiſenden großes Intereſſe hervorrief. Es iſt jetzt ein Kabel von Kairo nach Jaffa gelegt, welches ich bei früheren Reiſen nicht bemerkt hatte.

Ismailia am Bitterſee ſah, wie immer, reizend aus, auch die Bahn, welche am Kanal meiſt entlang geht, erweckte lebhaftes Intereſſe. Verſchiedene große Baggermaſchinen arbeiteten und ſpieen durch lange Röhren den herausgeholten Schlamm weit ans Ufer. Viel ſcheint in letzter Zeit hier für die Befeſtigung der Seiten gethan zu ſein; früher ſah man noch nicht ſo lange durchweg aufgemauerte Strecken; aber das Mauerwerk iſt permanent reparaturbedürftig, es ſtürzt in dem loſen Untergrunde.

Im Roten Meere war es ſo kühl, wie ich es noch nie getroffen, da ich es ja immer Auguſt und September bereiſt hatte. Erſt vorgeſtern habe ich mein weißes Zeug hervorgeholt, und eingefleiſchte Europäer haben bis jetzt noch immer weiße Kragen getragen.

Trotz der Kühle ſcheint das Rote Meer auch diesmal die Vergnügungsſucht aufzuſtacheln. Wir wurden von der 1. Klaſſe aufgefordert, einen Vergnügungsausſchuß zu bilden für ein hinter Aden zu begehendes Feſt. Mich und einen anderen Herrn traf die Ehre, dieſen undankbaren Poſten zu übernehmen, und nun wenden wir unſere ganze Liebenswürdigkeit auf, um milde Mitwirkung für das abzuhaltende Konzert zu erlangen. Schon haben wir einen Künſtler, der ein hübſches Programm entwirft; es ſteht zwar noch nichts darauf, aber die Randzeichnung iſt einfach klaſſiſch. Natürlich ſoll für gute Zwecke, ausnahmsweiſe mal nicht für die Boern, dabei geſammelt werden.

Daß es doch heiß iſt, merkt man im Bade- und Gepäckraum. Beide liegen nahe der Maſchine. Ich packte neulich meine Koffer um, und, da von einem das Schloß ab, vermißte ich diverſe Sachen, auch recht angenehm.

Heute hielten die Miſſionare zweimal Kirche ab — einmal engliſch, einmal deutſch

Geſtern Abend hatten wir Herren einen gemütlichen Bierabend mit Geſang im Rauchzimmer, und, obgleich wir alten Tropenleute den Neulingen ſtets eingetrichtert hatten, in dieſen Gegenden möglichſt wenig zu trinken, gingen wir doch hierbei mit gutem Beiſpiel voran. Jedenfalls amüſierte ſich alles königlich, und die Damen belagerten die Fenſter; wenn der Geſang gar zu mehrſtimmig wurde, wurde ſogar applaudiert, dazu noch Konzert der Schiffskapelle; man legt im Roten Meer eben anderen Maßſtab an muſikaliſche und andere Genüſſe.

Digitized by Google

4. März 1902.

In Aden kamen wir nicht an Land.

Das originelle Tauchen nach Münzen der Somalis in Aden ist verboten, seit neulich ein Junge vom Haifisch geholt ist. Boote kamen mit sehr schönen Gehörnen und anderen Kuriositäten. Es scheint, als ob diese Sachen hier aber in letzter Zeit teurer geworden. Die vorbeifahrenden Truppentransporte haben die Preise etwas verdorben — schade.

Für das Fest, welches heute Abend stattfinden soll, hatte ich einen kühnen Akkordzitherspieler gekeilt, aber nach einigen vergeblichen Proben wurde doch einstimmig beschlossen, die Wimmerkommode nicht in Betrieb zu setzen, was den Spieler recht schmerzlich berührte — so hat man auch auf dem indischen Ozean seine Leiden und Freuden.

Das Wetter andauernd schön, Wind von vorne, so leicht, daß kaum Bewegung im Meer.

5. März 1902.

Gestern bekamen wir im Golf von Aden die Nordseite der Halbinsel, welche ins Kap Guardafui ausläuft, schön in Sicht. Das Kap hatte ich ja auf allen meinen Reisen gesehen, aber mit mehr NS. resp. SN. Kurs. Gestern fuhren wir also nahe der Nordküste eine ganze Strecke entlang und war es mir interessant, zu beobachten, daß einige ganz gut gebaute, allerdings kleine Ansiedlungen oder Stationen sich nahe der Küste befinden. Das bergige Binnenland scheint stark mit Gras und Mimosenbusch bewachsen zu sein, auch waren vielleicht die Riesenaloen vorhanden. Dazwischen trat graues Gestein zu Tage. Etwas Aehnlichkeit mit Limbombo.

Am Abend kamen wir südl. von Sokotra vorbei, sahen nur die Leuchtfeuer Großer Bär und südl. Kreuz jetzt zusammen sichtbar.

8. März 1902.

Wir kommen jetzt in die Regengegend und hatten heute einige flotte Schauer von kurzer Dauer. Sonst verläuft Fahrt recht ruhig. Noch niemand wieder seekrank. — Sports werden gleich nach Colombo abgehalten und ich habe leider das undankbare Amt eines Preisrichters nicht abschlagen können. — Allerdings gelang es mir, mich aus dem Vorbereitungskomité zu schlängeln, da ich mit der Redaktion der noch vor Colombo erscheinenden „Seeschlange" genügend zu thun habe, deshalb auch etwas weniger Tagebuch in letzter Zeit. Temperatur hier sehr angenehm. Wollen versuchen, in Colombo, wo wir Montag den 10. ankommen, das Lager der gefangenen Buren zu besichtigen. Photographieren darf man dort nicht! Den Sinai und Cap Guardafui hätte ich gern photographisch aufgenommen, aber beide Male schien die Sonne vom Objekt her in den Apparat, so daß es doch nichts geworden wäre — 'na vielleicht auf der Heimreise.

11. März 1902.

Gestern glücklich vormittags in Colombo angekommen. — Ein wunderschöner Ort, schön gebaut und gute Straßen, wie man es sonst unter den Tropen nicht so sieht. — Die Einfahrt ist imposant. Es war schönes Wetter, aber doch nicht so klar, daß wir die Berge im Innern sehen konnten. Die Palmen- und anderen Baumbestände an der Küste großartig. Der Hafen durch eine riesige Mole geschützt, welche weit ins Meer hinein so breit angelegt ist, daß ein bequemer mit Quadern gelegter Spaziergang gebildet wird. — Wir passierten im

Hafen zunächſt ein ruſſiſches großes Kriegsſchiff und begrüßten dasſelbe mit ſeiner Nationalhymne, wozu ſämtliche ruſſiſche Offiziere und Mannſchaften die Häupter entblößten, bis wir vorübergefahren, ſodann ein großer Meſſagerie-Maritime-Dampfer, welchem zu Ehren die Marſeilleiſe geſpielt wurde. — Die Franzoſen klatſchten laut Bravo und begrüßten uns lebhaft, dasſelbe wiederholte ſich am Abend bei der Ausfahrt. — Ein großer japaniſcher Dampfer, Linie Yokohama—London, kam um ſeine Nationalhymne, weil der dem Meſſageriedampfer gegenüberlag und wir beim Durchfahren nur einen natürlich anblaſen konnten. —

Das beliebte Tauchen nach Geld iſt hier noch im Schwunge und die langhaarigen, dunkelhäutigen Bengels ſind ſehr geſchickt darin. — Sie haben 3 Baumſtämme zum Boot zuſammengebunden, der mittlere etwas tiefer, und das Ruder beſteht einfach aus einem aufgeklobten Bambus. —

Ich ging mit dem verantwortlichen Redakteur der „Seeſchlange" und Ingenieur Fiſcher an Land. Erſterer wußte gut Beſcheid und führte uns in den z. T. wirklich ſehenswerten und eleganten Hôtels und Theehäuſern herum. — Natürlich erſt zur Poſt, wo die nötigen Anſichtspoſtkarten erſtanden wurden. — Ich allein ſchickte 20 ab und noch 2 Streifbänder mit eingedruckter Marke mit Speiſezetteln, damit man zu Hauſe ſieht, wie gut wir gefüttert werden und auch die ſeltenen Streifbänder aus Ceylon, welche ich ſo gelegt habe, daß ſie unzerſchnitten abgenommen werden können, erhält. — Am meiſten Spaß machte es mir, in dem bunten, lebhaften Straßenleben verſchiedentlich deutſch von ungefälſchten Eingeborenen angeredet zu werden; ſie waren damals mit Hagenbecks Singhaleſentruppe in Berlin geweſen. Etwas deutſch wird in den meiſten Läden verſtanden und deutſches Geld gerne genommen. Die Zeiten haben ſich geändert, ſeit ich 85 das erſte Mal ausfuhr; ich glaube, ich habe vergeſſen zu erwähnen, daß uns in Portſaid 3 Mietsеſel zum Reiten mit der beſonderen Empfehlung angeboten wurden: Sie heißen Meyer, Müller, Schulze, dies von Vollblutſellachen! Ja, die Kultur ſchreitet im Sturmſchritt durch die Länder. —

Wir ſahen im Hôtel, wo wir nach dem Durchwandern der Straßen und Beſehen der Läden uns erfriſchten, einen der berühmten Zauberkünſtler. Nach einigen gelungenen kleineren Produktionen machte er das weltberühmte Kunſtſtück, aus einem Kern einen Mangobaum hervorwachſen zu laſſen. Es ſind ſolchen Leuten ſchon hohe Summen für die Ueberlaſſung des Geheimniſſes dieſes Kunſtſtücks geboten, aber ſie verraten nichts. — Der Kern wird in die Erde geſteckt, begoſſen und mit einem Tuche bedeckt, dann die aus Calabaſſe gefertigte Flöte geblaſen; nach Wegnahme des Tuches hat der Kern einen Zoll langen Trieb gemacht. Wieder bedeckt und geflötet, wobei das Tuch etwas hoch gehalten wird, auf der vom Zuſchauer abgewendeten Seite und nach Enthüllung ſteht ein ca. 50 cm hoher Mangobaum mit vollſtändigen Blättern (von welchen ich ſogar eins mitgenommen) da. Er wird herausgenommen und gezeigt, er kommt wirklich zum Kerne heraus, welcher auch eine Wurzel getrieben. Derſelbe Künſtler beſaß auch verſchiedene zahme Cobras und ein Ichneumon. Dieſe mußten ſich gegenſeitig beißen und das Ichneumon hatte große Furcht vor der Schlange; wenn dieſe dann in ihren Korb zurückgeſchickt wurde, ſprang es wütend zu und biß ſie in den Schwanz, ſo daß das arme Tier ſchleunigſt ganz hineinkroch. — Den richtigen Schlangentanz habe ich nicht geſehen, weil ich zu Anfang der Vorſtellung noch nicht da war. —

(Fortſetzung folgt).

Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

II.

a. Die Rechte.

1. Die Verfügungsmacht des Einzelnen findet eine Grenze an der Rechtsordnung, welche der allgemeine Wille schafft. An der Bildung dieses allgemeinen Willens ist der Einzelne unter gewissen Voraussetzungen beteiligt, und zwar als Rechtspersönlichkeit und als Staatsgenosse. Soweit der allgemeine Wille ihn bindet, ist er nicht berechtigt, sondern verpflichtet; soweit seine Verfügungsmacht unbeschränkt ist, ist er Rechtspersönlichkeit, die einen rechtlichen Anspruch darauf hat, daß diese ihre Verfügungsmacht nicht ohne den allgemeinen Willen, weder in einzelnen Fällen noch grundsätzlich, beschränkt werde. „Der einzelne Staatsgenosse als Persönlichkeit hat daher einen Anspruch auf Aufhebung aller die Freiheit verletzenden staatlichen Verfügungen“ [1]).

2. Die Verfügungsmacht des einzelnen Staatsgenossen wird aber vom allgemeinen Willen nicht nur beschränkt, sondern auch zu positiven Leistungen an den Staat gezwungen; diese Leistungen sind zum Nutzen der Allgemeinheit bestimmt, und aus ihnen werden staatliche Einrichtungen geschaffen. Die Benutzung derselben ist unter bestimmten Voraussetzungen, welche ihrem Zweck entsprechen, gewährleistet.

Hieraus ergeben sich für den einzelnen Staatsgenossen Ansprüche auf positive Leistungen des Staates im Interesse des Einzelnen [2]).

3. Als Mitglied des Staates wirkt unter gesetzlich bestimmten Voraussetzungen [3]) jeder einzelne Staatsangehörige an der Bildung des allgemeinen Willens mit, und zwar in gesetzlich bestimmter Ordnung. Er erhält dadurch den Anspruch, zur Ausübung staatlicher Thätigkeit zugelassen, als Träger einer Organstellung anerkannt zu werden [4]). Dieser Anspruch verbürgt ihm, daß sein Wille bei der Bildung des allgemeinen Willens mitwirkt.

Unter diese drei Arten von Rechten, welche aus dem Zustande der Staatsangehörigkeit folgen, lassen sich alle die von den einzelnen Staatsrechtslehrern besonders aufgeführten Grundrechte oder politischen Rechte unterordnen; ihre Aufzählung würde den Rahmen dieser Betrachtung überschreiten [5]).

---

[1]) Jellinek S. 379.

[2]) Derselbe, a. a. O., hebt den Anspruch auf Verwaltungsthätigkeit und Gewährung des Rechtsschutzes hervor. Siehe auch GVG. § 16.

[3]) wie Stand, Alter, Geschlecht, Bildung u. s. w.

[4]) Jellinek S. 381.

[5]) Siehe Arndt, PrVU. S. 49; derselbe, Staatsrecht, S. 48; v. Rönne, Staatsrecht I S. 96; Laband I S. 138 Anm 2; Zorn I S. 272 f.

b. Die Pflichten.

Die Staatsgewalt findet ihre Grenze in dem Recht, dem allgemeinen Willen der Gesamtheit der Staatsgenossen. Der allgemeine Wille bestimmt in gesetzmäßig geregelter Ordnung, wie weit die Grenzen der Wirksamkeit der Staatsgewalt reichen. Innerhalb dieser Grenzen, die je nachdem enger und weiter gezogen sein können, unterliegt der einzelne Staatsangehörige unbedingt der Herrschergewalt des Staates.

1. Der unumschränkten Herrschaft der Staatsgewalt unterliegen grundsätzlich alle diejenigen, welche nicht Staatsgenossen sind; so die Fremden, die Unterthanen[1]), und diejenigen, welche keine Staatsangehörigkeit besitzen. Ihnen gegenüber giebt es für die Staatsgewalt keine rechtlichen Grenzen; solche werden indes durch völkerrechtliche Vereinbarungen und kulturelle Anschauungen geschaffen, die man aber nicht als rechtliche Grenzen bezeichnen kann.

2. Den Staatsgenossen gegenüber ist jedoch die Staatsgewalt durch den allgemeinen Willen begrenzt. Innerhalb dieser Grenzen entspringen aus der Mitgliedschaft am Staate gewisse Pflichten, deren Erfüllung nicht nur ein Leisten an den Staat, sondern auch ein Handeln für den Staat in sich schließt: Die öffentliche Dienstpflicht[2]) und die öffentliche Leistungspflicht. Diese beiden Pflichten zu Diensten und zu Leistungen umfaßt die Gehorsamspflicht, welche auch zu einem Unterlassen zwingt[3]).

Daneben besteht für den Staatsangehörigen auch die Pflicht zur Treue[3]); sie enthält die Rechtspflicht zur Unterlassung von Handlungen, welche auf die Beschädigung des Staates abzielen[4]).

§ 3.

Die staatsrechtliche Natur der Staatsangehörigkeit im deutschen Rechte.

Aus dem Selbstbestimmungsrechte der Staaten ergiebt sich, daß jeder Staat die Bedingungen der Erwerbung und des Verlustes der Staatsangehörigkeit für seine Angehörigen selbständig und unabhängig vom Willen fremder Staaten regelt[5]). Dieses Selbstbestimmungsrecht ist eine Folge der Souveränität, welche sich als höchste Rechtsmacht darstellt, über der keine andere steht[6]). Ein Widerspruch der Interessen verschiedener Staaten, welcher durch dauernden Aufenthalt eines fremden Staatsangehörigen im Staatsgebiet hinsichtlich seiner öffentlichrechtlichen Dienste und Leistungen hervorgerufen werden könnte, wird jedoch in der Regel durch Staatsverträge beseitigt[7]).

Der Inhalt der Staatsangehörigkeit, nämlich die in ihr enthaltenen Rechte und Pflichten der Staatsangehörigen, werden durch die Verfassung und die Gesetze des Staates bestimmt[8]).

---

[1]) im Sinne von § 2 IV 1 b; s. Heft 4 S. 127.
[2]) Jellinek S. 384.
[3]) Laband I S. 128; Zorn I S. 272.
[4]) Laband I S. 128, 130 ff.
[5]) Rivier S. 187.
[6]) Laband I S. 53.
[7]) NG. vom 1. 6. 1870 § 21 Abs. 3.
[8]) RV. Art. 3, 4 Nr. 1; PrVR. Art. 3.

Die Macht der geſchichtlichen Thatſachen und die Anſchauungen über den Staatsbegriff, welche die geſchichtliche Entwickelung des Staatsvolkes beſtimmen, ſind jedoch von entſcheidender Bedeutung für den Begriff der Staatsangehörigkeit und die in ihr enthaltenen Rechte und Pflichten. Man braucht in der Geſchichte des deutſchen Staatsrechts nicht allzu weit zurückzugreifen, um zu ſehen, daß der Inhalt des Rechtes der Staatsangehörigkeit einem ſteten Wechſel unterworfen war und bis in die jüngſte Zeit hinein eine ſtete Umbildung erfahren hat.

§ 4.

Der Einfluß kultureller und wirtſchaftlicher Momente.

Von weſentlichem Einfluß auf die rechtliche Ausgeſtaltung des Begriffs der Staatsangehörigkeit ſind kulturelle und wirtſchaftliche Momente geworden. Der ſatzungsmäßige Wille der Allgemeinheit ſchafft, wie eingangs ſchon hervorgehoben iſt, das Recht, und zwar unter Berückſichtigung der geiſtigen Strömungen und der wirtſchaftlichen Bedürfniſſe der Zeit.

1. Der Wille des Menſchen wird von ſeiner Auffaſſung des Weſens der Dinge beherrſcht; der Bethätigung des Willens liegt daher die jeweilige Erkenntnis des Weſens der Dinge zu Grunde. Insbeſondere iſt die Bethätigung des politiſchen Willens ſtets abhängig geweſen von der Auffaſſung der Willensträger über das Weſen des Staates und ihr Verhältnis zu demſelben.

Nach den um die Mitte des 18. Jahrhunderts geltenden Anſchauungen war aber die Zugehörigkeit zum Staate ein dauerndes Band[1]). Die Perſonalhoheit des Staates folgte dem zeitweilig außer Landes Gehenden überallhin nach. Auswanderung war teilweiſe verboten, teilweiſe durch die läſtigſten Bedingungen erſchwert[2]). Wo ſie jedoch ſtattfand, waren Aus- und Einwanderung gleichbedeutend mit Aus- und Einbürgerung.

Der Wille des Einzelnen konnte jedoch auf die Geſtaltung und Feſtſtellung ſeiner ſtaatlichen Angehörigkeit erſt dann wirkſamen Einfluß nehmen, „als die oben gekennzeichnete patrimoniale Anſchauung überwunden und die Erkenntnis aufgekommen war, daß der Staatsbegriff das freiwillige Gebundenſein der Glieder des Staatsvolkes an das Staatsgebiet enthalte[3]). Erſt ſo entſtand der Begriff des Staatsbürgers, ein Begriff, dem derjenige des Rechtsſtaates ſeine Entſtehung verdankt[4]). Die Anſicht von der Unzertrennbarkeit des Unterthanenverbandes war unter dem Einfluß der rationellen Staatstheorien[5]) geſchwunden, welche gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich aufkamen und eine gänzliche Umwandelung der Anſchauungen über das Weſen des Staates herbeiführten. Die Ausbildung des ſtaats- und völkerrechtlichen Grundſatzes der Wanderfreiheit, der internationalen Freizügigkeit . . . . . gelangte etwa auf dem Wiener Kongreß in dem Zeitpunkt der Verfaſſungsredaktionen zu einem formellen Abſchluß[6]). „Das

[1]) v. Martens II S. 171. Bis zum Jahre 1870 beſtand im engliſchen common law der Grundſatz „once a subject, — always a subject."

[2]) a. a. O. II S. 168 ff.

[3]) Störk S. 10.

[4]) v. Rönne I S. 95.

[5]) Jean Jacques Rousseau, le contrat social; Fichte, der Bürgervertrag.

[6]) Störk S. 9.

zwiſchen dem Einzelnen und dem zu ſeiner wirtſchaftlichen Grundlage dienenden Staatsgebiete beſtehende Verhältnis war für ein in ſeiner Dauer auch vom Einzelwillen beeinflußtes erkannt und damit ſeiner früheren Unauflöslichkeit und Unfreiheit entkleidet"[1]). Indeſſen bildete das zu Anfang des 19. Jahrhunderts aufkommende Legitimitätsprinzip, welches die rechtmäßig erlangte Herrſchergewalt für unveränderlich erklärte, eine Schranke, vor der das ausſchließliche Selbſtbeſtimmungsrecht des Einzelnen über ſein Verhältnis zum Staate Halt machte. In der Folgezeit wurde dieſes Selbſtbeſtimmungsrecht des Einzelnen in weſentlichen Beziehungen zu Gunſten der ſtaatlichen Intereſſen erheblich eingeſchränkt, ſodaß auch heute noch von einer völligen Freiheit des Einzelnen, ſeine Staatsangehörigkeit beliebig zu wählen, nicht geſprochen werden kann[2]). Gleichwohl aber wurde dem Einzelwillen ein beſtimmter Einfluß auf die Geſtaltung ſeines Verhältniſſes zum Staate eingeräumt. Und zwar ermöglichte dieſen Einfluß die Anteilnahme des Volkes an der Geſetzgebung, welche in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den meiſten deutſchen Staaten verfaſſungsmäßig gewährleiſtet wurde.

2. Hauptſächlich ſind es nunmehr die Bedürfniſſe des wirtſchaftlichen Lebens geweſen, welche eine freiheitlichere Ausgeſtaltung des Begriffes der Staatsangehörigkeit herbeigeführt haben.

Die rechtliche Gebundenheit des Einzelnen an den Staat und die rechtlichen Beſchränkungen der Fremden wurden je mehr als läſtige Feſſel empfunden, je umfangreicher der wechſelſeitige Austauſch der geiſtigen und materiellen Güter zwiſchen den Angehörigen der einzelnen Staaten ſich geſtaltete, je ſchneller der raſtlos ſchaffende Menſchengeiſt durch die neuzeitlichen Verkehrsmittel entfernte Länder einander nahe brachte, je inniger die geiſtigen und wirtſchaftlichen Wechſelbeziehungen der Völker wurden.

Zunächſt hatte daher die deutſche Bundesakte[3]) Maßnahmen der verbündeten Regierungen zu Gunſten des Handels und Verkehrs ſowie der Schifffahrt in Ausſicht genommen, welche nicht ohne Einfluß auf die Beziehungen der Angehörigen des einen Staates zu den andern Bundesgliedern bleiben konnten. Insbeſondere aber wurden den Unterthanen der deutſchen Bundesſtaaten folgende Rechte zugeſichert:[4]).

„a. Grundeigentum außerhalb des Staates, den ſie bewohnen, zu erwerben und zu beſitzen, ohne deshalb in dem fremden Staate mehreren Abgaben und Laſten unterworfen zu ſein, als deſſen eigene Unterthanen.

b. Die Befugnis

1tens des freien Wegziehens aus einem deutſchen Bundesſtaat in den andern, der erweislich ſie zu Unterthanen machen will, auch

2tens in Zivil- und Militärdienſte desſelben zu treten, beides jedoch nur inſofern keine Verbindlichkeit zu Militärdienſten gegen das bisherige Vaterland im Wege ſtehe; und damit wegen der dermalen vorwaltenden Verſchiedenheit der geſetzlichen Vorſchriften über Militärpflichtigkeit hierunter nicht ein ungleichartiges für einzelne Bundesſtaaten nachteiliges Verhältnis entſtehen möge, ſo wird bei der Bundesverſamm-

---

[1]) Störk S. 10.

[2]) RG. von 1. 6. 1870 §§ 15, 17, 22.

[3]) Bundesakte vom 8. Juni 1815 Art. XIX bei Binding, Staatsgrundgeſetze S. 32.

[4]) ebenda, Art. XVIII.

lung die Einführung möglichſt gleichförmiger Grundſätze über dieſen Gegenſtand in Beratung genommen werden.

c. Die Freiheit von aller Nachſteuer (ius detractus, gabella emigrationis) inſofern das Vermögen in einen andern deutſchen Bundesſtaat übergeht und mit dieſem nicht beſondere Verhältniſſe durch Freizügigkeitsverträge beſtehen.

d. Die Bundesverſammlung wird ſich bei ihrer erſten Zuſammenkunft mit Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck beſchäftigen."

Die Gemeinſamkeit der wirtſchaftlichen Intereſſen, welche die Angehörigen der im Bunde vereinigten Einzelſtaaten mit einander verband, hat ſodann auf der Grundlage dieſer Artikel der Bundesakte eine Übereinſtimmung des dieſe wirtſchaftlichen Intereſſen regelnden Rechts in weſentlichen Beziehungen herbeigeführt. Das Ergebnis dieſer Entwicklung läßt ſich kurz dahin zuſammenfaſſen.

Der Grundſatz, daß die Aus- und Einwanderung aus dem einen Staat in den anderen gleichbedeutend iſt mit der Aus- und Einbürgerung, iſt aufgegeben. Die Auswanderung, der Wechſel des Staatsgebietes, iſt möglich ohne den Verluſt des Staatsbürgerrechtes, und die Einwanderung zwingt nicht mehr zur Annahme der Angehörigkeit des Aufenthaltsſtaates. Letzterer darf den Fremden an der Erfüllung der Treu- und Gehorſamspflicht ſeinem Heimatsſtaate gegenüber nicht mehr hindern; die Gebietshoheit des Aufenthaltsſtaates beſchränkt jedoch die Perſonalhoheit des Heimatsſtaates. „Die Auszugs-, Abſchoß- und Abfahrtsgelder waren vertrags- und verfaſſungsmäßig aufgehoben, und die nationale Freizügigkeit wurde durch Staatsverträge und durch die Geſetzgebung der einzelnen Staaten gewährleiſtet"[1]). So war dem Einzelnen eine größere Beweglichkeit zur Ausübung ſeiner wirtſchaftlichen Thätigkeit eingeräumt.

Hieraus folgte das Beſtreben, dieſe teilweiſe Rechtseinheit der deutſchen Einzelſtaaten wegen der damit verbundenen wirtſchaftlichen Vorteile zu erhalten und weiter auszubauen, und dieſes Beſtreben konnte am eheſten verwirklicht werden, wenn die wirtſchaftliche und rechtliche Einheit des Bundesvolkes als Summe der Angehörigen der Einzelſtaaten gewährleiſtet wurde, und dieſes in politiſcher Beziehung einen Einfluß auf die Geſetzgebung zur Regelung ſeiner wirtſchaftlichen Intereſſen gewann. Vorbereitet wurde dieſes Ziel durch die Geſetzgebung der einzelnen Staaten des Deutſchen Bundes, welche ihren Angehörigen die im Artikel XVIII der Bundesakte zugeſicherten Rechte gewährten; die Gründung des deutſchen Zollvereins iſt ein weiterer Schritt auf dem Wege zu der erſtrebten wirtſchaftlichen und rechtlichen Einheit der Angehörigen der deutſchen Staaten geweſen. Endgültig gewährleiſtet wurde die wirtſchaftliche Freiheit und zugleich die rechtliche Einheit des Bundesvolkes innerhalb des Bundesgebietes durch die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes und die Reichsverfaſſung.

Unleugbar haben ſonach die Bedürfniſſe des wirtſchaftlichen Lebens einen beträchtlichen Einfluß auf den Zuſammenſchluß des deutſchen Volkes zu einer Rechtseinheit und damit auch auf die Entwicklung des Begriffes der Staatsan-

[1]) Störk S. 11.

gehörigkeit, wie er bisher in den einzelnen deutschen Staaten bestand, insbesondere aber auf den Inhalt des Staatsbürgerrechts ausgeübt.

Die freiere Auffassung des Begriffes der Staatsangehörigkeit wirkte aber auch in weiterer Folge auf das Verhältnis der Staatsangehörigen zum Auslande zurück. Da man die Notwendigkeit der nationalen Freizügigkeit erkannt und sie durchgesetzt hatte, hielt man die Zeit für gekommen, auch die internationale Freizügigkeit zu verwirklichen, ohne zu bedenken, daß die Voraussetzungen dazu weder in wirtschaftlicher noch in politischer noch in kultureller Beziehung die gleichen sind.

§ 5.

Der Einfluß der geschichtlichen Entwickelung

Im Rahmen dieser kulturellen und wirtschaftlichen Einflüsse hat sich nun die rechtsgeschichtliche Entwickelung des Begriffes der Staatsangehörigkeit vollzogen[1]).

Einen tiefgehenden Einfluß auf die Gestaltung der staatsrechtlichen Natur der Staatsangehörigkeit im jetzt geltenden deutschen Rechte hat die geschichtliche Entwickelung des deutschen Reiches von einer Reihe selbständiger Territorialstaaten zu einem Staatenbunde und endlich zu einem Bundesstaate ausgeübt.

1. Gegen das Ende des alten deutschen Kaiserreiches fanden sich innerhalb des verfassungsmäßigen deutschen Reichsgebietes eine Reihe selbständiger Territorialstaaten, deren Selbständigkeit thatsächlich schon längst anerkannt war, in formell rechtlicher Hinsicht jedoch erst durch die am 6. August 1806 erfolgte Niederlegung der Kaiserwürde des letzten deutschen Kaisers aus dem Hause Habsburg unanfechtbar begründet wurde. „Damit war auch der Hauptinhalt des deutschen Reichsbürgerrechts, der reichsgerichtliche Schutz, verloren“[2]). Das rechtliche Verhältnis der Angehörigen der Einzelstaaten zum Reiche wurde aufgelöst, und es bestanden nur noch rechtliche Beziehungen der Angehörigen zu ihren Staaten.

2. „Bei der Gründung des deutschen Bundes beabsichtigte man nun, den Rechten der deutschen Unterthanen den Schutz des Bundes gegen willkürliche Verletzung zu gewähren“[3]). Indes sicherte die Bundesakte den Angehörigen der Einzelstaaten nur die im Artikel XVIII aufgeführten Rechte zu. „Diese Bestimmungen hat man als Bundesindigenat bezeichnet; aber es fehlte zu diesem Begriff der notwendigste Inhalt des Bundesbürgerrechts und die Anerkennung seiner praktischen Bedeutung insofern, als der Unterthan eines deutschen Bundesstaats in einem andern deutschen Bundesstaate nicht anders behandelt wurde als ein außerdeutscher Ausländer“[4]). Der Bund hatte keine Staatsangehörigen[5]). Vielmehr standen die Bewohner des Bundesgebietes nur in rechtlichen Beziehungen zu ihren einzelnen Regierungen. Es gab sogar einzelne Staaten, wie Preußen und Österreich, Dänemark und die Niederlande, welche nur mit einem Teil ihres Gebietes dem Bunde angehörten[6]). Dies war völlig bedeutungslos für das Rechtsverhältnis der Bewohner der außerhalb des Bundesgebiets belegenen Teile

---

[1]) Jellinek S. 675.
[2]) von Rönne I S. 96 f.
[3]) ebenda S. 97.
[4]) a. a. O.; Geffken S. 34.
[5]) Klüber § 184 Note 6.
[6]) B.A. Art. I bei Binding, Staatsgrundgesetze S. 23.

dieſer Staaten zu ihren Regierungen. Die Angehörigen der Staaten des Deutſchen Bundes gehörten daher nur ihrem Einzelſtaat an[1]), und die Angehörigkeit zum Geſamtſtaate, dem Deutſchen Bunde, war kein unmittelbares ſelbſtändiges Rechtsverhältnis, aus dem ſich irgendwelche Rechte und Pflichten für die Angehörigen der Einzelſtaaten ergeben hätten[2]).

Jeder der Einzelſtaaten des Deutſchen Bundes hatte daher ſelbſtändig im Wege ſeiner eigenen Geſetzgebung die Bedingungen feſtgeſetzt, unter denen die Staatsangehörigkeit erworben, ausgeübt und verloren werden konnte; in den mannigfachſten Beziehungen wich indes die Geſetzgebung der Einzelſtaaten über das Recht der Staatsangehörigkeit von einander ab[3]).

Thatſächlich waren nunmehr die Zuſicherungen des Artikel XVIII der Bundesakte, ſoweit ſie die Staatsangehörigkeit betrafen, auf dieſe Weiſe und auf dieſem Wege eingelöſt.

Gemeinſam war dieſer einzelſtaatlichen Geſetzgebung der Grundſatz, daß ein Wechſel der Staatsangehörigkeit zuläſſig war; die Möglichkeit des Beſitzes einer doppelten Staatsangehörigkeit war jedoch durchgehends nicht anerkannt. Vielmehr wurde die Entlaſſung aus dem Staatsverbande vielfach von dem Nachweis abhängig gemacht, daß die Erwerbung der neuen Staatsangehörigkeit geſichert war, und die Aufnahme in den neuen Staatsverband erfolgte vielfach nur, wenn der Nachweis erbracht wurde, daß die Entlaſſung aus dem alten Staatsverbande genehmigt war[4]).

3. Die Geſetzgebung des Norddeutſchen Bundes hat jedoch hierin Wandel geſchaffen und auch dieſen letzteren Grundſatz der doppelten Staatsangehörigkeit eingeführt[5]). An die Stelle der verſchiedenen einzelnen territorialen Geſetzgebungen über den Erwerb und Verluſt der Staatsangehörigkeit hat ſie ein einheitliches nationales Recht geſetzt. Gleichzeitig aber hat ſie den Begriff der Bundesangehörigkeit geſchaffen, welchen das neuere Reichsrecht übernommen und fortgebildet hat.

Sehen wir zunächſt einmal von der rechtlichen Stellung der Bewohner der Reichslande ab[6]), ſo finden wir, daß durch den Zuſammenſchluß der Einzelſtaaten zum Bundesſtaate ein Geſamtvolk geſchaffen iſt, welches Rechte und Pflichten gegen den Bundesſtaat beſitzt[7]), daß jedoch der Einzelne die Rechte und Pflichten, welche er vordem ſeinem Einzelſtaate gegenüber beſaß, darum keineswegs verloren hat.

---

[1]) A. A. Arndt, Staatsrecht, S. 10.
[2]) Jellinek S. 699.
[3]) Aus den Motiven zum RG. vom 1. 6. 1870 bei Cahn, S. 1.
[4]) Motive bei Cahn, S. 2 ff.
[5]) Laband I S. 127; Cahn S. 13.
[6]) S. unten § 9.
[7]) Jellinek S. 707.

Die Beſiedelung Deutſch-Oſtafrikas.

Von F. von Helldorf, Herkulu, Poſt Wilhelmsthal bei Tanga, Deutſch-Oſtafrika.

Bezugnehmend auf den Artikel in Nr. 28 der Deutſchen Kolonial-Zeitung betreffend die Beſiedelung von Deutſch-Oſtafrika, möchte ich mir erlauben, auch einiges, was wohl dazu dienen könnte, Aufſchlüſſe über die Sachlage zu geben, anzuführen, da ich mich hier in Uſambara ſelbſt niedergelaſſen habe. Ich bin in der Lage, perſönliche Beobachtungen und Erfahrungen, die ich gemacht habe, mitzuteilen.

Gelegentlich einer Reiſe ins Innere habe ich die Gefahren, welchen die Geſundheit ausgeſetzt iſt, kennen gelernt, und wohl der größte Teil der Reiſenden, welche von Daresſalaam in der Richtung Kiloſſa Kilimatinde Tabora, landeinwärts ziehen, holen ſich dabei eine Malaria-Infektion, woran dieſelben, an ihrem Beſtimmungsort angelangt, ſelbſt wenn er im geſunden Klima liegt, zu leiden haben. Genannte Krankheitsgefahr und die doch zur Zeit ſehr ungünſtigen Abſatzverhältniſſe, welche jeden produzierten Artikel mit hohen Speſen belaſten, laſſen mir eine Anſiedelung in Uhehe zum Beiſpiel, vorläufig wenigſtens nicht, empfehlenswert erſcheinen, ſo ſehr auch die ſonſtige Beſchaffenheit des Landes dazu ermuntern mag. Anders dagegen liegen die Verhältniſſe hier in Uſambara. Die Reiſe von Tanga bis in das Hochland iſt in 2—3 Tagen zu bewerkſtelligen; von Korogwe, dem derzeitigen Endpunkt der Uſambara-Eiſenbahn, iſt man in 3—4 Stunden in den Bergen. Die Geſundheit des Klimas möge daraus erſehen werden, daß von einer Kommiſſion der Regierung, beſtehend aus dem Gouverneur, einem Regierungsarzt und einem Bauſachverſtändigen im Monat Auguſt d. J. eine Reiſe behufs Auswahl eines geeigneten Platzes für eine Erholungs-Station unternommen wurde, und der gefundene Ort ca. 3 Stunden vom Endpunkt der Bahn liegt.

Zur Ergänzung der Erörterung über das Klima und den Geſundheitszuſtand der hieſigen Bewohner ſowie der Möglichkeit, vorkommenden Falles auch nicht ohne ärztliche Hülfe zu ſein, füge ich noch des weiteren hinzu, daß hier in der nächſten Nachbarſchaft 5—6 Ehepaare z. B. mit Kindern wohnen, welch letztere gut gedeihen, und daß im Monat Auguſt d. J. drei Familien Kinder bekamen, und daß jede derſelben Arzt und Pflegerin zur Stelle hatten, und ſchließlich, daß das Befinden von Mutter und Kind in allen 3 Fällen zur Zeit ein gutes iſt.

In der erſten Zeit meines hieſigen Aufenthaltes in den Bergen habe ich allerdings ſtark an Fieber gelitten, indeſſen iſt dies eine Folge eines langen Zelt- und Reiſelebens im Innern und an den Küſten der Kolonie, wobei ich meinen Körper ſtark mit Malaria-Paraſiten infizierte.

Ich komme jetzt zu der Geldfrage. Welche Mittel braucht ein Anſiedler, um ſich hier niederlaſſen zu können?

Zunächst der Erbauung des Wohnhauses, der Stallungen und der Leutewohnungen würden folgende Summen zu Grunde zu legen sein.

a. Wohnhaus mit Blechdach, Holzwänden und Cementfußboden inkl. Fenster, Thüren und Anstrich pro Quadratmeter 14—15 Mk.

b. Stallung mit Schilfdach und Lehmwänden pro Quadratmeter 50 Pfg.

c. Leutewohnungen in gleicher Weise gebaut wie die Stallungen bestehend aus Wohn-, Schlaf- und Kochraum pro Familie pro Quadratmeter 60 Pfg.

Die Anschaffung eines Viehbestandes würde sich hier in Usambara wohl sehr danach richten, worauf der betreffende Ansiedler sein Hauptaugenmerk richtet. Ich sehe hier in Schweine- und Geflügelzucht eine günstige Aussicht. Das Schwein gedeiht hier gut. Man zahlt für ein 3 Monat altes weibliches Schwein z. Z. 16 Mk. Preissteigerungen sind naturgemäß bei starker Nachfrage möglich. An der Küste in Tanga ꝛc. werden pro Pfund englisch Gewicht 55 Pfg. bezahlt. Man erreicht ein Gewicht von ca. 180 Pfund in ca. 15 Monaten. Besonders schwere Schweine zu produzieren, halte ich nur in dem Fall für angebracht, daß man dieselben selbst schlachtet und die Schlachtware verkauft, da sich schwere Schweine schlecht transportieren und auch der Markt dafür nicht immer günstig ist. Die Schweine gehen tagsüber auf Weide und bekommen abends ein gutes Futter. Mais, Mohogo, Kartoffeln oder dergleichen. — Geflügelzucht ist auch nicht unrentabel, in erster Linie der Verkauf von Eiern. Es werden in Tanga z. Zt. pro Ei 6—8 Pfg. gezahlt. Als Rassen eignen sich wohl am besten eine Kreuzung zwischen den Einheimischen und einer Mittelmeerrasse, welch letztere hier viel verbreitet sind. Man kauft einen echten Hahn hier für 7 Mk. und ein Huhn von der einheimischen Zucht für 50 Pfg. Man kann von Kreuzungshühnern auf 220 Eier pro Jahr rechnen, denn die Hühner legen hier das ganze Jahr.

Die Zucht von Eseln ist nur bei großem Interesse und großer Sorgfalt möglich, und zwar halte ich es für angebracht, Halbmaskatzucht zu treiben. Die Stute der einzelnen Rasse kostet ca. 30—50 Mark. Edle Maskathengste zum Decken sind verschiedentlich vorhanden.

Ein Halbmaskatesel bringt nach Qualität 150—300 Mk.

Bei Bestellung beziehungsweise Anschaffung von Rindern und Kleinvieh würde ich nur zu einer kleinen lediglich für den Hausbedarf bestimmten Herde raten.

Wir kommen jetzt zur Acker- und Feldwirtschaft. Es kommen zunächst nur diejenigen Früchte in Betracht, welche man zur Erhaltung seines Viehbestandes bedarf. Mais, derselbe erntet nach ca. 5—7 Monaten je nach Höhenlage und Jahreszeit. Mohogo giebt nach 8—14 Monaten eine Ernte von ca. 800 Zentner pro Hektar.

Die europäische Kartoffel bringt nach 5 Monaten eine Ernte. Soweit man diese letztere nicht zum eigenen Gebrauch verwendet, ist der Verkauf nach der Küste wohl auch lohnend. Die Kartoffelpreise sind sehr schwankend hier, daß Angebot und Nachfrage nicht immer im Verhältnis stehen. Indessen ist man mit Hülfe der Regierung z. Zt. damit beschäftigt, eine Genossenschaft zum Verkaufen der Landesprodukte zu gründen.

Gerste und Saubohnen gedeihen hier recht gut, desgleichen fast alle europäischen Gemüsearten, welch letztere bei der Verpflegung eine nicht unwesentliche Rolle spielen.

Ich ſetze bei allen dieſen Betrachtungen einen Durchſchnitts-Regenfall im Jahre voraus, wie man ja überall mit ev. Mißgunſt der Witterung rechnen muß, iſt es naturgemäß auch hier der Fall. In hieſiger Landwirtſchaft wird bei Düngung pro Jahr zweimal Mais, zwei bis dreimal Kartoffeln, zwei bis dreimal Frühgerſte geerntet. Die Beſchaffung von Saatgut wird den Anſiedlern hier ſehr erleichtert. Die Regierung giebt dasſelbe unter der Bedingung der Rückerſtattung in Natura nach erfolgter Ernte unentgeltlich ab.

Über die Lohnverhältniſſe iſt zu ſagen, daß der eingeborene Mſchamba bei einer Arbeitszeit von früh 8 Uhr bis abends 5 Uhr mit ½ſtündiger Mittagspauſe 28 Pfg. Lohn bekommt. Derſelbe eignet ſich für alle Feldarbeit, Buſchſchlagen ꝛc. recht gut. Für ſchwerere Arbeit bei der erſten Anlage würde ich zu den kräftigen Waniamwezi raten, welche pro Tag zur Zeit 45 Pfg. bekommen, dafür aber 2 Stunden am Tage länger arbeiten. Mit heimiſchen Verhältniſſen verglichen, würde die Arbeit eines normalen Feldarbeiters mit 70 Pfg. zu bezahlen ſein, was ſich hier bei dem geringeren Material auf mehrere Perſonen verteilt.

Dies würden ſomit einige Punkte ſein, welche in gedrängter Kürze das berühren, was ein Mann, der den Plan hat, ſich anzuſiedeln, zu erwägen hat. Die Frage iſt ſchon ſo viel beſprochen und beſchrieben worden und die Meinungen darüber ſind ſich ja vielfach widerſprechend. Eins möchte ich noch erwähnen und ganz beſonders betonen. Man ſei bei der Auswahl des Landes vorſichtig und bedächtig. Man lerne das Land erſt kennen, frage Leute, die dort bereits ſitzen und erörtere alle Fragen, die bei der Wahl des Grund und Bodens in Betracht kommen, vorher auf das Sorgfältigſte mit dieſen. Ein vorheriger Aufenthalt in der Gegend, wo man ſich anzuſiedeln beabſichtigt, macht einen unter Anleitung eines erfahrenen Mannes bekannt, mit den Gewohnheiten der Eingeborenen. Man lernt das Arbeitsquantum, welches dieſelben leiſten können und müſſen und ihre Art zu arbeiten kennen, ſodaß man durch die geſammelten Kenntniſſe ſich viel Ärger und beſonders Geld für die Zukunft ſparen kann. Außerdem kann ein künftiger Anſiedler ſich auf dieſe Weiſe am beſten orientieren, wie weit er ſich mit den ihm zur Verfügung ſtehenden Mitteln auszudehnen vermag und worauf er ſein Augenmerk am praktiſchſten richtet.

22. Auguſt 1902.

Die wirtschaftliche Entwicklung Samoas.

Von Dr. Reinecke.

IV.

Die Unkrautfrage wird mit zunehmender Kolonisation daher immer wichtiger; denn die fremden Eindringlinge folgen der Kultur bei Verdrängung der einheimischen Vegetation auf dem Fuße. Schon 1900 hat daher das Gouvernement bei Zeiten eine Ausrottung der besonders auf Hawai gefürchteten Lantana angeordnet; das Gleiche wird voraussichtlich auch für die z. B. auf Taliti so wuchernden Guajaven (Psidium) und viele andere Vegetationsperasiten der Fall sein und möglichst rechtzeitig geschehen müssen.

Kulturelle Aufgaben.

Die im vorletzten Abschnitt gemachten Vorschläge für die kulturelle Kolonisation bilden gewissermaßen den Grundstock für ein allgemeines Wirtschaftssystem, dessen weiterer Ausbau für die Entwicklung der Kolonie von großer Bedeutung sein dürfte. Allerdings wird ein solches — wie ich vorbeugend bemerke — in manchen kolonialen Kreisen auf Widerspruch stoßen; denn es entspricht nicht den sogenannten liberalen Tendenzen. Trotzdem ist es mit den Forderungen einer Selbstverwaltung wohl vereinbar; denn auch eine richtige Selbstverwaltung muß, wenn sie nutzen und der kolonialwirtschaftlichen Hauptbedingung entsprechen soll, nach kontrollierenden, organisierenden Maximen arbeiten.

Das Idealsystem in kultureller Beziehung für Samoa ist ein Pflanzungsrat, d. h. eine Körperschaft, die aus erfahrenen, vorurteilsfreien Pflanzern oder Kulturtechnikern gebildet wird. Wenn jedoch meine Ansichten vorher zutreffen, dann ist auch dieses Ideal zunächst unerreichbar; aber es kann trotzdem schon vorbereitet werden; zunächst durch den Gouvernementsrat, der allmählich — je nach Bedarf und Möglichkeit — eine Erweiterung erfährt. In diesem Falle möchte ich sogar von nationalen Bedenken absehen und lediglich der Praxis und Erfahrung die Vorhand lassen, soweit das mit den sonstigen Rücksichten und berechtigten Wünschen vereinbar ist.

Aus früher geäußerten Gründen und mit besonderer Inanspruchnahme der gegenwärtig gerechtfertigen Voraussetzung eines geeigneten Gouverneurs möchte ich zunächst dessen Rechte und Funktionen auch in dieser Richtung allen anderen Motiven und Sonderwünschen voranstellen, ihm gewissermaßen die Macht natürlicher Vorsehung, die Ausübung der Selektionstheorie zuerkennen, bis die einzelnen organischen Faktoren Fähigkeit und Kraft zu eigener Entfaltung und Verwaltung erlangt haben. Zunächst wird und muß jeder Kolonist nur, oder

doch das Gemeinwohl überſehend, für ſeinen eigenen Vorteil bedacht ſein; erſt eine Summe guter Faktoren kann ein harmoniſches Ganzes geben.

Sobald alſo alle notwendigen Grundlagen für eine ſtetige Koloniſation durch Landesaufnahmen, Regelung der Arbeiterfrage ꝛc. geſchaffen ſind, würde der Gouverneur geeignete Männer, ſagen wir den Geometer Haidlen, die Pflanzer Hufnagel, Krüger, Hugo Schmidt, Weſtbrook o. a. zur Bildung eines Pflanzungsrates heranziehen und evtl. Herrn Haidlen als Sachverſtändigen mit einem landeskundigen Vertreter wählen. Damit wäre zunächſt für die Praxis, vorbehaltlich entſprechender Ergänzungen, geſorgt.

Einem Büreaubeamten des Gouvernements wäre die Grundbuch- und ſchriftliche Informationsarbeit gegen eine gewiſſe Entſchädigung für die Mehrarbeit zu übertragen. (Schematiſche Auskunfterteilung nach Anweiſung des Sachverſtändigen ꝛc.). Dieſe Thätigkeit wird vorausſichtlich immer direkt vom Gouvernement nebenamtlich ausgeübt werden können. Anderenfalls würde ſie dem Sachverſtändigen, aber in unbedingter Abhängigkeit vom Gouvernement, zu übertragen ſein.

Für Abſchlüſſe von Verträgen iſt der Gouverneur nach Anhörung des Sachverſtändigen und nach Zuſtimmung des Pflanzungsrates allein zuſtändig.

Über die Verwaltung des Pacht- und Kaufgeldes entſcheidet der Pflanzungsrat nach Vorſchlägen und Mehrheitsbeſchluß, wobei Stimmengleichheit durch Votum des Gouverneurs entſchieden wird.

Das ſind Vorſchläge, deren Beachtung ebenſo wie ihre Erfolge ſelbſt von der maßgebenden Inſtanz abhängig ſind und entſprechend dem Rahmen dieſer Ausführung, auch nur zu ſolchem Zwecke gemacht ſind.

Von weit größerer Bedeutung und unabweisbarer Notwendigkeit für das Pflanzungsweſen und für kulturelle Erfolge ſind Unterſuchungen und Verſuche, die der Kolonialverwaltung direkt empfohlen ſeien. Schon an anderer Stelle wurde auf die Waſſerkalamität und die Notwendigkeit von Maßregeln in dieſer Richtung hingewieſen. Auch andere hier inbetracht kommende Fragen und Aufgaben wurden bereits angedeutet. Das ermöglicht eine kurze Zuſammenfaſſung dieſer wichtigſten Kulturaufgaben, die am beſten einheitlich auf wiſſenſchaftlicher Baſis oder doch in Verbindung mit wiſſenſchaftlichen Zielen zu behandeln ſind.

1. Unterſuchungen über die Untergrunds- und Bodenbeſchaffenheit. — Dabei kommen als praktiſche Momente in beſonderem Maße Feſtſtellungen über die Grundwaſſerverhältniſſe, ſowie die Möglichkeit der Erlangung von verwendbarem Grund- und evtl. Quellwaſſer inbetracht. Die Unterſuchungen haben feſtzuſtellen, a) ob und inwieweit geologiſche Schichten überhaupt vorhanden ſind, b) in welcher Tiefe, c) welche Veränderungen in den verſchiedenen Tiefen eintreten, d) inwieweit das Meer die Grundwaſſerverhältniſſe beeinflußt, e) Abfluß- (Sicker)richtung der Niederſchläge im Grunde; f) Tiefe der Verwitterungseinflüſſe der organiſchen Einwirkungen (Verweſungsablagerungen, Wurzelthätigkeit). Solche Ermittlungen ſind in den verſchiedenſten Gebieten einheitlich auszuführen und mit chemiſch-phyſikaliſchen Unterſuchungen des Bodens, der Schlacken, Tuffe ꝛc. und des Geſteins zu verbinden. Daraus ſind Schlüſſe auf die praktiſche Verwertbarkeit zu ziehen.

2. Unterſuchung des Holzwertes der Urwaldbäume zur Verhütung oder möglichſten Einſchränkung von Raubwirtſchaft nach bereits in anderen Kolonialgebieten erprobten und bewährten Methoden.

3. Unterſuchungen der endemiſchen und verbreiteten Vegetation auf ihren evtl. Nutzwert. Dabei iſt nicht nur darauf zu achten, welche Beſtandteile direkt techniſch oder ſonſtwie verwendbar und nützlich ſein können, ſondern auch auf Opportunität anderer verwandter Kulturpflanzen für Samoa durch biologiſche Vergleiche zu ſchließen.

4. Kulturverſuche. Mit den Erfahrungen und Beobachtungen aus 3 und 4 ſind direkte Verſuche zu begründen und auszudehnen (Veredlungen z. B. der heimiſchen Myristica-Arten, ihre direkte Verwertbarkeit, Wachstumsverſuche mit Schattenbäumen, Baſt- und Faſerpflanzen ꝛc.) — Ferner ſind, ausgehend von den bereits im „Botaniſchen Garten" von Vaialua von Miſſionar Rev. Hills angeſtellten Verſuchen, fremde Nutzpflanzen aller Art aus anderen feuchttropiſchen Gebieten zu kultivieren und auf ihre Anpaſſungsfähigkeit für die verſchiedenen Lagen der Inſeln zu prüfen.

5. Heranziehung der Eingeborenen. Bei vorerwähnten Studien und Erfahrungen iſt beſonderes Augenmerk auf ſolche Kulturen zu richten, die zur ſelbſtändigen Ausübung durch die Eingeborenen geeignet ſcheinen und Ausſicht bieten, dieſe dafür praktiſch zu intereſſieren. In dieſem Sinne ſind die bisherigen Methoden und Gewohnheiten der Samoaner inbezug auf Verwendung der Vegetation und ihrer Beſtandteile eingehend zu beobachten, daraus ſind Schlüſſe allgemeiner Art und ſolche zu einer umfangreicheren Bethätigung ſowie Erweiterung der traditionellen Hausinduſtrie zu ziehen. — Daraus ergiebt ſich als Konſequenz die weitere Aufgabe einer Schulung, Unterweiſung und Anregung durch geeignete Methoden und Helfer. — Gleichzeitig empfiehlt ſich eine möglichſt durchgehende Regulierung niedriger Löhne reſp. Bezahlung, damit der Gewinn nicht der Bedürfnis nach Arbeit und damit die Neigung dazu herabdrückt. Die Samoaner müſſen, ohne einſeitige geſchäftliche Benachteiligung auf dem Niveau eines gewiſſen Luxusbedürfniſſes erhalten werden; materieller Reichtum iſt ihnen nicht dienlich, weder moraliſch noch phyſiſch.

6. Techniſche Verſuche. An der Hand der Befunde und Folgerungen nach 3—5 ſind, ſoweit die vorhandenen Mittel es zulaſſen, Unterſuchungen praktiſcher Art vorzunehmen und möglichſt unter Berückſichtigung der gegebenen Verhältniſſe Nutzanwendungen daraus zu verſuchen. Das gilt z. B. für techniſche Verwertung der widerſtandsfähigen Flechtmaterialien von Blattepidermis (Pandanus Freycinetia ꝛc.).

7. Vertilgung von Unkräutern und Bekämpfung von ſchädlichen Einflüſſen. Nach Maßgabe der Grenzſchutzbeſtimmungen und Kontrollſtationen würde eine Unterſuchung aller eingeführten Pflanzen, Sämereien und Pflanzenteile auf Paraſiten ꝛc. erforderlich ſein.

8. Spezifiſch wiſſenſchaftliche Aufgaben. Samoa eignet ſich ſpeziell für biologiſche Forſchungen und Unterſuchungen tieriſcher wie pflanzlicher Art durch die ſchnelle, ununterbrochene Entwicklung und die Gunſt der klimatiſchen Verhältniſſe. Exakter Beobachtung und vertiefendem Naturſtudium ſieht hier ein ſchönes und weites Arbeitsfeld offen. — Meteorologiſche, geophyſiſche, ſeirmographiſche und phänologiſche Unterſuchungen ſind bereits durch Entſendung von

Fachleuten eingeleitet; dieſe Arbeiten werden erfolgreich in den Rahmen allgemein wiſſenſchaftlicher Probleme und Ziele einzufügen ſein, ſodaß binnen wenigen Jahren mit hinreichenden Kräften und Mitteln nicht nur für Samoa, ſondern ganz allgemein bedeutſame Ergebniſſe zu erwarten ſind.

Die Organiſation dieſer Aufgaben und ihre Verteilung auf geeignete Kräfte dürfte dem kolonialwirtſchaftlichen Komitee in Verbindung mit zuſtändigen wiſſenſchaftlichen Autoritäten überlaſſen werden; während der Staat entſprechende Mittel und fördernde Unterſtützung zu gewähren hätte. Der ganze Apparat wäre zwar den bisher eingerichteten Verſuchsſtationen und botaniſchen Gärten in gewiſſem Grade anzupaſſen, aber doch nach vorerwähnten Geſichtspunkten erweiternd zu modifizieren.

Wirtſchaftliche Aufgaben.

Noch in den Rahmen des vorigen Abſchnittes gehört zum Teil die Arbeiterfrage. Darüber ſind indeſſen ſchon ſo viele Anſichten, Wünſche und Klagen geäußert, daß es ſich hier erübrigt, nochmals näher darauf einzugehen; zumal bereits durch den Kolonialetat der formelle Anfang zur Löſung des großen Problems — wenigſtens verſuchsweiſe — gemacht iſt. Leider hat ſich die durch den deutſch-engliſchen Tauſchvertrag reſervierte Berechtigung zur Anwerbung von Salomon-Inſulanern auf nichtdeutſchem Gebiet als ein Trugſchluß erwieſen; auch der Bismarckarchipel iſt durch das Reſervat der deutſchen Handels- und Plantagengeſellſchaft dort zu rekrutieren, bereits über Gebühr belaſtet. Die letzte Zuflucht bleibt daher China und Java. Chineſen ſind leicht und in Menge zu haben, aber mit größter Vorſicht zu genießen; Japaner ſind ſehr geſucht und für Samoa wohl auch geeignet, aber — wahrſcheinlich ſchwer zu haben. Für beide Fälle hat man an maßgebender Stelle die richtige Würdigung. Somit dürfen wir auch auf die Ausführung vertrauen und hoffen, daß die Entwicklung Samoas durch den lange bitter empfundenen Arbeitermangel nicht länger aufgehalten wird. — Dennoch aber dürfte eine Verzögerung dieſer Vorbedingung noch einer unzweckmäßigen Erſchließung vorzuziehen ſein. Zunächſt handelt es ſich darum, und das iſt eine unbedingte Forderung, den bereits vorhandenen und um ihre Exiſtenz kämpfenden Unternehmungen, ſowie der „Deutſchen Pflanzungsgeſellſchaft Samoa“ die erforderlichen Hilfskräfte zu verſchaffen. Dazu dürften die im Etat vorgeſehenen Mittel und Maßnahmen nicht ausreichen.

Was ſpeziell die Chineſenfrage anbelangt, ſo verweiſe ich auf die von Dr. Krämer in Nr. 4 der „Kolonialztg.“ angeführten Bedenken.

Im Anſchluß daran ſei einiger ſanitärer Aufgaben gedacht, die durch vermehrte Einwanderung und Arbeiterzufuhr erhöhte Bedeutung erlangen. Die Samoa-Inſeln ſind an ſich klimatiſch geſund. Inſektionskrankheiten waren früher ſo gut wie unbekannt; umſo gefährlicher erwieſen ſie ſich, als ſie eingeführt wurden. Das gilt beſonders für die ſogenannten Kinderkrankheiten: Scharlach und Maſern, deren Contagien völlig unvorbereiteten Organismen der Eingeborenen, ob Jung oder Alt, äußerſt verderblich wirkten und viele Opfer forderten. Das iſt ein unbeſtreitbarer Beweis für die Bedeutung natürlicher oder künſtlicher Impfung; denn nach der erſten Epidemie erwieſen ſich die Samoaner ſchon widerſtandsfähiger. Noch überzeugender ſind die Erfolge des Miſſionars Turner, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Pocken-Impfung thatſächlich — nach ſeinen

Angaben — jede Gefahr neuer Infektionen beseitigt hat. Neuerdings haben auch Influenza, Windpocken und Keuchhusten mit der Zivilisation Eingang auf Samoa gefunden. Doch all diese Krankheiten verschwinden gegenüber den besonders durch Einführung von Chinesen zu befürchtenden Fällen von Lepra und Syphilis. Diese Perspektive gebietet größte Vorsicht und vor allem Errichtung einer entsprechenden Quarantäne-Station für epidemische Einschleppungsgefahren überhaupt. Dann aber ist, wie schon Dr. Krämer in Nr. 6 d. Kolonialztg. betont, ein zeitgemäßes Hospital für Apia und Samoa überhaupt dringendes Bedürfnis, denn bisher fehlt es an jeder derartigen, den allergeringsten Forderungen entsprechenden Einrichtung, ebenso an Krankenpflegern. Das sogenannte deutsche Hospital ist ein primitives unwohnliches, deshalb möglichst wenig benutztes Holzhaus und die bisherigen „Krankenhäuser" der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft spotteten allen Regeln der Hygiäne und — Menschlichkeit.

Auch an weiteren sanitären Aufgaben dürfte noch manches zu wünschen sein. Abgesehen von Prüfungen der Wasserverhältnisse (speziell des Regenwassers 2c.) sind genaue Studien über endemische Krankheitserscheinungen (Elephantiasis, Blenorrhöa, Samoa-Fieber, Nierenblutungen und Hautkrankheiten) sehr erwünscht und auch wissenschaftlich zweifellos wertvoll. Großes Vertrauen zu dem Arzt und erstaunliche Geduld bei Leiden erleichtern und fördern darauf gerichtete Forschung wahrscheinlich ganz besonders.

Das Hauptaugenmerk in sanitärer Prophylaxe wird stets auf die Einschleppungsgefahr zu richten sein und vor allem bei Einführung von fremden Arbeitern zu sorgfältigster Ausübung der erforderlichen Untersuchungen und zu rücksichtslosen Maßregeln führen müssen.

Endlich sei noch der schon von R. Deeken empfohlenen Einrichtung eines Kreditinstitutes und der Währungsfrage gedacht. Früher bestand ein höchst widersinniges Währungssystem, indem durch den „Berliner Vertrag" offiziell die amerikanische Dollarwährung (d. Vereinigten Staaten zu rund 4 Mk.) vorgeschrieben war, während thatsächlich fast nur englisches Geld und auch solches oft nur in sehr geringer Menge kursierte und zwar aus dem sehr plausiblen Grunde der überwiegenden Handelsbeziehungen und besseren Verkehrsverbindungen mit den englischen Kolonien. Die Geldnot war zeitweise so groß, daß bare Münze teuer bezahlt wurde. So wurde mir z. B. im August 1893, als ich noch mit amerikanischem Gelde nach Samoa kam, für den Dollar 1,20 $ (fast 5 Mk.) geboten. Das schien mir damals zunächst höchst sonderbar. Derartige Kurssteigerungen sind jedoch in der Südsee allgemein.

Seit 1900 ist nun deutsche Währung auf Deutsch-Samoa obligatorisch. Zu diesem Zwecke sind 200000 Mk. deutscher Münze eingeführt worden. Das bedeutet natürlich, abgesehen von den Transportkosten, einen nicht unerheblichen Zinsverlust für die Reisezeit. Dann aber ist zunächst mit deutschem Gelde im Außenhandel nichts anzufangen, oder doch nur mit weiteren Agio-Bußen. Andernfalls würde die eingeführte Summe sehr bald wieder von Samoa verschwunden sein und kostspielig ersetzt werden müssen. Das deutsche Geld hat, solange Handel und Verkehr nur auf fremdländische Gunst und Verbindungen angewiesen sind, rein lokalen Wert, nicht einmal soviel wie Kauri und ähnliche volkstümliche Zahlungsmittel. Für den eigentlichen Handelsverkehr ist es unbrauchbar. Das

hat immerhin den Vorteil, daß wenigſtens ein, wenn auch kleiner Stamm von Münzen vorhanden iſt und als ein Zeichen der deutſchen Hoheit ſpricht.

Immer und überall zeigt ſich als koloniales Übel der Mangel einer deutſchen Verkehrsader.

Beſonders für die nächſte Entwicklung der Kolonie für und neue Beſiedlung würde ein Kreditinſtitut oder überhaupt eine Geldſtelle in irgend einer geeigneten Form gerade in Anbetracht der beſtehenden Schwierigkeiten ſehr nützlich und wohl auch ſicher erſprießlich ſein, vorausgeſetzt, daß ſie nur auf reeller Baſis und mit ſolidem Profit arbeitet. Für Pflanzungszwecke würde bereits in den a. a. O. gemachten Vorſchlägen hierfür der Grund gelegt ſein. Eine geſchäftliche Verbindung dieſer Verwaltung mit einem allgemeinen Geld- und Kreditinſtitut dürfte nach vorſtehenden Bedingungen nicht ausgeſchloſſen, vielleicht nach beiden Seiten vorteilhaft ſein.

Gegenwärtig und ſeither überhaupt, iſt der Zinsfuß für bares Geld auf Samoa ſehr hoch, jedenfalls höher als notwendig. Zahlt doch die Deutſche Handels- und Plantagen-Geſellſchaft ſogar ihren Angeſtellten für die bei ihr deponierten Gelder 6%; alſo mindeſtens 2% über Reichsbankdiskont. Das iſt eine Folge der erwähnten geldwirtſchaftlichen Mißſtände, die zweifellos einer Verbeſſerung dringend bedürftig und auch fähig ſind. Darlehen und Kredit werden natürlich erheblich höher verzinſt. M. E. müßte ſogar ein vorſichtig arbeitendes Kreditinſtitut mit 6—7% ganz gut fahren, zumal es bei genügender Fundierung und Sicherheit ohne erhebliche Barmittel durch Check- und Wechſelverkehr ſehr gut auskommen und genügenden Umſatz erzielen könnte. Unbedingt erwünſcht iſt natürlich eine ausreichende Kontrolle eines ſolchen Inſtitutes auch im Intereſſe ſeiner eigenen Wirkſamkeit, durch Feſtigung des Vertrauens auf ſeine Solidität und Sicherheit. Das auf Samoa bereits vorhandene, hochentwickelte Kreditſyſtem gewährt eine günſtige Grundlage.

Schlußwort.

In den vorausgegangenen Betrachtungen glaube ich alle weſentlichen Thatſachen, Geſichtspunkte und Wünſche, die für eine gedeihliche Entwicklung unſerer jüngſten Kolonie in Betracht kommen, kurz zuſammengefaßt und erörtert zu haben. Der Leſer wird darin erkennen, daß ich dem Einfluß der Reichsverwaltung darin geneigt bin, eine größere Selbſtändigkeit einzuräumen, als ſie von manchen Seiten prinzipiell für gut befunden wird. Ich glaube, dieſe Vorausſetzung als eine conditio sine qua non hinreichend begründet zu haben; ſie ſteht und fällt mit der Qualifikation der Organe und in erſter Reihe mit der Perſon des Gouverneurs. Ich glaube nach den bisherigen Erfahrungen, um die ſich die hier ausgeſprochenen Anſichten und Ratſchläge kryſtalliſieren, dabei dem erſten Gouverneur Dr. Solf im Großen Ganzen eine vorbildliche Bedeutung zuerkennen zu dürfen, wenn es auch ihm, wie angedeutet und begründet, nicht vergönnt iſt, ungeteilten Beifall ſeiner Schutzbefohlenen zu ernten. Gerade das gegenwärtige Stadium der Erſchließung Samoas iſt ohne eine geſchickte und feſte Leitung, verbunden mit ſcharfer Kontrolle und weiſer Beſchränkung, in günſtigem Sinne gar nicht denkbar,

da die durch allzu roſige Schilderungen und Verlockungen erweckte Begeiſterung für das Inſel-Paradies bereits größer geworden iſt als dienlich; denn abgeſehen von der Entſtehung zahlreicher Pflanzungsunternehmungen hat ſie eine förmliche Invaſion von hoffnungsvollen Anſiedelungsluſtigen gezeitigt. Jede Schiffsverbindung bringt neuen Zuwachs überwiegend recht naiver Optimiſten nach Apia, die erſt, nachdem ſie daheim beſſere Chancen auf- und das erhebliche Reiſegeld ausgegeben haben, am Ziele ihrer Sehnſucht, Hoffnungen und Erwartungen Aufklärung erlangen, die oft nicht den Verheißungen und Vorſtellungen entſprechen dürfte. So ſehr eine fortſchreitende Beſiedelung durch tüchtige, geeignete Koloniſten erwünſcht und zu empfehlen iſt, ſo ſehr iſt eine Einwanderung ungeeigneter Elemente zu bedauern; denn ſie erſchweren nur durch die ſubjektive Enttäuſchung und Unzufriedenheit die allgemeine Entwicklung und gefährden auch die richtigen guten Urteile über das Schutzgebiet, indem ihre perſönlichen Mißerfolge zu falſchen Darſtellungen der wahren Lage verleiten. Nichts iſt unſerer jungen Kolonialwirtſchaft nachteiliger, als eine Mehrung ſolcher Mißvergnügter, durch eigene Schuld enttäuſchter Nörgler; ſie ſtören die Arbeitsfreude und Harmonie in den Kolonien und mehren die Zahl der Unzufriedenen, „Kolonialverdroſſenen", daheim. Die verſuchte Gründung eines „Deutſchen Kolonialbundes", die gegenwärtig als Oppoſition der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft mit Eifer betrieben wird, iſt die Wirkung ſolcher Erfahrungen, die in agitatoriſcher Propaganda ſehr einſeitig und perſönlich hervortritt.

Das hier geſagte gilt, wie nun auch in Nr. 33 der „Deutſchen Kolonialzeitung" bei der Erwähnung neuer kolonialer Unternehmungen auf Samoa richtig hervorgerufen wurde, für koloniale Gründungen.

Möge es der Kolonialverwaltung und den berufenen Inſtanzen gelingen, durch geeignete Maßnahmen falſche, einſeitige Urteile und Enttäuſchungen erfolgreich zu mindern, damit die Freude an der wirtſchaftlichen Erſchließung der „Perle der Südſee" nicht getrübt werde.

Beiträge zur Arbeiterfrage.

Von Karl Wiese, Chapanga, oberer Zambezi.

Um den sich immer mehr bemerkbar machenden Arbeitsmangel in unseren Kolonien abzuhelfen, ist von mehreren Seiten eine militärische Organisation der Arbeiter in Vorschlag gebracht worden, die bei oberflächlicher Betrachtung äußerst bestechend wirken muß. Ist doch militärische Disziplin in jedem Deutschen mehr oder weniger durch seine Erziehung entwickelt und der beste Teil der Bevölkerung selbst durch eine Periode gezwungenen Dienstes gegangen. Dennoch schließt dieser wohlgemeinte Vorschlag von vornherein seine Verwirklichung aus und zwar vom moralischen sowohl wie vom praktischen Standpunkt. Die Ansicht, welche ich in den nachfolgenden Zeilen vertrete, stützt sich auf eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung in Afrika, in ununterbrochenem Kontakt mit den Eingeborenen und gesammelt bei der Administration großer Distrikte, sowohl des portugiesischen Ost-Afrika's (Zambezia) als des englischen Nord-Rhodesia's. Ich bin fast sicher, daß der größte Teil alter praktischer Afrikaner, denen ebenfalls eine lange Erfahrung zur Verfügung steht, meine Ausführungen unterstützen und wenn auch in Einzelheiten von denselben abweichen, im großen ganzen dieselben billigen werden.

Was wohl bei der Idee der Zwangsarbeit auf militärischem Wege zuerst und auf's Unangenehmste berührt, ist eine Maßregel in Vorschlag gebracht zu sehen, welche uns, offen gesagt, in pharaonische Zeiten zurückführt und dies, nachdem wir alle Kräfte eingesetzt, der ekelhaften Sklaverei ein Ende zu machen und in diesem Streben alle zivilisierten Nationen unendliche Opfer an Gut und Blut gebracht haben. Einen widerlichen Eindruck würde es machen, wenn wir Deutsche zu einem solch unverantwortlichen Schritt als die ersten greifen wollten, die wir bis jetzt stets Verfechter der persönlichen Freiheit gewesen sind und uns als Volk nie das Wort haben nehmen lassen, für solche einzutreten, selbst unsere materiellen Interessen außer Acht lassend. Sophistisch ist es, auf ähnliche geplante Maßregeln des jugendlichen Kongostaates hinzuweisen; der junge Staat hat schon manche Jugendstreiche begangen und unter denen, die er in Zukunft noch begehen wird, würde die militärische Organisation der Eingeborenen-Arbeit, wenn sie je zur Ausführung kommen sollte, nicht der am wenigsten zu verdammende sein. Ebensowohl könnte man den Kongostaat als Vorbild empfehlen bei der Eintreibung seiner Gummi- und Elfenbeinsteuern, deren Konsequenzen genügend bekannt und von aller Welt als einer zivilisierten Nation unwürdig gebrandmarkt sind. Allerdings werden viele entgegnen, daß auch wir gezwungene Arbeit in der Leistung unserer militärischen Pflichten verrichten, vergessen wir jedoch nicht, daß dieselbe nicht in Sklavenarbeit besteht, sondern das wir sie in unserem eigenen Interesse leisten, zum Wohl und zum Schutze von allem, was uns heilig ist, Vaterland,

Familie, Eigentum. Wie verſchieden von der Sklavenarbeit, die wir durch „militäriſche Organiſation des Arbeitsweſens," von den Eingeborenen verlangen wollen! Nicht zum Schutze der oben erwähnten Heiligtümer würden wir das Opfer ſeiner menſchenwürdigen Freiheit von ihm verlangen, ſondern doch in erſter Linie unſeren Intereſſen zu dienen. Können wir dies heute wirklich ernſtlich wollen, nachdem Tauſende von ziviliſierten Männern freudig ihr Leben für die Freiheit des ſchwarzen Menſchen geopfert haben? Würde es Fortſchritt genannt werden können und würde es nicht vielmehr ein bedeutender Rückſchritt in dem Ausbau allgemeiner Menſchenrechte bedeuten, unwürdig auch nur für einen Augenblick in Betracht gezogen zu werden? Wir ziehen in das Reich der Möglichkeit Tauſende von menſchlichen Weſen zu Laſttieren zu erniedrigen, ſie auf Jahre hinaus ihrem Heim und Familie zu entreißen.

Die natürliche Folge muß eine ſyſtematiſche Demoraliſierung der Eingeborenen ſein; anſtatt denſelben zu heben, würden wir dazu beitragen, ihn auf eine noch niedrigere moraliſche Stufe herabzudrücken. Proſtitution in größtem Maßſtab bei der weiblichen Bevölkerung und Entartung bei dem männlichen Teil deaſelben iſt mit Sicherheit bei der hervorragend ſinnlichen Veranlagung des Afrikaners vorauszuſehen. Ebenfalls iſt wohl außer Frage, daß die Vermehrung der Bevölkerung, in welcher wir mit Hinſicht auf die wirtſchaftliche Entwicklung unſerer Kolonien ſo ungemein intereſſiert, ja man kann wohl ſagen, ausſchließlich angewieſen ſind, einen bedeutenden Rückgang erleiden müßte, da man nicht vergeſſen darf, daß es ſich um eine allgemeine Arbeitspflicht handelt, bei welcher Tauſende von Eingeborenen in Frage kommen. Unmöglicherweiſe würden dieſelben immer nur in ihrer Heimat verwendet werden können, ſondern notgedrungen oft hunderte von Kilometern von derſelben entfernt ihre Frohndienſte zu leiſten haben. — Der Fortſchritt in Arbeitsfreudigkeit, welchen man ſich nach geleiſteter langjähriger Dienſtzeit von den alten militäriſchen Arbeitern verſpricht, erſcheint mir nach meiner Erfahrung doch zum mindeſten ſehr zweifelhaft. Ich habe immer wahrgenommen, daß alte Soldaten ſowohl in der portug. wie engl. Kolonie (Oſt- und Zentralafrika) ſich nach ihrem Rücktritt in's private Leben für zu gut hielten, um zu arbeiten und auf keinen Fall zu Plantagenarbeit zu bewegen waren. Fügen wir zu den berührten Punkten noch die Gefahren, welche die Bewaffnung und militäriſche Ausbildung großer Mengen Eingeborener in ſich bergen müßte, ſo ſind die wenigen berührten Punkte genügend, um die vorgeſchlagene Maßregel als rückſchrittlich und unpraktiſch zu verwerfen.

Ich erinnere hierbei an die Askariaufſtände im Kongoſtaat, Uganda und der engliſchen Weſtküſte, welche beweiſen, daß obige Befürchtungen nur zu gerechtfertigt ſind, und, um ſie zu paralyſieren, eine europäiſche Kolonialarmee geſchaffen werden müßte mit einem Koſtenaufwand, der auch dem enthuſiaſtiſchſten Kolonialſchwärmer als bedenklich erſcheinen muß.

So ſehr ich nun gegen eine militäriſche Organiſation der Arbeit bin, ebenſo einmütig bin ich mit den Verfechtern dieſes Syſtems, daß Maßregeln ergriffen werden müſſen, um eine Verbeſſerung in den Arbeitsverhältniſſen in afrikaniſchen Kolonien anzuſtreben. Durch meine langjährige Erfahrung in Afrika als Kaufmann, Pflanzer und Verwalter großer Gebiete habe ich Gelegenheit gehabt, die Wichtigkeit dieſer Frage mir auf Schritt und Tritt entgegentreten zu ſehen und zu beobachten, daß an eine ſittliche Hebung des Negers nicht zu denken iſt, ohne ihn zur Arbeit

zu erziehen und von ſeinem angeborenen Hange zum dolce far mente zu emanzipieren. Direkte Gewaltmaßregeln, welche dieſen Zweck erreichen ſollen, haben in meiner Erfahrung immer eine dem gewünſchten Reſultat entgegengeſetzte Wirkung. Ein abſchreckendes Beiſpiel der geſetzlich gezwungenen Arbeit zeigt ſich in dem portugieſiſchen Zambeſia, wo Arbeitszwang nach der herrſchenden Prazogeſetzgebung in Anwendung iſt. Trotz dieſes nun ſchon über 10 Jahre eingeführten Syſtems hat ſich der Eingeborene durchaus nicht mehr mit der Arbeit befreundet wie zuvor, im Gegenteil beweiſen die Statiſtiken, daß die Produktivität desſelben ganz bedeutend zurückgegangen iſt.

Der Export von Ölſaaten, welche früher in großen Quantitäten exportiert wurden und die ein vorzüglicher Gradmeſſer der Eingeborenen-Arbeit darſtellt, iſt während dieſer Zeit gradweiſe zu einer ganz unbedeutenden Chiffre herabgeſunken. Der ausgeübte Zwang hat dem Schwarzen die Arbeit noch verhaßter gemacht wie je vorher.

Für die portugieſiſche Kolonie hat der Arbeitszwang noch andere mißliche und ins Gewicht fallende Folgen gezeitigt; eine ganz bedeutende Verminderung der Bevölkerung zu Gunſten der angrenzenden engliſchen Kolonien, in welchen dem Arbeitszwang auf's Vorſichtigſte ausgewichen wird. Ein Gebiet, welches ich im Anfange des letzten Jahrzehntes verwaltet, und welches damals 26000 Steuerzahler zählte, iſt heut auf 8000 zurückgeſunken und wird ſich die Bevölkerungszahl mit Beſtimmtheit noch weiter abwärts bewegen. Die Produktion an Ölſaaten iſt auf $^1/_4$ des früheren exportierten Quantums zurückgegangen. Allerdings muß ich bemerken, daß auch die Handelsmonopole, welche mit dem Prazoſyſtem in Verbindung ſtehen, für den Rückgang verantwortlich zu machen ſind. Der Verminderung in der Erzeugung von Eingeborenen-Produkten ſteht keine verhältnismäßige Vermehrung im Export von Plantagenerzeugniſſen gegenüber, wie man wohl annehmen dürfte. Die Zuckerkultur, die allerdings mehr wie je zuvor exportiert, hat ſich durch Anwendung von Dampfpflügen und ſonſtigen Maſchinen möglichſt von der Arbeit des Eingeborenen unabhängig gemacht. — Das Reſultat des Arbeitszwanges kann wohl in der Weiſe dargeſtellt werden, daß derſelbe beſtehende Induſtrien des Eingeborenen vernichtet hat, ohne, wie beabſichtigt war, eine Hebung der Plantagenwirtſchaft hervorgerufen zu haben. Der Eingeborene iſt nur noch unproduktiver geworden und hat Gebiete vorgezogen, wo ihm eine beſſere Garantie ſeiner perſönlichen Freiheit in Thun und Laſſen garantiert iſt.

In der engliſchen Kolonie Brit.-Zentralafrika hingegen, wo man ängſtlich jeden Zwang vermieden hat, haben ſich die Arbeitsverhältniſſe bedeutend verbeſſert und verbeſſern ſich noch ſtetig durch eine ſtrikt durchgeführte Beſteuerung des Eingeborenen. Er muß ſeine Steuer zahlen, und um dies zu ermöglichen, hat er eben zur Arbeit zu greifen. Wenn heute noch Arbeitsmangel in B. C.-A. beſteht und ſich fühlbar macht, ſo iſt es infolge des ungemeinen Aufſchwungs, welchen der Tranſit-Verkehr nach Nord-Rhodeſia, Kongo-Freiſtaat und D. O.-A. genommen hat, der ein ganz bedeutendes Arbeitsquantum in Trägern den Plantagen und ſonſtigen Arbeiten des Landes entzieht. Auch die in dieſer Weiſe vermehrte Nachfrage nach Arbeitern wird ſich in kurzem in der Kolonie decken laſſen, da eine Erhöhung der Steuern von der Regierung vorgeſehen iſt und der Eingeborene auf dieſem Wege angehalten wird, ſeine Kräfte in Zukunft mehr anzuſtrengen und ein größeres Quantum Arbeit zu liefern.

Die Berechtigung, den Eingeborenen zu beſteuern, wird wohl von niemand angezweifelt werden, wenn man die Vorteile in's Auge faſt, die ihm durch die Bevormundung des Europäers erwachſen ſind. Sein Leben und Beſitz ſind ihm heute geſichert, wo ſie früher der Spielball der Laune ſeines Häuptlings oder der Intriguen ſeines Nachbars waren. Die fortwährenden inneren Kriege, die früher jährlich einen bedeutenden Prozentſatz der afrikaniſchen Bevölkerung verſchlangen, ſind für immer beigelegt, ebenſo den ſchrecklichen Zaubereianklagen das Handwerk gelegt, die ſo unendlich viele unſchuldige Opfer forderten. Rechnen wir hierzu noch die Vorteile, welche ihm durch verbeſſerte Verbindungsmittel und die Möglichkeit eines vorteilhafteren Abſatzes ſeiner Produkte, ſo wird die Forderung einer Gegenleiſtung für dieſe Wohlthaten nicht als unhuman und ungerecht verſchrieen werden können. Dieſe gerechte Gegenleiſtung wird von ihm in Geſtalt einer Steuer, eines Beitrages zu den Koſten für die Aufrechterhaltung der erwähnten Garantien von ihm gefordert. Er trägt durch Entrichtung derſelben ſeine Schuld für genoſſenen Schutz ab, erzieht ſich zur Arbeit und hilft dem dringenden Arbeitsmangel ab, welcher der Entwickelung der Kolonie und natürlicherweiſe auch der ſeinen entgegenſteht und ſicherlich nicht da gerechtfertigt iſt, wo Tauſende von ſtarken geſunden Männern ein Leben des raffinierteſten Müßigganges führen, und heut dies mehr noch wie je zuvor. Jagd und Krieg, welche ihm früher ein Feld der Thätigkeit und Verwertung ſeiner Kräfte eröffneten und denen er ſeine phyſiſchen Vorteile verdankt, ſind ihm durch die heutigen Umſtände entrückt, und wenn ihm keine geſunde Thätigkeit als Erſatz geboten wird, ſo iſt er einer langſamen aber ſicheren phyſiſchen Degeneration verfallen. Bis zum heutigen Tage iſt das Weib ſein Laſttier, welches er gleich einem ſolchen erwirbt, welches alle Laſten und Arbeiten des Kampfes um's Daſein zu tragen hat, während ſein Herr und Gebieter behaglich ſeinen Tabak raucht, ſeine Zeit im ſüßen Nichtsthun, bei Diskuſſionen und Zólóſpiel verbringt. Es iſt ſelbſt eine Pflicht, ihm dieſem unwürdigen Zuhältertum zu entreißen, dem Weibe einen Teil der Laſten, unter denen es frühzeitig hinaltert, abzunehmen, es auf eine höhere ſoziale Stellung zu heben und in dem männlichen Afrikaner durch das Mitwirken für das Wohl ſeiner Familie das Gefühl der Selbſtachtung hervorzurufen. —

Eine, den verſchiedenen Diſtrikten ſich anpaſſende ſtreng durchgeführte Beſteuerung muß ſich in dieſem Beſtreben als äußerſt hilfreich empfehlen und der Plantagenwirtſchaft durch Lieferung zahlreicher Arbeitskräfte neuen Impuls geben, den Handel befördern und den Ausbau von Verkehrsmitteln erleichtern. Nach meinen Erfahrungen iſt die Forderung von zwei Monaten Arbeit im Jahr vom Eingeborenen durchaus nicht zu hoch, müſſen doch Millionen von Europäern zwölf Monate im Jahr harte Arbeit leiſten, um zum ſelben Reſultat wie der Eingeborene zu gelangen: ſich und ihre Familie zu erhalten und ihre Steuern zu beſtreiten. —

Setzen wir den Fall, daß der gewöhnlich bezahlte Preis in einem gewiſſen Diſtrikt für monatliche Arbeit ſich auf 10 Rupie beläuft, ſo würde man vom Eingeborenen eine Jahresſteuer von 20 Rupies per Hütte fordern, welche in zwei Raten, eine im Anfang der Regenzeit und eine 6 Monate ſpäter, fällig ſein würden, um das Arbeitsangebot über das ganze Jahr zu verteilen und nicht ein plötzlicher Arbeitsüberfluß zu einer, einem ebenſo ſchroffen Mangel zu einer anderen Zeit des Jahres gegenüberſteht, wie dies bei einmaliger Steuererhebung per Jahr

der Fall zu ſein pflegt. Alle Arbeit in Plantagen oder bei öffentlichen Bauten würden dem Arbeiter in Regierungsſteuer-Checks bezahlt werden, welche die Arbeitgeber von der Steuerbehörde gegen Kaſſa erwerben, und nur ſolche würden von dieſen Behörden in Zahlung der Hüttenſteuer vom Eingeborenen angenommen werden. Für einen Monat Arbeit würde der Eingeborene einen Steuercheck von 5 Rupie und 5 Rupie in Geld erhalten, im zweiten Semeſter natürlich desgleichen, ſo daß ſeine thatſächliche jährliche Beſteuerung ſich nur auf 10 Rupien belaufen, er in dieſer Weiſe aber auch die Garantie leiſten würde, ſich zwei Monate im Jahre ernſter Arbeit zu widmen. Vollſtändige Freiheit muß dem Eingeborenen jedoch gelaſſen werden, ſeine Arbeit in Geld oder Arbeit abzutragen und ſeine Arbeit da zu verkaufen, wo es ihm beliebt. Entſcheidet er ſich in Geld zu zahlen, ſo beweiſt, daß er ſich bevorzugter Verhältniſſe erfreut, eines verhältnismäßigen Reichtums genießt, welcher es als gerecht erſcheinen läßt, daß er auch einen größeren Betrag zum Gemeinwohl beiſteuert, wie ſein in ungünſtigeren Verhältniſſen lebender Nächſter, welcher zur Arbeit greifen muß. Man müßte in dieſem Falle von ihm anſtatt 20 Rupien, die doppelte Summe verlangen = 40 Rupies, zu welchem Preiſe die Steuerbehörden Arbeitschecks (über dieſen Betrag lautend) an Eingeborene abzugeben autoriſiert ſein müßten.

Die Regierung müßte den Preis der monatlichen Arbeit unter Berückſichtigung der lokalen Verhältniſſe verſchiedener Diſtrikte der Kolonie feſtſetzen und würde ihrerſeits den Vorteil einer vereinfachten Kontrolle und erleichterter Eintreibung der Steuern haben. Es könnte in dieſer Weiſe mit Beſtimmtheit auf ein gewiſſes Quantum verfügbarer Arbeit gerechnet werden, ebenſo auf eine beſtimmte Summe, welche unſerem Handel zu Gute kommen würde, aus den Kaſſa-Zahlungen, welche der Eingeborene zu gleicher Zeit mit den Steuerchecks in Zahlung für ſeine Arbeit erhält. Durch ein ſicheres jährliches Einkommen wird ſich der Eingeborene an gewiſſe Ausgaben gewöhnen, welche ihm mit der Zeit durch Gewohnheit unentbehrlich werden und ſeinen Trieb zur Arbeit zweifellos ſtimulieren müſſen. Durch die vorgeſchlagenen Maßregeln würde eine große Menge heut brachliegender Arbeitskräfte zur Verwendung herangezogen werden, welche ſich in Zukunft durch die projektierten Bahnen gleichmäßig und ſchnell über die ganze Kolonie werden verteilen laſſen. Der Arbeitsmarkt der Kolonie wird durch dieſelben auf eine geſunde Baſis geſtellt, ohne zu unhumanen und unzeitgemäßen Gewaltmaßregeln zu greifen, welche dem Eingeborenen „Arbeit“ nur noch unſympathiſcher machen müſſen.

Die Einkünfte der Kolonie würden ſich bedeutend vermehren und ſie in ihrer Entwicklung unabhängiger von der wechſelvollen und launenhaften jeweiligen mehr oder minder kolonialfreundlichen Stimmung des Mutterlandes machen, ohne demſelben immer mehr und mehr Laſten aufzubürden.

20. Juli 1902.

Auf der Reise nach Saypan (Mariannen)
Tagebuchblätter.

Von Hans Schroeder.

II.

Nachher fuhren wir in den Viktoria-Park, eine recht schöne Anlage mit ausgedehnten Seen und wunderschöner Vegetation. — Als besondere Merkwürdigkeit sah ich hier eine Kokospalme, welche oben 5 Kronen trug, kommt sehr selten vor. Ich bedauerte sehr, meinen photographischen Apparat nicht bei mir zu haben, aber es war uns schon vor der Landung mitgeteilt, daß Photographieren auf Ceylon nicht erlaubt sei. —

In's Boerenlager gingen wir nicht; das wirkliche Lager bekommt man doch nicht zu sehen, sondern nur das Rekonvaleszentenhaus und die Insassen dürfen nicht sprechen mit Fremden; außerdem war Colombo mir interessanter. Die Tour nach Mount Lavinia, zum Rekonvaleszentenhaus, hätte fast unsere ganze Aufenthaltszeit beansprucht. — Die Gefangenen haben in erster Zeit sehr viel Freiheit genossen und sich frei bewegt. Da sie sich aber durch große Rauhbeinigkeit hervorthaten, sich betranken und Skandal verübten, wurden sie strenge genommen — die bösen grausamen Engländer. —

Wunderhübsche kleine Sachen giebt's hier und man muß das Portemonnaie zuhalten. Sehr schöne Edelsteine. Mir wurde ein großer, schön geschliffener Rubin für 60 M. angeboten, von wunderschöner Weinfarbe. Er war mir aber zu billig, um nicht den Verdacht zu erwecken, daß er unecht; sonst wäre es, da man Sachen stets für die Hälfte dessen bekommt wie sie angeboten werden, ein annehmbarer Gelegenheitskauf gewesen. —

13. März 1902.

Bei der Abfahrt aus Colombo, welche Punkt 6 Uhr nachm. stattfand, ereignete sich noch eine aufregende Szene. Ein Passagier hatte sich verspätet und suchte dem fahrenden Schiffe im Boot nachzurudern. Die Stuttgart ging aber immer ruhig weiter, allerdings nur halbe Fahrt, wie im Hafen Vorschrift. Die 3 Singtalesen im Boot arbeiteten verzweifelt und näherten sich auch wirklich etwas. Die Passagiere fingen an zu wetten, die meisten hielten auf sein Herankommen; ich sah aus dem Stande der Wetten, daß auf „ja" nicht viel zu bekommen war und setzte „nein" natürlich nur 1 M., da ich selbst nicht glaubte, daß der Kapitän ihn sitzen lassen würde, nachdem er auf 300 M. herangekommen. Wie der Lootse abgesetzt wurde, kam er denn glücklicherweise noch an Bord, worüber ein allgemeines Hurrah entstand. — Der Kapitän sagte mir später, er könne mit dem Lootsen an Bord nicht im Hafen anhalten, besonders nicht um diese Tageszeit, da der Nachtdienst beginnt und der Lootse zur Ablösung zurück muß. 2 gewiegte Wetter, welche ebenfalls, wie ich, gegengesetzt hatten, freuten sich,

daß ſie verloren und der arme Kerl noch mitgekommen. Er iſt Engländer und komponierte neulich eine Lloyd Gavotte, welche er der Kapelle einübte. Sehr nervös ſind ſeine Bewegungen beim Dirigieren, beinahe noch ſchöner wie ſeine Muſik, jedenfalls amüſanter. — Wir hatten ihn grade abends vorher beim Konzerte ſehr beklatſcht und da capo verlangt. — Nun wollte ich die Kapelle veranlaſſen, ihn beim Erreichen des Schiffes mit ſeiner Gavotte zu empfangen, doch kam es leider nicht dazu, da ſie Tafel decken mußten. Übrigens ging nur einer zu Tiſch während ſich dieſe Szene abſpielte. Alles blieb auf Deck, winkte und rief ihm zu, obgleich alle ſehr hungrig waren. Nachher ſetzte ſich alles befriedigt zum Diner.

14. März 1902.

Heute ſollen wir gegen Mitternacht in Penang auf Malaica ankommen; ſo werden wir wohl wieder wenig ſehen. — Einige Paſſagiere verlaſſen hier das Schiff, aus meiner Cabine keiner, ſo. werde ich bis Singapore wohl noch im Rauchzimmer ſchlafen, wie bisher. Man gewöhnt ſich ja an die allerdings nur 40 cm breiten Sofas und muß eben bei Seegang etwas im Schlafe balanzieren können. — Ein Vorzug vor der D.O.A.L. ſind die elektriſchen Fächer in den Kabinen. Tagsüber werden ſie in 2. Kl. aber abgeſtellt, in 1. nicht. —

Es wurden auch Sports abgehalten und in Colombo eingekaufte Preiſe verteilt; da wir mit der Redaktion der „Seeſchlange" aber ſehr beſchäftigt waren, ſo konnten wir uns nicht beteiligen. Wir ſandten alſo jemand anders als Komiteemitglied zur erſten Klaſſe hinüber und gingen nur hin und wieder hin, um zuzuſehen. Hauptereignis war ein Hindernisrennen zweimal ums Mitteldeck. Über Baum ſpringen 4′ hoch — unter Bauck durch — unter Segel durchkriechen — durch Rettungsringe kriechen — wieder über den Baum — Nadel einfädeln laſſen von Damen — Glas Bier und Stück Kuchen genießen — Schlußſpurt. — Es war recht intereſſant, und die Hälfte der Teilnehmer lädierten ſich mehr oder weniger. — Dann Wettrennen der Damen mit Eiern im Theelöffel — Zeitungskampf mit verbundenen Augen und aufgerollten Zeitungen — Hahnenkampf ꝛc.

Es wird wärmer, aber angenehme Briſe. Trotzdem ſchwankt das Schiff faſt garnicht; ich hoffe, von Penang aus Karten ꝛc. ſenden zu können. Von Singapore aus kann man ſich dann wohl nach und nach wieder europäiſch anziehen. — Auf Deck haben wir jetzt morgen ein großes Schwimmbaſſin aus Segeltuch zur Benutzung; angenehmer, wie unſere durchaus primitive Badekabine — Geſtern Abend paſſierten wir das Leuchtfeuer auf einer der kleinen Inſeln nördl. von Sumätra. Auch einen heimkehrenden Dampfer begrüßten wir mit bengaliſchen Lichtern. —

15. März 1902.

Geſtern Abend hatten einige von uns eine Einladung beim Zahlmeiſter. Der Schiffsarzt, der erſte Ingenier und Zahlmeiſteraſſiſtent waren auch noch da und es war ſehr fidel. Je länger die Sitzung dauerte, deſto einfacher wurden die Witze und deſto komplizierter das Gelächter. Wir gingen aber ſchon um 4 Uhr zu Bett, und außer mir hat heute jeder der Herren einen Kater. Wir fuhren grade in den Hafen von Penang ein, wie wir zu Bett d. h. ich in's Rauchzimmer ging.

Die Sonne war eben aufgegangen, wie ich mich erhob und beleuchtete eine wunderbar ſchöne Szenerien. Gegen das alles, was ich bis jetzt hier im Oſten geſehen, iſt Afrika doch nur ein Waiſenknabe. — Penang liegt auf der Inſel gleichen Namens, iſt nicht ſo ſtattlich wie Colombo, aber wunderhübſch gebaut.

Die Vegetation noch üppiger, wie in Ceylon. Berge, wunderschön bis oben hin bewaldete Berge, auf welchen man zuweilen oben die Villa eines Europäers durchs Grün schimmern sieht, umgeben die ganze Bucht. Der Strand unten, so weit das Auge reicht, ein dichter Palmenwald. Dazu das lebendige Treiben auf dem Wasser und am Strande, die malayischen Boote, weitbauchig mit breitem Spiegel und origineller Bemalung, darin die Bootsleute mit der bekannten spitzen Hutform.

An einer Stelle standen die Kokospalmen meistens schief und vermute ich, daß hier mal ein starker lokaler Wirbelwind aufgetreten.

An Land ging ich nicht. Hoffentlich kommen sie alle 17 richtig an ihre Adresse. — Ein unternehmender Passagier war an Land und lobte die schön gehaltenen graden Straßen, welche sich alle im Kreuz schneiden. — Um 8 Uhr 30 Min. fuhren wir schon wieder ab, gaben 4 Passagiere ab und empfingen 2 in unserer Kajüte, so daß sich hier die Bevölkerungsziffer noch immer so ziemlich auf der Höhe erhält. Jetzt fahren wir an Malaica entlang. Überall schön bewaldete Berge, Luft verschleiert, es regnet häufig.

16. März 1902.

Das richtige Malaccastraßenwetter. Seit gestern Mittag regnet es ohne Pause. Gestern großes Abschiedsdiner mit Tafelmusik, weil die meisten Passagiere in Singapore von Bord gehen. — Wir kommen gegen 2 Uhr in Singapore an und es regnet einstweilen noch recht befriedigend; außerdem ist bekanntermaßen Sonntag und in englischen Kolonien infolgedessen sämtliche Läden ꝛc. geschlossen. Also ist es zweifelhaft, ob ich mir meine Ausrüstung besorgen kann. Nach Singapore wird's leerer hier an Bord und wohl auch langweiliger. Bis jetzt war's eigentlich recht nett und alles vertrug sich gut. Auf so langen Reisen nämlich, wo alle nichts zu thun haben, eine große Seltenheit.

18. März 1902.

Von Singapore war ich sehr überrascht; eine recht weitausgedehnte Stadt, mit einzelnen interessanten Bauten. Sonst herrschen im ganzen kleinere Wohnhäuser vor; groß sind nur die Hôtels, besonders de l'Europe und Adolphi und einige der öffentlichen Gebäude. Eine schöne Kirche, wohl noch aus portugiesischer Zeit, ist vorhanden. — Da es immer regnet, so sind die Straßen stets schmutzig und es wird wohl nirgends so viel gefahren wie hier. Die kastenförmigen Droschken wurden von den hiesigen kleinen Ponies gezogen und kostet die Stunde 75 Cts. = 1.35 M. Mit Rickschah ist es billiger, 20 Cts. pro Stunde für 1 Person. Die Rickschahleute sind alles Chinesen, welche nur mit dem spitzen Hut und kleinem Lendentuch bekleidet in fast permanentem Trabe und 1 oder 2 Personen in dem allerdings recht engen Kurwagen davoneilen. Sie sind eine hübsche, sehr schön gebaute Art Leute und stammen wohl aus einer anderen Provinz Chinas, wie die meisten anderen chinesischen Händler und Handwerker, welche Schönheit nicht grade drückt. — Jedenfalls herrscht die chinesische Bevölkerung bedeutend vor, so daß die Malayen fast dagegen verschwinden. Auch Indier giebt es ziemlich viele. — Es sind allgemein die tongkinesischen graden Schirme und großen, meist spitzen Hüte im Gebrauch. — Eine Pagode mit schönem Turm und einen größeren chinesischer Tempel sahen wir, konnten aber leider wegen Zeitmangel nicht hinein. Die Stadt liegt ziemlich weit vom Anlegeplatz der Lloydschiffe und man hat mit Ausrüstung viel zu thun. Vor allem wollte ich mir den botanischen

Garten anſehen und habe den ganzen letzten Tag darauf verwendet. — Eine deutſche Buchhandlung exiſtiert und verlegt Poſtkarten mit Anſicht, welche ein Angeſtellter der Firma ſelbſt aufnimmt. Sonſt iſt es hier ſtrengſtens verboten zu photographieren und die Agentur des Lloyd hat in den beſuchteren Hotels große Warnungsplakate anbringen laſſen, auf welchen mitgeteilt wird, daß jeder, welcher im Umkreiſe von 1½ Meilen von den Befeſtigungen photographiert, mit Zuchthaus und bedeutender Geldſtrafe beſtraft wird. Engliſche Plakate oder Warnungen giebt es aber nicht, und wo die Feſtung iſt, weiß auch keiner. Früh am 17. ging ich an Land, um den botaniſchen Garten zu beſehen. Er liegt ziemlich weit zur Stadt hinaus und iſt wunderſchön angelegt. Hier kann man wirklich tropiſche Vegetation in des Wort's verwegenſter Bedeutung ſehen und alles ſo wundervoll gruppiert. In der ganzen ſehr ausgedehnten Anlage habe ich auch nicht eine Stelle geſehen, wo ich gedacht hätte, ſie hätte ſchöner angelegt ſein können. Auch verſchiedene Bekannte aus Afrika traf ich, beſonders aus der Mimoſenfamilie. —

Wir ſahen uns zuerſt die Palmen an, und wenn ich auch manche, welche ich gerne mal geſehen hätte, z. B. die Sago-, die braſilianiſche Wachs- und die S.-Am. Honigpalme ꝛc. nicht fand, ſo lag es wohl daran, daß ein Führer fehlte. Die Tarme, in welche wir beim Beſichtigen der Baumſchulen gerieten, waren wundervoll, und doch fehlten die Arten, welche auf meiner Farm ſo graziös auf die Bäume klettern.

Dann der zoologiſche Teil mit kleinen, aber intereſſanten Exemplaren darin: z. B. die ſchwarze Tigerkatze, eine große Python, ein Orang-Utang und ein europäiſcher Fuchs, welcher eben ſein Winterkleid abwarf und zur Sommerhaarordnung überging. — Beſonders intereſſant war eine javaniſche Rehfamilie, die Gehörne bis zur Gabelung mit Fell bekleidet, und der einheimiſche Hirſch, ungefähr von der Größe des Dammwildes, dunkel gefärbt; die Rehe waren bedeutend kleiner wie die deutſchen, aber es war nicht der Zwerghirſch.

Da wir die tropiſchen Nutzpflanzen nicht finden konnten, gingen wir ins Verwaltungsgebäude, um uns zu orientieren. Man gab uns einen Malayen mit und nach langer Wanderung gelangten wir in die Abteilung für Nutzpflanzen, welche für ſich angelegt iſt, was ich ſehr praktiſch finde. Hier trafen wir einen Obergärtner, Eingeborenen aus Colombo, und ich queſchte den Mann gehörig aus. Es würde zu weit führen, wenn ich alles aufzählen wollte, was wir ſahen. Beſonders intereſſierten mich Verſuche mit neuen Sorten von bekannten Nutzpflanzen, und habe ich unter anderem auch eine Bohne des neuen Kaffees aus Weſtafrika, und natürlich ſonſt allerlei andere Sorten, welche man nicht kaufen kann, geſehen.

22. März 1902.

Seit wir um die Südſpitze von Malakka herum ſind, iſt es ſehr angenehmes Wetter, garnicht ſehr heiß, nur heute und geſtern Nm. etwas. Es iſt ſeit Singapore leerer geworden und viele nette Leute dort ausgeſtiegen, deshalb iſt die Stimmung hier noch etwas benaut. Es war eine nette Geſellſchaft zuſammen, wie man ſie nicht auf allen Reiſen trifft.

In Singapore lag auch die Vergnügungsyacht eines amerikaniſchen Millionärs namens Steuvenſand, welcher hier an Bord kam mit Tochter. Die kleine Yacht begleitete uns zum Hafen hinaus und feuerte einen Salutſchuß, worauf wir mit the star spangled banner antworteten. Sie kam bis auf 50 m heran, ſo daß ſich

die zurückbleibenden und abfahrenden Parteien noch mit Sprachrohr unterhalten konnten. Solch' kleines Dings war ganz von New York bis hierher gefahren — doch allerhand Achtung.

Ich vergaß zu schreiben, daß im Roten Meere verschiedene Zugvögel an Bord kamen, darunter auch ein Wiedehopf; das erste Mal, daß ich einen so nahe sah, ein wunderhübsches Tier. Einen kleinen Habicht schoß der Kapitän aus dem Maste, er fiel aber ins Wasser.

Ein fliegender Fisch kam im indischen Ozean an Bord, früh morgens, und da er noch so schön frisch war, so ließ ich ihn mir zum Frühstück braten; er schmeckte sehr gut.

Gestern habe ich ein Wettbureau eingerichtet, wo auf die Geschwindigkeit des Schiffes gewettet wird. Lose à 1 Mark werden zugefaltet gezogen, dann geöffnet und verauktioniert, wobei der Eigentümer ½ des Preises erhält, die andere Hälfte der endgültige Gewinner. Die Lose, 20 oder 30 an der Zahl, tragen die Nummern der wahrscheinlich durchlaufenen Meilenzahl, und werden die Lose mit guter Zahl hoch bezahlt auf der Auktion. Ich gewann gestern 20 Mark.

23. März 1902.

Seit 8 Monaten hatte es in Hongkong nicht geregnet, und so war es höchste Zeit, daß etwas Feuchtigkeit fiel, wie die „Stuttgart" gestern einlief. So sahen wir wenig von der so sehr schönen Einfahrt. — Sobald es hell wurde, sah man schon viele Dschunken von vertrakter Bauart auf dem Meere. Hinten hoch und vorne niedrig sieht es bei etwas bewegter See immer so aus, als ob die Dinger untertauchen wollen. Dazu 2 Maste, wovon der vordere niedriger und das kleinere Segel führt, welch' letztere auch eine ganz andere Form zeigen, wie die bei uns üblichen. Es wird viel Fischfang getrieben und wir hatten heute prachtvolle Langusten zum Lunch.

Hongkong ist am Viktoria-Peach und umliegenden Bergen hinaufgebaut und präsentiert sich infolgedessen sehr schön bei gutem Wetter. Gestern regnete es und der Nebel war schon vor der Einfahrt recht dicht; von den Bergen war erst gegen Abend die untere Hälfte zu sehen. Die Stadt, in chinesisch-europäischem Stil erbaut, zeigt interessantes, reges, fast ganz chinesisches Leben. Die Straßen enger wie in Singapore, und die Häuser hoch, des beschränkten Raumes wegen. Der Handel im ganzen Osten ist hier wohl am größten, und jeder bebaubare Teil der Insel deshalb ausgenutzt. Brennholz und in trockenen Zeiten auch Wasser muß importiert werden und kostet viel. Wegen der Enge der Straßen und Schmutzigkeit der Chinesen hält sich auch immer etwas Pest und Cholera. Auf dem französischen Kriegsschiff hatten sie gerade einen Choleratodesfall gehabt. Hoffentlich zieht uns dies keine Quorantäne zu. Das Klima war noch recht warm, etwas schwül durch den leise, aber behorrlich träufelnden Regen, welcher es uns nun unmöglich machte, Ausflüge nach dem wirklich sehenswerten Public Garden und dem Happy Valley zu machen. Wir fuhren nun ein, an der ganzen Stadt vorüber und legten auf dem entgegengesetzten Ufer bei den Kohlen- ꝛc. Stationen und Lagerhäusern an. Von hier halten kleine Dampfer, welche alle „Star" mit irgend einem Zusatz heißen, die Verbindung mit der Stadt aufrecht.

24. März 1902.

Wie wir weiter herauskamen in See, wurde es recht frisch; es bläst noch immer ein recht frischer Nordwind, so daß weiße Anzüge schleunigst verschwanden

und Ueberzieher wieder in Mode kamen. Trotz der recht steifen Brise geht aber die See nicht hoch, und der Kasten schwankt wenig; sogar alle Damen sind beim Frühstück. Neue Passagiere sind zugekommen; vielfach Missionare, welche überhaupt in der Mehrzahl nach China zu fahren scheinen. Kinder haben sie recht viele, und so ungezogen, daß man sich zusammennehmen muß, ihnen nicht das Fell zu vergerben. — Leider haben wir im Rauchsalon am meisten von diesem freundlichen Nachwuchs zu leiden, denn hier wird die Gesellschaft gefüttert, wenn es etwas windig ist. — Viele der Passagiere, darunter auch ich, haben Rheumatismus im Nacken, wohl durch das Schlafen im Zug hervorgerufen; sie bewegen sich sehr gemessen und gucken sich nicht um. — Die Ausfahrt aus dem Hafen, welche am 22. kurz vor Mitternacht stattfand, war noch sehr schön; es war klarer geworden und die Lichter der Straßen und Häuser, die Berge hinauf, sahen wunderhübsch aus. Ich glaube, wenn schönes Wetter ist, übertrifft Hongkong Neapel an landschaftlicher Schönheit. So bewaldet wie auf Malakka sind die Berge allerdings nicht; sie zeigen ein wildes Aussehen und sind recht steil. Eine Drahtseilbahn führt zu den oben gelegenen Villen der Europäer, auch ein gut konstruierter Serpentinerweg für Fuhrwerke, dazwischen Naturwege der Chinesen immer geradeaus die steilen Berge hinauf; man sollte glauben, sie müßten auf allen Vieren klettern, und dabei tragen sie noch ihre Lasten in der bekannten Weise, 2 Bündel an einem Bambusstab über die Schulter. Eine Strecke lang ließen wir uns auch in Palanquüß tragen, um das auch zu probieren; man sitzt in einem Kasten und sieht wenig, so daß wir trotz Regen bald wieder ausstiegen.

25. März. 1902.

Nahm heute ein heißes Dampfbad und ließ mich vom Badesteward massieren; so sind die Nackenschmerzen ziemlich fort; kamen auch blos daher, weil ich die neuen Netzunterjacken aus Singapore probieren wollte, statt bei Jaeger zu bleiben.

Der Wind weht munter weiter aus Norden und es ist hundekalt; obgleich wir doch jetzt ungefähr auf der Höhe von Kairo sind, so denkt doch niemand dran, an Deck zu sitzen. Im Salon und Rauchzimmer ist die Dampfheizung angestellt und infolge dessen ist es dort so voll, daß an ungestörtes Schreiben nicht zu denken. — Trotz des Windes, welcher ungefähr Stärke 4 weht, geht das Schiff doch recht ruhig. Seit Port Said kein Fall von Seekrankheit zu verzeichnen, davon kamen nur Fälle während des ausnahmsweise starken Windes im Mittelmeer vor. —

Ich vergaß noch anzuführen, daß in der Nähe von Sumatra viele Baumstämme und Wurzeln mit der Strömung schwammen; einer mit besonders großer Wurzelkrone und vier großen abgebrochenen Seitenzweigen wurde vom Ausguck in der Mars als Boot zwei Strich Steuerbord signalisiert. Ich hatte ihn anfangs auch für ein Boot mit vier Mann drin gehalten, konnte aber durch mein gutes Glas bald den Baumstamm erkennen. — Natürlich waren unter Passagieren gleich 2—17 Robinsonaden von Schiffbrüchigen ꝛc. im Gange. —

Die Farbe des Meeres ziemlich grün, da wir uns nahe der Küste halten. Wir passieren viele Inseln und Leuchttürme, auch ist das Festland gewöhnlich in Sicht. Gestern kamen wir durch eine, weit über 100 zählende Flottille von Fischerdschunken. Heute wird das Meer immer lehmhaltiger, der Einfluß des Yangtsee-Kiang's. Wir werden wohl in der Nacht oder morgen Vormittag ankommen; Postschluß ist hier an Bord heute Abend 10 Uhr. —

Digitized by Google

Von neuen Mitreisenden höre ich, daß Cholera in Canton sehr schlimm, auch unter Weißen sei, und Hongkong doch noch immer Schiffe von dort annimmt; wenn's nur keine Quarantäne giebt, Shanghai sähe ich doch gerne. —

28. März 1902.

Am 25. gegen Abend fuhren wir in den Yang-Tsee ein. Ein riesiger Strom, von welchem man anfangs die Ufer nicht sieht, später auf beiden Seiten flaches Land. Shanghai liegt an einem Nebenflusse, auf welchen man mit dem Tender des Lloyd hinauffährt. Die „Stuttgart" blieb an der Mündung desselben liegen. Wir mußten, da wir von Hongkong kamen, am 26. morgens uns erst an Bord einer ärztlichen Untersuchung unterziehen, welche glücklicherweise nur darin bestand, daß der Arzt uns überzählte und freundlich „Dhank yoi" sagte. So konnten wir also an Land. Der kleine Tender „Bremen" lag bereit. Die meisten Passagiere verließen hier das Schiff, und ich fuhr mit ihnen zur Stadt. Es war recht frisch und alles trug Überzieher resp. Pelze. Die Fahrt den Nebenfluß hinauf, welcher auch immer noch reichlich die Breite des Rheins bei Köln hat, war hochinteressant. Ich habe noch nie so viel Schiffe verschiedener Nationen zusammen gesehen. Der ganze Fluß liegt voll, was ist Delagoabai dagegen; darunter viele Kriegsschiffe, natürlich meist chinesische, made in Germany. Größtes war ein österreichischer Panzer. Auch die „München" sel. Angedenkens, mit welcher ich von Rechts wegen nach Saipan hätte fahren müssen, lag hier im Dock und wird repariert. Die Dock-Gesellschaft hat sie, glaube ich, gekauft.

Der Frühling ist hier eingezogen, überall frisches Grün und wundervoll blühende Pfirsichbäume. Wir freuten uns darüber, wie wir vorüberfuhren. Doch scheint der Winterehier hier so hart nicht zu werden, denn Gemüse giebt's überall sehr schönes. Man sieht die Gärten und Felder deutlich. — Dazwischen Hügel wie die afrikanischen Ameisenhaufen, dicht nebeneinander, kleine Hütten dazwischen, auch Holzkästchen. Dies sind Gräber; die Toten werden hinausgetragen und der Sarg stehen gelassen, zuweilen überdacht, das sieht dann wie Hütten aus, später mit Erde überdeckt, keine regulären Friedhöfe wie in Hongkong, d. h. eigentlich ist ganz China ein ungeheurer Friedhof, sogar in der Stadt sah ich später Särge stehen.

Yokohama, 14. April 1902.

An Land alles ganz anders wie in Hongkong. Ganz anderer Typus der Bevölkerung, andere Sprache, wärmere Kleidung. Bekanntlich haben in China die Frauen die Hosen an und da sie auch keinen Zopf tragen, sind sie von den Männern leicht zu unterscheiden. Nur im Anfange irrt man sich häufiger und denkt gerade das Gegenteil.

Wir nahmen Quartier im Hotel des Colonies, welches eins der billigeren sein soll, 7 Dollars pro Tag, da es uns die beste Zeit genommen hätte, immer hin und zurück zum Dampfer zu fahren. — Ich hatte hier Gelegenheit, den Einkauf des Proviants für unsere „Stuttgart" beim chinesischen Lieferanten zu sehen. Körbe voll Salat, Radies, Gemüse aller Art, lebendes und geschlachtetes Geflügel, hauptsächlich Enten und Truthühner. Im Hofe wurden gerade Puten en masse geschlachtet, nach dem vereinfachten Verfahren, sie bei den Beinen aufzuhängen und ihnen dann die Kehle durchzuschneiden; die Kerls wateten bei dieser Beschäftigung buchstäblich im Blute.

Die europäiſchen Stadtteile haben ziemlich breite Straßen und nicht ſo hohe Häuſer wie in Hongkong, viel Handel und Verkehr, lebhaftes Treiben. Es fällt einem zunächſt auf, daß viel geſpielt wird und in jeder Bar ſtehen ein oder mehrere Spielautomaten verſchiedener Konſtruktion, gewöhnlich für Einwurf von 20 Cts. eingerichtet. Alles ſpielt, ſogar ich, vollſtändiger Nichtſpieler, verſuchte zum Abſchied ein paar Sätze, da ich vier übrige 20 Cent-Stücke ja doch nicht verwenden konnte. Ich kam denn auch, da ich mich begnügte mit dem gewonnenen Gelde und nichts friſches einwechſelte, mit dem Verluſte der oben genannten Summe davon. Ein Reiſegefährte gewann auf Anhieb beim erſten Satze 8 Dollar (Einſatz immer 20 Cts.), am nächſten Tage hatte er ca. 20 Dollars verloren; na, noch lange nicht Monte Carlo. Es waren aber zwei dabei, welche wirklich vorzüglich abſchnitten, darunter ein junger Belgier, welchem auch das Geld auf der Reiſe etwas knapp geworden war und der zu dieſem Pech doch das ſeltene Glück hatte und auch noch tags vorher die Wetten auf die Fahrgeſchwindigkeit der Stuttgart gewonnen hatte.

Wir beſuchten am Abend ein chineſiſches Theater, leider ſprach unſer Führer einen miſerablen Mund voll engliſch, daß es nicht möglich war, der Handlung zu folgen. Die Darſteller, alles Männer, ſprechen reſp. ſingen im Flüſterton, mimen ganz ausdrucksvoll und ſind ſtark geſchminkt. Man kann hier, d. h. auf der Bühne die chineſiſchen Prachtkoſtüme ſtudieren. Den Theaterzettel lege ich bei. — Das Publikum, welches ſo zahlreich vertreten, daß für uns extra Platz gemacht werden mußte, ſaß an kleinen Tiſchen, trank Thee, welcher, nebenbei geſagt, miſerabel war, und zwar nicht nur für Nichtkenner, rauchte die kleinen chineſiſchen Pfeifen und brach bei den Pointen der Vorſtellung, welche jedesmal vorher durch Gongſchlag angezeigt wurden, in Heiterkeit aus. Muſiker ſaßen im Hintergrunde der Bühne und behandelten Saiteninſtrumente, auch in höchſter Fiſtel, mit vieler Ausdauer, begleitet von Gongs, welche letztere alſo immer bei Knalleffekten ſtärker geſchlagen wurden. Eigentlich nur Dialoge mit ein oder zwei Nebenperſonen, auch mal Statiſten, höchſtens vier. Während des Dialogs verfielen die Darſteller zuweilen in Geſang und eine gewiſſe Melodie muß drin ſein, denn wir merkten nach ¼ Stunde doch, daß ſie immer wieder bei derſelben Note wieder einſetzten. Kleine Zwiſchenakte wurden durch die Statiſten markiert, welche ſich mit dem Rücken zum Publikum davorſtellten, wenn die Schauſpieler ſich auf der Bühne umzogen. Die Muſik ſpielt unentwegt weiter. Abgang rechts, vom Zuſchauer links, Vorhang im Hintergrunde, Eintritt links. Es war ſtets ſofort eine friſche Partie bereit und zog auf die Bühne, ſowie die vorige ihre Darſtellung beendigt hatten. Es wurde alſo ohne Pauſe geſpielt. —

Wir hatten nach einer Stunde genug genoſſen und gingen weiter, um uns zunächſt die Opiumhöhlen anzuſehen. Höhlen ſind es nun gerade nicht, ſondern hellerleuchtete, reinliche Theehäuſer, überall mit Divans neben niedrigen Tiſchen, auf welchen die Pfeifen nebſt Zubehör ſtehen. Es war ziemlich voll, aber ich bemerkte nicht einen einzigen Chineſen im Opiumrauſch. Europäer waren nicht vertreten.

Theehäuſer beſuchten wir verſchiedene und fanden überall ein ziemlich aromaarmes Gebräu, aber gut beſucht, auch von elegant gekleideten Frauen, mit ſehr ſtark verkrüppelten Füßen. Das Ideal in letzter Richtung ſcheint zu ſein, einen richtigen Pferdefuß herzuſtellen. Die Zehen, außer der großen, werden den kleinen

Kindern unter die Sohle gebunden und ein ganz hochhackiger Schuh angezogen. Dadurch wird der Spann sehr gewölbt. Das Hauptgewicht ruht beim Gehen auf der Ferse, unter welcher sich der sehr erhöhte Absatz befindet und da dies sonst zu viel Strümpfe kosten würde, haben diese oder vielmehr die Socken an dieser Stelle ein Loch, so daß also die Chinesin mit der bloßen Ferse im Schuh steht. Interessant, aber nicht schön nach unseren Begriffen. —

Im größten der Theehäuser fanden wir auch die Sing Song Girls, Sängerinnen, welche stark geschminkt auf einer Bühne saßen, rauchten, Thee tranken und einzeln ihre Lieder in höchster Fistel ertönen ließen. Die Chinesen scheinen eben, dank ihrer starken Nerven, eine besondere Vorliebe für diese Tonart zu haben. Wenn eine fertig war mit ihrem Liede, legte sie ihre Laute hin und trat ab, um gleich darauf durch eine neu ankommende ersetzt zu werden. Spät am Abend sah ich verschiedene dieser Mädchen auf den Schultern stämmiger Chinesen durch die Straßen tragen und unser Führer erklärte uns auf Befragen, daß sie auf diesem, hier für sie speziell üblichen Wege in die Wohnung reicher Chinesen geholt würden.

Ein besonders schönes Haus, wo die Mandarinen Wein tränken, wie unser Führer uns versicherte, wollten wir noch besuchen; es war aber inzwischen 11 Uhr geworden und wir konnten nur gegen besonderes Trinkgeld schnell einen Blick auf die innere Einrichtung werfen, welche allerdings tadellos schön und wertvoll war.

Am nächsten Tage galt unser Besuch der alten Chinesenstadt und jetzt, wir waren nur zu dreien, merkten wir erst, was chinesisches China eigentlich bedeutet. Die alte Stadt ist rings von einer starken hohen Mauer umgeben, innen enge Straßen, in denen sich alles drängt und stößt, in den Hauptstraßen meist Läden, Anhängeschilder in den buntesten Farben, reizende Sachen in den Läden und garnicht teuer. Man mußte das Portemonnaie krampfhaft zuhalten. Ein Gestank, unbeschreiblich. Ich bin doch von meinen Reisen durch die verschiedensten Gegenden etwas gewohnt und lachte die zimperlichen Europäer immer aus, welche sich in arabischen und indischen Stadtvierteln die Nase zuhielten, aber hier, allerhand Achtung! Dabei mußte man sehr aufpassen, daß man nicht Chinesen umstieß, welche sich auf der Straße — wie soll ich gleich sagen — garnicht genierten. — Kloake rechts — Kloake links — Kloake in der Mitte. Um dies wenig anmutende Thema gleich zu erledigen, bemerke ich, es gab außerdem auch noch solche in Wirklichkeit — ein mehrere Kubikmeter großes Loch mit 2 Brettern darüber, darauf stets ein oder mehrere Chinesen — ein Dach darüber. Und das merkwürdigste war, daß sich die Nase schon so an die Gerüche gewöhnt hatte, daß man es positiv nicht merkte, wenn man den Dingern nahe kam. —

Laut Zeitungsbericht starben hier in diesen Tagen täglich 1000 Menschen. Ich weiß nicht, ob's wahr ist, aber es wundert mich nur, daß es nicht mehr sind. Pest, Cholera, Diphteritis, Aussatz, Scharlach waren die Todesursachen, zwischen denen man wählen konnte. Davon war das Scharlach momentan das Schlimmste und war auch im hohen Grade der weißen Bevölkerung in den europäischen Stadtteilen verderblich. Der Ort war offiziell natürlich für verseucht erklärt, aber man ließ uns ja nachher doch ruhig nach Japan hinein, allerdings besahen sich hier die Aerzte erst jeden einzeln. —

(Fortsetzung folgt.)

Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?

Von Dr. iur. Hermann Heſſe.

III.

Hieraus folgt, daß im Bundesſtaate der Einzelne grundſätzlich eine doppelte Staatsangehörigkeit beſitzt, nämlich die Angehörigkeit zum Einzelſtaat und diejenige zum Bundesſtaate. Denn die erſtere iſt gleichwie die letztere[1]) ein unmittelbares ſelbſtändiges Rechtsverhältnis, aus welchem ſich für ſeinen Träger beſtimmte Rechte und Pflichten ergeben[2]).

So hat die geſchichtliche Entwicklung einen deutlich erkennbaren Unterſchied zwiſchen der Staatsangehörigkeit und der Bundesangehörigkeit herausgearbeitet.

§ 6.
Bundes- und Staatsangehörigkeit.

1. Die Bundesangehörigkeit.

Mit der Gründung des Norddeutſchen Bundes war ein einheitliches Bundesvolk geſchaffen[3]) und damit der ſtaatsrechtliche Begriff der Bundesangehörigkeit.

Das Weſen dieſes neugeſchaffenen Rechtsbegriffes erhellt aus Artikel 3 der Bundesverfaſſung und den zur Ausführung desſelben auf Grund des Artikel 4 Nr. 1 der Bundesverfaſſung erlaſſenen Bundesgeſetzen[4]). Der Artikel 3 enthält den Grundſatz, daß kein Angehöriger eines Einzelſtaates von einem andern Einzelſtaate in rechtlicher Beziehung ungünſtigeren Regeln unterworfen werden darf als deſſen eigene Angehörige[5]). Er beſagt, „daß der Angehörige eines jeden Bundesſtaates in jedem andern Bundesſtaate als Inländer zu behandeln und demgemäß zum feſten Wohnſitz, zum Gewerbebetriebe, zu öffentlichen Ämtern, zur Erwerbung von Grundſtücken, zur Erlangung des Staatsbürgerrechts und zum Genuſſe aller ſonſtigen bürgerlichen Rechte unter denſelben Vorausſetzungen wie der Einheimiſche zuzulaſſen, auch in Betreff der Rechtsverfolgung und des Rechtsſchutzes demſelben gleich zu behandeln iſt."

Zur Ausführung dieſes Grundſatzes wurden die Geſetze über die Freizügigkeit, über die Gleichberechtigung der Konfeſſionen in bürgerlicher und ſtaatsbürgerlicher Beziehung, über die Erwerbung und den Verluſt der Bundes- und Staatsangehörigkeit, und das Geſetz über den Unterſtützungswohnſitz in den Jahren 1869 und 1870 erlaſſen.

---

[1]) Laband I S. 124.

[2]) a. a. O.; Schulze, Preuß. Staatsrecht II S. 358.

[3]) Jellinek S. 705.

[4]) v. Rönne, Reichsverfaſſung S. 40 ff.

[5]) Laband I S. 168.

Aus alledem folgt, daß der Zuſtand der Bundesangehörigkeit in materieller Hinſicht die Vorausſetzung zu einer ganzen Anzahl von Rechten iſt und ſonach für die Bundesangehörigen dieſe Rechte begründet. Selbſtredend ſind mit ihm auch gewiſſe Pflichten verknüpft, wie vor allem die Wehrpflicht, deren Erfüllung durch die Geſamtheit der Bundesangehörigen im Verhältnis zu den Einzelſtaaten der Regelung durch die Geſetzgebung des Bundes vorbehalten bleiben ſollte.

„Demgemäß iſt die Bundesangehörigkeit ein ſtaatsrechtlich relevanter Begriff und die gemeinſame Vorausſetzung oder der Rechtsgrund einer Reihe von Rechten und Pflichten“ [1]).

Aus dem Umſtande jedoch, daß die Grundlage und Vorausſetzung der Bundesangehörigkeit gemäß Artikel 3 der Bundesverfaſſung die Angehörigkeit zu einem Bundesſtaate iſt, hat man die Folgerung gezogen, daß die Bundesangehörigkeit kein unmittelbares ſelbſtändiges Rechtsverhältnis ſei [2]).

Dieſe Anſicht iſt jedoch nicht zutreffend. Denn dieſe Beſtimmung des Artikel 3 bezieht ſich nur auf die Art der Erwerbung der Bundesangehörigkeit, nicht aber auf deren materiellen Inhalt. Sie bezeichnet den Kreis derjenigen phyſiſchen Perſonen, mit welchen der materielle Inhalt der Bundesangehörigkeit, d. h. die ebenfalls im Artikel 3 enthaltenen Rechte und Pflichten, verknüpft werden ſoll. Sie hat daher lediglich formale Bedeutung und kommt für den materiellen Inhalt der Bundesangehörigkeit nicht in Frage, berührt daher durchaus nicht das Weſen derſelben als eines ſelbſtändigen Rechtsverhältniſſes. Sie giebt den Rechtsgrund der Erwerbung, nicht aber den Inhalt der Bundesangehörigkeit an.

Wenn die Bundesangehörigkeit aber einen ſelbſtändigen, von der Einzelſtaatsangehörigkeit verſchiedenen Inhalt hat, ſo muß man ſie als ein ſelbſtändiges, von der Staatsangehörigkeit verſchiedenes Rechtsverhältnis anerkennen, deſſen Verknüpfung mit der Staatsangehörigkeit lediglich die formale Bedeutung hat, in dieſer den Rechtsgrund der Erwerbung und des Verluſtes der Bundesangehörigkeit feſtzuſtellen. Hieraus folgt, daß der Beſitz der Bundesangehörigkeit ohne denjenigen der Staatsangehörigkeit an ſich denkbar iſt, daß man ſich ferner die Bundesangehörigkeit an ſich vorbehalten kann, wenn man die Staatsangehörigkeit aufgiebt. Die Anſicht dagegen, daß die Bundesangehörigkeit kein unmittelbares ſelbſtändiges Rechtsverhältnis ſei [3]), findet keine Stütze an dem im Artikel 3 ausgeſprochenen Grundſatze, ſondern gründet ſich lediglich auf die poſitive Vorſchrift des § 1 des Reichsgeſetzes vom 1. Juni 1870, welcher beſagt, daß die Bundesangehörigkeit einzig und allein durch die Angehörigkeit in einem Einzelſtaate erworben wird.

Die Motive ſelbſt [4]) erklären ſogar die Bundesangehörigkeit als den Inbegriff der durch die Verfaſſung und Geſetzgebung des Bundes begründeten Beziehungen der Norddeutſchen, ſowohl zu dem Bunde als ſolchem, als auch zu den einzelnen Bundesſtaaten. Hierunter ſind zu verſtehen die Beziehungen des Einzelnen zum Bunde und den andern Einzelſtaaten als demjenigen, dem der Einzelne gerade

---

[1]) Laband 3. Aufl. I S. 120; ſiehe unten S. 192; Arndt S. 46.

[2]) Motive bei Cahn, S. 1.

[3]) Laband 1 S. 125; ſiehe dagegen von Stengel 1895 S. 134.

[4]) a. a. O.

angehört[1]). Nicht aber sind die Beziehungen des Einzelnen zu seinem Heimatsstaate damit gemeint, denn diese werden durch den Begriff der Staatsangehörigkeit gekennzeichnet.

Nicht dem Angehörigen des Einzelstaates als solchem stehen die im Artikel 3 der Bundesverfassung bezeichneten Rechte zu, nicht darum ferner stehen sie ihm zu, weil er Angehöriger des Einzelstaates ist, sondern dem Angehörigen des Bundes, der als Angehöriger des Einzelstaates zugleich dem Bunde angehört[2]). Es hieße die Bedeutung des formalen Rechtsaktes des Zusammenschlusses der Einzelstaaten völlig außer Acht lassen, wenn man die aus der Bundesangehörigkeit sich ergebenden Rechte und Pflichten ohne weiteres aus der Angehörigkeit zum Einzelstaate ableiten wollte. Denn nur durch den Zusammenschluß der Einzelstaaten zum Bunde sind ihre Angehörigen der aus dem Bundesverhältnis entspringenden Rechte teilhaftig geworden. Aus dem Bundesverhältnis der Einzelstaaten und aus dem Verhältnis der Angehörigen der Einzelstaaten zum Bunde sind die im Artikel 3 der Bundesverfassung näher bestimmten Rechte den Angehörigen zu teil geworden; sie sind nur durch das Bundesverhältnis möglich geworden und verdanken ihm allein ihre rechtliche Entstehung. Sie sind daher nicht Rechte der Angehörigen der Einzelstaaten, sondern stehen einzig und allein den Angehörigen des Bundes als solchen zu.

Für diese Ansicht spricht auch der Wortlaut des Artikel 3, welcher besagt, daß dem für ganz Deutschland gemeinsamen Indigenat, also der Bundesangehörigkeit, die weiterhin bezeichneten Rechte entspringen[3]). Diesem klaren Wortlaut der Bundesverfassung gegenüber ist die Behauptung nicht recht verständlich, daß die Bundesangehörigkeit keine selbständige Eigenschaft sei, daß die Bundesunterthänigkeit keine unmittelbare, sondern eine mittelbare sei[4]). Denn wenn sich aus einem bestimmten Rechtsverhältnis, wie es die Bundesangehörigkeit ist, ganz bestimmte Rechtswirkungen ergeben, so ist dies Rechtsverhältnis begrifflich notwendig als ein eigenartiges und selbständiges zu bezeichnen, gleichgültig, unter welchen Voraussetzungen und in welcher Form es entsteht und endigt.

Für diejenige Auffassung aber, welche in der Bundesangehörigkeit ein selbstständiges Rechtsverhältnis erblickt, spricht ferner der § 21 Absatz 5 des Bundesgesetzes vom 1. Juni 1870, welcher lautet:

> „Norddeutsche, welche ihre Staatsangehörigkeit durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren haben und demnächst in das Gebiet des Norddeutschen Bundes zurückkehren, erwerben die Staatsangehörigkeit in demjenigen Bundesstaate, in welchem sie sich niedergelassen haben[5]), durch eine von der höheren Verwaltungsbehörde ausgefertigte Aufnahme-Urkunde, welche auf Nachsuchen ihnen erteilt werden muß."

---

[1]) S. auch von Rönne I S. 99.

[2]) Gefficken S. 31 f.

[3]) „Für ganz Deutschland besteht ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung."

[4]) Laband I S. 125.

[5]) Also nicht nur in ihrem Heimatsstaate, in welchem zur Wiedererwerbung der verlorenen Staatsangehörigkeit gemäß § 21 Abs. 4 a. a. O. die Wohnsitznahme nicht zur Voraussetzung gemacht wird.

Hieraus folgt, daß die Bundesangehörigkeit auch nach dem formellen Verluste durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande noch die Wirkung hat, daß der Bundesangehörige in jedem Bundesstaate[1]) die Angehörigkeit erwerben kann, wenn er dort seinen Wohnsitz nimmt, selbst wenn er vorher die Angehörigkeit gerade dieses Bundesstaates nicht besessen hat. Dies Recht ist zweifellos ein solches, welches der Einzelne nicht als Angehöriger des Einzelstaates, sondern als Angehöriger des Bundes genießt.

Aus der Verfassung geht ferner hervor, daß die Angehörigen der Einzelstaaten in denjenigen Beziehungen als Gesamtvolk auftreten, in welchen der Bund seine Herrschaftsrechte unmittelbar über dieselben ausübt, und in welchen sie unmittelbar am öffentlich-rechtlichen Leben des Bundes teilnehmen[2]).

2. Die Staatsangehörigkeit.

Allerdings ist es richtig, daß gemäß Artikel 3 der Verfassung die Bundesangehörigkeit die Angehörigkeit in einem Einzelstaate zur Grundlage und Voraussetzung hat. Dies hat aber keinen Einfluß auf den materiellen Inhalt der aus der Bundesangehörigkeit sich ergebenden Rechte und Pflichten, sondern es folgt hieraus nur, daß, wie die Motive sagen[3]), für die Formen und Bedingungen, unter welchen die Erwerbung und der Verlust der Bundesangehörigkeit stattfinden, zur Zeit die in mannigfachen Beziehungen von einander abweichenden Indigenatsgesetzgebungen der einzelnen Bundesstaaten und in dem größten Bundesstaate die Gesetzgebungen der einzelnen Landesteile maßgebend sind. In Preußen allein befinden sich, außer der altpreußischen Gesetzgebung, noch acht verschiedene Gesetzgebungen über Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit in Geltung.

Die Angehörigkeit zu einem Einzelstaate war aber durch die Gründung des Norddeutschen Bundes in ihrem Wesen durchaus nicht verändert. Ihre Erwerbung, die Ausübung der aus ihr entspringenden Rechte und die Erfüllung der aus ihr folgenden Pflichten sowie ihr Verlust erfolgten ganz wie in dem bisherigen Verhältnis, und zwar in jedem Einzelstaate verschieden, je nach den Bedingungen, welche die Gesetzgebung der Einzelstaaten für die Erwerbung und den Verlust festgesetzt, und je nach dem Umfang und Inhalt der Rechte und Pflichten, welche Verfassung und Gesetzgebung derselben als Wirkung der Staatsangehörigkeit gewährleistet hatten.

§ 7.

Das Reichsgesetz über die Erwerbung und den Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870.

I. Entstehung.

Die Verschiedenheit der einzelstaatlichen Gesetzgebung in Betreff der Staatsangehörigkeit konnte zu eigentümlichen Rechtsfolgen führen. Wenn z. B. ein Staatsangehöriger seinen Aufenthalt in einem andern Einzelstaate nahm, so konnte dadurch, daß die für den Verlust des Landesindigenats festgestellte Zeitperiode nicht gleichmäßig normiert war, der Verlust seiner Staatsangehörigkeit eintreten, ohne daß er in dem andern Einzelstaate die dortige Staatsangehörigkeit erworben

[1]) s. vorstehende Anm.

[2]) RV. Art 3, 29, 57, 59; Wahlgesetz vom 31. Mai 1869 §§ 1, 4.

[3]) Bei Cahn S. 2.

hätte [1]). „Gründet sich die Bundesangehörigkeit lediglich auf die Voraussetzung der ungleichartig normierten Staatsangehörigkeit, so folgt daraus die Möglichkeit der Staats- und Reichsheimatlosigkeit, und hieraus die Unzulässigkeit, solche Individuen zum Militärdienst oder zu den Steuern des Reiches heranzuziehen. Gleiche Unzuträglichkeiten konnten in Beziehung auf den Anspruch auf Reichsschutz entstehen" [2]).

Es war deshalb ein unabweisbares Bedürfnis geworden, übereinstimmende Normen über die Erwerbung und den Verlust der Staatsangehörigkeit herbeizuführen, um eine gleichmäßige Grundlage für die Bundesangehörigkeit zu gewinnen. Da die Regelung derselben eine Angelegenheit des Bundes war und nicht den Einzelstaaten überlassen bleiben konnte, hatte Artikel 4 Nr. 1 der Bundesverfassung die Bestimmungen über das Staatsbürgerrecht der Gesetzgebung des Bundes unterstellt. Das Wort „Staatsbürgerrecht" bedeutet in diesem Zusammenhange soviel wie „Bundesbürgerrecht und Einzelstaatsbürgerrecht." Das beweist der Umstand, daß das Bundesgesetz vom 1. Juni 1870 sodann eine einheitliche Regelung dieser beiden Rechtsverhältnisse herbeigeführt hat [3]).

II. Inhalt.

Das Gesetz hat einen zwiefachen Inhalt. Einmal regelt es die Erwerbung und den Verlust der Reichsangehörigkeit, sodann Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit.

Betreffs des ersteren Punktes enthält es im § 1 lediglich die kurze Bestimmung, daß die Reichsangehörigkeit durch die Staatsangehörigkeit in einem Bundesstaate erworben wird und mit deren Verlust erlischt.

Im übrigen beschränkt sich das Gesetz auf eine einheitliche Regelung derjenigen Formen, unter denen die Staatsangehörigkeit erworben und verloren wird.

III. Bedeutung.

Das Gesetz hat daher lediglich formelle Bedeutung und kommt für die materiellen Wirkungen der Reichs- wie der Staatsangehörigkeit überhaupt nicht in Betracht.

Nur aus der Reichsverfassung und aus einer Anzahl von Reichsgesetzen ist der materielle Unterschied dieser beiden Rechtsverhältnisse ersichtlich, während für das formelle Verhältnis derselben der § 1 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 allein maßgebend ist.

§ 8.

Das Verhältnis der Reichs- und der Staatsangehörigkeit zu einander.

I. In materieller Hinsicht.

Begrifflich betrachtet, ist sowohl die Reichsangehörigkeit als auch die Staatsangehörigkeit ein gleichartiges, selbständiges Rechtsverhältnis, nämlich das Ver-

[1]) von Rönne I S. 99.

[2]) a. a. O.

[3]) Im Folgenden wird für das Wort „Bund" stets das Wort „Reich" eingesetzt werden, weil sich die Ausführungen nunmehr im Wesentlichen auf die Zeit nach der Reichsgründung beziehen.

hältnis der Angehörigkeit zu einem Staate, welches gewisse Rechte und Pflichten begründet. Wir sehen deshalb zwei gleichartige selbständige Rechtsverhältnisse vor uns, welche in einer Person vereinigt sind, nämlich

1. Die Staatsangehörigkeit, das Verhältnis des Einzelnen zum Einzelstaate, welches gewisse Rechte und Pflichten begründet;

2. Die Reichsangehörigkeit, das Verhältnis des Einzelnen zum Reiche, welches ebenfalls gewisse Rechte und Pflichten, und zwar gleichartige, für den Einzelnen begründet.

Es entsteht daher zunächst die Frage, ob in einer einzelnen physischen Person ein Verhältnis zu mehreren Staaten vereinigt sein kann. Diese Frage ist unbedingt zu bejahen. Denn das neuzeitliche deutsche Staatsrecht kennt eine gleichzeitige Angehörigkeit eines Einzelnen zu mehreren Staaten[1]).

Wenn der Einzelne aber mehreren Staaten gleichzeitig angehört, so umfaßt das Verhältnis der Angehörigkeit zu jedem einzelnen Staate seine ganze Persönlichkeit. Die Rechte und Pflichten ferner, welche aus dem Zustande der Staatsangehörigkeit folgen, sind grundsätzlich ungeteilt mit seiner Person verknüpft. Dies ist unstreitig im Einzelstaate der Fall. Eine Teilung derselben ist jedoch die notwendige Folge der Angehörigkeit zu mehreren Staaten; denn es ist thatsächlich unmöglich, Rechte und Pflichten derselben Art gleichzeitig an mehreren Orten auszuüben und zu erfüllen

Die thatsächliche Unmöglichkeit der Ausübung eines Rechtes stellt aber das Dasein des Rechtes selbst nicht in Frage.

Die Pflichten andrerseits, welche der Einzelne jedem der mehreren Staaten zu leisten hat, werden, soweit sie unteilbar sind, nur einem Staate gegenüber erfüllt; hierdurch erlischt der Anspruch der übrigen Staaten auf die Leistung. Der Ausdruck „Teilung der Pflichten" ist daher nicht ganz zutreffend; wesentlich richtiger dürfte das Verhältnis durch die Bezeichnung „Verteilung der Pflichten" gekennzeichnet werden. Wenn es gestattet ist, zur Beleuchtung staatsrechtlicher Verhältnisse Analogieen aus dem Privatrechte heranzuziehen, so möchten wir das Verhältnis des Einzelnen als Pflichtobjekt mehreren Staaten gegenüber als ein aktives Gesamtschuldverhältnis bezeichnen[2]).

Rechtlich besteht daher die Möglichkeit, daß der Einzelne diese Rechte, die ihm Verfassung und Gesetz der mehreren Staaten zubilligen, in jedem derselben ausübt; denn wer Preuße und zugleich Anhaltiner ist, kann sowohl zum Preußischen wie zum Anhaltischen Landtage wählen. Rechtlich besteht auch die Möglichkeit, daß der Einzelne die Pflichten, welche ihm aus der Angehörigkeit zu mehreren Staaten erwachsen, erfüllt; wer Franzose und zugleich Russe ist, kann nicht nur in Frankreich, sondern darnach auch in Rußland seiner Wehrpflicht genügen. Thatsächlich wird sich aber aus diesem mehrfachen Verhältnis oft ein Widerstreit der Interessen der Staaten ergeben bei der thatsächlichen Unmöglichkeit, diese Pflichten gleichzeitig zu erfüllen. Dieser Widerspruch der Interessen ist an sich unlöslich bei Staaten, welche als gleichberechtigte selbständige Rechtssubjekte nebeneinander bestehen.

[1]) Laband I S. 127; Arndt S. 50 Nr. 4; s. auch BGB § 1936.

[2]) BGB. § 428.

Iſt es nun aber nicht denkbar, daß die mehreren Staaten, denen ein Einzelner gleichzeitig angehört, dahin übereinkommen, daß der Einzelne ſeine Pflichten nur in demjenigen Staate zu erfüllen brauche, in dem er bei eintretender Leiſtungspflicht gerade ſeinen Wohnſitz hat? Iſt es nicht möglich, daß die mehreren Staaten die Art und Weiſe, in welcher der Einzelne jedem von ihnen gegenüber ſeine Pflichten zu erfüllen hat und demgemäß auch ſeine Rechte ausüben darf, in welchen Beziehungen ſie ferner den Einzelnen in Anſpruch nehmen wollen, vertragsmäßig regeln? Um wieviel eher iſt dies möglich, wenn die mehreren Staaten nicht in ein nur völkerrechtliches, ſondern in ein ſtaatsrechtliches Verhältnis zu einander treten und eine Staatenverbindung eingehen.

Es iſt daher kein Widerſpruch zu dem von Zorn[1]) nachdrücklich hervorgehobenen Satze: „Die Staatsangehörigkeit muß prinzipiell ein einheitlicher Begriff ſein", wenn behauptet wird, daß die Ausübung der aus der Angehörigkeit zu mehreren Staaten ſich ergebenden Rechte und Pflichten nicht einheitlich oder gleichzeitig und nicht an alle Staaten zu erfolgen brauche und doch von derſelben einzelnen Perſon wahrgenommen werden könne.

Der grundſätzliche Fehler der Betrachtungsweiſe Zorns wie ſo vieler anderer liegt darin, daß ſie den Zuſtandsbegriff der Staatsangehörigkeit mit den ſich aus ihr ergebenden Rechten und Pflichten verquicken. Der erſtere iſt, logiſch betrachtet, einheitlich und nicht teilbar. Dagegen hindert nichts, eine Summe von Rechten und Pflichten, welche aus dem Zuſtande der Staatsangehörigkeit folgen, ihrem Umfang und Inhalt wie ihrer Ausübung nach zu teilen, wobei ſogar dem Einzelnen ein Wahlrecht gelaſſen werden kann, welchem der mehreren berechtigten Staaten gegenüber er ſeine Verpflichtung erfüllen will[2]).

Die von Laband, Zorn und anderen bekämpfte Anſicht der Waitzſchen Richtung über die Bundes- und Staatsangehörigkeit, welche ſchließlich zu der Annahme einer geteilten Souveränität gelangte, um die ſtaatsrechtliche Natur der Staatsangehörigkeit im Bundesſtaate zu erklären, konnte deshalb nicht zu einem richtigen Ergebnis kommen, weil ſie die Verſchiedenheit der aus der Angehörigkeit des Einzelnen zu einem Bundesſtaate hervorgehenden thatſächlichen Erſcheinungen aus dem Weſen des Begriffes der Staatsangehörigkeit und nicht aus ihren Wirkungen ableitete; weil ſie daher verſuchte, den unteilbaren und einheitlichen Begriff zu teilen und dabei zu einem gekünſtelten Aufbau des Bundesſtaatsbegriffes gelangte, anſtatt die mit dem Begriff verbundenen und aus ihm folgenden Rechtswirkungen nach Umfang und Inhalt und nach der Art der Ausübung zu teilen. Trotz ihrer offenbaren Mängel iſt die Waitzſche Anſicht in weſentlichen Punkten zu richtigen Ergebniſſen gelangt, denen gegenüber die Labandſche und die Zornſche Auffaſſung einen entſchiedenen Rückſchritt bedeutet.

Wenn Zorn[4]) behauptet, daß die Staatsangehörigkeit im Deutſchen Reiche prinzipiell Reichsangehörigkeit, und die Zugehörigkeit zum Einzelſtaate prinzipiell ein aus der Reichsangehörigkeit erſt hervorgehendes Rechtsverhältnis ſei, ſo iſt das

[1]) I S. 253.
[2]) Zorn I S. 350.
[3]) Laband I S. 122.
[4]) I S. 254.

um deswillen nicht richtig, weil die Angehörigkeit zum Einzelstaate ein selbständiges Rechtsverhältnis ist, welches selbständig erworben wird und verloren geht und einen durch Verfassung und Gesetz der Einzelstaaten genau bestimmten Inhalt hat[1]).

Die Labandsche Behauptung[2]), daß die Reichsangehörigkeit keine selbständige Eigenschaft sei, weil das unmittelbare Substrat des Reiches nicht das deutsche Volk, sondern die deutschen Staaten bildeten[3]), kann man aus Laband selbst widerlegen; denn er behauptet an anderer Stelle[4]) in seiner Polemik gegen den Seydel'schen Bundesstaatsbegriff, daß die Reichsangehörigkeit ein staatsrechtlich relevanter Begriff und die gemeinsame Voraussetzung oder der Rechtsgrund einer Reihe von Rechten und Pflichten sei. Das ist ein Widerspruch, der wohl geeignet ist, die Bundesstaatstheorie Labands zu stützen, nicht aber imstande ist, den Glauben an ihre Richtigkeit in jeder Beziehung zu erhöhen. Dieser Widerspruch in den Ausführungen Labands ist auch dadurch nicht beseitigt worden, daß Laband in der neuesten Auflage seines Staatsrechts die Worte „Seydel kann sich der Thatsache doch nicht verschließen, daß die Reichsangehörigkeit ein staatsrechtlich relevanter Begriff und die gemeinsame Voraussetzung oder der Rechtsgrund einer Reihe von Rechten und Pflichten ist", einfach weggelassen hat, ohne seine Ausführungen im übrigen wesentlich zu ändern. Vielmehr tritt dieser Widerspruch auch an anderer Stelle[5]) hervor. Bei der Begründung seiner Auffassung vom Wesen des Bundesstaates führt er nämlich folgendes aus:

> „Das unmittelbare Objekt der als Reichsgewalt bezeichneten Herrschaftsrechte sind die Staaten. Die Gebiete der Gliedstaaten sind mittelbar Reichsgebiet, die Bürger der Gliedstaaten sind mittelbar Reichsunterthanen. Es wird hierdurch nicht ausgeschlossen, daß die Reichsgewalt in einzelnen Beziehungen ihre Hoheitsrechte direkt gegen das Reichsgebiet oder gegen die einzelnen Angehörigen des Reiches ausübt, daß sie unmittelbar auf das natürliche Substrat jedes staatlichen Gebildes, Land und Leute einwirkt."

Gegen die Labandsche Auffassung sprechen sich auch viele Stimmen in der neueren Litteratur aus. So sagt Gefficken[6]): „Das Reich übt eine direkte Herrschaft über die Reichsangehörigen aus; auch in inneren Angelegenheiten hat es zahlreiche Verwaltungsbefugnisse, und die Reichsgesetze verpflichten jeden Deutschen unmittelbar durch Publikation von Reichswegen." Zorn[7]) bezeichnet die Theorie Labands, daß im Bundesstaate die Zentralgewalt nur über Staaten, nicht direkt über die Unterthanen herrsche, als irrig und führt folgendes aus:

---

[1]) Gefficken S. 15; siehe oben § 6 am Ende S. 188.
[2]) I S. 124.
[3]) a. a. O.
[4]) 3. Aufl. S. 120.
[5]) I S. 55; desgl. § 16.
[6]) S. 11.
[7]) I S. 255; auch Anm. 6 daselbst.

(Fortsetzung folgt.)

Kartographiſche Arbeiten über die deutſchen Schutzgebiete.

Von H. Singer.

Zu den intereſſanteſten Abteilungen der Ausſtellung, die mit dem Berliner Kolonialkongreß verbunden war, gehörte die kartographiſche Sektion, in der die beiden Vorſteher des kolonialkartographiſchen Inſtituts in Berlin, Max Moiſel und Paul Sprigade, den Werdegang und den Stand der Kartographie unſerer Schutzgebiete zu veranſchaulichen unternommen hatten; es iſt denn auch dieſe Sektion namentlich von den Geographen gebührend beachtet und gewürdigt worden, und Profeſſor Dr. Hans Meyer trug deren Bedeutung in ſeinem Vortrage über die Aufgaben der Erforſchung der deutſchen Schutzgebiete durch die Bemerkung Rechnung, auf dem Felde der kolonialen Kartographie könnten uns die übrigen koloniſierenden Nationen beneiden.

Dieſe Anſicht vermögen wir freilich nur bedingt zu teilen. Was Schönheit, techniſche Vollendung und wiſſenſchaftliche Methode anlangt, ſo ſtehen die Veröffentlichungen jenes halbamtlichen Inſtituts allerdings ſo hoch, daß ſie wohl den Neid unſerer Konkurrenten erregen könnten und vielleicht auch erregen. Quantitativ aber iſt die deutſche Kolonialkartographie vorläufig noch nicht unerreicht, und zum mindeſten ſind uns darin die Franzoſen voraus, die auf die Aufnahmethätigkeit in ihren Kolonieen und auf die Publikation der Ergebniſſe viel mehr Geld verwenden und darum mit ihren kolonialen Kartenwerken der Forſchung erheblich ſchneller folgen können, als wir Deutſche. Hierzulande fehlt es für ſolche Zwecke noch immer an ausreichenden Mitteln, und dieſer Überzeugung war offenbar auch Profeſſor Meyer; denn er machte die von uns wiederholt erhobene Forderung, der Afrikafonds ſolle den Aufgaben, für die er bewilligt wird, auch wirklich dienen, zu der ſeinigen und vertrat ſie auf dem Kongreß.

Hoffentlich fällt dieſe von autoritativer Seite ausgeſprochene Mahnung auf fruchtbaren Boden. Aus dem Afrikafonds werden auch die Koſten für die kartographiſche Bearbeitung des eingehenden Aufnahmematerials beſtritten. Vor etwa zwei Jahren wurden auf Anſuchen der deutſchen Kolonialgeſellſchaft für die Einſtellung von zeichneriſchen Hülfskräften einige tauſend Mark mehr innerhalb des Afrikafonds etatiſiert, und nachdem nun die Ausbildung dieſer Kräfte beendet iſt, wird das Tempo, das ſich bis heute noch immer recht langſam anließ, vorausſichtlich etwas ſchneller werden. Aber wir fürchten, man wird auch fortan dem Andrängen des Stoffs noch nicht ausreichend gewachſen ſein, zumal die Darſtellung ſämtlicher Schutzgebiete in Maßſtäben von 1 : 300 000, ja 1 : 200 000, im Plane liegt. Es wird alſo nötig ſein, den Afrikafonds noch viel ausgiebiger heranzuziehen, als jetzt. Über den Nutzen dürften kaum Meinungsverſchiedenheiten beſtehen: je ſchneller die Karte der Exploration folgt, um ſo beſſer für alle Zweige unſerer kolonialen Arbeit.

Digitized by Google

Immerhin ist — was wir gern anerkennen — im Laufe des Jahres 1902 viel Wichtiges veröffentlicht worden, und es mögen deshalb einige Mitteilungen darüber, sowie über die nächsten Pläne unserer Kolonialkartographen hier gestattet sein. Es sind unter den letzten Publikationen interessante provisorische Skizzen und andererseits prächtige definitive Darstellungen vorhanden, an denen der Geograph und der Freund unserer Kolonieen seine helle Freude haben kann.

Für Togo hat sich das Aufnahmematerial in solcher Menge angehäuft, daß die angekündigte neue Spezialkarte dieses Schutzgebiets in 10 Blättern und in 1 : 200 000 von der Topographie desselben ein nahezu lückenloses Bild liefern wird. Bearbeiter ist P. Sprigade. Ein provisorischer Abzug von dem Blatt Lome (Südosten) war für die Ausstellung des Kolonialkongresses zurecht gemacht worden und liegt uns vor. Das Blatt verrät eine Unsumme von Fleiß und Sorgfalt, und sein Inhalt legt einen Vergleich mit der älteren Sprigadeschen Karte von Süd-Togo nahe, die im selben Maßstab im Jahrgang 1896 der „Mitt. a. d. deutsch. Schutzgeb." erschienen ist. Auf dem neuen Blatt finden wir zunächst die Ostgrenze, die Monulinie, festgelegt, das Ergebnis der deutsch-französischen Abgrenzungsarbeiten. Wies ferner die alte Karte östlich und südöstlich vom Agugebirgsstock bis zur Dahomegrenze und bis zum Küstengebiet nur ein sehr weitmaschiges Routennetz auf, so zeigt das neue Blatt die empfindlicheren Lücken bereits befriedigend ausgefüllt, dank den Aufnahmen Hupfelds, von Doerings, Dr. Heims, Graf Zechs, Klings, Freiherr von Seefrieds, Dr. Gruners u. a. Korrektionen erfahren hat die Zeichnung der Küstenlagunen, besonders die der Bo-Lagune. Positionsverschiebungen fallen im Nordwesten ins Auge, wo das erwähnte Agugebirge, der von Dr. Plehn durch Triangulierung ermittelten neuen Lage von Misahöhe folgend, um mehrere Bogenminuten nach Westen gerückt ist. Leider reicht Dr. Plehns Dreiecksnetz nicht bis zur Küste, hat also keinen absolut sicheren Anschluß an astronomisch genau bestimmte Punkte. Das Blatt, das in endgültiger Form wohl noch vor Ablauf des Jahres 1902 erscheinen wird[1]) giebt übrigens auch über den Straßenbau und dabei angelegte Brücken, Dämme und Durchlässe Auskunft. Das nach Baumann auf der älteren Karte nur angedeutete Sumpfland nördlich von Asioku (Südosten) ist nach der neuen Darstellung 25 km lang und dehnt sich bis gegen den Monu hin aus. Das westlich anstoßende zweite südliche Blatt ist nach einer Mitteilung Sprigades in der Zeichnung beinahe fertig, doch werden noch die Ergebnisse des Grafen Zech und des Freiherrn von Seefried von der deutsch-englischen Abgrenzungskommission abgewartet, die nach tadelloser Erledigung ihrer Arbeiten in der ehemals neutralen Zone (Salaga) die Vermessungen südwärts bis zur Küste fortführen wird. Man hofft nämlich von diesen Vermessungen ein festes Rückgrat für die Kartographie des ganzen Schutzgebiets zu gewinnen. Zu erwähnen ist außer dieser Togokarte noch eine im 1. Heft der „Mitt. a. d. deutsch. Schutzgeb." für 1902 erschienene Karte der Umgebung von Misahöhe in 1 : 100 000, bearbeitet von Paul Sprigade. Das schöne, sauber lithographierte Blatt (Terrain: Kurven mit brauner Schummerung, wie bei der Togokarte) wird dem Umstande gerecht, daß für einzelne Teile des Schutzgebiets eine geradezu erdrückende Fülle topographischen Stoffs vorliegt, der in der Zehnblattkarte nicht in vollem Umfange Aufnahme finden kann. Einige

[1]) Abschluß dieser Übersicht Anfang November 1902.

andere Gebiete Togos ſollen, in derſelben Größe dargeſtellt, folgen; das von Miſahöhe erſchien als das augenblicklich wirtſchaftlich wichtigſte, weshalb es zuerſt an die Reihe kam.

Den Standpunkt der Kartographie für Kamerun im Herbſt des Jahres 1901 veranſchaulichte die Moiſelſche Sechsblattkarte, die die erſte Lieferung des neuen deutſchen Kolonialatlaſſes bildete. Viele Routen erſchienen auf ihr zum erſten Mal, wenn auch nur auszugsweiſe. Daß dieſe Kamerunkarte ſchon heute, nur erſt ein Jahr nach ihrem Erſcheinen, teilweiſe bereits wieder veraltet iſt, darf nicht Wunder nehmen angeſichts der Maſſe des unaufhörlich zuſtrömenden Materials. Von grundlegender Bedeutung für die Darſtellung des Nordweſtens des Schutzgebiets iſt eine neue Spezialkarte in 1 : 250 000, die vollſtändig fertig und für den Gebrauch im Schutzgebiet auch bereits in einer größeren Anzahl von Exemplaren hinausgeſandt wurde, aber, da wohl die Mittel erſchöpft, erſt zu Beginn des Jahres 1903 den „Mitteilungen" beigelegt werden kann. Sie war übrigens auf der Kongreßausſtellung vorhanden und liegt uns vor. Die Karte, die von M. Moiſel in muſtergültiger Weiſe bearbeitet iſt, reicht vom Rio del Rey nordöſtlich noch etwas über Bali und Bafut hinaus und zeigt die neuen Aufnahmen Ramſays, Glaunings und Leßners, außerdem die des Bezirksamtmanns Dr. Meyer, des Oberleutnants Strümpell und des Leutnants Buthut — alle aus den Jahren 1900—1902. Ferner erſcheinen dort die mit verwerteten älteren Routen, wie die Dr. Zintgraffs, von Beſſers und Conraus, zum erſten Mal in größerer Ausführlichkeit. Am meiſten neues Gebiet — beſonders vom Croß der Grenze entlang nach Bali — erſchließen die Aufnahmen Ramſays, eines der geübteſten Reiſetopographen, die überhaupt jemals in unſeren Kolonieen thätig geweſen ſind. Ramſay iſt aber auch in der Ortsbeſtimmung gut bewandert und hat ſeine Routen durch mehrere Breiten und eine Länge geſtützt. Das Ergebnis dieſer Beobachtungen bedeutet eine Verſchiebung des ganzen Kartenbildes von Nordweſt-Kamerun, wie man es ſich in dieſer Stärke wohl kaum hatte träumen laſſen, und wir geſtehen, daß wir deshalb anfangs aus der neuen Karte nicht recht klug werden konnten. Es genüge der Hinweis, daß Tinto im Kolonialatlas unter 5° 50', auf der Karte Ramſays, der in einem Orte in der Nähe die Breite nahm, unter 5° 33' n. Br. liegt, und daß der bekannte Ort Bali, den die Kamerunkarte im weſentlichen auf Grund der Konſtruktion der Route Dr. Zintgraffs unter 6° 22' verlegt[2]), nach Ramſay unter 5° 53' n. Br. rückt; daraus wird man die gewaltige Veränderung in der Darſtellung, die ſtarke Verkürzung der Entfernung Küſte — Bali, leicht erkennen. Es giebt ſehr wenige Beiſpiele dafür, daß ein Afrikareiſender, deſſen Routenanfangs- und Endpunkte ſicher feſtliegen, ſo ſchwere Fehler in der Aufnahme ſeines Weges gemacht hat, wie hiernach Dr. Zintgraff. Dasſelbe muß auch von Hauptmann Hutter gelten, der offenbar unabhängig von Zintgraff gearbeitet hat. In der Länge iſt die Veränderung vergleichsweiſe nur geringfügig; Bali z. B. liegt nach Ramſay etwa 7' weſtlicher, als auf den bisherigen Karten. Moiſel wird ſich ſeinerzeit jedenfalls näher über jene ungeheuerlichen Differenzen äußern. Die beſprochene Karte macht dem Fleiß unſerer kolonialen Topographen wiederum alle Ehre.

---

[2]) Auf v. d. Vechts Karte zu Zintgraffs Reiſewerk liegt Baliburg gar unter 6° 30' n. Br.

Von den Aufnahmen der deutschen Mitglieder der Kommission, die die Südgrenze Kameruns festzulegen hatte, ist in den letzten Monaten einiges in provisorischer Form veröffentlicht worden. Hierher gehört zunächst Stabsarzt Hoesemanns Route von der Campomündung nach Dongo am unteren Dscha im „Deutsch. Kolonialbl." vom 1. Juli 1902, Maßstab 1 : 1 000 000. Über die durchzogenen Gebiete gaben bislang nur die älteren Reisewege Ossorios, Crampels und Fourneaus Aufschluß. Hoesemanns Route verläuft zunächst nördlich des Campo oder Ntem, dem nach den Feststellungen der Mission Lesieur-Foret auch die bisher dem Benito zugeführten Flüsse des Innern zugehören, überschreitet dann einige zum Ogowe gehende Wasserläufe und erreicht den Dscha etwa unter 13° 30' ö. L., worauf sie in dessen Nähe südostwärts nach Dongo läuft (Oktober 1901 bis Februar 1902). Ferner ist im 3. Heft der „Mitteilungen" für 1902 eine Darstellung des Gebiets am unteren Campo nach den Aufnahmen der deutschen Kommissare Hauptmann Engelhardt, Oberleutnant Foerster, Leutnant Schulz und Stabsarzt Hoesemann erschienen (Maßstab 1 : 500 000, Bearbeiter Moisel). Sie reicht bis 11° 10' ö. L. landeinwärts und giebt u. a. neue Aufschlüsse über den Unterlauf des Campo, dem Foerster im September 1901 gefolgt war. Gegen die bisherigen Karten zieht sich der Flußlauf etwas zusammen. Wie uns mitgeteilt wird, gedachten Hauptmann Engelhardt und Oberleutnant Foerster das Grenzgebiet nochmals zu durchqueren, und zwar diesmal in umgekehrter Richtung, vom Dscha nach der Campomündung. Unermüdlich in der Erforschung des ihm unterstellten Gebiets im Südosten und Süden von Kamerun ist Freiherr von Stein, und so konnte bereits die im Januar 1902 im „Kolonialbl." veröffentlichte vorläufige Darstellung seiner Routen von 1901 im Sangha-Dschagebiet (bearbeitet von M. Moisel, Maßstab 1 : 1 000 000) das bezügliche Blatt des Kolonialatlasses in sehr erheblichem Umfange ergänzen. Diese Karte beseitigte fast ganz den großen „weißen Fleck", der sich zwischen den Reisewegen Dr. Plehns im Osten und von Carnaps im Norden einerseits und der Küste andererseits ausbreitete; sie brachte damit zugleich wertvolle Aufschlüsse über das Stromsystem des Bumba und Dscha, das viel ausgedehnter ist, als man annehmen konnte. Jetzt sind in Berlin wieder neue Arbeiten jenes Offiziers eingegangen: eine genauere Aufnahme des Bumba, dem Freiherr von Stein 1901 nicht überall zu folgen vermocht hatte. Liegen erst einmal, was wohl für eine nicht zu ferne Zukunft zu erwarten ist, die Aufnahmen der Kommission, des Freiherrn von Stein und der Mission Lesieur-Foret in voller Ausführlichkeit vor, so wird sich von dem noch vor zwei Jahren so gut wie unbekannten Süden und Südosten Kameruns ein ziemlich vollständiges Kartenbild entwerfen lassen.

Aber auch unsere Karten über den lange von der deutschen Kolonialregierung und der deutschen Forschung vernachlässigten Nordzipfel von Kamerun werden bald eine wesentliche Bereicherung erfahren. Die deutsche Schutztruppe hat bekanntlich das Land bis zum Tschadsee durchzogen und besetzt. Über die Aufnahmeergebnisse teilt uns Herr Moisel folgendes mit: Hauptmann Glauning hat den ganzen Weg Bali-Banyo-Kontscha-Garua-Tschad-Logone-Garua-Ngaumdere-Tibati-Yaunde-Küste und Oberleutnant von Bülow den Weg Garua-Tschad der englischen Grenze entlang aufgenommen, wobei er auch astronomische Ortsbestimmungen ausgeführt hat. Soviel gehe schon jetzt daraus hervor, daß das Kartenbild von Kamerun nördlich vom Benue durch diese Arbeiten sehr große

Veränderungen erfahren werde. Wir möchten daran den Wunsch knüpfen, daß diese Routen möglichst bald in einer Übersichtsskizze allgemein zugänglich gemacht werden.

Über Deutsch-Ostafrika hat das Jahr 1902 folgende kartographische Veröffentlichungen gebracht: Eine Übersichtskarte in 1:2 000 000, von Moisel bearbeitet, die den heutigen Stand unseres Wissens zur Anschauung bringt, findet sich im 2. Heft der „Mitteilungen" für 1902; sie verzeichnet zugleich die sehr ausgedehnten, über das ganze Schutzgebiet sich erstreckenden Routen des Bergassessors Dr. Dantz von 1898—1900. Für diese Karte haben etwaige durch die Kivukommission ermittelte Positionen wohl noch keine Verwendung gefunden; um so auffälliger erscheint es dann aber, daß zwar Fergussons Längen für das Südende des Kivu (Tschangugu 29° 06'15", Ischangi 29° 14'45") angenommen worden sind, nicht aber seine Längen für das Nordende und für den Tanganika. Daß die Fergusson'schen Längen, die den Tanganika erheblich nach Westen verschieben, gut sind, dafür spricht der Umstand, daß dieselbe Verschiebung sich auch aus Dr. Kohlschütters, Ramsays und Lemaires Beobachtungen ergiebt. Doch ist es möglich, daß der Bearbeiter auf diese Dinge kein Gewicht gelegt hat, weil es sich eben nur um eine Übersichtskarte handelt. Von der von Richard Kiepert begonnenen Ostafrikakarte in 1:300 000 sind vor einigen Monaten zwei weitere Blätter erschienen: Kilwa von P. Sprigade und Massassi mit dem Ansatzstück Mikindani von M. Moisel. Die Blätter schließen sich aneinander an und stellen Küstengebiete dar. Das Blatt Kilwa erscheint verhältnismäßig leer, wenn man vom Küstenstrich absieht. Ins Innere führen nur, außer den älteren Wegen von der Deckens und Smith', die Routen Stierlings, Ramsays, Fromms und Glaunings; für das Küstengebiet selbst kam vornehmlich Bornhardt in Betracht. Im ganzen fanden außer bereits veröffentlichtem Material und den Seekarten 20 neu konstruierte Routen Verwendung. Den Vorzug großer Klarheit und hoher technischer Vollendung teilt das Blatt mit dem anderen, der Sektion Massassi. Auf ihr setzt sich der routenarme Strich noch im Nordwesten fort; im übrigen zeigt es ein dichtes Routennetz bis zum Rovuma hin. Der Rovuma selbst ist nach den Aufnahmen verschiedener Reisender mit ausreichendem Detail niedergelegt. Das Begleitwort verzeichnet 17 neu konstruierte Routen, darunter die von Berg, Bornhardt, Engelhardt, Ramsay, Fromm; dazu kommen noch einige Routen in dem Ansatzstück, das die Rovumamündung enthält. Eine Ergänzung erfährt das am 1. Oktober 1901 abgeschlossene Blatt Massassi durch eine im 3. Heft der „Mitteilungen" für 1902 veröffentlichte Skizze mit dem Ergebnis der Arbeiten des Paters Adams (Maßstab 1:80 000, redigiert von P. Sprigade); hier ist der in die Bai von Lindi mündende Lukoledi mit mehr Einzelheiten und in sichererer Zeichnung eingetragen, auch die Gliederung des Gebirgslandes im Norden davon geht mehr ins Detail. Nach Mitteilung des Herrn Sprigade soll von der Ostafrikakarte im Jahre 1902 noch die Sektion Kissakki, eins der interessantesten und vollsten Blätter, erscheinen; außerdem ist die Sektion Mahengi im Stich. Zwei weitere Sektionen sind in Bearbeitung, so daß man hoffen darf, daß das große Kartenwerk nun mit schnelleren Schritten als bisher seiner Vollendung entgegengehen wird. Ferner wird uns mitgeteilt, daß das Gebiet im äußersten Südwesten Deutsch-Ostafrikas im Anschluß an die bereits veröffentlichten Aufnahmen der Nyassa-Tanganika-Grenzkommission in nächster Zeit in einer Karte kleineren Maßstabes bearbeitet werden soll; auf dieser Karte werden die neuen

Aufnahmen von Ramſay, die der Dr. Kohlſchütter-Glauning'ſchen Pendelexpedition, die von Dr. Dantz, Fonck und von Prittwitz und Gaffron, welch' letztere beſonders ſchön ſind, mit dem geſamten älteren Material dargeſtellt werden, ſo daß wir endlich — was man lange vermißte — eine vollſtändige Karte des intereſſanten Rikwagebiets erhalten würden. Sodann erfahren wir aus einer Notiz im „Kolonialbl.", daß das Material der Kivukommiſſion und dasjenige Dr. Kandts im Laufe des Jahres 1903 veröffentlicht werden ſoll. Für den neuen Kolonialatlas ſind von der auf 9 Blätter berechneten Oſtafrikakarte die Blätter Lindi und Dar-es-Salam in der Bearbeitung und ſollen im Frühjahr 1903 erſcheinen.

Die nächſte Lieferung des Kolonialatlaſſes jedoch, die noch vor Schluß des Jahres 1902 herauskommen ſoll, wird den deutſchen Schutzgebieten in der Südſee gewidmet ſein; ſie bringt in zwei Blättern in 1 : 2 000 000 Neu-Guinea und den Bismarckarchipel und in einem Blatt die Marſhall- und Marianeninſeln zur Darſtellung.

Auf der Reise nach Saypan (Mariannen)
Tagebuchblätter.[1])

Von Hans Schroeder.

III.

Hochintereſſant war es aber. Von ſolchem Leben und Treiben macht man ſich keinen Begriff. Rickſchas und Wagen waren natürlich ausgeſchloſſen, höchſtens ſah man mal einen Mandarinen in ſeinem Palanquin durch die Straßen tragen. Laſtträger, häufig mit Bündeln, welche die ſchmale Straße vollſtändig ausfüllten; geſchubſt wurde man genug, aber niemand nahm es auf der anderen Seite übel, wenn er halb übergelaufen wurde. —

Wir beſichtigten zunächſt eine chineſiſche Brauerei. Im Hofe ſtanden unter einem Mattendach eine große Anzahl rieſiger irdener Töpfe, ähnlich wie die größten Biertöpfe in Afrika. Sie waren mit hellgrauer Flüſſigkeit gefüllt und da es zu früh am Morgen war, ſtanden wir davon ab, ſie zu probieren. — Ein Photogramm hiervon verdarb ich leider, weil ich vergaß, den Film gleich aufzurollen und ſpäter einen chineſiſchen Tempel darüberſetzte. Sehr intereſſante Tempel beſuchten wir mit rieſigen Buddhaſtatuen. In einem auch der künftige Richter, ein dicker Herr mit glattem wütend verzerrtem Geſicht und der Zahlmeiſter, wie unſer Führer uns erklärte, eine Figur mit langem Barte und ernſtem Geſicht. Dieſer ſoll die guten Thaten belohnen. Dieſe beiden links vom Buddha, rechts beinahe dieſelben beiden Figuren, Richter und Zahlmeiſter für die Fremden, wie uns der Führer erklärte. — Ein intereſſantes Denkmal in der Mitte des Tempelhofes. — Ueberall vor dem Altar Papierhütchen an Schnüren aufgereiht, als Opfergeld. Man kauft eine derſelben für 10 Cts. und läßt ſie dem Buddha zu Ehren verbrennen. —

Ein Mandarinentheehaus wurde dann beſichtigt. Der chineſiſchſte der chineſiſchen Stile war hier angewendet. Inwendig ſchöne Statuen aus Bronze vergoldet. Draußen ein Garten mit Teich, Winkelbrücken und Felsgrotten, ſo daß kaum Platz für einige Bäume war. Vom Turme oben gute Ausſicht über die Stadt. Alles ſo winklig und mit Irrgängen verſehen, daß man ſich trotz des kleinen Raumes verlief. —

Die verſchiedenen Handwerker, welche in den offenen Häuſern an der Straße arbeiteten, erregten unſer Intereſſe. Von uns wurde wenig Notiz genommen, auch ſahen wir am Morgen wenig Bettler. —

In das wegen ſeiner Folterein berühmte Gefängnis wollte uns der Führer nicht bringen. Der Mandarin, welcher die Sache unter ſich habe, ſei nicht dort und es ſei vergebene Mühe, dorthin zu gehen. Er zeigte uns aber einen Dieb an der Straße, gerade neben einem ſehr üblen Abzugsgraben, mit dem bekannten quadratiſchen Halsbrett angeſchloſſen. Er ſollte hier 2 Monate ſo mit dem ſchweren

[1]) Nachdruck nur mit Genehmigung des Verfaſſers geſtattet.

Brett in Wind und Wetter sitzen und zum Schluß 300 (buchstäblich dreihundert) Bambushiebe erhalten. Ich fragte, ob dies nicht der Todesstrafe gleichkäme? Lachend versicherte er: Oh no — be nebber. Die Chinesen scheinen eben nur an Seuchen und Köpfen zu sterben. —

Wir besichtigten noch eingehend die wunderschönen Seiden- und Goldstickereien in den Läden, sowie die reizenden Elfenbein- und Holzschnitzereien und Metallarbeiten. Es war Mittag, wie wir zurückkamen und zu essen und trinken hatten wir seit dem frühen Morgen, wo wir aufbrachen, nichts erhalten; die chinesischen Nahrungsmittel sahen uns doch zu zweifelhaft aus. —

Uebrigens behaupteten einige, abgezogene Ratten an Stäben mit Querstangen an den Schwänzen aufgehängt, gesehen zu haben, daß das Ganze den Eindruck eines Schellenbaum's gemacht hätte. Ich selbst habe dies nicht gesehen. Am Nachmittage konnten wir nicht unterlassen, trotz der Warnungen wegen Ungesundheit, nochmal die interessante Stadt zu besuchen.

27. April 1902.

Wir wollten eben absolut das Gefängnis sehen und nahmen deshalb einen neuen Führer, weil wir dem alten nicht glaubten und in Eugen Wolff's Werk über China ja sehr viel über die Verlogenheit der Chinesen erzählt wird. Diesmal hatte der Kerl aber doch Recht gehabt. Wir kamen zum Gefängnis, einem niedrigen, überall von Mauern umgebenen Gebäude, von dessen offenem Hofe die Gefängnisse oder vielmehr Einfriedigungen durch hölzerne Gitterthüren getrennt sind. Wir durften nur einen Blick hineinwerfen durchs Eingangsthor; auch Photographieren wurde extra verboten. Die Gefangenen einer Abteilung kamen an die Gitterthür und amüsierten sich sehr über die Weißen. Auf Befragen teilte uns der Gefängnisdiener durch den Dolmetscher mit, daß dieses gerade die Abteilung für zum Tode verurteilte Verbrecher sei. Diese werden in China nicht so schnell exekutiert wie bei uns; ganz schwere Verbrecher 6 Monate nach dem Urteil, geringere in 1—2 oder erst 3 Jahren. Dies halten die Chinesen für milder, und wenn ich darüber nachdenke, haben sie, glaube ich, Recht; was kann nicht in der Zwischenzeit alles passieren?

Ganz nahe beim Gefängnis ist der größte Komposthaufen, den ich in meinem Leben gesehen — häuserhoch. Daneben ein großer freier Platz, an einer Seite desselben eine ca. 2 m hohe Erdaufschüttung, oben flach, wohl 5 × 5 m. Hier werden die Exekutionen vollzogen; augenblicklich spielten Kinder darauf. Diese Anlage befindet sich nahe der alten, hohen Stadtmauer, neben welcher wir jetzt eine ganze Strecke hingingen. — Die Ziegeln, aus denen dieselbe gebaut, haben etwa die doppelte Oberfläche der in Europa gebrauchten, sind aber wohl nur ⅓ so dick; alle mit dem Kaiserl. Chines. Stempel versehen. — Wir sahen noch zwei Schulen und zwei Kaiserhäuser, 1 zum blauen und 1 zum gelben Drachen; das letztere das vornehmste. Sehr gut gebaut und verschwenderisch mit schwer vergoldeten Schnitzereien und Statuen, sowie mit Malereien ausgestattet; unter letzteren nimmt der Drache natürlich den Hauptplatz ein. — Das Hauptthor dieser Kaiserhäuser darf nur der Herrscher selber öffnen; es soll seit 200 Jahren geschlossen sein, so lange war kein Kaiser in Shanghai. — Ob's wohl noch aufzukriegen sein wird?

Beim Rückwege sahen wir am Eingange eines Tempels zwei der hölzernen Käfige, in welchen schwere Verbrecher zu Tode gehungert werden. Die Käfige,

aus ſtarken runden Stämmen gefertigt, haben oben ein geteiltes Brett mit Oeffnung darin, gerade groß genug, den Hals durch und den Kopf draußen zu laſſen. Der Delinquent wird hineingeſtellt, das Brett um den Hals geſchloſſen und 3 Ziegelſteine unter ſeine Füße gelegt, ſo kann er ſtehen. Am nächſten Morgen wird der erſte Stein fortgenommen, was das Stehen ſchon erſchwert; am andern Tage folgt der zweite Stein, jetzt iſt Stehen nur noch mit ganz nach unten geſtreckter Fußſpitze möglich; mit Wegnahme des letzten Steines tritt der Tod im Laufe des folgenden Tages ein, da der entkräftete Verbrecher halb erdroſſelt wird durch ſeine hängende Stellung. Es waren vor kurzem zwei Seeräuber, glaube ich, ſo hingerichtet, und man hatte jeden Tag die Unglücklichen photographiert — ich habe die Bilder aber nicht kaufen mögen.

Wieder in die europäiſche Stadt angelangt, begegneten wir einem chineſiſchen Begräbnis. Der maſſive Holzſarg wurde an zwei Querſtangen hängend, getragen; dieſe Stangen auf den Schultern, wie hier bei allen Laſten üblich. Hinterher das Gefolge in Yinrickſchahs, ein langer Zug; zunächſt des Sarges die Witwen des Verſtorbenen in Weiß, welche jämmerlich weinten, dann die männlichen Angehörigen, und zuletzt Freunde und Bekannte, auch Kinder folgten mit. Der kleine Tender „Bremen" brachte uns wieder an Bord. Auf dem Fluſſe ſahen wir die „München" wieder im Dock; ſie, die den Verkehr mit Saipan und Umgegend aufrecht erhalten ſollte, aber leider bei Yap auflief. Beſonders fiel mir auf, daß die Dſchuncken neben etwas anderer Bauart hier ganz andere Tackelage haben, wie in Hongkong; hier ſind lange ſchmale Segel gebräuchlich.

Auf der Fahrt nach Japan zu wurde das Klima aber viel angenehmer. Wunderſchön war es, wie wir in Nagaſacki einliefen. Und nicht nur das Wetter, die Südküſte Japans gehört zu dem Schönſten, was man ſehen kann. Die Weiterfahrt durch die ſog. Binnenſee zwiſchen den Inſeln hindurch übertrifft noch die Straße von Meſſina.

Beſonders leid that mir hier, daß das Photographieren verboten, wegen der originellen Art des Kohlen's hier. Die Leichter voll Kohle ſchwärmen mit Männern, Frauen und Kindern, welche die Kohlen in kleine Körbe füllen und ſich von Hand zu Hand zuwerfen, dabei beweglich und vergnügt ſind, daß es eine Freude.

Nagaſacki macht noch ſehr japaniſchen Eindruck; ich hatte mich dem Zahlmeiſter der „Stuttgart", als dem beſten Landeskenner, angeſchloſſen, welcher eine amerikaniſche Dame auch noch unter ſeine Führerſchaft nahm; ſo fuhren wir alſo zu dreien zunächſt durch die intereſſante Stadt.

Das japaniſche Leben iſt vom chineſiſchen total verſchieden; nirgends auffallender Schmutz, die Häuſer ganz offen und darin wohnen und arbeiten ſie in vollſter Öffentlichkeit. Das Mobiliar beſteht aus dicken Matten, welche auf dem erhöhten Fußboden, welcher etwas unter das Dach zurückſpringt, wie ein Teppich gelegt ſind. Will man eintreten, ſo müſſen die Schuhe abgelegt werden. Praktiſcherweiſe tragen die Japaner Sandalen, welche nicht gebunden, ſondern mit der großen Zehe am Riemen feſtgehalten werden. Der japaniſche Strumpf hat dazu eine eigene Abteilung für den großen Zeh. So vollzieht ſich für Japaner der Eintritt leicht, für Weiße iſt er ſchon umſtändlicher. Weiter vielleicht 1 oder 2 der japaniſchen Schränkchen mit Schiebethüren In der Mitte des Zimmers meiſt ein großes Kupfergefäß voll Aſche; oben darauf Holzkohlen, um den Thee oder

Zakü (Reiswein) zu wärmen. Einige Sitzkiſſen, und zum Eſſen wird ein 20 cm hohes Tiſchchen hereingebracht. Nachts wird unter Steppdecken geſchlafen. Natürlich wird dann dies offene Zimmer durch Schiebefenſter, aus Holzgitterwerk mit Oelpapier überzogen, geſchloſſen; es wird ja ziemlich kalt hier im Winter. Das erwähnte Kupfergefäß mit Kohlen gefüllt dient im Winter auch zum Heizen. Vielfach ſieht man aber ſchon kleine eiſerne Oefen, die wohl erſt in neuerer Zeit angeſchafft ſind, denn man ſieht, daß die Schornſteine aus Eiſenblech nach dem Bau des Hauſes eingefügt wurden. — Zum Unterſchied vom Chineſen heizt der Japaner alſo. Der erſtere zieht ſich trotz des rauhen Klimas mit zunehmender Kälte nur deſto mehr Kledagen über einander an.

Wir begaben uns zunächſt zu dem großen Buddhatempel, welcher wunderſchön oberhalb der Stadt auf einem Berge liegt. Von hier aus hat man eine herrliche Fernſicht und Blüten — Blüten — Blüten. Alles blüht hier, und ſo wunderſchön. Ich nehme natürlich die japaniſchen Tannen aus, welche aber durch ihre eigentümlichen Formen der Landſchaft ein beſonderes Gepräge geben; auch alle Bäume ſind krakelig verſchnitten, und ich kann jetzt die japaniſchen Bilder ſehr verſtehen. Genau ſo ſieht's hier aus.

Vor dem Tempel in Ponnygröße aus Bronce das Roß, mit welchem Buddha nachts die Sterne beſucht. Der Maulpartie nach könnte man auf den Gedanken kommen, es ſtamme vom Nilpferd ab. Man ſteigt auf einer breiten Treppe empor, an welcher einige Verkaufsbuden und Theehäuſer liegen, oben auch wieder Theehäuſer, und dem Fremden macht die unbefangene Freundlichkeit, mit der man zum Eintreten aufgefordert wird, einen angenehmen Eindruck. Die Theemädchen bedienen aufmerkſam; man erhält auch ſtets Blumen, und der grüne japaniſche Thee iſt für mich ein ſehr angenehmes Getränk.

28. April 1902.

Auf der anderen Seite des Berges liegt an einer maleriſchen Meeresbucht Mogi, und da dies die lohnende Tour für kürzeren Aufenthalt iſt, engagierten wir einen zweiten Mann, um den Jinrickſchahs bergauf zu helfen und begaben uns nach vollendeter Beſichtigung des Tempels auf den Weg. — Die Fahrt, wobei wir an den ſteilen Stellen bergauf ausſtiegen, um es den Leuten nicht ſo ſchwer zu machen, dauerte etwas über 1 Stunde. — Anfangs immer bergauf auf guter ziemlich breiter Straße, die Felder an den Abhängen in Terraſſen in ſauberſter Weiſe angelegt, dazwiſchen wieder blühende Kirſchbäume, Pfirſichbäume und japaniſche Pflaumen; ein herrlicher Anblick. — Der japaniſche Kirſchbaum trägt keine eßbaren Früchte, er wird nur der leicht in's rötliche ſpielenden Blüten wegen angepflanzt und in ſolcher Menge, daß man über dieſe Blütenfreudigkeit der Japaner ganz erſtaunt iſt. Kein Haus ſteht hier, ohne von mehreren dieſer Bäume umgeben zu ſein. Ortſchaft reiht ſich an Ortſchaft in dieſen dicht bevölkerten Diſtrikten nahe der Küſte, jeder Zoll Erde iſt ausgenutzt und Abwechſelung bieten die Fichtenwälder mit ihren breitkronigen Bäumen in dieſer eigenartigen Landſchaft. — Auf dem Gipfel des Berges wurde in einem Dorfe Halt gemacht, damit die Jinrickſchaleute, welche hier übrigens Kurumajo heißen und von uns Kuromeyer genannt wurden, ſich etwas verſchnaufen und 1 Taſſe Thee nehmen könnten. Es iſt hier grade die Hälfte des Weges nach Mogi, und wie in Deutſchland auf Bergesgipfeln die Wirts-, ſo laden hier die Theehäuſer

zu Erfrischung ein. In den meisten giebt es auch japanisches Bier, Soda- und Mineralwasser, alles recht gut. —

Nach der anderen Seite zu fällt der Berg viel steiler ab und der Weg macht scharfe Kurven. Geländer giebt's überall nicht. Ortschaften giebt's auf dieser Seite weniger, Nur kurz vor Mogi ein größeres Dorf. — Mogi selbst am Meere mit dem hohen Berge im Hintergrund liegt ganz entzückend und wird auch viel als Sommeraufenthalt benutzt. Wir waren inzwischen hungrig geworden und ließen uns ein japanisches Mittagessen servieren — Grundbestandteil Reis und zwar kalt ohne Salz. Diesen füllte man in die kleinen Schalen, nahm von der beliebten Soyasauce, welche nebenbei Shosko, dazu und holte sich jetzt mit den Eßstäbchen, Fisch, gebraten und roh, gekochten Rettig, eingemachte Gurken u. s. w., wohl siebenerlei verschiedene Sachen, welche zum zu essen dastanden, heraus. Das Essen ging noch etwas schwierig, man kriegte nicht recht Reis auf die Stäbchen. Sonst schmeckt das meiste nicht übel; besonders der rohe Fisch, dessen die meisten Europäer nur mit Schauder gedenken, ist recht gut. Von einer sehr zarten Sorte werden die Filetstücken in Papierdünne geschnitten und erinnern lebhaft an Lachs. — Dazu giebt's den grünen japanischen Thee. Warm war bei der Sache nur dieser und die gebratenen Fische. Wir probierten auch den japanischen Reiswein, Satti, welcher warm serviert wird und entfernte Ähnlichkeit mit Sherry sowohl in Stärke wie in Aroma hat. —

29. April 1902.

Nachdem auch unsere Kurrmeyer gegessen, ging's zurück und zwar des steilen Weges halber meist zu Fuß. Da der Weg den Berg in Serpentinen nimmt, so kann man bedeutend abkürzen, indem man gerade durchklettert, wobei die kleinen Böschungen, welche die einzelnen Felder trennen, als Steige benutzt werden. Oben angelangt, hielten wir nicht wieder bei den Theehäusern an, sondern fuhren gleich weiter. Vergebens aber spähten wir nach der „Stuttgart" aus, wie wir am Hafen angekommen. Nach der Uhr waren noch über 30 Minuten Zeit bis zur Abfahrt, wo war sie? Wir jagten von einer Landungsbrücke zur anderen — nichts zu sehen. Schließlich meinte der Zahlmeister: vielleicht ist sie des tiefen Wasserstandes wegen mit der Ebbe zur Ausfahrt hinaus und liegt draußen, am besten fahren wir zum Agenten und erkundigen uns. Das Haus, welches uns als Ahrens & Co., welche in Japan die Agentur des Lloyd haben, bezeichnet wurde, war verschlossen, kein Firmenschild oder sonstiges Kennzeichen. Die Kurrmeyer irrten sich jedenfalls oder hatten falsch verstanden. Also weiter ging's auf Suche nach der Agentur, aber schon in beängstigt schnellem Tempo. Endlich trafen wir einen Weißen, welcher genügend japanisch sprach, um die Kurrmeyer genau zu instruieren, und hoffnungsfreudig stiegen wir wieder in die Rickschahs, um nach 5 Minuten wieder vor demselben Hause zu halten, welches wir als Agentur vorhin abgelehnt hatten. Lange Gesichter — vereinter Ansturm auf die verschlossene Thür — endlich öffnet eine Japanerin, welche genügend englisch versteht, um mitzuteilen, daß dies allerdings die Agentur, die Herren aber an Bord seien. — Ja, aber wo denn? Das wußte sie nun allerdings auch nicht. Wir wollten soeben noch mal nach dem Ausgange des Hafens jagen, als der Agent auf der Bildfläche erschien. Ja die „Stuttgart" ist schon 20 Minuten fort, war der freundliche Bescheid. „Und keen Jeld hab'n mir ooch," seufzte ich leise, denn für die kurze Tour nach Mogi, hatte sich niemand viel Geld eingesteckt. Herr Gese,

der Vertreter des Lloyd hier, lud uns zunächſt mal in liebenswürdiger Weiſe zum Eſſen ein. Bei näherer Überlegung ſtellte ſich heraus, daß die Uhr im Salon des Dampfers in den letzten Tagen wohl vergeſſen ſei zu ſtellen. So dauert es bei der Fahrt gen Oſten garnicht lange, bis ein Zeitunterſchied von ca. 40 Minuten herauskommt, den unſere Uhren mit rührender Übereinſtimmung aufwieſen. —

Na glücklicherweiſe geht ja Eiſenbahn hier, und wir können die „Stuttgart“ im nächſten Hafen, Kobe, nach 24 Stunden erreichen, d. h. dann ſind wir da, das Schiff braucht einige Stunden mehr. — Welch' Glück, daß der Zahlmeiſter mit ſitzen geblieben, ſo bot es doch keine Schwierigkeit, den Agenten anzupumpen. Mein Paß vom auswärtigen Amte lag auch wohlverſchloſſen im Koffer an Bord und Viſitenkarten hätten auf dem Konſulate wohl kaum als Legitimation genügt. Nach dem Eſſen brachte uns Herr Geſe in liebenswürdigſter Weiſe auch noch zur Bahn, damit hier keine weiteren Schwierigkeiten entſtänden und wir ſaßen ſehr zu rechter Zeit diesmal im Coupé I. Klaſſe und breiteten uns, da es noch ziemlich leer war, auf den Rat des reiſekundigen Herrn über ca. 3 Sitze jeder aus, um ſchlafen zu können, es war jetzt 8.30 p. m.

Klein und niedlich, wie alles in Japan, kommen einem auch die Miniaturſchmalſpurbahnen hier vor. Man fühlt überall, man iſt zu groß gewachſen für dies Land. Sitze niedrig und ſchmal, mit dem Kopf berührt man beinahe die Decke des Coupés. — Leider wurde es auf den vielen Stationen noch ziemlich voll, aber niemandem fiel es ein, den Occupanten von 2 oder 3 Sitzen zu erſuchen, ſeine Beine etwas zu verkürzen. Es waren nur 2 oder 3 Paſſagiere in europäiſchem Koſtüm, alle anderen trugen die japaniſche Tracht, ließen meiſt ihre Sandalen auf dem Boden ſtehen und zogen die Füße auf die Sitze, die Damen auch. — Trotz dieſer den Europäer leicht anfremdelnden Sitte darf man durchaus nicht auf ſonſtige Unbildung ſchließen. Wie der Miniaturſchaffner mich fragte, wohin ich wollte, auf japaniſch natürlich, und ich ihn infolgedeſſen nicht verſtand, überſetzte der Herr neben mir die Frage in Deutſch. Die Folge war eine längere Unterhaltung, während die anderen ſchliefen; die Amerikanerin ſanft an den Zahlmeiſter gelehnt, welcher ſelbſt im Schlafe über die ſüße Laſt ein unglückliches Geſicht machte. Der Japaner hatte in Tókyo ſtudiert und dort deutſch gelernt. Es wird dort überhaupt noch viel in deutſcher Sprache gelehrt; überhaupt, meinte er, hätte vor dem chineſiſchen Kriege die deutſche Kultur entſchieden den überwiegendſten Einfluß gehabt. Jetzt haben die Engländer, durch den Bündnisabſchluß noch mehr, die Vorhand. Es wird auch hier wie überall den Boeren die übliche Sympathie entgegengebracht. Doch muß ich hier hinzuſetzen, iſt man Argumenten weit zugänglicher, wie in Europa, ſogar die Weißen ſind, mit Ausnahme einiger Holländer, zu überzeugen. Letztere halten ſich eben mehr ſtammverwandt und gucken durch die Verwandtenbrille. —

Doch das gehört eigentlich nicht zur Eiſenbahnfahrt. Eine unendliche Anzahl von Stationen, überall auf den Perrons das muſikaliſche Klapp Klapp der Sandalen, welche, aus hartem Holz gefertigt, einen hellklingenden Ton geben. Hin und wieder wird Thee und japaniſches Eſſen verkauft. Ein flaches Holzkäſtchen mit Reis und ein anderes mit den verſchiedenen Zugerichten, dazu die Eßſtäbchen. — Thee inkl. kleinen Thonkeſſel und Taſſenkopf — auch alles miniatur — 3 Cents = ca. 7 Pfennig. Auch die Billets für die 24 ſtündige Fahrt koſteten etwas über 30 M. pro Naſe, ſo daß man über zu teueres Reiſen nicht klagen

kann. Allerdings fahren die Bahnen hier bedeutend langſamer. Morgens kamen wir zerſchlagen in Shimonoſeki an. Man iſt nach ſo langer Dampferfahrt das Schütteln auf der Bahn nicht mehr gewohnt und es greift einen mehr an, wie gewöhnlich. — Hier wurde bekanntlich der Friede mit China geſchloſſen. Wir hatten nur kurzen Aufenthalt, ehe uns der kleine Dampfer nach Moji auf der Inſel Hondo (Nipon) hinüberſetzte. —

30. April 1902.

Hier beginnt die wunderſchöne Binnenſee. Das Fahrwaſſer iſt eng und zu beiden Seiten liegen die wunderſchönen Inſeln mit bewaldeten oder ſonſt beſtellten Bergen, dazwiſchen verſtreut Ortſchaften verſchiedener Größe, im Frühling der prachtvolle Blütenflor, kurz, eine Fahrt, wie man ſie nicht ſchöner machen kann und welche ſelbſt mehr bietet, als die Reiſe durch die Straße von Meſſina. Länger iſt ſie auch, bis Kobe ca. 18 Stunden. Die „Stuttgart" hatte hier noch Vorſprung und war zwiſchen 3 und 4 Uhr morgens durchgedampft. —

Die Bahn, welche wir jetzt beſtiegen, war entſchieden beſſer eingerichtet als die geſtern benutzte. Schlaf- und Speiſewagen gab es; zwar wäre uns erſterer geſtern angenehmer geweſen, aber man ſaß doch recht angenehm auf den breiten Polſtern und konnte ſich die wundervolle Gegend mit Muße betrachten. Die Fenſter ſind allerdings für den Gebrauch der Japaner, alſo ſehr niedrig, eingerichtet, ſo daß man entweder liegen muß oder doch gebückte Stellung einnehmen, um ausſehen zu können; wenn man ſo die Berge hinaufgucken will, iſt es etwas ſchwierig und ermüdet auf die Dauer. — Die Fahrt geht von Moji ab, Schimonoſeki grade gegenüber, vielfach nahe am Meere entlang, dann wieder ins Land hinein, Ausſicht auf die belebten Dörfer und beſtellten Felder bietend. Das Getreide war ſchon ziemlich hoch und hier und da begann bereits der Oelrettig zu blühen. — Die Reisfelder lagen wegen der frühen Jahreszeit noch alle in Stoppeln. So ſahen wir das Meiſte von der Binnenſee und auch ein gut Teil des Binnenlandes, hatten außerdem, da es windig und regneriſch war, guten Schutz hinter Glasfenſtern; die Fahrt auf der „Stuttgart" ſoll nicht ſo ſchön geweſen ſein. Der Einrichtung des Speiſewagens muß ich auch noch lobend gedenken. Am Ende des Schlafwagens, deſſen Oberbetten Tags über hochgeklappt werden und ſich ſo vollſtändig einfügen, daß ſie wie Deckenverzierung ausſehen, befindet ſich das Speiſezimmer, dahinter die Küche. 6 Perſonen haben Platz zu eſſen und es wird permanent gekocht und ſerviert, keine beſtimmten Mahlzeiten und wunderbarer Weiſe alles billiger, wie man es in Hôtels bekommt. Aufmerkſame Bedienung, aber Getränke warm. Wir kauften 3 Flaſchen des recht trinkbaren japaniſchen Bieres, banden ſie in ein Tiſchtuch und hingen ſie, nachdem das Tuch genügend mit Waſſer beſeuchtet war, zum Fenſter hinaus; nach 1 Stunde waren ſie ganz genießbar. — Den ganzen Tag über fuhren wir durch die ſchönſten Gegenden und kamen zwiſchen 8 und 9 Uhr abends in Kobe an. Am Nachmittage 4 Uhr waren wir an einer beſonders engen Stelle des Fahrwaſſers, wo auch die Bahn hart am Meere entlang geht, unſerer „Stuttgart" begegnet, und lebhaftes Winken erfolgte natürlich von hüben und drüben. —

In Kobe war nichts mehr zu wollen. Nachtleben giebt es in Japan eigentlich nicht, und wir waren froh, nachdem wir nach langer Irrfahrt das einzige Hôtel des Ortes gefunden, nach der 24ſtündigen Eiſenbahnfahrt ins Bett zu kriechen. —

Kobe macht einen mehr europäiſchen Eindruck wie Nagaſacki. Die Straßen breiter, die Häuſer nahe der See faſt alle europäiſch. Im Laufe der Nacht kam denn auch die Stuttgart an, und wir beeilten uns, an Bord zu kommen, um die Stunde der Abfahrt genau zu erfahren, denn bis Yokohama wollten wir doch nicht gerne wieder Bahn fahren. — Die amerikaniſche Dame verabſchiedete ſich hier, um die intereſſanten Punkte im Innern zu beſuchen. Leider betrachtete ſie ſich auch zu der Eiſenbahnfahrt als eingeladen und verabſchiedete ſich, ohne abzurechnen, aber unter den dankbarſten Verſicherungen — ſo hatten wir's nun eigentlich nicht gemeint —.

Wer nach Kobe kommt, beſieht ſich auch ſicher den berühmten Waſſerfall. — Nach etwa ¾ ſtündiger Rickſchahfahrt gelangte man an den Fuß des Berges außerhalb der Stadt. Man hat noch faſt 20 Minuten zu ſteigen, auf gutem Wege, teilweiſe Treppe, an Kurioſitätenläden und Theehäuſern vorüber, ehe man beim Fall anlangt. — Hier iſt das Schluß-Theehaus, wo es den berühmten Udù-Thee giebt, welcher hier in der Nähe bei Yamaſhiro wächſt und der beſte Japan's ſein ſoll. — Vom Theehauſe aus iſt über die Bodenfalte hinweg eine Veranda gebaut, von welcher man den Fall gemütlich betrachten kann. — Wir wurden in der üblichen freundlichen Weiſe von den Theemädchen zum Eintritt aufgefordert und der Thee wurde ſerviert, zuſammen mit allerhand japaniſchen Leckerbiſſen, deren einer ſehr an das Turkiſh Delight erinnert. — Anſichtskarten gab's auch, und ich war bald ſo eifrig am Schreiben, daß ich Waſſerfall, Theehaus und Umgegend vergeſſen hatte, als plötzlich hinter mir: „Ueber Berg und Thal, rauſcht der Waſſerfall", ganz richtig geſungen, mit vollſtändigem Schlußjodler ertönt. Erſtaunt drehe ich mich um. Hinter mir ſteht das Theemädchen und zeigt lachend die weißen Zähne. „Kleine, ſprichſt Du denn deutſch?" „Aber natürlich, warum denn nicht?" „Von wem haſt Du das denn gelernt?" „Na! von den Marineoffizieren." „Biſt allerdings in einer guten Schule geweſen." „Aber gewiß doch." Deutſch konnte ſie und zwar gut und auf den Mund gefallen war ſie auch nicht, im Gegenſatz zu anderen Japanerinnen, welche meiſt nur ein freundliches Geſicht machen und lachen können. — Sie trug noch mehrere kleinere Lieder vor, welche aber doch nicht mehr den Effekt machten. Der Anfang war auch gar zu überraſchend geweſen. Hier im allerfernſten Oſten eine urechte Japanerin in unverfälſchter Nationaltracht deutſch und zwar gut ſprechen und das beliebte Waſſerfalllied, für welches ich von jeher geſchwärmt, ſingen zu hören, machte einen eigentümlichen Eindruck und das intelligente Mädchen mußte auf mehrere der Anſichtskarten einen Gruß in Japaniſch beifügen, was hoffentlich den Empfängern recht angenehm ſein wird. — Man freut ſich doch zu ſehen, wie die deutſche Kultur ſich ausbreitet, und wer nach Japan kommt, verſäume nicht Kobe mit dem Waſſerfall und der japaniſchen Jodlerin. — Jetzt kam das letzte Ende der langen Seefahrt, und obgleich man ſich natürlich freut, wieder an Land und am Beſtimmungsorte anzukommen, ſo kann man doch ſtets an den letzten Tagen eine wehmütige Abſchiedsſtimmung wahrnehmen. — Dies war ja ſchon öfter, beſonders in Singapore und Shanghai, vorgekommen, wo liebgewordene Menſchen, denen man ſich auf der Reiſe angeſchloſſen, ausſtiegen. Jetzt kam die Reihe an mich, den einzigen, welcher die Reiſe von Europa bis zum fernſten Oſten, dem Endpunkte der Dampferlinie mitgemacht. — Etwas vereinſamt hatte ich mich in letzter Zeit gefühlt, an neue Paſſagiere ſchließt man ſich ja doch nicht mehr an. „Es dauert ja nur noch

14 Tage und da ist es ja garnicht mehr wert", ist ungefähr das Gefühl, welches einen verhindert, genauere Bekanntschaften noch zu machen. —

Wir landeten am 1. April abends in Yokohama. Die 2 Tage Verspätung datierten noch vom Sturme aus dem Mittelmeer her und es war zu spät, noch an Land zu gehen. —

Am Morgen des 2. begab ich mich sofort auf das Generalkonsulat, um mich vorzustellen und den mir freundlichst mitgegebenen Empfehlungsbrief abzugeben. Der Generalkonsul empfing mich in liebenswürdigster Weise und war sofort mit Rat und That bei der Hand.

Yokohama hat eine große europäische Ansiedlung, welche den am Hafen gelegenen Teil und größtenteils auch den Bluff einnimmt, einen langgestreckten Hügel, welcher sich um den größten Teil der Stadt herumzieht und auf welchen die Villen der Geschäftsleute liegen. Diese Villen sind zum Teil geradezu luxoriös eingerichtet, von prachtvollen Gärten umgeben; so ganz, ganz anders, wie ich das aus Afrika gewohnt bin. Man lebt hier, und vegetiert nicht nur, wie dort, um so bald wie möglich wieder nach Hause zu reisen. Etwas sehr unbequem ist, daß die Straßen keine Namenschilder tragen. Es erschwert die Orientierung sehr und obgleich Yokohama ziemlich, so ist es doch nicht ganz regelmäßig gebaut, so daß ich anfangs meine Zuflucht stets zum Kurrmeyer nehmen mußte, wenn ich irgendwo hin wollte. Die Stadt ist in mehrere Viertel geteilt und in diesen haben die Häuser Nummern, welche die Kurrmeyer meist im Kopf haben. Es kommt aber auch vor daß solch 2beiniger Droschkengaul mit größter Geschicklichkeit durch das dichteste Gewühl stürmt und keine Ahnung hat, wo er eigentlich hin soll. Die japanischen Hüte, welche diese Leute tragen, sind sehr praktisch, ein steifer Ring um den Kopf, von welchem ca. 15 cm weit Stäbe ausgehen, welche den eigentlichen beinahe ½ kugelförmigen Hut tragen, so daß der Kopf vollständig geschützt und doch nicht im geringsten von der Luft abgeschlossen ist. Früher war dieser Hut neben einem kleinen Lendentuch die einzige Begleichung der Kurrmeyer in der warmen Jahreszeit. Zu ihrem Leidwesen hat aber die fortschreitende Kultur unter dem Einflusse der Missionare, Heilsarmee etc. hier Wandel geschaffen, und die Kerls müssen sich was anziehen. Sie schimpfen gehörig darüber und können einem auch wirklich leid thun. Missionare u. s. w. ziehen eben keine Rickschah mit 80—100 Kilo drin im Trabe den Berg hinauf. Weshalb hier verboten, was in Singapore erlaubt und dabei dem Jahrtausende alten Volksbewußtsein, als durchaus zweckmäßig und anständig entspricht, kann ich nicht recht einsehen. Auch glaube ich nicht, daß der Kurrmeyer gebildeter wird, wenn er Hosen anhat, zum Christentum tritt er deshalb doch nicht über. Sonst ist Yokohama wohl die angenehmste Stadt, um darin zu leben, für den Europäer. Wenn ich nicht irre, ist die Fremdenansiedlung hier bei weitem die größte, so daß von Verkehr die Rede sein kann. Damen sind viele vorhanden, es liegen hier ja gegen den Aufenthalt weißer Frauen absolut keine klimatischen Bedenken vor. Von manchen wird sogar behauptet, daß es hier gesünder wie zu Hause sei.

Das Klubleben ist natürlich, wie überall im Auslande, sehr entwickelt. Der Klub Germania hat ein nettes, geräumiges Haus und um 12 Uhr mittags, sowie von 5—7 Uhr abends kann man die meisten hiesigen Deutschen dort sehen. Schöne Billards, Kegelbahn und eine sehr gut ausgestattete Bibliothek mit Lese-

Digitized by Google

zimmern ſtehen zur Verfügung. Der Generalkonſul verkehrt viel dort und auch der Geſandte läßt ſich regelmäßig dort ſehen, wenn er von Tokyo herüberkommt.

Wie der allgemein beliebte Generalkonſul Coates fortging, veranſtaltete ihm der Klub ein Picnic bei einem großen Tempel in der Nähe von Omori. Der Klub war ziemlich vollſtändig vertreten. Es war ein Sonntag gewählt worden, um allen Mitgliedern das Kommen zu ermöglichen; auch Kapitän und Offiziere des „König Albert", welcher gerade hier lag, beteiligten ſich. Meiſt fuhren wir bis Kawaſaki und gingen von dort die 1½ Stunden zu Fuß bis zu dem maleriſch auf den Bergen gelegenen Tempel. Durch wunderſchön angelegte

1. Mai 1902.

Felder und beſonders Birnenplantagen, welch' letztere gerade in volle Blüte getreten waren kamen wir. Die Birnenbäume werden hier als Lauben friſiert. Der urſprüngliche Stamm wird etwas über 1 m vom Boden abgeſchnitten und 3—4 Edelreiſe werden eingeſetzt. Die jetzt entſtehenden jungen Schüſſe werden auf etwa 1,80 m hohe horizontale Bambusgitter, welche auf Bambuspfälen ruhen, gezogen, und der Abſtand der Bäume nicht groß, ſo iſt das ganze, zuweilen Hektargroße Feld eine einzige ununterbrochene Laube, was natürlich ganz reizend ausſieht, beſonders da auch die Birnen hier, wie faſt alle laubabwerfenden Bäume, die Neigung haben, vor Austrieb der Blätter zu blühen, und ſo voll, ſo dicht, daß man von oben und unten nur Blüten ſieht.

Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?

Von Dr. iur. Hermann Heſſe.

IV.

„In den zur Reichskompetenz gezogenen und vom Reiche ſelbſt in Verwaltung genommenen Materien ergreift das Reich jeden Deutſchen direkt, in den der Selbſtverwaltung der Einzelſtaaten überwieſenen indirekt, in den der Autonomie überlaſſenen thatſächlich garnicht."

Auch Arndt[2]) iſt der Anſicht, daß der Einzelne unmittelbar dem Reiche unterworfen ſei, wenn er die Pflichten aus der Reichsangehörigkeit wahrnehme, und beruft ſich dabei auf Georg Meyer[4]). Jellinek[5]) endlich erklärt:

„Der Bundesſtaat gleicht, ſoweit ſeine Sphäre reicht, vollkommen dem Einheitsſtaate. Er herrſcht, wie dieſer, direkt über ſein Gebiet und ſein Volk, ohne daß dieſe Herrſchaft irgendwie durch die Gliedſtaaten in ihrer ſtaatlichen Eigenſchaft vermittelt wäre".

Dieſe Anſicht Jellineks deckt ſich vollkommen mit der von Laband[3]) angeführten Waitz'ſchen Auffaſſung, welche hier nicht unerwähnt bleiben darf:

„Die Angehörigen eines Bundesſtaates bilden Ein Volk, das eine doppelte ſtaatliche Organiſation empfangen hat; an der einen nehmen ſie teil, in welchem Einzelſtaat ſie auch wohnen; denn nicht durch dieſen, ſondern unabhängig von demſelben ſind ſie Bürger des Geſamtſtaates."

Auch v. Mohl[7]), den Laband hier anführt, erklärt:

„Da der Bund aus zweierlei Staaten beſteht, dem Bundesſtaate und den einzelnen Bundesgebieten, ſo ſteht auch den Bewohnern ein zweifaches Bürgerrecht zu, das des ſpeziellen Staates, den ſie bewohnen, und dann das allgemeine Bürgerrecht des Bundes."

Dieſe Anſichten, welche, — zum Teil allerdings auf Grund irriger Vorausſetzungen, — die ſtaatsrechtliche Natur der Staatsangehörigkeit und das Verhältnis der Reichs- zur Staatsangehörigkeit im weſentlichen richtig erkannt haben, für welche auch die thatſächliche Erſcheinungsform dieſer beiden Rechtsverhältniſſe ſpricht, ſind auch durch Laband nicht widerlegt worden.

---

[1]) S. 11.
[2]) I S. 255; auch Anm. 6 daſelbſt.
[3]) S. 50.
[4]) Staatsrecht § 193 Anm. 4.
[5]) S. 707.
[6]) I S. 123.
[7]) Bundesſtaatsrecht der Vereinigten Staaten S. 380.

Digitized by Google

Laband bestreitet[1]), daß es neben dem Staatsbürgerrecht ein davon begrifflich verschiedenes Reichsbürgerrecht gäbe, und erklärt jeden Versuch, den Inhalt dieser beiden Bürgerrechte gegen einander abzugrenzen, für nach allen Richtungen hin unmöglich. Trotzdem kommt er[2]) zu dem Schlusse, daß der Inhalt des Staatsbürgerrechts und derjenige des Reichsbügerrechts sich zu einander ganz so verhalten, wie die Kompetenz der Staatsgewalt zu der des Reiches. Hiermit vollzieht er selbst die Abgrenzung des Inhalts der beiden Bürgerrechte. Denn da die Kompetenz des Reiches und diejenige der Einzelstaaten genau begrenzt ist[3]), und somit der Inhalt der Kompetenz des Reiches und derjenigen der Einzelstaaten feststeht, so ist auch nach der oben angegebenen von Laband zutreffend aufgestellten Formel der Inhalt des Staatsbürgerrechts und derjenige des Reichsbürgerrechts genau festzustellen. Wenn nun auch die von Laband[4]) selbst erwähnten Versuche von Georg Meyer[5]) und Gareis[6]), die Abgrenzung und die Feststellung des Inhalts genau vorzunehmen, bisher noch zu keinem abschließenden Ergebnis geführt haben, was bei den zahllosen Rechtsbeziehungen des Einzelnen zur Staatsgewalt auch thatsächlich unmöglich sein dürfte, so ist doch die theoretische Möglichkeit hierzu gegeben und von Laband selbst in seiner Formel anerkannt. Sein an dieser Stelle erhobener Einwand, daß die Unterthanenpflicht als solche nicht zu bestimmten Leistungen oder Unterlassungen verpflichte, sondern lediglich in der rechtlichen Gebundenheit, einem nach Maßgabe der Gesetze ergangenen Befehle des Staates Folge leisten zu müssen, bestehe, ist um deswillen nicht stichhaltig, weil, wenn die rechtliche Gebundenheit mehreren Staaten gegenüber besteht, die Erfüllung der Unterthanenpflicht im gegebenen Falle in der Weise erfolgen kann, daß der Verpflichtete sich durch Leistung an einen der mehreren Staaten befreit. Und daß aus der rechtlichen Gebundenheit Verpflichtungen zu positivem Thun entspringen, die in ihr latent enthalten sind, bis äußere Umstände, wie z. B. Zeitablauf bei Erreichung des wehrpflichtigen Alters, sie zur thatsächlichen Erscheinung bringen, und daß bei einem Anspruch mehrerer Staaten auf diese Leistungen der Verpflichtete die Wahl des berechtigten staatlichen Subjekts vornehmen kann, wird wohl weiteren Beweises nicht bedürfen. Die Unterthanenpflicht zwingt daher zu positiven Leistungen und Unterlassungen, geht aber darüber hinaus, indem sie eine allgemeine Gehorsamspflicht darstellt, deren Inhalt nur im gegebenen Fall in Erscheinung tritt.

Aus diesem Widerstreit der Meinungen scheint folgendes als das Richtige hervorzugehen.

Die Rechte und Pflichten, welche aus dem Zustande der Staatsangehörigkeit folgen, sind grundsätzlich ungeteilt in der Person des Staatsangehörigen enthalten. Unbestritten ist dies im Einheitsstaate der Fall, nicht dagegen im zusammengesetzten Staate, insbesondere dem Bundesstaate, weil hier der Angehörige in einem unmittelbaren selbständigen Rechtsverhältnis zu zwei verschiedenen Staaten steht, die als selbständige Rechtssubjekte einander gegenübertreten.

[1]) I S. 123 Abs. 2, 3.
[2]) I S. 124.
[3]) a. a. O. II S. 110 ff.
[4]) a. a. O. I S. 129 Anm. 2.
[5]) Staatsrecht §§ 224 ff.
[6]) Staatsrecht §§ 54 ff.

Daß dies letztere der Fall ist, dürfte nicht zu bestreiten sein. Das Reich ist ein staatliches Rechtssubjekt, und die Einzelstaaten sind es ebenfalls. „Denn sie können sich durch ihre eigenen, ausschließlich auf ihrem Willen beruhenden Verfassungen organisieren, die ihre Gesetze, nicht die des Reiches sind“[1]). An dem staatlichen Charakter der Einzelstaaten ändert auch der Mangel der Souveränität nichts, welche dem Reiche zusteht. „Die Souveränität ist unabhängige und höchste Gewalt[2]); sie ist die Eigenschaft einer Staatsgewalt, kraft deren sie die ausschließliche Fähigkeit rechtlicher Selbstbestimmung und Selbstbindung hat. Vermöge der Souveränität hat der Staat daher nicht alle möglichen Hoheitsrechte, sondern stets nur die, welche er in einem gegebenen Zeitpunkte sich thatsächlich beigelegt hat. Sie ist daher kein wesentliches Merkmal der Staatsgewalt“[3]). „Wesentliches Merkmal des Staates ist dagegen das Dasein einer Staatsgewalt. Diese ist nicht weiter ableitbare Herrschergewalt aus eigener Macht und daher zu eigenem Recht. Der Umfang dieser Herrschergewalt ist für ihr Dasein ganz gleichgültig. Wo ein Gemeinwesen aus ursprünglicher Macht und mit ursprünglichen Zwangsmitteln Herrschaft gemäß einer ihm eigentlichen Ordnung zu üben vermag, da ist ein Staat vorhanden“[4]).

Daß das Reich souverän ist, und den Einzelstaaten die Souveränität mangelt, beweist Jellinek[5]) durch folgende Ausführungen:

> „Von zwei dauernd verbundenen Staaten ist daher derjenige, welcher seine staatsrechtliche Zuständigkeit durch sein Gesetz nicht auszudehnen vermag, sondern an der staatlichen Rechtsordnung des andern eine Grenze für seine Kompetenzerweiterung findet, nichtsouverän, während der Staat, der durch sein Gesetz dem andern staatsrechtliche Kompetenz zu entziehen vermag, der souveräne ist.“ „Wenn daher zwei miteinander verbundene Staaten staatliche Kompetenzen, die heute der Einheitsstaat zu besitzen pflegt, derart verteilt aufweisen, daß jeder von ihnen sich nur eine bestimmte Quote dieser Kompetenzen zuschreibt, so ist damit in keiner Weise eine Teilung der Souveränität oder auch nur der Staatsgewalt gesetzt. Vielmehr sind hier zwei getrennte Staatsgewalten vorhanden, deren Kompetenz rechtlich beschränkt ist, ohne daß sie beide zusammen die ganze Staatsgewalt ausmachen[6]).“ „Zwischen Bundes- und Gliedstaat ist daher weder die Souveränität noch die Staatsgewalt geteilt. Geteilt sind die Objekte, auf welche die Staatsthätigkeit gerichtet ist, nicht die subjektive Thätigkeit, die sich auf diese Objekte bezieht[7]).“

Aus diesen Ausführungen Jellineks geht hervor, daß die Rechte und Pflichten, welche im Bundesstaate der Einzelne als Angehöriger des Einzelstaates und des Gesamtstaates besitzt, und auf welche die Staatsthätigkeit gerichtet ist, im Bundesstaate geteilt sind. Eine Kollision dieser Rechte und Pflichten, welche an sich in

[1]) Jellinek S. 447.
[2]) Derselbe S. 432, 438; Laband I S. 53.
[3]) Jellinek S. 442; Gesicken S. 11.
[4]) Derselbe S. 446.
[5]) S. 451; Zorn I S. 59; Laband I S. 101.
[6]) Jellinek S. 442.
[7]) Laband I S. 124.

zwei selbständigen Staaten möglich ist, wird jedoch durch die Verteilung der Kompetenz zwischen Gesamtstaat und Einzelstaaten vollständig ausgeschlossen. Die Angehörigkeit eines Einzelnen zu zwei selbständigen nebengeordneten, aber auch übergeordneten[1]) Staaten birgt daher keinen unlöslichen Widerspruch und nicht notwendig einen Widerstreit der Interessen der mehreren Staaten in sich. Das ist stets anzunehmen, wenn diese übereinkommen, und zwar durch Vertrag oder Verfassung, in welcher Weise und in welchen Beziehungen jeder von ihnen den Einzelnen in Anspruch nehmen darf.

Es ist deshalb die Behauptung gerechtfertigt, daß die Vereinigung der Reichs- und Staatsangehörigkeit in einem Einzelnen für diesen den Zustand der Angehörigkeit zu zwei verschiedenen Staaten in der Weise begründet, daß die aus der Angehörigkeit zu beiden Staaten sich ergebenden Rechte und Pflichten nebeneinander ausgeübt und erfüllt werden können. Insbesondere geht hieraus hervor, daß die Reichs- und Staatsangehörigkeit sich in materieller Hinsicht begrifflich gegenseitig nicht bedingen, daß die eine an sich auch ohne die andere bestehen kann, falls nicht durch besondere gesetzliche Regelung die gegenseitige Bedingtheit herbeigeführt wird. Das Ergebnis ist aber besonders hervorzuheben, daß die Reichsangehörigkeit ein unmittelbares selbständiges Rechtsverhältnis ist, welches auch ohne den Besitz der Staatsangehörigkeit in materieller Hinsicht denkbar ist.

II. In formeller Hinsicht.

Die materielle Selbständigkeit des Begriffes der Reichsangehörigkeit ist jedoch in dem Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 nicht zum Ausdruck gekommen, obwohl sie an einzelnen Stellen durchschimmert[2]).

In formeller Hinsicht ist vielmehr nach § 1 a. a. O. die Staatsangehörigkeit zur Grundlage und Voraussetzung der Reichsangehörigkeit gemacht worden.

Thatsächlich sind daher Reichs- und Staatsangehörigkeit eine untrennbare Eigenschaft; es giebt nach dem Reichsgesetze vom 1. Juni 1870 keinen Reichsangehörigen, der nicht zugleich die Angehörigkeit zu einem Einzelstaate besäße, und keinen Staatsangehörigen, der nicht zugleich Reichsangehöriger wäre.

Aber diese thatsächliche formelle Übereinstimmung bedingt nicht die rechtliche Einheit dieser beiden Rechtsverhältnisse. Das beweist nicht nur die materielle Selbständigkeit derselben, sondern auch formelle Erwägungen führen zu demselben Ergebnis.

Die Staatsangehörigkeit ist zwar zeitlich, aber nicht dem Range nach, das primäre Verhältnis, die Reichsangehörigkeit die Folge der Staatsangehörigkeit[3]). Jeder Staatsangehörige ist daher ipso iure Reichsangehöriger, nicht aber besitzt der Reichsangehörige zugleich die Angehörigkeit in jedem Einzelstaate, in dem er seinen Wohnsitz nimmt[4]). Auch aus dieser formellen Bestimmung des Gesetzes ergiebt sich, daß Reichs- und Staatsangehörigkeit zwar in einer einzigen Person vereinigt sein können und auch thatsächlich in jedem einzelnen Staatsangehörigen vereinigt sind, daß sie aber rechtlich keine Einheit bilden. Letzteres wäre dann

[1]) Laband I S. 124.

[2]) a. a. O. § 21 Abs. 5.

[3]) von Rönne, Staatsrecht I S. 100; Laband I S. 125; Arndt, Pr.V.U. S. 184.

[4]) § 12 des R.G. vom 1. Juni 1870.

anzunehmen, wenn der Reichsangehörige, sobald er durch Wohnsitznahme in thatsächliche Beziehungen zum Einzelstaate tritt, auch unmittelbar in das Rechtsverhältnis der Staatsangehörigkeit einträte; das ist aber nicht der Fall. Vielmehr erzeugt der Wohnsitz in einem fremden Einzelstaate für den Einzelnen als Staatsangehörigen das Fremdschaftsverhältnis [1]); als Reichsangehöriger aber hat er das Recht, nicht ungünstigere rechtliche Behandlung als der Inländer und schließlich die Aufnahme in den Staatsverband zu verlangen [2]). Macht er von diesem Rechte Gebrauch, so endigt das Fremdschaftsverhältnis, und er ist Angehöriger des neuen Staates geworden, wobei er nicht notwendig die ehemalige Staatsangehörigkeit aufzugeben braucht.

Mit der gedachten rechtlichen Einheit der Reichs- und Staatsangehörigkeit ist jedoch nicht zu verwechseln die begriffliche Einheit. Diese wird dadurch herbeigeführt, daß das Verhältnis des Einzelnen zu mehreren Staaten sich in ein solches der Angehörigkeit zu einem einzigen Staate verwandelt, indem aus dem Bundesstaate ein Einheitsstaat wird. Solange diese Entwickelung jedoch nicht erfolgt ist, sind Reichs- und Staatsangehörigkeit zwei selbständige, durchaus verschiedene Begriffe, mit eigenem Rechtsinhalt und besonderen Rechtswirkungen.

III. Das Ergebnis vorstehender Ausführungen ist nunmehr folgendes:

Die Staatsangehörigkeit wie die Reichsangehörigkeit sind zwei in einer physischen Person vereinigte, gleichartige selbständige Rechtsverhältnisse des Einzelnen zu seinem Heimatsstaate und zum Reiche; aus jedem derselben ergeben sich verschiedene Rechtswirkungen:

1. Die Staatsangehörigkeit giebt dem Einzelnen die Rechte und Pflichten, welche in der Verfassung und in den Gesetzen des Einzelstaates gegeben sind,

2. die Reichsangehörigkeit diejenigen, welche ihm in der Verfassung und in den Gesetzen des Reiches gesetzt sind.

Der Inhalt der Reichsangehörigkeit [3]) gipfelt aber in dem Anspruch des Reichsangehörigen dem Einzelstaate gegenüber,

a. in rechtlicher Beziehung nicht ungünstigeren Regeln unterworfen zu werden als die Angehörigen des eigenen Staates [4]);

b. die rechtliche Gleichstellung mit dem Inländer zu erlangen, ohne durch die Einzelstaatsgewalt daran verhindert zu werden, weder des Staates, dem der Reichsangehörige bisher angehörte, noch desjenigen, dem er in Zukunft angehören will.

Der Artikel 3 der Reichsverfassung, in welchem diese Rechte gewährleistet sind, ist demnach von grundlegender Bedeutung für das materielle Verhältnis der Reichsangehörigkeit zur Staatsangehörigkeit [5]). Je mehr jedoch die Reichsgesetzgebung die Geltung der Partikularrechte beseitigt, je weiter die Rechtseinheit im Deutschen Reiche fortschreitet, desto mehr verliert der allgemeine Rechtsgrundsatz, welcher im Artikel 3 normiert ist, an thatsächlicher Bedeutung. Er bildet aber

---

[1]) siehe oben § 2 IV c Heft 4 S. 128.
[2]) R.V. Art. 3.
[3]) ebenda.
[4]) Laband I S. 168.
[5]) A. A. Zorn I S. 256.

auch heute noch die rechtliche Grundlage, ohne welche das Recht der Reichsangehörigen, in jedem Einzelstaate in rechtlicher Beziehung nicht ungünstigeren Regeln unterworfen zu werden als die Angehörigen des Einzelstaates und die rechtliche Gleichstellung mit denselben ungehindert zu erlangen, des verfassungsmäßigen Schutzes entbehren würde.

Das formelle Verhältnis der Reichs- zur Staatsangehörigkeit wird dagegen einzig und allein durch das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 bestimmt, und zwar dahin, daß die Staatsangehörigkeit die Voraussetzung zum Besitze der Reichsangehörigkeit bildet. Es ist daher die Reichsangehörigkeit nur mittelbar zu erwerben, nämlich vermittelst der Angehörigkeit in einem Einzelstaate.

Das materielle Verhältnis der Reichs- zur Staatsangehörigkeit hat nun im Laufe der Zeiten keine Änderung erfahren; es besteht heute noch wie zur Zeit der Reichsgründung. Wohl aber ist das formelle Verhältnis geändert und zwar einmal durch die Angliederung der Reichslande, sodann durch das Schutzgebietsgesetz vom

17. April 1886.
15. März 1888.
25. Juli 1900.

§. 9.

Reichs- und Staatsangehörigkeit in den Reichslanden.

I. Erwerbung der Reichslande.

Kraft des Rechtes der Eroberung hatte sich das Reich kurz nach seiner Gründung Land und Volk von Elsaß-Lothringen unterthan gemacht. „Das Reichsland war vor seiner Vereinigung mit dem Reiche kein staatliches Subjekt, sondern ein Gebietsteil des französischen Staates. Durch den Präliminarfrieden vom 26. Februar 1871 Artikel 1 „verzichtet Frankreich zu Gunsten des Deutschen Reiches auf alle seine Rechte und Ansprüche auf diejenigen Gebiete, welche östlich von der nachstehend verzeichneten Grenze belegen sind." — — Das Deutsche Reich wird diese Gebiete für immer mit vollem Souveränitäts- und Eigentumsrechte besitzen[1]).

Die Staatsgewalt des Reiches war damit über ein Gebiet ausgedehnt, das bis dahin fremdes Staatsgebiet war, und über ein Volk, welches bisher einem fremden Staate angehörte.

II. Die staatsrechtliche Stellung der Reichslande.

Die Einheit der Staatsgewalt im Reiche und in den Reichslanden reichte aber nicht aus, um eine staatliche Einheit zu begründen. Das neuerworbene Gebiet gehörte daher nicht zum Reiche, sondern dem Reiche. „Das Subjekt der Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen ist sonach das Reich, d. h. die Gesamtheit der zum Reiche vereinigten Staaten in ihrer begrifflichen Einheit, in ihrer staatlichen Persönlichkeit, und Elsaß-Lothringen ist ein Bestandteil oder eine Provinz des Reiches"[2]). Es ist kein Staat, weil seine Bewohner nicht durch eine eigene, ausschließlich auf ihrem Willen beruhende Verfassung organisiert wurden[3]); vielmehr

[1]) Laband I S. 200.
[2]) Derselbe II S. 204.
[3]) Jellinek S. 447.

beruhte ihre Verfassung auf Gesetzen des Reiches. „Elsaß-Lothringen ist daher weder dem Reiche noch dem Auslande gegenüber ein selbständiges Subjekt von Hoheitsrechten, von staatlichen Befugnissen und Pflichten, folglich kein Staat, sondern es ist ein Bestandteil, ein Verwaltungsdistrikt des Reiches“[1]). „Daraus ergiebt sich, daß eine elsässisch-lothringische Staatsangehörigkeit völlig ausgeschlossen ist“[2]). In vielen Beziehungen gilt jedoch auch das Reichsland Elsaß-Lothringen als Bundesstaat[3]).

III. Das Verhältnis der Reichsländer zum Reiche und zu den Einzelstaaten.

Die Elsaß-Lothringer blieben zunächst französische Staatsangehörige, als die deutschen Truppen in Frankreich einrückten und das Land besetzten. Die Ausübung der Staatsgewalt durch die deutschen Militär- und Zivilbehörden änderte an diesem Zustande nichts. Erst durch die vertragsmäßige Gebietsabtretung, welcher die gesetzliche Angliederung folgte[4]), wurden sie deutsche Unterthanen[5]). Ausgenommen waren diejenigen, welche binnen bestimmter Frist durch Option, d. h. durch eine vor der zuständigen Behörde abgegebene Erklärung sich für die Beibehaltung der bisherigen Staatsangehörigkeit entschieden[6]).

Diese Unterthanenschaft gab ihnen nicht die vollen Rechte der deutschen Reichsbürger; es fehlte ihnen die subjektive Qualität des Reichsvolkes, und sie waren keine Staatsgenossen[7]). Sie befanden sich in einer ähnlichen Rechtsstellung, wie zur Zeit die Eingeborenen unserer Schutzgebiete[8]). Insbesondere fehlte ihnen das Wahlrecht zum Deutschen Reichstage, denn die Gesetzgebung in Elsaß-Lothringen wurde gemäß dem Gesetze vom 9. Juni 1871 (§ 3) durch den Kaiser ausgeübt, welcher hierbei an die Zustimmung des Bundesrats gebunden war[9]). Ebenso waren die Elsaß-Lothringer von der Ableistung der Wehrpflicht zunächst entbunden.

Mit Rücksicht auf ihre kulturelle Gleichwertigkeit mit den Reichsangehörigen bestimmte jedoch das Vereinigungsgesetz vom 9. Juni 1871, daß Artikel 3 der Reichsverfassung in den Reichslanden sofort in Wirksamkeit treten sollte. Demgemäß durften die Elsaß-Lothringer in rechtlicher Beziehung in den Einzelstaaten nicht ungünstigeren Regeln unterworfen werden als die Angehörigen der Einzelstaaten. Insbesondere durfte ihnen die Aufnahme in den Staatsverband des Einzelstaates nicht verweigert werden. Dies scheint wenigstens aus der nicht recht verständlichen Bestimmung des Artikels 3 Abs. 1 der Reichsverfassung hervorzugehen, daß der Angehörige jedes Bundesstaates in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln und demgemäß zur Erlangung des Staatsbürgerrechts unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zuzulassen ist. Insofern ist

---

[1]) Laband II S. 199; auch von Rönne I S. 75.

[2]) Laband II S. 208; auch Arndt S. 754.

[3]) EG. zum BGB. Art. 5; RG. vom 30. 8. 1871 betr. die Einführung des RStGB. in Elsaß-Lothringen Art. 1 Abs. 2.

[4]) Durch RG. vom 9. Juni 1871.

[5]) Laband II S. 211.

[6]) a. a. O.; Cahn S. 16 f.; Arndt S. 755.

[7]) Jellinek S. 368.

[8]) v. Stengel 1895 S. 134 Anm. 3.

[9]) Laband II S. 240 f.

also ein Unterschied zwischen der Rechtsstellung der Elsaß-Lothringer für die Zeit unmittelbar nach der Angliederung an das Reich und der heutigen Rechtsstellung der Eingeborenen unserer Schutzgebiete begründet, als erstere als Inländer zu behandeln waren und die Staatsangehörigkeit in einem Einzelstaate unmittelbar erlangen konnten, während die Eingeborenen keinen gesetzlich gewährleisteten Anspruch auf gleiche Behandlung mit den Inländern haben und die Staatsangehörigkeit in einem Einzelstaate nicht unmittelbar erwerben können. Denn § 9 des Schutzgebietsgesetzes[1]) besagt, daß Eingeborenen durch Naturalisation die Reichsangehörigkeit verliehen werden kann; erst wenn sie auf diese Weise Reichsangehörige geworden sind, können sie gemäß § 2 Nr. 4 des RG. vom 1. Juni 1870 die Staatsangehörigkeit in einem Bundesstaate durch Aufnahme erlangen. Wehrpflichtig sind die Eingeborenen jedoch auch heute noch nicht gleich den Reichsländern in der Zeit kurz nach der Angliederung an das Reich[2]).

Die Unterthanenschaft der Elsaß-Lothringer war jedoch nicht von langer Dauer; nach und nach erhielten sie die Rechte und Pflichten übertragen, welche den Inhalt des Reichsbürgerrechts ausmachen.

Zunächst wurden durch Reichsgesetz vom 23. Januar 1872 die Bestimmungen über das Reichskriegswesen in Elsaß-Lothringen eingeführt. Demgemäß wurden auch die Elsaß-Lothringer wehrpflichtig gleich den Reichsangehörigen und hatten gleich diesen die Kosten und Lasten des gesamten Kriegswesens des Reiches anteilmäßig zu tragen.

Außerdem aber wurde durch Reichsgesetz vom 8. Januar 1873 auch das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 in die Reichslande eingeführt.

Die völlige rechtliche Gleichheit mit den Angehörigen der Einzelstaaten als Reichsangehörigen und damit die Reichsangehörigkeit erhielten die Elsaß-Lothringer jedoch erst durch das Reichsgesetz vom 25. Juni 1873 zugesichert. Dieses Gesetz bestimmte, daß die Verfassung des Deutschen Reiches in Elsaß-Lothringen vom 1. Januar 1874 ab in Wirksamkeit treten sollte. Gemäß § 6 desselben Gesetzes sollte das Wahlgesetz für den Deutschen Reichstag vom 31. Mai 1869 am gleichen Tage in Elsaß-Lothringen in Kraft treten.

1. Die Einführung der Reichsverfassung in die Reichslande hatte die Wirkung, daß die Bewohner der Reichslande vom 1. Januar 1874 an Reichsangehörige wurden[3]) und in das gleiche rechtliche Verhältnis zum Reiche traten wie die Angehörigen der Einzelstaaten. Es standen ihnen nunmehr die gleichen Rechte und Pflichten zu wie den übrigen Reichsangehörigen, welche die Reichsangehörigkeit durch die Angehörigkeit zu einem Einzelstaate besaßen.

2. Wenn gleichwohl auch das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 in die Reichslande eingeführt ist, so bedeutet dies nur, daß „materiell dieselben Thatsachen, welche in den Bundesstaaten den Erwerb oder Verlust der Staatsangehörigkeit und in untrennbarem Zusammenhange damit den der Reichsangehörigkeit begründen, in Elsaß-Lothringen unmittelbar den Erwerb oder Verlust der Reichsangehörigkeit bewirken, und daß formell die Behörden des Reichslandes dasselbe Verfahren beobachten,

[1]) Schgg. S. 36.
[2]) S. Seite 221.
[3]) von Rönne, RV. S. 25 § 2, S. 39.

wie im übrigen Reichsgebiet die Behörden der Einzelstaaten“ [1]). „Dagegen giebt es kein vom Reichsbürgerrecht verschiedenes Staatsbürgerrecht in Elsaß-Lothringen mit eigenem Inhalt und spezifischen Rechtswirkungen“ [2]). Das beweist vor allen Dingen, daß „die rechtliche Fähigkeit zur Mitwirkung an der Bildung der Vertretungskörper“ [3]), das Wahlrecht, in den Reichslanden jeder Reichsangehörige auszuüben befugt ist, während das Wahlrecht zu den Vertretungskörpern der Einzelstaaten kein Reichsangehöriger auszuüben berechtigt ist, wenn er nicht die Angehörigkeit in diesem Einzelstaate besitzt.

IV. Wesen und Bedeutung der Reichsangehörigkeit in den Reichslanden.

1. Wesen.

Erwerbung und Verlust der Reichsangehörigkeit erfolgen in den Reichslanden nicht vermittelst der Erwerbung und des Verlustes der etwa fingiert zu denkenden Landesangehörigkeit [4]), sondern unmittelbar und in gleicher Weise, wie die Staatsangehörigkeit in einem Einzelstaate erworben wird und verloren geht.

Da die formelle Voraussetzung des § 1 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 in den Reichslanden für den Besitz der Reichsangehörigkeit in Wegfall gekommen ist, so nimmt Zorn [5]) hier eine ganz besondere Anomalie als vorliegend an. Dem ist jedoch nicht beizustimmen. Vielmehr tritt hier nur die materielle Bedeutung der Reichsangehörigkeit als eines selbständigen unmittelbaren Rechtsverhältnisses mit eigenem Inhalt und besonderen Rechtswirkungen [6]), losgelöst von der formellen Abhängigkeit von der Staatsangehörigkeit, klar und deutlich zu Tage: Der Begriff der unmittelbaren Reichsangehörigkeit, der im alten deutschen Reichsstaatsrecht durch Jahrhunderte eine so bedeutsame Rolle gespielt hat, ist wiedererstanden.

2. Bedeutung.

Die unmittelbare Reichsangehörigkeit in den Reichslanden hat sonach eine Änderung des formellen Verhältnisses der Staatsangehörigkeit zur Reichsangehörigkeit herbeigeführt und der letzteren zu der ihr materiell gebührenden Bedeutung verholfen. Ihr Dasein, welches in der ganzen staatsrechtlichen Litteratur sowie auch in der neuesten Reichsgesetzgebung anerkannt ist, und welches Zorn als eine Anomalie bezeichnet, ist aber der schlagendste Beweis für die Unrichtigkeit aller derjenigen Auffassungen, welche den Begriff der Reichsangehörigkeit als eines selbständigen unmittelbaren Rechtsverhältnisses mit eigenem Inhalt und besonderen Rechtswirkungen in Abrede stellten. Ihre Bedeutung liegt daher nicht nur auf politischem, sondern auch auf juristischem Gebiet. Denn sie lehrt uns erkennen, daß die thatsächliche Doppelstellung des Einzelnen als Angehörigen zweier Staaten eine rechtliche Wirkung

---

[1]) Laband II S. 209.

[2]) a. a. O.

[3]) a. a. O. S. 210.

[4]) siehe bei Cahn S. 12 Anm. „Diese Bezeichnung ist thatsächlich im amtlichen Gebrauch!“ Siehe auch Riebow I S. 71 § 21; Kolisch S. 57.

[5]) I S. 454.

[6]) siehe oben § 6 I Heft 6 S. 186.

des Zusammenschlusses der deutschen Staaten zum Bundesstaate ist, und daß die Rechtswirkungen, welche sich aus der Angehörigkeit zu zwei Staaten ergeben, durch Verträge, Verfassungen und Gesetze in der Weise geregelt werden können, daß sie auch in einem Einzelnen zur Erfüllung gelangen können, ohne daß dadurch ein Widerstreit der Rechte und Pflichten in dem Einzelnen oder der rechtlich geschützten Interessen der mehreren Staaten entstünde.

§ 10.

Reichs- und Staatsangehörigkeit in den Schutzgebieten.

I. Erwerbung der Schutzgebiete.

War schon durch die Erwerbung der Reichslande die grundsätzliche formelle Abhängigkeit der Reichsangehörigkeit von der Staatsangehörigkeit beseitigt, so tritt der selbständige Charakter der Reichsangehörigkeit auch in formeller Hinsicht noch viel mehr hervor, seitdem die Staatsgewalt des Reiches auch über ferne in Übersee gelegene Länder mit einer kulturell minderwertigen Bevölkerung ausgedehnt ist.

II. Staatsrechtliche Stellung.

Die Einheit der Staatsgewalt im Reiche und in den Schutzgebieten reicht, wie Jellinek[1]) zutreffend ausführt, allein nicht aus, um eine staatliche Einheit zu begründen. Die Schutzgewalt ist mit der Reichsgewalt identisch; dennoch bilden die Schutzgebiete mit dem Reiche keine staatliche Einheit, weil das Volk dieser Gebiete zwar vom Reiche beherrscht wird, aber mit dem Reichsvolk dessen subjektive Qualität nicht teilt[2]). Die Schutzgebiete sind daher der Herrschaft des Deutschen Reiches unterworfen, allein sie bilden keinen Bestandteil des verfassungsmäßig umschriebenen Reichsgebietes. Sie gehören dem Reiche, aber nicht zum Reiche. Sie sind daher grundsätzlich für das Reich Ausland im staatsrechtlichen Sinne[3]). „Sie sind daher eigentliche Kolonien, die als überseeische Provinzen des Deutschen Reiches seiner Souveränität unterstehen[4])." Nicht aber sind sie Ausland in völkerrechtlicher Beziehung, und das ist in mancher Hinsicht auch für den Begriff der Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten von Bedeutung. Die Schutzgewalt des Reiches hat in den Schutzgebieten einen unbeschränkt territorialen Charakter, d. h. sie schließt fremde staatliche Herrschaftsrechte daselbst völlig aus. Dieser territoriale Charakter der Schutzgewalt ist aus der Ausübung der Gerichtsbarkeit über alle Bewohner und aus der Geltung der deutschen Gesetze für alle Bewohner der Schutzgebiete ersichtlich[5]). Daran ändert auch nichts, daß den Eingeborenen der Schutzgebiete eine rechtliche Sonderstellung beigelegt ist[6]).

III. Rechtsstellung der Bewohner.

Der souveränen Staatsgewalt des Reiches unterstehen sonach alle Bewohner der Schutzgebiete. Aber die Art und Weise, in welcher sich die Reichsgewalt den

[1]) S. 368.
[2]) a. a. O.
[3]) Derselbe S. 597; Laband II S. 277.
[4]) von Stengel, S. 32.
[5]) Schgg. S. 1 § 2, S. 11 § 3, S. 31 § 7; Laband II S. 280; v Stengel S. 40
[6]) Schgg. S. 23 § 4, S. 31 § 7, S. 47 § 10.

Bewohnern der Schutzgebiete gegenüber äußert, führt eine durchaus verschiedene Rechtsstellung derselben herbei.

1. Was zunächst die Eingeborenen anlangt, so sind sie keine Staatsgenossen, sondern nur Unterthanen des Reiches. Sie sind nicht Angehörige des Reiches, denn sie gehören nicht einem der das Reich bildenden Staaten noch auch den Reichslanden an, besitzen daher auch nicht die Rechte und Pflichten, welche aus der Angehörigkeit zum Reiche oder zu den Einzelstaaten folgen. Sie sind aber auch nicht bloße de facto Unterthanen oder subditi temporarii, sondern bilden eine besondere Klasse von Unterthanen, welche durch die Unterwerfung ihres Gebietes unter die Staatsgewalt des Reiches in ein rechtliches Verhältnis der Gebundenheit an die Reichsgewalt getreten, welche ihr unterworfen sind[1]). Um dies Rechtsverhältnis der Gebundenheit zu bezeichnen, kann man sie Angehörige der Schutzgebiete nennen im Gegensatz zu den Angehörigen fremder Staaten und Kolonien.

Die Eingeborenen unterstehen insgesamt der Schutzgewalt des Reiches, auch die Bewohner der Interessensphären, d. s. die bislang thatsächlich noch nicht besetzten und verwalteten Teile der Schutzgebiete. Denn die Schutzgewalt hat einen territorialen Charakter und erstreckt sich über die Schutzgebiete in ihrem ganzen Umfang, soweit sie durch völkerrechtliche Verträge abgegrenzt sind und infolge stillschweigender Anerkennung der nicht zu den Vertragsparteien gehörenden Staaten als deutsche Schutzgebiete gelten. Seit den ersten Zeiten unserer kolonialen Herrschaft wurden sogar als Eingeborene nicht nur die Angehörigen der in den Schutzgebieten heimischen Stämme, sondern auch die Angehörigen anderer farbigen Stämme angesehen[2]). Es geschieht dies auch heute noch[3]); nur kann der Gouverneur mit Genehmigung des Reichskanzlers Ausnahmen bestimmen[4]). Japaner gelten aber nicht als Angehörige farbiger Stämme.

Wenngleich die Schutzgebiete keine Staaten sind, so ist doch die Angehörigkeit zu denselben ein staatsrechtlich bedeutsamer Begriff und die Voraussetzung einer Reihe von Rechten und Pflichten. Dieser Rechtsbegriff der Schutzgebietsangehörigkeit ist jedoch streng zu scheiden von demjenigen der Reichs- und Staatsangehörigkeit des deutschen Staatsrechts[5]). Die Reichsangehörigen sind nicht zugleich Schutzgebietsangehörige, denn erstere stellen die herrschende, letztere die beherrschte Klasse der Bewohner der Schutzgebiete dar, und diese Thatsache findet ihren rechtlichen Ausdruck in dem verschiedenen Maße der Rechte und Pflichten der Angehörigen des Reiches und derjenigen der Schutzgebiete.

Im weitesten Umfange ist die gesetzliche Sonderstellung der Schutzgebietsangehörigen durch die Reichsgesetzgebung anerkannt.

Zwar werden die Schutzgebietsangehörigen in vielen Beziehungen den Reichsangehörigen gleich behandelt. Sie können wegen strafbarer Handlungen nicht an fremde Staaten ausgeliefert werden[6]). Auch kann ihnen das Recht zur

[1]) von Stengel 1895 S. 138, 1901 S. 59.
[2]) Riebow I S. 532, 565 § 2, 624; II S. 63.
[3]) Schgg. S. 24 § 4, S. 25 § 2.
[4]) siehe unten zu 2a Heft 8.
[5]) A. A. Laband I S. 126 Anm. 1.
[6]) Riebow I S. 41, II S. 95 Art. 3, S. 362 Art. 5; analog RStGB. § 9.

Führung der Reichsflagge erteilt werden[1]). Sind sie Angehörige der im Deutschen Reiche anerkannten Religionsgemeinschaften, so werden ihnen in den Schutzgebieten Gewissensfreiheit und religiöse Duldung gewährleistet[2]).

Doch unterstehen sie besonderem Recht[3]) und besonderer Gerichtsbarkeit[4]). Sie sind gewissen Beschränkungen und Abweichungen vom deutschen Recht unterworfen hinsichtlich

a. der Veräußerung von Grund und Boden[5]);
b. der Verpfändung von beweglichen Sachen[6]);
c. der Kreditgewährung[7]);
d. der Dienstverträge[8]);
e. der Errichtung von Rechtsgeschäften[9]);
f. des Schutzes gegen den Wucher[10]).

An öffentlich-rechtlichen Besonderheiten sind weiterhin zu erwähnen:

a. Die Beschränkung der Auswanderungsfreiheit[11]);
b. die Schaffung von Reservaten[12]).

Infolge der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Verschiedenheit der Daseinsbedingungen, unter denen die einzelnen Volksstämme der räumlich weit von einander getrennten Schutzgebiete leben, sind auch die Rechte und Pflichten der Angehörigen der einzelnen Schutzgebiete verschieden.

Gemeinsam für alle Schutzgebietsangehörigen besteht jedoch die Gehorsamspflicht und die Treuverpflichtung. Diese folgen aus ihrer Unterthanenschaft zum Reiche.

Diesen Pflichten entsprechen:

a. Der Anspruch auf Schutz dem Auslande gegenüber[13]);
b. das Recht, an den Wohlthaten des staatlichen Gemeinwesens teilzunehmen.

Dagegen ist ein Wohnrecht dem Schutzgebietsangehörigen nicht zuzusprechen; denn das Reichsgesetz vom 1. November 1867 über die Freizügigkeit ist in die Schutzgebiete nicht eingeführt; es ist demnach eine Landesverweisung der Schutzgebietsangehörigen möglich.

Eine Auslieferung der Schutzgebietsangehörigen an die Gerichte eines Bundesstaates oder des Reiches in Elsaß-Lothringen ist jedoch nicht möglich;

---

[1]) Schgg. S. 47 § 10; Riebow I S. 431, II S. 38; siehe auch RG. vom 25. 10. 1867 § 2; HGB. § 503 Abs. 2.

[2]) Schgg. S. 58 § 14.

[3]) Schgg. S. 23 § 4, 31 § 7 Abs. 3; Riebow I S. 627 ff.; V S. 207 ff.

[4]) Schgg. S. 23 § 4; Riebow I S. 186 § 1, 251, 364 §§ 2 f., 565, 569; II S 63, 130, 177 f., 182, 218, 229 f., 247, 262, 369, 213 ff., 294; IV S. 165 ff., 191 ff.

[5]) Riebow I S. 249, 279, 299, 473 § 5, 624 ff.; II S. 134, 201, 233, 291; V S. 19, 192 § 3, 198.

[6]) a. a. O. I S. 248, IV S. 38, V S. 12.

[7]) a. a. O. I S. 624 ff., IV S. 10, 24, 42, 45, V S. 58, 157.

[8]) a. a. O. I S. 552; II S. 318; III S. 8.

[9]) a. a. O. II S. 40.

[10]) a. a. O. III S. 16.

[11]) a. a. O. I S. 253, 280, 322; II S. 37 ff., 64, 131, 214; IV S. 92, 123, 132 V S. 21, 108. Deutsches Kolonialblatt 1902 Nr. 4 S. 86.

[12]) Riebow III S. 26.

[13]) siehe oben S. 219 Anm. 6.

denn das Reichsgesetz vom 21. Juni 1869 über die Gewährung der Rechtshülfe hat nur für die Nichteingeborenen in den Schutzgebieten Geltung[1]). Eine Kaiserliche Verordnung, durch welche gemäß § 4 a. a. O. dieses Gesetz auch für die Schutzgebietsangehörigen in Kraft gesetzt werden könnte, ist bisher nicht ergangen.

Da ferner die Bestimmungen der Reichsverfassung über das Reichskriegswesen in den Schutzgebieten nicht in Geltung sind, so besteht auch für die Schutzgebietsangehörigen nicht die allgemeine Wehrpflicht. Doch folgt aus ihrer allgemeinen Pflicht zum Gehorsam gegen das Reich, daß sie vom Kaiser und vom Gouverneur zu militärischen Dienstleistungen herangezogen werden können. In einzelnen Fällen ist diese Dienstpflicht durch besondere Verträge festgesetzt[2]).

Wenn sonach die Schutzgebietsangehörigen im Verhältnis zu den Reichsangehörigen eine geminderte Rechtsstellung besitzen, so sind sie doch nicht als Ausländer im Sinne der Reichsgesetze zu betrachten. Den in den Schutzgebieten geltenden Reichsgesetzen und preußischen Gesetzen[3]) unterliegen zwar nur die Reichsangehörigen, soweit ihnen nicht auch die Schutzgebietsangehörigen durch Kaiserliche Verordnung unterstellt sind[4]). Da jedoch die Schutzgebietsangehörigen nicht nur thatsächlich der Staatsgewalt des Reiches unterworfen und Bewohner von staatsrechtlich dem Reiche gehörenden Gebieten sind, sondern in einem Verhältnis der rechtlichen Gebundenheit an das Reich stehen, so unterscheiden sie sich in dieser Beziehung von den Ausländern, welche nur subditi temporarii, nur de facto Unterthanen ohne rechtliche Gebundenheit sind[5]). *Sie sind demnach auch nicht als Ausländer zu betrachten noch als solche zu behandeln*[6]). Ebensowenig sind naturgemäß im Sinne der bezeichneten Gesetze diejenigen Reichsangehörigen als Ausländer zu betrachten, welche sich in den Schutzgebieten oder im Auslande aufhalten. Entscheidend für den Begriff des Ausländers im Sinne dieser Gesetze ist nur das *Verhältnis der rechtlichen Gebundenheit an die Staatsgewalt des Reiches*, und nicht der Aufenthalt im Reichsgebiet oder in den Schutzgebieten und damit die thatsächliche Erreichbarkeit der Person oder des Vermögens des Einzelnen.

Von Bedeutung ist die Angehörigkeit zu den Schutzgebieten im Gegensatze zu der Eigenschaft als Ausländer vor allem in prozessualer Hinsicht.

a. Jeder Schutzgebietsangehörige hat gleich dem Reichsangehörigen Anspruch auf Bewilligung des Armenrechtes, sofern ein Gerichtsstand vor einem deutschen Gerichte für ihn begründet ist[7]).

Die Reichsangehörigen haben diesen Anspruch vor den ordentlichen Gerichten der Schutzgebiete ipso iure; denn sie unterliegen gemäß § 3 Schgg. und § 19 K.GG. den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung[8]). Den Schutzgebietsangehörigen

---

[1]) Schgg. S. 11 § 3, S. 23 § 4.

[2]) Siehe Deutsche Kolonialzeitung 1896 Nr. 41 S. 323 f.; Riebow I S. 156, 166; Kolonialblatt 1896 S. 104.

[3]) Schgg. S. 11 §§ 3, 19.

[4]) a. a. O. S. 23 § 4.

[5]) Siehe auch v. Stengel S. 35 ff., 59 ff.

[6]) Die Anwendung der Grundsätze der Reziprozität und der Retorsion ist den Schutzgebietsangehörigen gegenüber ausgeschlossen. Siehe Art. 31 EG. zum BGB.

[7]) Riebow IV S. 167 § 1, 191 § 1; C.P.O. § 114.

[8]) Siehe dagegen die Verfügung des Preußischen Justizministers, Preußisches Justiz-Ministerial-Blatt Nr. 12 vom 21. März 1902, auch abgedruckt im Deutschen Kolonialblatt 1902 Nr. 7.

ſteht der Anſpruch zu, weil ſie keine Ausländer ſind; er ſteht ihnen unbedingt zu, und nicht nur inſoweit, als den Reichsangehörigen in den Schutzgebieten die Gegenſeitigkeit verbürgt iſt; nur dann aber ſteht er ihnen zu, wenn ſie den Beſtimmungen der Zivilprozeßordnung unterſtehen.

b. Zur Sicherheitsleiſtung[1]) wegen der Prozeßkoſten ſind die Schutzgebietsangehörigen unter den gleichen Bedingungen wie zu a. nicht verpflichtet.

c. In gleicher Weiſe tritt für ſie die Verpflichtung zur Zahlung des Ausländervorſchuſſes[2]) nicht ein.

Die unten angezogene Verfügung des Preußiſchen Juſtizminiſters teilt die Auffaſſung, daß die Schutzgebietsangehörigen vor preußiſchen Gerichten in prozeſſualer Hinſicht als Inländer zu behandeln ſind. Die Begründung dieſer Auffaſſung ſcheint jedoch nicht ganz zutreffend. Es heißt daſelbſt:

> „Die Gouverneure der Schutzgebiete ſind dahin verſtändigt worden, daß die Reichsangehörigen von den Gerichten in den Schutzgebieten ſowohl hinſichtlich der Sicherheitsleiſtung für die Prozeßkoſten und des Ausländervorſchuſſes als auch hinſichtlich der Zulaſſung zum Armenrecht als Inländer zu behandeln ſind. Hiernach iſt die Gegenſeitigkeit als verbürgt anzuſehen, und es ſind demnach auch die Eingeborenen der Schutzgebiete, wenn ſie vor preußiſchen Gerichten auftreten, in Anſehung der Sicherheitsleiſtung, des Ausländervorſchuſſes und des Armenrechts als Inländer zu behandeln."

Die Fiktion, daß den Reichsangehörigen bezüglich der erwähnten prozeſſualen Vorſchriften in den Schutzgebieten die Gegenſeitigkeit als verbürgt anzuſehen ſei, iſt zunächſt durchaus entbehrlich Denn die Reichsangehörigen unterſtehen auch in den Schutzgebieten gemäß § 3 Schgg. und § 19 Kgg. den Beſtimmungen der C.P.O. Die Gegenſeitigkeit könnte ihnen außerdem nur in fremden Staaten verbürgt werden, nicht aber in ſolchen Gebieten, welche ſtaatsrechtlich in einem Abhängigkeitsverhältniſſe zum Reiche ſtehen. Wenn demnach die Gouverneure der Schutzgebiete angewieſen ſind, die Reichsangehörigen in den genannten prozeſſualen Beziehungen als Inländer zu behandeln, ſo iſt dadurch den Reichsangehörigen nicht die Gegenſeitigkeit verbürgt, ſondern es iſt nur ihr geſetzlicher Anſpruch anerkannt, daß die Beſtimmungen der Zivilprozeßordnung auch von den Gerichten der Schutzgebiete entſprechend[3]) auf ſie angewendet werden.

---

[1]) CPO. § 110.

[2]) G.K.G. § 85.

[3]) d. h. mit den Beſchränkungen, welche die Verſchiedenheit der Gerichtsverfaſſung im Reiche und in den Schutzgebieten notwendigerweiſe nach ſich zieht.

(Fortſetzung folgt.)

Ueberſicht über die bedeutendſten Forſchungsreiſen in Nordoſtafrika.

Von G. A. Kannengießer.

(Mit einer Kartenſkizze).

I.

Die weißen Flächen auf der Karte Afrikas werden von Jahr zu Jahr kleiner. Vorzüglich iſt der Nordoſten des Kontinents in den letzten Jahren von den Reiſenden verſchiedener Nationen erforſcht.

Im Laufe des Jahres 1901 ſind die beiden deutſchen Forſcher, Herr Oskar Neumann und Herr Freiherr von Erlanger von ihren Reiſen durch Süd-Aethiopien, den Sudan, die Galla- und Samal-Länder glücklich zurückgekehrt.

Die Forſchungsreiſen dieſer Herren zerfallen in 3 verſchiedene Teile, zuerſt die gemeinſame Reiſe von Zeila über Harar-Scheikh-Huſſein nach Adis-Abeba; dann diejenige des H. O. Neumann nach dem blauen Nil und von Adis-Abeba über die äthiopiſche Seenplatte, wobei zeitweiſe wieder ein Zuſammenmarſch mit der Expedition v. Erlanger ſtattfand, nach dem Abaja-See und von dort zum Flußgebiete des Sobat im Sudan; drittens diejenige des Frh. v. Erlanger von Adis-Abeba über die Seen zum Sanale-Doria (Juba).

Die Aufgabe, welche ſich die Herren für dieſe Reiſen geſtellt haben, beſtand in der Erforſchung der unbekannteſten Gegenden Nordoſt-Afrikas, in geographiſcher und naturwiſſenſchaftlicher Beziehung.

Ende Mai 1901 brach die Expedition[1]) von Harar nach Süden auf, und überſchritt das bis 1800 m hohe, mit Buſchwerk bewachſene Plateau, welches ſich bis zum Wabbi Fl. hinzieht; bewohnt iſt dasſelbe von den Ennia Galla, einem Miſchſtamme von Galla und Somali, ſie ſind Nomaden und leben von der Viehzucht, ihre viereckigen Hütten werden aus Rinderdung gebaut.

Der Wabbi wurde nach 14tägigem Marſch erreicht und nicht ohne Schwierigkeiten überſchritten, man betrat damit das von Aruſſi Galla bewohnte Land, welches zur Herrſchaft des in Ginir reſidierenden abeſſiniſchen Statthalters, des Desajmatſch „Wolde Gabriel" gehört. Die Expedition ſchlug nun weſtliche Richtung ein und marſchierte parallel dem Flußthal des Wabbi nach Scheikh-Huſſein, wo ſich mehrere, als heilig verehrte Gräber befinden. Die Bewohner des Ortes ſtammen von arabiſchen Koloniſten ab.

Von Scheikh-Huſſein erreichten die Forſcher, nach dem nunmehr auf Adis-Abeba eingeſchlagenem Marſch, die Hochebene „Didda" zwiſchen Wabbi und Hauaſch. Dieſes etwa 3000 m hohe und ſehr rauhe Plateau, welches durch die

[1]) Die Angaben ſind entnommen: 1. dem Vortrage des H. O. Neumann, erſchienen in der Zeitſchrift der Geſellſch. für Erdkunde in Berlin Heft I 1902; 2. dem Vortrage des H. Frh. v. Erlanger in der Abt. Berlin-Charlottenburg der D. Kol. Geſ. veröffentlicht i. den Verhandlungen Band VI Heft 3.

eingetretene Regenzeit teilweise in einen Morast verwandelt wurde, wird von einem wilden Reitervolk (Galla) bewohnt. Nachdem der Hauasch, wie sein Nebenfluß Modjo, welche infolge der Regenzeit ein starkes Hindernis bildeten, überwunden waren, gelangte man Mitte August nach Adis-Abeba.

Über diesen Ort, wie über Kaiser Melenik und die ganzen Verhältnisse in Abessinien giebt Frh. v. Erlanger eine sehr interessante Schilderung, der hier nur das Wichtigste entnommen werden soll. Darnach ist Adis-Abeba, wie allgemein angenommen, keine Stadt, sondern nur eine Ansammlung von runden abessinischen Hütten, in deren Mitte auf einem Hügel der Palast des Negus sich erhebt.

Nach H. O. Neumann soll in kurzem Adis-Abeba, wegen eingetretenen Holzmangels, nach dem zwei Tagemärsche westlich gelegenem Dorfe Ejere verlegt werden, das dann den Namen „Adis Halem" (die neue Welt) erhalten wird.

Der Kaiser selbst wird, als ein intelligenter Mann von 56 Jahren, mit klugen Augen und scharf ausgeprägten Gesichtszügen, geschildert, der im Gegensatz zu seiner Gemahlin „Taitu" den Europäern gegenüber freundlich gesinnt ist.

Die sittliche Verwahrlosung des gewöhnlichen Volkes ist eine große, da auf Meneliks Anordnung „freie Liebe" herrscht, anders ist es unter den vornehmen Abessiniern, bei denen eine kirchliche Eheschließung stattfindet. Die Landesreligion ist die griechisch-koptische Kirche. Was die Justiz anlangt, so herrscht im Strafverfahren das Vergeltungssystem, d. h. hat jemand einen anderen erschlagen, so kann der Thäter der Familie des Erschlagenen zur Vollstreckung der gleichen Todesart ausgeliefert werden. Diebstahl an öffentlichem Eigentum wird mit Abschlagen der rechten Hand bestraft.

Die Eingeborenen treiben keinen Handel, sie überlassen denselben den Arabern und Indern; als Zahlungsmittel zirkulieren Maria-Theresia-Thaler, das unter der jetzigen Regierung geprägte Geld, außerdem als Kleingeld, Salzstangen von denen 4 Stück den Wert eines Thalers haben, und Patronen zum Gras-Gewehr.

Die Kolonisation des Gebirgslandes Abessinien durch Europäer wird von Frh. v. Erlanger infolge des dort herrschenden guten Klimas und der Fruchtbarkeit für möglich gehalten, nur die noch sehr unsicheren Verhältnisse stehen einer europäischen Einwanderung entgegen.

Von Adis-Abeba aus unternahm H. O. Neumann im September einen Vorstoß in ein bis dahin von Europäern noch nicht betretenes Stück Abessiniens, das im Norden von dem hier sehr tief eingeschnittenen Lauf des Abai (Blauer Nil), im Westen vom Guder, im Osten vom Muger, beides sind Nebenflüsse des Abai, begrenzt wird. Es ist dies ein bis 3000 m hohes Plateau, welches von Ackerbau treibenden Galla bewohnt wird. Der Zweck dieser Reise war, die Unterschiede in der Fauna zwischen Hauasch- und Blauem Nil-Gebiet festzustellen und diesen Teil des Landes kartographisch aufzunehmen. Mitte November brachen beide Karawanen getrennt zum Marsch nach der bis jetzt nicht genau bekannten Seen-Kette im ostafrikanischen Graben auf.

Vor Ueberschreitung des Hauasch wurde von Frh. v. Erlanger der heilige Berg Sekuala mit seinem Kratersee, der besonders von Leprakranken zur Heilung aufgesucht wird und den auch Kaiser Menelik jährlich besucht, erstiegen.

Vom Hauasch bis zum Zuai See dehnt sich eine wasserlose öde Steppe aus. Der Zuai, der einige Inseln enthält, ist durch den Sukuk Fluß mit dem südlich

daran liegenden Hora Schale[1]) verbunden. Hier entdeckte man einen neuen See, den Hora Korre, der mit dem ersteren durch einen Flußarm verbunden ist. Unmittelbar südlich dieser beiden Seen liegt ein dritter See, der Hora Lamina. Der weitere Marsch führt zum 5. See, dem Abassi.

Das zwischen den Seen liegende Gelände ist alter Seeboden und die Erhebungen und Berge, welche aus der Sohle der Senkung aufsteigen, sind vulkanischer Natur. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Erhebungen zu der Zeit, als sich hier ein einziger großer See befand, bereits, als Inseln, aus demselben hervorgeragt haben.

Das Land zwischen dem Zuai- und dem Abassi-See wird von den Arussi Galla, die teils Nomaden, teils aber auch seßhaft sind, bewohnt, während auf dem Plateau südlich des Abassi, wie am Nordost-Ufer des Abbaja-See eine von diesen ganz verschiedene Völkergruppe — Sidano Uata dera, Djamdjam — lebt, die auch in der Sprache wenig mit den Galla übereinstimmt. H. O. Neumann sagt, daß diese Stämme an die Wandorobbe in Ostafrika erinnern.

Nach kurzem Aufenthalt am Süduser des Abassi S. zogen beide Karawanen in Abera ein.

Folgen wir nun zunächst H. O. Neumann, welcher von der, in etwa 3100 m Höhe auf dem Plateau östlich des Abaja S. liegenden Hauptstadt des Dejasmatsch Baltscha aus dem Ostufer obengenannten Sees entlang, nach Süden zog. Durch eine schmale Landbrücke vom Abaja S. getrennt, schließt sich südlich ein kleinerer See, der von den Eingeborenen „Gandjule" genannt wird, an. Hier stellte der Reisende die bisher unbekannte Thatsache fest, daß der Sagan, der Hauptzufluß des Stefanie-S., nicht dem Gandjule entströmt, vielmehr die Quellen desselben in kurzer Entfernung vom Südost Ufer des Abaja S. liegen, und nur während der Regenzeit der Gandjule durch ein sonst trockenes Ausflußbett einen Strom in den Sagon ergießt.

Vom Südende des Gandjule zog die Expedition nach Nordwest, dem Flußgebiet des Sobat und damit dem Nil zu. Westlich des Seis wurde der erste Negerstamm, „die Gardulla", angetroffen, welche wahrscheinlich der Banturasse angehören. Bemerkenswert ist, daß dies Volk, Hütten aus Holzplanken baut, deren spitzes Strohdach durch eine irdene rote Vase verziert wird. Das Volk treibt Baumwollbau und versteht gute Stoffe zu weben.

Zwischen dem Sitz der Gardulla und dem, zum Rudolf-S. fließenden Omo dehnt sich zuerst eine unbewohnte Ebene, die aber reich mit Wild, besonders Elefanten, Nashörnern, Büffel und Antilopen besetzt ist, aus. Dann steigt das Gelände zu einem Gebirge an, das die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen zum Stefanie-S. und denen zum Omo bildet. Die Durchquerung der Landschaften Uba, Gosa, Doko etc., welche politisch zu der Aequatorial-Provinz Abessiniens, unter dem Graf Leontiew gehören, ging nur langsam vor sich, da unter dem Maultierbestande der Expedition die Rotzkrankheit ausgebrochen war. Diese Krankheit scheint nach den bereits von Kapt. Welby, wie jetzt von H. von Erlanger und O. Neumann gemachten Erfahrungen an allen Zuflüssen des Stefanie-S. endemisch zu sein. Vor Betreten der Ebene war H. Neumann auch bereits vor der Krankheit gewarnt.

[1]) Hora heißt Salzee Schale-Pelikan.

Die Überschreitung des Omo erfolgte in der Landschaft Malo und zwar auf Flössen, mit darunter gebundenen, aufgeblasenen Ziegenhäuten. Bei dieser Gelegenheit wurden Nilpferde in ungeahnter Menge angetroffen, welche, weil sie nicht gejagt werden, sich wenig scheu zeigten.

Ethnographisch ist zu bemerken, daß die Bewohner der durchzogenen Landschaften wie diejenigen der am rechten Omouser liegenden Landschaften: Koscha und Konta, Nachkommen eines alt hier eingesessenen Volkes sind, welches sich jedoch mit Galla vermischt hat, sie werden zur Gruppe der Walamo gerechnet. —

In den beiden letzten Landschaften blühte, infolge mehrjähriger Hungersnot der Sklavenhandel, auf den Märkten wurden neben Vieh und Baumwolle auch Kinder zum Verkauf gebracht.

Das Reich „Kaffa", welches der Reisende zunächst betrat und in dessen Hauptstadt-Anderatscha — ein längerer Aufenthalt genommen wurde, um den Verlust an Maultieren ꝛc. zu ergänzen, ist erst seit einigen Jahren von Abessinien unterworfen. Der südliche Teil des Landes ist vom schönsten Urwald bedeckt, durch den ein breiter Weg zur Hauptstadt führt. Die Bewohner stammen vermutlich von den alten Aethiopiern ab, jedenfalls hat sich das Christentum hier erhalten.

Vor der Eroberung durch die Abessinier soll das Land die größte Produktion an Kaffee aufgewiesen haben, während es in dieser Beziehung jetzt zurückgegangen ist, und von dem nördlich gelegenen, besser kultivierten Djimma bedeutend übertroffen wird.

Der Hauptstadt letzteren Reiches „Djiren" stattete H Neumann einen Besuch ab und sagt von dem Donnerstagsmarkt daselbst, daß es der größte Markt ganz Abessiniens sei, auf welchem alle Produkte Nordost-Afrikas gehandelt würden und der infolge davon auch von 20—30000 Menschen besucht wird.

Westlich an Kaffa grenzt die Landschaft Gimirra, deren männliche Bewohner pelerinenartige Umhänge aus Riedgräsern gefertigt, sowie spitze Hüte aus Fellen von Ziegen und Kolobus-Affen tragen. Hier ist der letzte abessinische Posten. Die Bewohner der dann folgenden Länder Bineschо und Scheko betreffend, bemerkt H. Neumann, daß es ein eigentümlicher Menschenstamm sei dessen Sprache mit keiner der bisher bekannten Völker in Beziehung gebracht werden könnte. Die Männer — Frauen hat der Reisende, außer zwei alten Weibern, nicht gesehen, da diese aus Furcht vor der Raubsucht der Abessinier verborgen gehalten werden — sind von kräftiger, untersetzter Statur, tätowiert und zwar in besonders charakteristischer Weise auf der Stirn. Die von ihnen ebenfalls getragenen Pelerinen sind außer aus Riedgräsern und Baumrinde, sogar aus Stoffen, aus letzterer gefertigt, ähnlich denen aus Uganda und Usogo. Die Wohnhütten, massiv gearbeitet, sind mit aus festem Scheitholz hergestelltem Dach versehen. H. Neumann rechnet das Volk zu den Bantustämmen.

Im westlichen Teil von Scheko traf die Expedition auf einen großen, nach Westen fließenden Strom, dem Gelo, dessen Lauf man bis kurz oberhalb des Tata-Sees, den derselbe durchfließt, folgte, um dann durch unpassierbare Sümpfe gezwungen nach Süden abzubiegen. Nach zweitägigem Marsch gelangte die Expedition an das Ufer eines neuen Flusses, Akobo, dem man folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Viehzucht in Paraguay.

Von Generalkonsul R. von Fischer-Treuenfeld, Dresden.

(Mit 5 Abbildungen.)

Paraguay befindet sich in dem Übergangsstadium aus einer aufblühenden Viehwirtschaft in das des Ackerbaues. Die Viehzucht bildet jedoch immer noch die reichste Produktionsquelle des Landes, die weit davon entfernt ist, ihre volle Entwicklung erreicht zu haben, da ausgedehnte vortreffliche Weideländer noch unbesetzt danieder liegen.

Nachdem der 5jährige große Krieg (1864—69) den Viehbestand Paraguay's, der im Jahre 1864 bereits 2 Millionen Stück Großvieh zählte, im Jahre 1870 bis auf nur 15 000 Stück vernichtet hatte, da konnte erst wieder mit der langsam zunehmenden Bevölkerung auf einen Zuwachs des Viehbestandes hingearbeitet werden. Die Thatsache, daß nach so vollständiger Vernichtung der Viehherden dennoch schon nach 30 Jahren der frühere Bestand nicht nur wieder erreicht, sondern sogar weit überholt worden ist, liefert den besten Beweis für die Vortrefflichkeit des vorhandenen Weidelandes; und nur mangelnder Unternehmungsgeist steht einer Verzehnfachung des heutigen Viehbestandes im Wege.

Nach Dr. R. Endlich[1]) kann eine Qu.-Legua (1875 ha) paraguayer Weideland mit 600—800 Rindern, „in vereinzelten" Fällen mit mehr, ohne Nachteil auf Körperformen und Vermehrungsprozente besetzt werden, sodaß ein Rind oder 10 Schafe 2,3—3,0 ha Land erfordern.

Viehbestände in Paraguay.

	1887	1896	1900	1901
Rinder	912 245	2 102 680	2 283 039	2 413 780
Schafe	42 490	130 352	214 058	236 755
Pferde	88 106	114 616	182 790	207 330
Ziegen	15 542	33 514	32 334	46 871
Schweine	13 375	39 513	23 887	38 377
Maulesel	—	14 841	3 490	5 974
Esel	—	10 803	4 067	4 665
	1 071 758	2 446 319	2 743 665	2 953 752

In Argentinien werden, da die Weiden dort teurer sind, 1000 und mehr Rinder auf den Hektar gesetzt, allerdings auf Kosten einer weniger günstigen Entwicklung der Tiere. Hierin liegt auch einer der hauptsächlichsten Gründe, woher Viehseuchen auf argentinischen Weiden viel stärker auftreten, als in Paraguay, wo sich die Tiere freier bewegen.

[1]) „Die Rinderzucht in den zentralen Teilen Südamerikas." Beihefte zum Tropenpflanzer. Nr. 4 und 5, Berlin, 1901.

Digitized by Google

Auf guten Weiden kann sich eine Rinderherde in 4 Jahren verdoppeln; hiernach müßte die jährliche Zunahme 26% der gesamten Kopfzahl betragen. In außergewöhnlichen Fällen ist eine Zunahme von 35% in einem Jahre zu verzeichnen, während im allgemeinen der Viehzüchter auf guten Weiden mit einer jährlichen Zunahme von 20—25% seines Viehbestandes zufrieden sein kann. Die Größe der paraguayer Viehwirtschaften (Estancias) schwankt zwischen 3—20 Qu.-Leguas (à 1875 ha). Eine Qu.-Legua kostet 4000—6000 Mk. Für Weiden, die sich in unmittelbarer Nähe von Verkehrsstraßen, an der Eisenbahn, oder an den Ufern schiffbarer Flüsse befinden, wird bis 10 000 Mk. für die Qu.-Legua gezahlt. Gute Kämpe in der Nähe des Paraguayflusses sind in den letzten 10 Jahren um das Doppelte im Werte gestiegen.

Dr. E. Kemmerich urteilt nach langjähriger Erfahrung als einer der bedeutendsten Estancieros wie folgt:[1]) „Die günstigsten Aussichten bieten sich in Paraguay für Viehzucht in größerem Maßstabe, die besonders gebildeteren Landwirten, die über ein Kapital von 15—20 000 Mk. verfügen, zu empfehlen ist, wenn sie beabsichtigen, ein einfaches, arbeitsames Leben zu führen." Dieselbe hohe Autorität stellt eine Berechnung des Ertrages eines Betriebes für kleinere Landwirte im oberen Paraguay unter den im Jahre 1899 bestandenen Verhältnissen auf und gelangt zu folgendem Resultat:

Angenommen ein eingewanderter Pächter beginnt seine Viehzucht mit 500 Kühen, die ihm à Mk. 26.— zusammen Mk. 13 000 kosten, so belaufen sich seine Ausgaben wie folgt:

Für 500 junge Zuchtkühe	à Mk. 26.—	. . . . .	Mk. 13 000
„ 30 Zuchtbullen	à „ 36.—	. . . . .	„ 1 080
„ 10 Reitpferde zum Hüten	à „ 90.—	. . . . .	„ 900
„ Pacht für 530 Stück Vieh	à „ 1.80	. . . . .	„ 954
Da 500 Kühe 400 Kälber bringen so stellt sich die Pacht im 2. Jahr für 930 Stück Vieh	à Mk. 1.80	. . . . .	„ 1 674
Pacht im 3. Jahr für 1330 Stück Vieh		. . . . .	„ 2 394
Ausgaben in 2½ bis 2¾ Jahren		. . . . .	Mk. 20 002

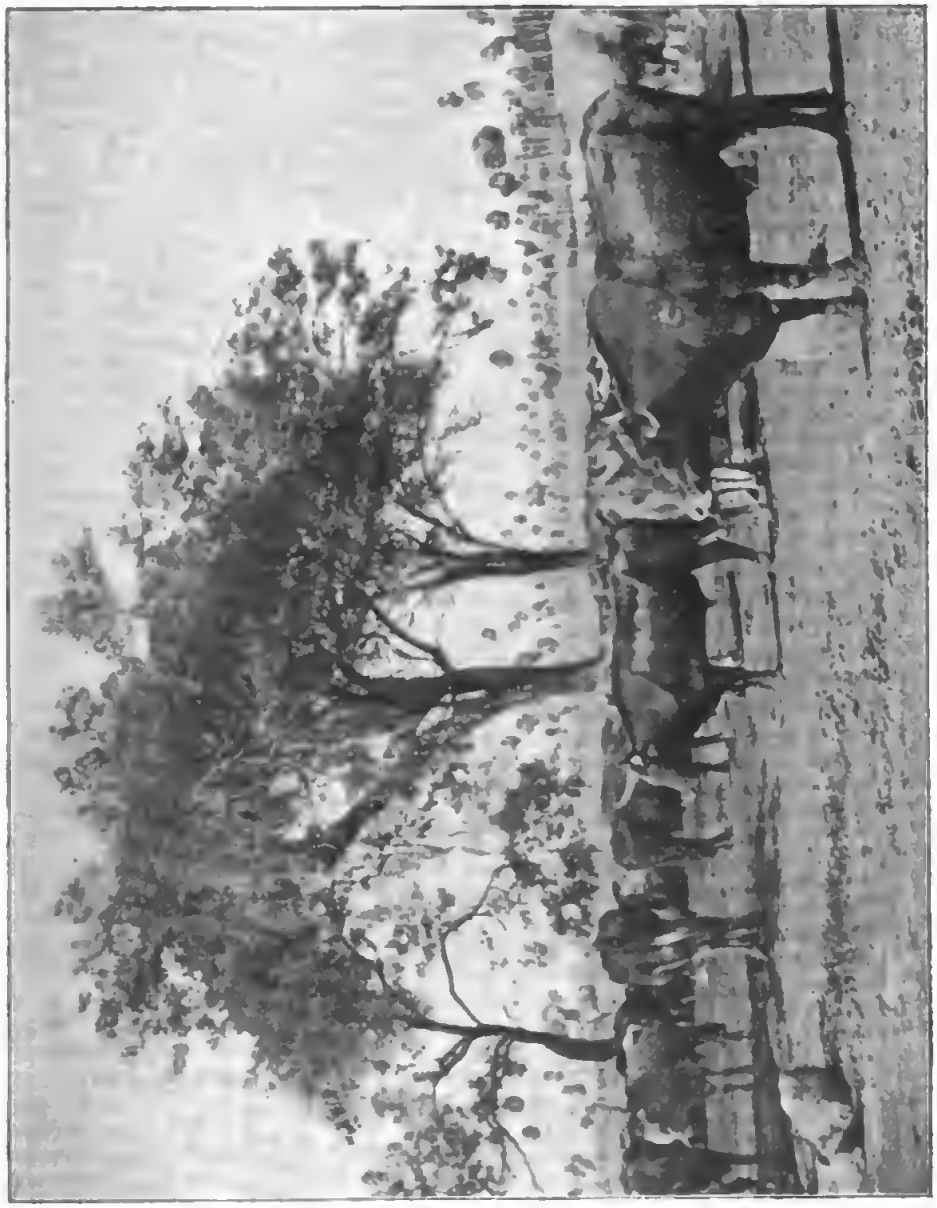
Der Pächter wird in 2¾ Jahren 1330 Stück Rinder besitzen und bei einem jährlichen Verlust von 2% bleiben ihm mindestens 1246 Stück Vieh. Diese bewerten sich wie folgt:

470 Kühe à 26 Mk.	. . . . .	Mk. 12 200
384 zweijährige Tiere à Mk. 20.—	. . . . .	„ 7 680
392 einjährige Tiere à „ 10.—	. . . . .	„ 3 920
Pferde und Zuchtbullen	. . . . .	„ 1 980
Gesamtwert des Viehbestandes		Mk. 25 780

Zieht man jährlich 2% Verlust an Tieren in Rechnung, so ist auch die Pacht um ca. Mk. 900.— zu kürzen und es resultieren somit: Mk. 19 700 Ausgaben gegen Mk. 25 780 Einnahmen. Das zuerst angelegte Kapital verzinst sich unter allen Umständen mit ca. 12% jährlich. Mehr darf ein ins Land gekommener Ansiedler nicht erwarten, zumal der Ankömmling, wie in dem hier an-

[1]) „Reisebilder aus dem oberen Paraguay". Parag. Rundschau, Asuncion 1900.

genommenen Falle, nicht ſelbſt arbeitet, ſondern ſein Vieh in einer reſpektablen deutſchen oder einheimiſchen Eſtancia in Pacht zum Hüten giebt. Im vierten Jahre kann er fette Rinder verkaufen; damit mehren ſich ſeine Einnahmen und er kann dann nicht nur ſeinen Lebensunterhalt damit decken, ſondern auch ſein Kapital ſicher mit 12—15 % jährlich verzinſen.



Rinder auf einer Eſtancia.

Dr. Kemmerich weiſt ebenfalls nach, wie größere Betriebe mit 8000 bis 10000 Stück Vieh und einem angelegten Kapital von 300000 Mk. in Land, Vieh und Gebäuden, 12—15 % jährlich einbringen, wo hingegen in Argentinien bei ſchon teuren Bodenpreiſen nur ausnahmsweiſe mehr als 7—8 % herausgearbeitet werden kann.

Ähnliche Berechnungen sind auch von anderen Estanzia-Autoritäten veröffentlicht worden, und ergeben gleiche Resultate als die, zu welchen Dr. Endlich und Dr. Kemmerich gelangen. Es sei hier nur ein kurzer Auszug aus einem ausführlichen Anschlage des Paraguayer Estanzieros Herrn Louis Riemer erwähnt[1]):

Für eine größere Estanzia würde folgendes zu beschaffen sein:

10 Leguas (18750 ha) Kamp à Mk. 8000, 1 Wohnhaus, 1 Arbeitergebäude, 2 Schuppen, 2 Brunnen, 2 große Viehdepots, 2 kleine dito, Drahteinzäunungen, 6 ha Ackerland, diverse Anpflanzungen	Mk. 97040
An Viehbestand: 4000 Kühe, 400 Bullen, 1000 Ochsen zum Fettwerden, 150 Pferde, 50 Stuten, 3 Hengste, 300 Schafe, 20 Zugochsen, 2 Karren und diverse Geräte und Sattelzeug	Mk. 173200

Kolonistenhaus in San Bernardino.

An Personal ist erforderlich: 1 Aufseher, 6 Viehhirten, 2 Jungen, 2 Köchinnen, 1 Waschfrau, 1 Schafhirt, 1 Ackermann, einschließend Lohn, Unterhalt, allgemeine Unkosten, jährlich	Mk. 3840
	Gesamt Mk. 274080
Bei der Bilanz im ersten Jahre ist die Estanzia mit Mk. 274080 belastet, und stellt dagegen als Einnahme 3200 Kälber, à Mk. 11	Mk. 35200

[1]) „Paraguay und seine Viehzucht"; Paraguay Rundschau Nr. 29. Asuncion 1901.

Reinertrag durch den Verkauf der 1000 Fettochsen
à Mk. 8 . . . . . Mk. 8000

Gesamt Mk. 43200

Die Estanzia verzinst also die Kapitalanlage mit 15¾ %.

Diese Reinerträge aus der paraguayer Viehzucht haben ein besonderes Interesse, wenn sie mit den entsprechenden Grundrenten aus den landwirtschaftlichen Betrieben Deutschlands verglichen werden, die nach Zusammenstellungen von Dr. L. Huschke[1]) bei kleineren Bauerngütern (13,64 ha; 48000 Mk.) eine mittlere Grundrente von 2 %; bei mittleren Bauerngütern (45 ha; 133000 Mk.) 1,33 % Grundrente; bei größeren Bauerngütern (61,11 ha; 150000 Mk.) noch nicht 0,5 % und bei Rittergütern (108½ ha; 273500 Mk.) etwas über 0,5 % Grundrente ergeben.

Paraguay besitzt große Viehwirtschaften: Die Aktiengesellschaft „Societé Foncière du Paraguay" hat im eigentlichen Paraguay 450000 ha und im Chaco

Estanzia im Chako.

18750 ha Land. Der Viehbestand war im Jahre 1900: 22427 Stück Zuchtvieh, 7114 Ochsen, 478 Dienstpferde und Maulesel und 640 Stuten. Die Jahresvermehrung betrug 36 %; der Reingewinn 138254 Fr.; Dividende 13,8 %.

Im Jahre 1902 war der Viehbestand der Gesellschaft auf 45000 Stück gestiegen; außer einem zahlreichen Beamtenpersonal wurden 200 Arbeiter und Knechte beschäftigt. Für Einzäunungen waren 72 Millionen Meter Draht verwendet. Das Schlachtvieh findet teils für den Konsum der Hauptstadt, teils in dem Saladero „Risso" Verwendung, und die Gesellschaft gedenkt ihren eigenen Saladero einzurichten. Die hauptsächlichsten Estanzias der Societé Foncière: Villa Sana, Santa Luisa, Santa Sofia, San Lorenzo, Toldo-cué, Caracol Saty

[1]) „Landwirtschaftliche Reinertragsberechnungen bei Klein-, Mittel- und Großbetrieb" 1901.

liegen im Norden Paraguays zwiſchen den Flüſſen Aquidaban und Apa, mit einer gemeinſchaftlichen General-Inſpektion in Villa Sana, während ſich der Hauptſitz in Paris befindet.

Der Diſtrikt von Villa Concepción allein umfaßt 300000 Rinder mit einem jährlichen Zuwachs von 70000 Stück. Den Anteil, den deutſches Kapital in jenem Diſtrikte im Jahre 1900 hatte, beſtand in 180000 ha Weideland mit 20000 Stück Hornvieh, 1000 Pferden und 4000 Schafen; eine deutſche Kapitalanlage von über eine Million Mark in Concepcion allein. Auch Pferde- und Schafzucht wird in Paraguay lohnend betrieben; jedoch nur für den eigenen Bedarf, da ein Wettbewerb hierin mit Argentinien ausgeſchloſſen iſt.

Die Saladero-Induſtrie Paraguays und der La Plataſtaaten, die insgeſamt eine enorme Größe erreicht hat, bietet ſtets einen offenen Markt für die Rinder-

Rancho einer Eſtanzia.

zucht, während der Fleiſchexport, verbunden mit einem ſtarken Fleiſchkonſum in den La Plata-Staaten und auf den Flotten der See- und Flußſchiffahrt eine unaufhaltſame Steigerung des Bedarfs an Fleiſchprodukten verurſacht. Da andererſeits der Süden Argentiniens infolge ſeines rauheren Klimas mehr für Schaf- als für Rinderzucht geeignet iſt, und die beſſeren Teile der nördlichen Hälfte der Republik, die noch vor ein paar Jahrzehnten ausſchließlich der Viehzucht dienten, heute zumeiſt zum Ackerbau übergegangen ſind, ſo wird die Notwendigkeit immer zwingender, das nördlich gelegene Paraguay und das noch weiter entfernte braſilianiſche Matto-Groſſo in den Kreis intenſiver Viehzucht und in den Fleiſch-Weltmarkt hineinzuziehen.

In dieſer Konjunktur liegt die Garantie für eine fernere ergiebige Entwickelung der Rinderzucht Paraguay's, denn während in Argentinien der Export

gefrorener Schafrümpfe im Jahre 1896 von 1932697 auf 2722727 im Jahre 1901 ſtieg, ſo war in demſelben Zeitraume die Anzahl der auf argentiniſchen Saladeros eingepökelten Rinder von 449400 auf 400400 Stück zurückgegangen. Eine gleiche Erſcheinung hat infolge der Entwickelung des Ackerbaues in der Republik Uruguay ſtattgefunden, wo die auf den Saladeros eingeſchlachteten Rinder von 723400 Stück im Jahre 1896 auf 683400 im Jahre 1901 heruntergingen. Nach dem Viehzenſus des Jahres 1895, verglichen mit dem des Jahres 1888, betrug der Rückgang des argentiniſchen Rinderbeſtandes trotz vermehrter Nachfrage dennoch 200000 Stück. Mit der Abnahme des Angebots am La Plata ſind dort auch die Fleiſchpreiſe 15—20 % geſtiegen, und da Rinder viel billiger in Paraguay als am La Plata ſind, ſo wird es immer leicht ſein, paraguayer Saladero-Produkte auf den Weltmarkt zu bringen und ſelbſt lebendes Vieh nach den argentiniſchen Saladeros zu verfrachten.

Fettes Schlachtvieh wurde in Aſuncion für den Bedarf der Hauptſtadt wie folgt bezahlt:

Fette Ochſen	43—56	Mark
„ Jungochſen	39—50	„
„ Kühe	35—39	„

Durchſchnitts-Viehpreiſe in Paraguay; 1901.

Arbeitsochſe	Bueye de trabajo	46	Mark
Jungochſe	Novillo	39	„
Kuh	Vaca	28	„
Schlachtochſe	Bueye para tablada	51	„
Stier	Toro	38	„
Milchkuh	Vaca lechera	37	„
Kalb (1jährig)	Ternero	12	„
Schwein	Cerdo	22	„
Maſtſchwein	Cerdo cebado	34	„
Hammel	Carnero	5	„
Schaf	Oveja	5	„
Mauleſel	Mula	107	„
Eſelhengſt	Asno hechon	107	„
Eſel	Asno	22	„
Ziege	Cabra	5	„
Hengſt-Pferd	Caballo entero	173	„
Stute, ungezähmt	Yegua chúcara	25	„
Stute, gezähmt	Yegua mansa	35[1]	„
Arbeits-Wallach	Caballo castrado	80	„
Reitpferd	Caballo para montado	195	„

Bei Halb- oder Vollbluttieren kommen höhere Preiſe in Rechnung.

Die in Braſilien gezüchteten Zebuſtiere werden mit Vorteil zum Kreuzen der einheimiſchen Franquero-Raſſe benutzt, deren Nachkommen, Chinas genannt,

[1]) In Südamerika gilt es als eines Mannes unwürdig, eine Stute zu reiten daher der niedrige Preis derſelben.

ſich recht gut bewähren. Vollblut-Zebuſtiere werden mit 250—400 Mark bezahlt und zweijährige Chinas mit 50—75 Mk.; Milchkühe holländiſcher Kreuzung mit 250 Mk.; und Chinaſtiere haben Preiſe bis zu 750 Mk. erreicht. Auch Durhamſtiere und Shorthorns werden zur Kreuzung benutzt. Halbblutſtuten von Hanoveraner-Vollbluthengſten werden mit 225—250 Mk. gerne erſtanden.

Als Nebenprodukte der Viehzucht und des Saladerobetriebes ſind: Häute, trockne ſowohl als geſalzene; Knochen, Hörner, Ochſenzungen und Klauen zu nennen; die weſentliche Ausfuhrartikel bilden.

Wer in Paraguay einen großen Gewinn aus der Viehwirtſchaft ziehen will, der muß die Leitung ſeines Beſitztums mit Eifer und Ausdauer, unter gleichzeitiger Entbehrung ſo mancher Kulturgenüſſe, ſelbſt übernehmen, wofür ihn jedoch eine

Vieh-Corral einer Eſtanzia.

herrliche Natur, geſundes Klima, freie ungehinderte Thätigkeit auf eigner Scholle entſchädigen und ihm mit Zuverſicht einen wirtſchaftlichen Erfolg in Ausſicht ſtellen. Es wäre daher im Intereſſe Paraguay's ſowohl, als zum Nutzen des Deutſchtums, wenn ſich finanzkräftige, aus jungen gebildeten Landwirten beſtehende Deutſche Eſtanzia-Geſellſchaften bilden würden, um einen erheblicheren Teil der reichen Weideländer Paraguay's, als dies bisher geſchehen iſt, für die wirtſchaftlichen Intereſſen des Deutſchtumes zu gewinnen. Der Bericht des Kaiſerl. Konſuls in Aſuncion, Freiherr v. Wangenheim, ſagt hierüber[1]: „Es iſt kleineren Deutſchen Kapitaliſten (30000 bis 50000 Mk.) hier ein Feld der Kapitalanlage geboten. Es befinden ſich gegenwärtig in deutſchen Händen etwa 6500 qkm (650000 ha) mit rund 70000 Stück Rindvieh beſetzt, welche einen Geſamtwert von nahezu 4 Millionen Mk. darſtellen."

[1]) „Handelsberichte über das In- und Ausland." Reichsamt des Innern. Berlin, Dezember 1901.

Zur Tabakfrage.

Die Verhandlungen, die kürzlich in Berlin zwiſchen dem Tabakverein und dem Gouverneur von Deutſch-Südweſtafrika und Herrn Legationsrat Dr. Golinelli über den Tabakbau in dieſer Kolonie ſtattgefunden haben, verleihen den Ausführungen Intereſſe, die wir in einem Artikel der „Times" über die Förderung des Tabakbaus in Indien niedergelegt finden. Man empfindet es als einen Rückſtand, daß die engliſche Tabakinduſtrie immer noch auf den Bezug aus den Vereinigten Staaten und über Amſterdam angewieſen iſt, während in Auſtralien, den britiſchen Beſitzungen in Afrika und Weſtindien eine ordentliche geſchäftliche Kultur nicht ſtattfindet. Der Artikel verweiſt auf Britiſch-Indien, wo der Tabak als eine einheimiſche Pflanze zu betrachten iſt, obſchon Sir George Birdwood der Anſicht war, daß er aus Amerika nach dem Orient gebracht wurde. Dagegen behaupten andere, er ſei mit Hernandez de Toledo um 1617 aus Braſilien nach Indien gekommen. Jedenfalls war der Tabak den Indiern lange vor dem 17. Jahrhundert bekannt, obſchon ſie ihn nicht zum Rauchen benutzten; eine Varietät kam frühzeitig aus Perſien hinüber und ſoll in der Gegend von Dinapur angebaut worden ſein, wo ſie als „Darabjerd"-Pflanze bekannt war und anderen Varietäten ihren Urſprung gab. Der „Tunka"-Tabak wurde in den Godavari-Kriſtna-Bezirken angebaut, wohin er um das Jahr 1370 von Kaira in Bombay gebracht worden war. Dieſe und andere Tabakarten wurden bei den Indiern als Medizinalpflanzen benutzt.

Daß die Aufmerkſamkeit der britiſchen Eroberer ſich nicht der Kultur und der Zubereitung des einheimiſchen Krautes für Raucherzwecke zuwandte, berührt heutzutage eigentümlich. Die erſten Abenteurer der Oſtindiſchen Geſellſchaft ſcheinen den Handelswert des Tabaks überſehen zu haben. Wahrſcheinlich lernten die Indier das Rauchen von den erſten europäiſchen Reiſenden, allein ſie benutzten nur unzubereitete Blätter, deren Geruch die Europäer nicht einlud, dem geſchäftlichen Wert des Krautes nachzuforſchen. Bis zu einer verhältnismäßig nahe zurück liegenden Zeit, vor etwa fünfzig Jahren, blieben die nach Indien geſandten Soldaten und Beamten dem nordamerikaniſchen oder kubaniſchen Kraute treu, während die Eingeborenen kleine Grundſtücke mit einheimiſchem Kraut bebauten; beinahe jede Haushaltung hatte ein Tabakfeld. Die Leute zerrieben die Blätter zu Schnupftabak und nahmen die Gewohnheit des Tabakkauens an. Dann kam die Zeit, wo die Anglo-Indier gewahr wurden, daß die Tabakpflanze in Indien mit Vorteil auf weiten Flächen angebaut werden könnte. Es war bemerkt worden, daß eingeborene Händler ſich der Zigarrenfabrikation zugewandt hatten und vor einem halben Jahrhundert mit Europäern ein gewiſſes Geſchäft im Abſatz von „Lunka"- und „Trichis"-Zigarren machten, die einen gewiſſen Ruf genoſſen, obwohl die Zubereitung noch ſehr primitiv war Erſt vor etwa 30 Jahren nahmen europäiſche Firmen den Anbau und die Zubereitung von Tabak in Indien in größerem Maße auf. Wie ſehr ſeither das Geſchäft fortgeſchritten iſt, ergiebt ſich

aus der großen Menge von Zigarren aus indiſchem Tabak, die in Indien ſelbſt und in England vertrieben werden. Wenn der Anglo-Indier auf Urlaub oder, um in den Ruheſtand zu treten, nach der Heimat reiſt, ermangelt er nie, einen Vorrat an indiſchen Zigarren oder Zigaretten mitzubringen, und andere raucht er nicht, wenn er indiſches Kraut zu finden vermag. Faſt jeder Kleinhändler, in London wenigſtens, verkauft jetzt echte Zigarren, „made in India“, von verſchiedenen Marken; die Einfuhr läßt ſich nach Millionen berechnen. Einzelne Verkäufer haben ſich eine Spezialität daraus gemacht und ſind den früheren Anglo-Indiern wohlbekannt.

Was die Güte der Ware betrifft, ſo findet Sir Richard Temple, daß die feinen Eigenſchaften des indiſchen Tabaks mit der Zeit einen gefährlichen Mitbewerb für Kuba und die noch junge Tabakinduſtrie Jamaikas hervorrufen können. Ein anderer bekannter Anglo-Indier, Sir John Strachey, erklärt, in den letzten Jahren habe die indiſche Tabakinduſtrie derartige Fortſchritte gemacht, daß gewiſſe indiſche Zigarren denen aus allen andern Teilen der Erde überlegen ſeien, mit Ausnahme der Vuelta Abajo auf Kuba, und daß die beſten indiſchen Marken mit Havannahzigarren, die zehnmal teurer ſind, in Vergleich kommen. Einige behaupten, ſo fährt er fort, die beſten indiſchen Zigarren ſeien aus Javatabak gemacht, allein Kenner verſichern mir, daß der Tabak wirklich indiſcher iſt; wie dem auch ſein mag, er iſt nicht aus Java, da er das beſondere Aroma nicht hat, das dem Tabak aus Niederländiſch-Indien eigen iſt. Schon Sir Charles Dilke hat in ſeinem vor etwa zwölf Jahren erſchienenen Werke: Problems of Greater Britain die Anſicht ausgeſprochen, die Billigkeit und die Ausbreitung der Kultur von Tabak in Indien eröffne die Ausſicht auf eine Vermehrung der Einnahmen. Dieſe Anſichten werden hie und da durch amtliche Berichte von Sachverſtändigen unterſtützt, welche die Regierung mit Nachforſchungen über den Tabakbau beauftragt.

Vor 29 Jahren, beim Beginn der Bewegung für die Ausdehnung des Tabakbaus in Indien erhielt der jetzige Generaldirektor des indiſchen Statiſtiſchen Amtes, J. E. O'Conor, einen Auftrag, über den Tabakbau und deſſen Ausſichten zu berichten. Er ſtellte feſt, daß die Gewohnheit des Rauchens im ganzen Lande allgemein iſt, obſchon ſie von manchen Sekten der großen Eingeborenen-Gemeinſchaften bekämpft wird. Sein Bericht enthält Angaben über die Ausdehnung der Tabakkultur, ſoweit ſie mit annähernder Sicherheit beizubringen waren, über die in den verſchiedenen Landesteilen befolgten Kulturverfahren, deren Mängel und mögliche Verbeſſerung. Wie andere Forſcher vor ihm erkannte er, daß das Verfahren der Eingeborenen bei der Zubereitung der Blätter äußerſt primitiv ſei, und daß nur da, wo europäiſche Kapitaliſten thätig ſeien, die Behandlung der Ernte eine geſchäftliche Nutzung für Britiſch-Indien ſichere. Wenn man die kleinen Flächen, welche die Rayat auf den von ihnen bebauten Grundſtücken mit Tabak bepflanzen, nicht mit berückſichtigt, waren damals wenigſtens 800 000 ha in mehr oder weniger rationeller Weiſe, aber ſyſtematiſch, mit Tabak bebaut, und der Durchſchnittsertrag eines Hektars wurde auf etwa 550 kg geſchätzt. Kubaniſcher und nordamerikaniſcher Samen wurde eingeführt und bewährte ſich gut. Madras war damals wie heute der Hauptſitz der Tabakinduſtrie, die indes auch in Bengalen, Bombay, dem Penſchab, den Nordweſtprovinzen, den Zentralprovinzen, Aſſam, Burma und manchen anderen Eingeborenenſtaaten betrieben wurde und noch wird.

Spätere Erhebungen sind in dem wertvollen Werk von Dr. George Watt: Dictionary of the Economic Products of India zusammengefaßt. Sie ergaben, daß in Burma ein Tabak gebaut wird, der in jeder Hinsicht dem persischen und türkischen gleichkommt, daß dort und in anderen Teilen Indiens aus amerikanischer Saat ein dem virginischen gleichwertiges Kraut gewonnen wird, und daß der Anregung Sir John Strachеys entsprechend, auch die ausgesuchtesten Kubanischen Spielarten erzielt werden können. Seit der Vollendung des Wattschen Werkes, also seit etwa zwölf Jahren, sind bedeutende Fortschritte in der Kultur sowohl wie in der Behandlung der Ernte erreicht worden, die Kultur hat sich ausgedehnt und weitere große Flächen sind für den Tabakbau als geeignet erkannt worden. Herr C. Krischna Menon von der Landwirtschaftlichen Schule zu Madras hat im Auftrag der Regierung während der letzteren Jahre den Tabakbau in verschiedenen Teilen Indiens studiert und schätzt die vor fünf Jahren noch unbebaute Fläche, die sich für Tabak eignen würde, auf mindestens 800 000 ha. Seither hat eine große Firma in Dindigul einige Tausend Hektar unter Tabakkultur genommen. Man kann sagen, daß in ganz Indien wenigstens 2 Millionen Hektar Land für die Gewinnung der verschiedenen Tabakarten für die verschiedenen Bedürfnisse der Industrie geeignet wären, und ebensoviele Menschen könnten in Indien ihren Unterhalt daran verdienen, wenn die Kultur voll entwickelt wäre.

Es giebt gewisse Meinungsverschiedenheiten über die Brauchbarkeit aller Arten indischen Tabaks als Schnitttabak. Allein wo virginischer, türkischer, kubanischer und persischer Tabak wachsen kann, handelt es sich bei der Zubereitung zu Pfeifen- oder Zigarettentabak nur um die Behandlung der Blätter, wissenschaftliche Gärung und die Ausgaben. Wenn der Betrieb lohnen soll, muß er auf einem großen Maßstabe geführt werden, und es scheint, daß der Kostenpunkt das Haupthindernis für den Erfolg dieses Zweiges der Tabakindustrie in Indien gewesen ist. Die dem Raucher in allen englisch-sprechenden Ländern und in Indien selbst bekannten indischen Zigarrenmarken werden im Lande selbst hergestellt. Ihre Überlegenheit gegenüber den früheren „Lunkas" und „Trichis" ist durch die Ausbildung der eingebornen Pflanzer in der rationellen Kultur, die Behandlung des Tabaks in den Faktoreien nach amerikanischen und europäischen Aufbereitungsverfahren und die Anpassung der fertigen Ware an den Geschmack der Absatzgebiete erreicht worden. Die Raucher sind in allen Herren Länder grillenhafte Leute. Was in der Zigarrenindustrie Indiens möglich gewesen ist, kann auch für die Zubereitung des Schnitttabaks geschehen. Ohne in technische Einzelheiten einzugehen, sei nur erwähnt, daß die Behandlung der Blätter bei der Zubereitung von Pfeifentabak andere Substanzen als Tabak [wenigstens für englischen Geschmack] und ebenso viele und sorgfältige Verfahren wie bei der Zubereitung von Zigarrentabak erster Güte erfordert. Was die Herstellung von Zigarretten angeht, so gelten ähnliche Bemerkungen, nur muß zugegeben werden, daß lebhafte Zweifel über die Benutzbarkeit indischen Tabaks überhaupt zur Papierzigarette herrschen, so wie sie in Europa und Amerika bekannt ist; immerhin, wenn Herr Penn in seinem kürzlich erschienenen Buche: *„The Sovereine Herbe"* mit seinen Angaben über die Zuthaten zu den französischen, italienischen und sogar ägyptischen Zigaretten gewisser Güte Recht behält, dürfte kein Grund vorhanden sein, warum die indische Zigarette nicht mit ihnen in Mitbewerb treten könnte. Das Zigarettenrauchen ist in Indien nicht neu, aber die Zigaretten waren dort bis ganz kürzlich

ſehr grob, aus minderwertigem Tabak angefertigt und in Blätter verſchiedener Pflanzen eingewickelt. Dem iſt zum Teil ſchon anders geworden, und die Zigarette hat ſich bei Eingeborenen und Europäern mehr eingebürgert. Der Generaldirektor des Statiſtiſchen Amtes ſtellt in ſeinem letzten Jahresbericht feſt, daß im Finanzjahr 1900/1 die Einfuhr von Tabak nach Indien 38 Lakh Rupien (5,3 Mill. M.) betrug, und daß davon 45 % auf Zigaretten kamen. Es iſt anzunehmen, daß die Hälfte der Zigaretten geringerer Güte auf die Eingebornen kamen, und der Generaldirektor glaubt, daß ſich der Tabakinduſtrie gute Ausſichten böten, wenn ſie ſich auf die Herſtellung von Zigaretten verlegen wollte. Einſtweilen werden Zigaretten, in Tabakblätter gewickelt, in Indien hergeſtellt und als eine Art Miniatur„manila" ausgeführt. Sollte es indes unmöglich ſcheinen, in Indien Papierzigaretten anzufertigen, ſo würde immerhin die Möglichkeit bleiben, ſolche in England aus indiſchem Tabak herzuſtellen. Der Rohſtoff iſt in Indien ſo reichlich in jeder Art und jeder Güte vorhanden, daß die engliſchen Fabrikanten ſich mehr als bisher nach den dortigen Bezugsquellen umſehen könnten. Entweder könnten ſie vollſtändig ausgerüſtete Fabriken in Indien errichten und die eingeborenen Landwirte in der Behandlung der Blätter unterrichten, oder die Blätter zur weiteren Verarbeitung nach Europa einführen. Die britiſchen Zigarrenfabrikanten könnten mit den in Indien arbeitenden britiſchen Zigarrenfabrikanten nicht in Wettbewerb treten, ſicherlich nicht in Madras, allein ſie könnten dem indiſchen Tabak in ihrem eigenen Intereſſe zu einer größeren Verbreitung verhelfen. Vor vierzig Jahren wäre der Mann, der von der Möglichkeit einer Verdrängung des chineſiſchen Thees durch den indiſchen auf allen Weltmärkten geredet hätte, einfach verhöhnt worden. Allein es ſcheint nichts dem entgegenzuſtehen, daß der indiſche Tabak in jeder Zubereitung mit dem amerikaniſchen und kubaniſchen in Wettbewerb tritt oder wenigſtens ſeinen gebührenden Anteil am Weltabſatz erhält, wenn derſelbe Unternehmungsgeiſt, dasſelbe Kapital und dieſelben techniſchen Verfahren, die der Theeinduſtrie zugute gekommen ſind, auch der Tabakinduſtrie zugewandt werden.

* * *

In dieſen Darlegungen klingt wieder einmal der Satz durch, den wir unſern Kolonialgegnern nicht genug vorhalten können: wir brauchen koloniale Rohſtoffe für unſere Induſtrie. In England hat man eingeſehen, daß man die gebotenen Gelegenheiten zum Bezug von Rohſtoffen aus den eigenen Beſitzungen lange Jahre unbenutzt gelaſſen hat, zum Schaden der eigenen Induſtrie. Dies gilt beſonders für Baumwolle, deren Zufuhr aus den Vereinigten Staaten in abſehbarer Zeit abgeſchnitten werden wird. Es muß alſo Erſatz geſchaffen werden. Der ſüdafrikaniſche Krieg hatte die Aufmerkſamkeit nicht nur der politiſchen, ſondern auch der wirtſchaftlichen Kreiſe von anderen britiſchen Beſitzungen abgelenkt. Allein die verlorene Zeit wird, das glauben wir beſtimmt, eingeholt werden. Aufſätze wie der oben wiedergegebene ſind, jetzt in den meiſten größeren Blättern und Zeitſchriften zu finden; ſie ſind ganz bezeichnend für die Stimmung, die jetzt in England herrſcht. Man tritt dort, wie in Deutſchland, ſchon ſeit einigen Jahren in das Zeichen der Kolonialwirtſchaft auf moderner Grundlage ein, und das ſoll ein Grund für uns ſein, auf dem mit gutem Erfolg betretenen Wege voranzugehen. Sodann ſollen wir unſere Aufmerkſamkeit denjenigen praktiſchen Neuerungen und Verſuchen widmen, die nunmehr, da der Anſtoß gegeben iſt, auf

dem weiteſten Felde, das es giebt, den verſchiedenartigen britiſchen Beſitzungen über See, ſtattfinden werden. Hier will man in Indien den Tabakbau fördern: mögen unſere Fachleute ſich über das bereits Geleiſtete ausſprechen und ſich dann für die Nutzbarmachung der Erfahrungen unſerer Vettern in unſeren Schutzgebieten rüſten für den Augenblick, wo ein geſchäftsmäßiger Tabakbau, ſei es in Oſtafrika durch die dort einwandernden Indier, für den Abſatz nach Europa, ſei es in Südafrika für den Verbrauch an Ort und Stelle eingeleitet werden kann. Unſere Tabakinduſtriellen, die der Kolonialbewegung noch fern ſtehen, mögen ſich ſagen, daß wenn die engliſchen Fabrikanten die ihren in Indien dargebotene Gelegenheit ganz ausnutzen diejenigen Länder, die ihren Rohſtoff beziehen aus zweiter Hand weiter, in eine bedauerliche Abhängigkeit geraten werden.

* * *

Ueberſicht über die bedeutendſten Forſchungsreiſen in Nordoſtafrika.

Von G. A. Kannengießer.

(Mit einer Kartenſkizze).

II.

Die Ufer des Gelo ſind mit Urwald bedeckt. Von den Bewohnern desſelben, den Maſchango, war jedoch ſehr wenig zu ſehen, nur ihre zum Fang von Tieren aufgeſtellten Fallen wurden häufiger gefunden. Mit Eintritt in die eigentliche Tiefebene (Sudan) ſtellten ſich einige Eingeborene ein, die zu den Anyuak (Schilluk) gehörten; beide Geſchlechter gingen nackt. Infolge erneuten Ausbruchs der Rotzkrankheit — von 65 Tieren, mit denen man Gimirra verlaſſen, waren nur noch 13 Maultiere, 2 Pferde und 2 Eſel vorhanden — und da von den ſpärlich vorhandenen, ſelbſt notleidenden Eingeborenen keine Lebensmittel zu erhalten waren, litt die Expedition am nötigſten Mangel. Endlich gelangte man an den Zuſammenfluß des Akobo mit dem Pibor (Ruzi Welbys) und hatte das unerwartete Glück, auf dem Pibor einen Dampfer zu treffen, an deſſen Bord ſich Slatin Paſcha, General-Inſpektor des Sudans, befand. Derſelbe war in dienſtlichen Angelegenheiten in der Nähe beſchäftigt geweſen und hatte von der Anweſenheit eines Europäers gehört.

Die Expedition wurde von Slatin aufgenommen und H. O. Neumann gelangte ſo am 15. Juni 1901 nach Chartum, wo die Expedition aufgelöſt wurde. —

In Beziehung auf das Flußnetz des Sabat iſt H. O. Neumann der Anſicht, daß der Baro der Hauptquellfluß iſt. Der Gelo, der ebenſo bedeutend wie der Pibor iſt, muß ſich nach ſeinem Austritt aus dem Tata-See teilen und einen Arm zum Baro ſenden, der zweite Arm, der ſich ſpäter wiederum teilt, mündet in den Pibor[1]).

Auf die hochintereſſanten Reſultate, welche die Expedition auf dem Gebiete der Fauna, Flora ꝛc., ſowie beſonders in geologiſcher Beziehung errang, kann hier aus Mangel an Raum nicht näher eingegangen werden, auch müſſen die großen nach Europa mitgebrachten Sammlungen zuerſt ihre ſpezielle Verarbeitung finden.

Bevor wir Herrn Freiherrn von Erlanger auf ſeinem weiteren Vorgehen vom Abjaa-S. aus begleiten, wird es nicht unangebracht erſcheinen, hier zuerſt die Beſprechung einer Reiſe des Herrn Major Auſtin[2]), welche von Chartum durch das Gebiet des Sobat[3]) über den Rudolf-S. nach Mombaſſa ging, folgen zu laſſen.

---

[1]) Nach der Routenkarte des Major Auſtin — Geographical Journal Nr. 6. 1902. — teilt ſich der Gelo ebenfalls in mehrere Arme.

[2]) Siehe wie vorſtehend.

[3]) In Nr. 33 der D. Kolztg v. 1901 kurze Beſprechung der vorhergehenden Reiſe des Maj. Auſtin im Stromgebiet des Sobat.

H. Major Auſtin, mit Major Bright und Dr. Garner, traf am Abend des 11. Jan. 1901 von Chartum über Faſchoda zu Schiff in Fort Naſſer am Sobat ein. Von hier ging die Weiterreiſe zu Lande den Pibor aufwärts vor ſich, bis zum Zuſammenfluß mit dem Akobo.

In Bezug auf den Pibor, der als ein großer Strom auch von H. O. Neumann angeſehen wird, will ich hier bemerken, daß H. Major Auſtin derſelben Anſicht wie Oberſt Watſon iſt, der bei genauer Erforſchung des Oberlaufes des Nils feſtſtellte, daß dieſer etwas nördlich von Gondokorro einen Arm in nordöſtlicher Richtung entſendet und daß dieſer Arm, aller Wahrſcheinlichkeit nach, in den Pibor mündet; daher auch vielleicht die ſo bedeutende Waſſermenge, welche er führt. Bis jetzt iſt der Lauf des Pibor nur bis etwa 7½° nördl. Breite bekannt. Bis zu dieſem Punkte gelangte ein ägyptiſches Kanonenbot, dem hier durch nicht paſſierbare Sümpfe ein Halt geboten wurde.

Doch zurück zur Expedition Auſtin. Dieſelbe folgte von nun an dem Akobo, faſt bis zu ſeiner Quelle. Von den Ufern des Fluſſes ſagt der Reiſende, daß ſie ſehr moraſtig ſind und daher das Vorgehen ungemein erſchweren. Auf den höher gelegenen Stellen findet man Hütten der Anyuaks, umgeben von kleinen Anpflanzungen, doch ſind die Eingeborenen äußerſt furchtſam, was ſich durch die Raubzüge der Abeſſinier, deren Opfer ſie ſind, erklärt. Je mehr ſich der Fluß dem Gebirge, welches von den Bewohnern Ungwalla[1]) (1050 m) genannt wird, nähert, ſind die Ufer mit Wald bedeckt. Am 27. 2. verließ die Expedition den Akobo und folgte dem Nebenfluſſe Ajibur, der direkt von Süden kommt. Die Landſchaft Boma, welche dieſer Fluß durchſtrömt, ſchildert M. Auſtin als ein Gebirgsland von 900—1200 m Höhe, deſſen roter toniger Boden äußerſt fruchtbar und deſſen Klima köſtlich iſt.

Nachdem der Reiſende wieder in die Ebene hinabgeſtiegen war und eine Wüſte durchquerte hatte, erreichte er in öſtlicher Richtung vorgehend den Saechi-Fluß, der dem Rudolf-S. zufließt, deſſen Waſſer aber vor Erreichung des Sees im Sumpfe verſchwindet. Vom Saechi machte M. Auſtin einen Vorſtoß zum Omo, der als der ſchönſte Fluß bezeichnet wird, den die Expedition überhaupt erreicht hat. Von allen Zuflüſſen zum See iſt er der einzige, der während aller Jahreszeiten dem See Waſſer zuführt. Dann zog die Karawane am weſtlichen Ufer des Rudolf-S. nach Süden, bis zur Mündung des Turkwell, etwas nördlich des 3° nördl. Breite.

Infolge großer Trockenheit der vorhergehenden Jahre war der Waſſerſtand des Sees ein bedeutend niedriger, wie 1898, in welchem Jahre M. Auſtin ebenfalls den See beſuchte; das Waſſer ſelbſt war ſehr brackig. Aus dieſen Gründen war auch der früher vorhandene große Wildſtand verſchwunden. Der Sand des Sees iſt vollſtändig ſchwarz, weshalb die Suaheli ihm auch den Namen „der ſchwarze See" gegeben haben, im Gegenſatz zum Stefanie-S., den ſie den „Weißen" nennen.

Am 22. Mai begann die Erforſchung des Turkwell, der ſeine Quellen am Elgon hat, jedoch ebenſo wie der Saechi, führt er ſein Waſſer nicht direkt dem See zu, ſondern dasſelbe wird vor der Mündung von dem poröſen Boden aufgeſogen.

Der Marſch im Thal des Fluſſes war wegen des dichten Waldes äußerſt ſchwierig, ſo daß häufig das Flußbett benutzt werden mußte. Weſtlich des Ober-

[1]) Bottego bezeichnet dieſe Berge mit dem Namen „Isheno."

laufes zieht sich eine Gebirgskette, „Chemorongi" genannt, hin, die mit dem Suk Geb. zusammenhängt. Das Thal des Oberloufes, wie die Abhänge sind bewaldet. Die Felder der Eingeborenen werden durch künstlich angelegte Kanäle bewässert. Am 1. August gelangte die Expedition an den, am östlichen Abhang der Kamasiakette reizend gelegenen Baringo-See, an dessen Ufer eine englische Station errichtet ist. Die 120 km südlich vom See gelegene Nakuro Station der Ugandabahn wurde in 7 Tagen erreicht und von hier führte die Bahn die Expedition in 2 Tagen nach Mombassa, eine Strecke von 720 km, zu deren Überwindung man früher 2 Monat brauchte.

Dem interessanten Reisebericht ist eine vorzügliche Routenkarte beigegeben.

Wenden wir uns nun der Forschungsreise des Frhr. von Erlanger zu, der nach der Trennung von H. O. Neumann Ende Januar 1901 von Abera seinen Vormarsch nach Ginir antrat. Vorher möchte ich jedoch noch einige interessante Bemerkungen des Frhr. v. Erlanger über das Saganthal, seine Umgebung, wie über Abera hervorheben.

Die Ebene des Saganflusses ist hervorragend durch ihren Wildreichtum, große Herden von Elefanten und Gazellen, dazwischen hunderte von Kuhantilopen, Zebra, Oryx und Wasserböcken, in den Sümpfen Büffel, dann Strauße sowie Antilopenherden bevölkern die Gegend, auch Nashörner steigen nachts vom Gebirge zum Fluß hinab.

Östlich des Sagan besuchte Frhr. v. Erlanger auf seinem Rückmarsch nach Abera den Ort Burtschi (Burgi), wo 1893 der Fürst Ruspoli durch Elefanten getötet wurde. Die Bewohner von Burgi, welche die Giebel ihrer Häuser mit Straußeneiern schmücken, sind durch das Weben dicker Tücher berühmt. Die Stadt Abera liegt im Gebirge, umgeben von Bambuswäldern. Der Reisende sagt über die Bewohner, „die Hauptnahrung derselben besteht aus einem, aus den Blattscheiben einer hier gezogenen Bananenart geriebenen Teig, „Uncett" genannt, der zu dicken sauren Kuchen verarbeitet wird. Diese Bananenart, von welcher sich förmliche Wälder in der Nähe der Ansiedelungen befinden, trägt keine Früchte." — Als Zahlmittel gelten der Menelikthaler und pfannenartige Eisenbleche.

Nach vierwöchentlichem beschwerlichen Marsch durch das Gebirge (bis 3000 m) wurde Ginir erreicht, von wo der Weitermarsch nach Süden begann. Wie groß die Karawane bei ihrem Abmarsch war, mag folgende Aufstellung zeigen: 120 Somalis, 60 Abessinier, 230 Kamele, 95 Maultiere, 25 Esel, 12 Pferde und 60 Ochsen. Die oben angeführte Zahl der Leute war mit Hinterladern bewaffnet. Die große Zahl der Kamele wird dadurch erklärt, daß nicht weniger, als 50 derselben allein, mit Tauschwaren beladen waren, da die Expedition in Gegenden kam, wo Geld nicht mehr als Tauschmittel angenommen wird.

Den Web überschritt man auf natürlicher Brücke. Frh. v. E. sagt von derselben, „sie ist gebildet durch die tunnelartigen Windlandhöhlen, einem wahren Naturwunder. Hier bricht der reißende Strom durch die vielverzweigten Felsgrotten, die sich domartig aufbauen.

Man gelangte nun an den größten Strom Nordost-Afrikas, dem Ganale-Doria, der in seinem Unterlauf den Namen „Juba" führt. Nach Überschreiten des Daua, eines Nebenflusses des Ganale, wurde das Flußthal verlassen und in südwestlicher Richtung auf El-Uak, einem Schnittpunkt verschiedener Karawanen-

Skizze von
NORDOST-AFRIKA.
Reisewege von
Frh. v Erlanger
O. Neumann
Austin
Vicomte du Bourg de Bozas
Sobat
Baro
Gelo
Gelo-Falle
Ungavalla
Moro B
Ginnirra
Didesa
Djimma
Djibbe
Godjeo
Anderatscha
Kaffa
Konta Koscha
Kullo
Malo
Omo
Ugezat B
Wasserlose Wüste
Nyalibony B
Murle
Stefanie
Tertula B
Lorusia B
Lubur B
Turkana
Rudolf-Sea
Kulal B
Chemorongi
Kerio
Sugoto S.
Baringo S.
Uganda-Bahn

Digitized by Google

ſtraßen, marſchiert. Dieſer Ort, eigentlich nur einige Waſſerlöcher, liegt bereits in der Lorian Ebene, im Lande des Somaliſtammes Dagodi.

Von hier ab war es urſprünglich die Abſicht des Freiherrn geweſen, zum Süd-Ende des Rudolf-S. vorzudringen, was jedoch wegen großen Waſſermangels aufgegeben wurde. Es blieb nun nichts anderes übrig, als auf Bardera — berüchtigt durch die Ermordung C. v. d. Decken's im Jahre 1865 — und damit in das Gebiet des Somali-Aufſtandes zu marſchieren.

Der ſehr beſchwerliche Marſch führte durch eine mit Akazien beſtandene, ſpärlich bewohnte Ebene. In Anbetracht der großen Stärke der Expedition ließen die Bewohner Barderas dieſelbe unbehelligt paſſieren.

Die Süd-Ogaden ſchildert Frh. v. Erlanger als ſchöne Geſtalten, die ihr wolliges Haar mit einer hölzernen Nadel ſchmücken. Ihre Tracht beſteht aus einem erdbraun gefärbten Stück Stoff, die Bewaffnung aus Schild, Lanze und Meſſer.

Von Bardera bis zur Küſte hatte die Expedition eine ſehr ungeſunde Gegend zu überwinden, die viel Fieber hervorrief. Die Thatſache, daß der Verluſt der Expedition an Menſchen, nach glücklich erreichtem Ziel, nur 7 Perſonen betrug, iſt ein Beweis, welch großer Wert auf die Geſundheitspflege gelegt wurde, und gereicht dem Führer zum beſonderen Ruhm.

Am Ende der Reiſe wurde noch die geographiſche Entdeckung gemacht, daß der Abfluß des Lorian-Sumpfes durch den See Deſchek Uama mit dem Juba in Verbindung ſteht.

Von Kismaju reſp. Mombaſſa wurde die Heimreiſe angetreten.

Ein Teil der von Frh. v. Erlanger erforſchten Gegenden und zwar das öſtlich der äthiopiſchen Seenkette gelegene Quellengebiet des Web- und des Wabbi-Schebelli wurde etwa ½ Jahr ſpäter von einem anderen Forſcher beſucht, aus deſſen Reiſebericht[1]) das Folgende entnommen iſt.

Die Expedition des Herrn Vicomte du Bourg de Bozas, welche unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten von Seiten des franz. Unterrichts-Miniſteriums nach Nordoſt-Afrika geſandt wurde, hatte den Auftrag, eine wiſſenſchaftliche Erforſchung der im Süden Abeſſiniens gelegenen, von den Galla Aruſſi bewohnten Hochebene zu unternehmen.

Von Djibuti über Harar, von wo der Weitermarſch am 2./6. 01 angetreten wurde, ſchlug die Expedition den Weg nach Süden (Scheikh Huſſein) ein, indem ſie ſich weſtlich des Erer, eines Nebenfluſſes des Wabbi, hielt.

Bald nach Verlaſſen von Harar verlor man einige Kamele, die von einer giftigen Pflanze gefreſſen hatten. Der Reiſende iſt der Anſicht, daß nicht die eigentliche Pflanze giftig iſt, ſondern daß Paraſiten einzelne Teile der Pflanze infiziert haben und auf dieſe Weiſe die Vergiftung der Tiere erfolgt iſt. Die Somali nennen dieſen Buſch „Gommor".

Von den Bewohnern der Landſchaft Gurura und beſonders des Dorfes gleichen Namens entwirft der Vicomte eine ſehr ungünſtige Schilderung. Dies große Dorf iſt von einer Lehmmauer, hinter der eine Mimoſenhecke ſteht, umgeben. Die 1—2 m breiten Straßen ſind Kloaken, in denen fortwährend Waſſer ſteht. Die Kleidung der Frauen beſteht von den Hüften ab, bis dahin gehen ſie

[1]) Erſchienen in „La Géographie". Bulletin de la Société de Géogr. à Paris. Heft 6. 1902.

nackt, aus einem ledernen Rock. Ihr Haar, welches mit einem fettigen Stoff-Ueberzug bedeckt ist, fällt hinten in einem Chignon herunter. An den Armen und Handgelenken tragen sie Ringe aus Eisen oder Kupfer mit groben Zeichnungen versehen, um den Hals eine Kette von Perlen oder Kauris, ebenso in den Ohren Ringe aus Zinn oder Silber. Den Anzug der Männer bildet eine Toga aus weißem Baumwollstoff. Am Oberarm tragen sie ebenfalls ein Armband, welches aus doppelt gewundenem Eisendraht angefertigt zu sein scheint. Ihre Wohnungen sind ohne alle Sorgfalt erbaut und sehr schmutzig; im Innern sind sie voller Rauch, da jeder Abzug für denselben fehlt. Die Folge davon sind weitverbreitete Augenkrankheiten. Die Straße nach Scheikh Hussein wurde dann verlassen, der unbedeutende Erer überschritten und das zwischen diesem Flusse und dem Dakhatto, ebenfalls ein Nebenfluß des Wabbi, bis jetzt noch unerforschte Plateau von Mullu, welches mehr oder weniger die Grenze zwischen den Sitzen der Galla und Somali bildet, erstiegen.

Die Hochebene hat den Charakter der Wüste, war jedoch ehemals bewohnt, wie die Ruinen von Wohnsitzen zeigen. Heute giebt es dort nur zahlreiche Herden von Gazellen, Oryx und Zebra, die zur Erhaltung der Expedition beitragen mußten.

Mehrere Berge, teilweise vulkanischer Natur, bis zur Höhe von 12—1400 m wurden festgestellt.

Mangel an Wasser zwang den Reisenden, in das Thal des Dakhatto hinabzusteigen, dem er bis zum Einfluß in den Wabbi Schebelei folgte. Der letztere Fluß beschreibt hier der Routenkarte nach in seinem Laufe einen vollständigen Halbbogen, dessen Durchmesser etwa 100 km in der Luftlinie beträgt und der nach Osten offen ist. Der Wabbi führt eine beträchtliche Wassermenge, so das der Vicomte seine Reise auf einem Kahne fortsetzen konnte, während die Karawane am Ufer folgte. Später verengte sich das Thal derart, daß die Expedition zeitweise auf die Hochebene des linken Ufers steigen mußte, die hier auftretende Tsetsefliege dezimierte den Bestand an Tragtieren bedeutend.

Die Landschaft Imi, welcher Name bis jetzt irrtümlicherweise auf allen Karten als ein Wohnort bezeichnet war, ist eine neutrale Zone zwischen den Galla und Somali. Der Wabbi macht hier zahlreiche Windungen im Alluvialboden.

Die Bewohner von Imi sind ein Negerstamm, „die Djeberti-Osmaïl", deren große Statur, Gesichtsausdruck und dunkele Farbe an die Sudanesen Nubiens erinnern. Sie sind Ackerbauer und treiben Handel — an Abessinien zahlen sie einen bedeutenden jährlichen Tribut.

Die Expedition überschritt in der Landschaft Imi, bei dem Dorfe Iddi, den Wabbi, der hier etwa 80 m breit und 5—6 m tief ist und einen reißenden Lauf hat. Es wurde dann das Land bis zum Web — eine Entfernung von etwa 80 km nach der Karte — erforscht, die hier liegenden Gebirge, bis zu 1130 m Höhe, bilden die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen. Der Web ist bekanntlich ein Nebenfluß des Ganale Doria. Dem Web folgte man stromauf; hierbei wurde auch den Windlandshöhlen ein Besuchabg estattet. Der Reisende sagt von letzteren, daß diese zahlreichen und bemerkenswerten natürlichen Auswaschungen ein geologisches Phaenomen von besonderer Schönheit sind. Den unterirdischen Lauf des Flusses schätzt er auf 2 km Länge. Seit Menschengedenken besuchen Galla-Pilger diese Stätte, um dort zu beten.

Vom Thal des Web aus entſtieg man die Hochebene des rechten Ufers und erreichte Goba, das in einem Keſſel liegt, deſſen Ränder Höhen bis zu 3700 m aufweiſen. Die Vegetation iſt hier eine ſehr reiche, die Abhänge ſind mit Urwald bedeckt, zahlreiche Waſſerläufe ſtürzen zu Thal und vereinigen ſich zu oft bedeutenden Flüſſen.

Goba iſt die Reſidenz des Desjamatſch Lullſagid. Hier blieb die Karawane durch Regen gezwungen, längere Zeit liegen. Der Vicomte d. B. machte dann noch einen Vorſtoß nach Süden, bis an den Ganale Doria. Nach Überwindung der ſüdlich Goba gelegenen Gebirge von Urgoma, deſſen höchſte Spitzen 3650 m erreichen, kam der Forſcher auf eine Hochebene, die bis zum Ganale abfällt; ſie wird von vielen Flüſſen durchzogen. Im Gegenſatz zu dem Steppenland der Aruſſi, das ganz ohne Bäume, iſt dieſe Hochebene mit dichtem Wald bedeckt, der Boden iſt ſehr fruchtbar und würde ſich für alle Kulturen eignen, beſonders aber für Tabak und Zitronen, die hier wild gedeihen. Jetzt iſt dieſes Land faſt unbewohnt, da die Viehzucht treibenden Galla infolge der Rinderpeſt nach Norden gezogen ſind. Nach Goba zurückgekehrt, folgte Vicomte d. B. einem Rufe des Kaiſers Menelik nach Adis-Abeba, während die Karawane in Goba blieb. Nach Petermanns Mitteilungen 48 Bd. 1902 2. ſoll die Expedition jetzt auf dem Wege über den Rudolf-S. nach Uganda ſein.

Zum Schluß will ich hier noch kurz die bemerkenswerte Expedition des öſterreichiſchen Rittmeiſters Herrn Graf von Wickenburg[1]) erwähnen, dem es gelang, die bis jetzt noch teilweiſe unbekannten Gegenden ſüdweſtlich des Rudolf-S. bis zum Guaſo Njiro und dem Lorian-Sumpf zu durchqueren. Der Reiſende ging im April 1901 von Adis Abeba aus nach Süden, folgte der äthiopiſchen Seenkette und gelangte ſo zum Stefanie-S., den er im Austrocknen begriffen vorfand ſodaß die Inſeln darin trockenen Fußes erreicht werden konnten. Nach einem Beſuche des Rudolf-S. begann im Juli der Zug nach dem Lorian-Sumpf. Bald nach Überwindung der Gebirge im Süden des Stefanie-S. nahm die Gegend den Charakter der Wüſte an. Mehrere Gebirge mußten überſchritten werden, Höhen bis zu 2000 m wurden feſtgeſtellt. Da die Wüſte ſich bis zum Juba auszudehnen ſchien, ſo wurde in ſüdlicher Richtung weitergegangen und die Marſabit-Berge erreicht, die bereits im Jahre 1895 von D. Smith entdeckt wurden. Von hier gelang es, durch dichten Buſch zum Guaſo Njiro, der ſich in der Lorian ergießt, zu kommen. Der See war größtenteils ausgetrocknet und ſchien keinen Abfluß zu haben — die Erkundungen des Frhr. von Erlanger ſagen das Gegenteil. Vom Lovian zog Graf Wickenburg zum Tana, den er bei Karakovo erreichte, fuhr dieſen hinunter und traf Ende Oktober in Lamu ein.

Nach den neueſten Nachrichten ſoll der unternehmungsluſtige und unermüdliche Reiſende jetzt in dem Abſchnitt zwiſchen dem Rudolf-S. und dem Nil ſein. —

Außer dieſen hier beſprochenen Expeditionen, ſind noch verſchiedene andere in Abeſſinien reſp. in Nordoſtafrika unterwegs. Es würde jedoch zu weit führen, dieſelben an dieſer Stelle noch zu beſprechen. Jedenfalls iſt unſere Kenntnis über das bisher nur ſtellenweis bekannte Land, dank den oben angeführten fünf Forſchern, bedeutend vermehrt. Hoffen wir, daß die nächſten Jahre volle Aufklärung über die noch dunklen Punkte bringen werden.

[1]) Geogr. Zeitſchrift 1902.

Giebt es eine unmittelbare Reichsangehörigkeit?

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

V.

Andererseits stehen die Schutzgebietsangehörigen den Reichsangehörigen, wenn auch nicht in materieller, so doch in prozessualer Hinsicht völlig gleich, sobald sie den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung unterstellt werden. Dies geschieht einmal

a. durch Kaiserliche Verordnung gemäß § 4 Schutzgebietsgesetzes.

Eine entsprechende Kaiserliche Verordnung ist aber bisher nur für das Schutzgebiet von Kiautschou erlassen. Auf Grund des § 11 Schgg. von 1888[1]), der Kaiserlichen Verordnung vom 27. April 1898[2]), der Ausführungsverordnung des Reichskanzlers vom gleichen Tage[3]) und der Verordnung des Kaiserlichen Gouverneurs von Kiautschou vom 15. April 1899[4]) findet das für Nichtchinesen geltende Recht auch auf Chinesen Anwendung, sofern Chinesen mit Nichtchinesen in einen bürgerlichen Rechtsstreit verwickelt sind.

b. Es unterstehen jedoch auch die Angehörigen der übrigen Schutzgebiete den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung[5]), wenn sie bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten mit Reichsangehörigen und Ausländern als Kläger auftreten. Dies folgt aus der Anwendung des Grundsatzes: „actor forum rei sequitur“[6]).

c. Endlich unterstehen die Schutzgebietsangehörigen den Bestimmungen der Zivilprozeßordnung, sobald sie sich im Reichsgebiet aufhalten, oder sofern sonst ein Gerichtsstand für sie im Reichsgebiete begründet ist[7]). Denn es ist kein Grund vorhanden, daß sie in dieser Beziehung schlechter gestellt sein sollten als die Ausländer, welche sich im Reichsgebiet aufhalten oder daselbst einen besonderen Gerichtsstand besitzen. Sie sind aber auch den Ausländern in prozessualer Hinsicht nicht gleichzustellen, weil sie nicht bloße de facto Unterthanen gleich den Ausländern sind, sondern an die Staatsgewalt des Reiches rechtlich gebunden sind.

Daß die Schutzgebietsangehörigen eine besondere, von derjenigen der Reichsangehörigen verschiedene Rechtsstellung einnehmen, ergiebt sich endlich auch daraus, daß ihnen die Reichsangehörigkeit verliehen werden kann[8]).

---

[1]) Riebow I S. 23.

[2]) a. a. O. IV S. 165.

[3]) a. a. O. IV S. 167.

[4]) a. a. O. IV S. 191.

[5]) Jedoch nur hinsichtlich des Verfahrens; das anzuwendende materielle Recht bestimmt sich nach der Rechtsstellung, nach dem status der Parteien.

[6]) lex 2 C. 3, 13.

[7]) C.P.O. §§ 23 ff.

[8]) Schgg. S. 36 § 8

2. Die Angehörigen fremder Staaten, welche sich in den Schutzgebieten aufhalten, stehen in dem Verhältnis der Fremdschaft zum Reiche[1]). Die Bezeichnung derselben als Schutzgenossen, welche Laband anwendet[2]), ist jedoch nicht zu empfehlen, da sie geeignet ist, eine Verwechselung mit dem völkerrechtlichen Begriffe der Schutzgenossen herbeizuführen. Außerdem stehen sie rechtlich den Ausländern, den Fremden, welche sich im Reichsgebiet aufhalten, völlig gleich, und es ist nicht einzusehen[3]), warum der bloße Aufenthalt im Schutzgebiet anstatt im Reichsgebiet bei gleicher rechtlicher Stellung eine Verschiedenheit der Bezeichnung rechtfertigen sollte. Auch von Stengel[4]) nennt sie Ausländer. Nur die Thatsache des Aufenthalts im Schutzgebiete unterwirft sie der Reichsgewalt. Doch äußert sich diese auch gegen die Fremden verschieden.

a. Sind sie Bewohner fremder Kolonieen, welche nicht die Angehörigkeit zu ihrem herrschenden Staate besitzen, so werden sie den Eingeborenen gleichgestellt. Dieser Grundsatz kommt in der kolonialen Gesetzgebung vielfältig zum Ausdruck[5]). Doch können die Gouverneure Ausnahmen bestimmen. Hierdurch ist die Möglichkeit gegeben, weitgehende Rücksicht darauf zu nehmen, welche Rechtsstellung die fremden Kulturstaaten den Eingeborenen ihrer Kolonieen zuweisen. Man wird annehmen können, daß es den Grundsätzen des Völkerrechts entspricht, wenn man den Angehörigen fremder Kolonialgebiete in prozessualer und materieller Hinsicht in unseren Schutzgebieten diejenige rechtliche Behandlung angedeihen läßt, welche die fremden Staaten ihnen selber zuerkennen[6]).

b. Sind die Fremden Angehörige fremder Kulturstaaten, so genießen sie rechtlich dieselbe Behandlung wie die Ausländer, die sich im Reiche aufhalten.

Zu erwähnen ist noch, daß in den Schutzgebieten mit Ausnahme von Kiautschou[7]) auch Ausländer als Gerichtseingesessene zu Beisitzern für die ordentlichen Gerichte der Schutzgebiete von dem Richter ernannt werden können. In den Konsulargerichtsbezirken können nämlich kraft des personalen Charakters der Konsulargerichtsbarkeit nur solche Personen vom Konsul zu Beisitzern des Konsulargerichts ernannt werden, welche der Gerichtsbarkeit des Konsuls unterliegen, also nur Reichsangehörige oder Schutzgenossen. In den Schutzgebieten unterliegen jedoch infolge des territorialen Charakters der deutschen Schutzherrschaft alle Bewohner, also auch die Ausländer, der deutschen Gerichtsbarkeit, es sind also auch Ausländer Gerichtseingesessene, welche gemäß §§ 2 Schgg. und 12 Kgg.

---

[1]) siehe oben § 2 IV 1c Heft IV S. 128.

[2]) II S. 279. Hiergegen wendet sich Köbner (siehe unten Anm. 6) unter Betonung des teritorialen Prinzips der kolonialen Gerichtsbarkeit im Gegensatz zu dem streng personalen Prinzip der Konsulargerichtsbarkeit.

[3]) Siehe auch § 3 Schgg. vom 25. Juli 1900, welcher die Anwendung des § 25 des Kgg. vom 7. April 1900, betreffend die Rechtsverhältnisse der Schutzgenossen, in den Schutzgebieten ausschließt. § 9 des Schgg. vom 25. 7. 1900 spricht ebenfalls nur von Ausländern und Eingeborenen. Siehe endlich Laband II S. 280 Anm. 2.

[4]) S. 58.

[5]) siehe oben Heft VII S. 219 Anm. 2.

[6]) Diese Auffassung vertritt Köbner in seiner Vorlesung über „Kolonial- und Konsularrecht".

[7]) Schgg. S. 7 § 12 des Kgg.

zu Beisitzern ernannt werden können[1]). Die Schutzgebietsangehörigen dagegen können nicht zu Beisitzern ernannt werden, weil die Bestimmungen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes über die Gerichtsverfassung in den Schutzgebieten nicht für sie gelten.

3. Die Reichsangehörigen. Die herrschende Klasse in den Schutzgebieten bilden die Reichsangehörigen, die nicht nur der Staatsgewalt unterthan, sondern auch Reichsbürger sind. Ihr Verhältnis zum Reiche ist genau dasselbe wie dasjenige der Reichsländer und der Einzelstaatsangehörigen als Reichsangehörige.

Alle Reichsangehörigen in den Schutzgebieten genießen dieselbe rechtliche Behandlung, gleichgültig, ob sie Angehörige der Einzelstaaten und als solche reichsangehörig, oder ob sie unmittelbare Reichsangehörige sind.

IV. Wesen und Bedeutung der Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten.

1. Wesen.

Aus der staatsrechtlichen Stellung der Schutzgebiete folgen gewisse Besonderheiten inbetreff der Erwerbung und des Verlustes der Reichsangehörigkeit sowie der Ausübung der in ihr enthaltenen Rechte und Pflichten.

a Die Erwerbung der Reichsangehörigkeit.

Da die Schutzgebiete nicht zu dem in der Verfassung bezeichneten Reichsgebiet gehören und demnach im staatsrechtlichen Sinne als Ausland gelten, so nehmen ihre Bewohner[2]), wie oben des Näheren ausgeführt ist, eine besondere Rechtsstellung ein, welche als Schutzgebietsangehörigkeit gekennzeichnet ist. Das allen Deutschen gemeinsame Indigenat fällt bei ihnen fort, da Artikel 3 der Reichsverfassung nicht in die Schutzgebiete eingeführt ist. Die Schutzgebietsangehörigen können demnach die Staatsangehörigkeit in einem Einzelstaate nicht durch Aufnahme erlangen. Sie haben keinen Anspruch darauf, den Angehörigen der Einzelstaaten hinsichtlich der Erwerbung des Staatsbürgerrechts gleichbehandelt zu werden.

Da ferner das Reichsgesetz vom 1. Juni 1870 nicht in die Schutzgebiete eingeführt worden ist, so kann auch die Schutzgebietsangehörigkeit nicht die Voraussetzung zum Besitze der Reichsangehörigkeit bilden, kann weiterhin die Reichsangehörigkeit, wie dies in Elsaß-Lothringen der Fall ist, nicht in gleicher Weise in den Schutzgebieten erworben werden, wie die Staatsangehörigkeit in einem Einzelstaate.

Da endlich die Schutzgebiete keine Bundesstaaten sind, sondern Pertinenzen des Reiches bilden, so erwies sich die Einführung des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 in die Schutzgebiete als unthunlich, und es trat die Notwendigkeit hervor, eine neue Rechtsform zu finden, welche die Erwerbung der Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten ermöglicht[3]).

---

[1]) So Köbner in seiner Vorlesung, der aber zugleich die Berufung eines Nichtdeutschen zu einem solchen öffentlichen Amte für nicht wünschenswert hält. Siehe Heft IV S. 128, Anm. 8.

[2]) abgesehen von den Reichsangehörigen und Ausländern.

[3]) Siehe Cahn S. 202 f.

Dieſe neue Rechtsform ergiebt ſich aus § 9 des Schutzgebietsgeſetzes[1]), welcher lautet:

„Ausländern, welche in den Schutzgebieten ſich niederlaſſen, ſowie Eingeborenen kann durch Naturaliſation die Reichsangehörigkeit von dem Reichskanzler verliehen werden. Der Reichskanzler iſt ermächtigt, dieſe Befugnis einem anderen Kaiſerlichen Beamten zu übertragen.

Auf die Naturaliſation und das durch dieſelbe begründete Verhältnis der Reichsangehörigkeit finden die Beſtimmungen des Geſetzes über die Erwerbung und den Verluſt der Bundes- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870 (Bundesgeſetzbl. S. 355, Reichs-Geſetzbl. 1896 S. 615), ſowie Art. 3 der Reichsverfaſſung und § 4 des Wahlgeſetzes für den deutſchen Reichstag (Bundesgeſetzbl. S. 145) Anwendung.

Im Sinne des § 21 des bezeichneten Geſetzes, ſowie bei Anwendung des Geſetzes wegen Beſeitigung der Doppelbeſteuerung vom 15. Mai 1870 (Bundesgeſetzbl. S. 119) gelten die Schutzgebiete als Inland."

α. **Die Naturaliſation.**

Gemäß Abſ. 1 § 9 Schgg. kann die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten unter beſtimmten Vorausſetzungen durch Naturaliſation verliehen werden. Eine Verpflichtung, dem Antrag auf Erteilung der Naturaliſationsurkunde ſtattzugeben, beſteht nach dem Wortlaute des Geſetzes nicht. Der Kreis derjenigen Perſonen, welche in den Reichsverband aufgenommen werden können, erſtreckt ſich auf die Ausländer und auf die Eingeborenen, d. h. die Schutzgebietsangehörigen und die Angehörigen fremder Kolonieen, welche den Eingeborenen unſerer Schutzgebiete für rechtlich gleichſtehend erachtet werden. Vorausſetzung iſt jedoch die Niederlaſſung in einem deutſchen Schutzgebiete.

Die Reichsangehörigkeit wird vom Reichskanzler verliehen, welcher ermächtigt iſt, dieſe Befugnis einem anderen Kaiſerlichen Beamten zu übertragen.

Eine ſolche Übertragung hat aber bisher noch nicht ſtattgefunden, und insbeſondere iſt die Befugnis zur Verleihung der Reichsangehörigkeit durch Naturaliſation den Gouverneuren der Schutzgebiete bisher nicht übertragen worden.

Es ſind daher durch die Gouverneure bis jetzt noch keine Ausländer oder Eingeborene naturaliſiert worden. Wohl aber haben die Gouverneure von Oſtafrika und Südweſtafrika in einzelnen Fällen die Angehörigkeit zu den Schutzgebieten verliehen.

a. Im Jahre 1896 unterwarf ſich der als Rebell vom engliſchen auf deutſches Gebiet übergetretene Araber Mbaruk bin Raſchid mit ſeinem Anhang dem Kaiſerlichen Gouverneur von Oſtafrika[2]). Dadurch, daß der Araber, welcher bis dahin engliſcher Schutzgebietsangehöriger war, die ihm vom Gouverneur geſtellten Bedingungen für ſich und ſeine Leute annahm, kam ein Vertrag öffentlich-rechtlicher Natur zuſtande, durch welchen der Araber ſamt ſeinen Leuten die deutſche Schutzgebietsangehörigkeit erwarb.

---

[1]) S. 36.

[2]) Deutſches Kolonialblatt 1896 S. 370 ff., 554 f.

b. Im Schutzgebiete von Südwestafrika wurde ferner im Jahre 1895 durch Vertrag zwischen dem Kaiserlichen Gouverneur und einigen Burenfamilien diesen letzteren die Schutzgebietsangehörigkeit verliehen[1]). Dieser Vertrag räumt den Buren zwar eine Rechtsstellung ein, welche sie in mancher Hinsicht von den Eingeborenen unterscheidet; sie verpflichten sich, getreue Unterthanen zu sein, die deutschen Gesetze zu befolgen und im Schutzgebiete Heeresfolge gemäß den deutschen Militärgesetzen zu leisten. Doch sind sie dadurch nicht Reichsangehörige geworden. Denn der Gouverneur ist nicht befugt gewesen, die Reichsangehörigkeit durch Naturalisation zu verleihen.

Wohl aber haben die Gouverneure in beiden Fällen als Vertreter des Kaisers in der Ausübung der Schutzgewalt die Schutzgebietsangehörigkeit verliehen; denn hierfür bedürfen sie einer besonderen Ermächtigung durch Reichsgesetz oder Kaiserliche Verordnung nicht[2]).

Die Naturalisation der Ausländer und Eingeborenen erfolgt nach den Bestimmungen des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870[3]).

β. Die Aufnahme.

Die Naturalisation ist aber nicht die einzige Rechtsform, in welcher die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten unmittelbar erworben werden kann. Vielmehr folgt aus Abs. 3 § 9 Schgg., daß auch die Aufnahme als Rechtsform für die Erwerbung der unmittelbaren Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten in Frage kommt.

Der Abs. 3 § 9 Schgg. besagt nämlich, daß im Sinne des § 21 des RG. vom 1. Juni 1870 die Schutzgebiete als Inland gelten.

1. Der § 21 des genannten Gesetzes enthält jedoch in seinem Absatz 4 die Bestimmung, daß Deutschen, welche ihre Staatsangehörigkeit durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren und keine andere Staatsangehörigkeit erworben haben, die Staatsangehörigkeit in dem früheren Heimatsstaate wieder verliehen werden kann, auch ohne daß sie sich dort niederlassen.

Hieraus folgt, daß denjenigen, welche durch Naturalisation die unmittelbare Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten erworben, sie aber durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren und keine andere Staatsangehörigkeit erworben haben, die unmittelbare Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten wieder verliehen werden kann, auch ohne daß sie sich dort niederlassen.

Ein gesetzlicher Anspruch auf die Wiederverleihung besteht nach dem Wortlaut des Gesetzes nicht. Wird jedoch in diesem Falle die Reichsangehörigkeit wieder verliehen, so geschieht dies in der Rechtsform der Aufnahme. Denn gemäß § 9 Abs. 2 Schgg. finden auf die Naturalisation und das durch dieselbe begründete Verhältnis der Reichsangehörigkeit die Bestimmungen des RG. vom 1. Juni 1870 entsprechende Anwendung. § 2 Nr. 4 dieses Gesetzes besagt aber, daß die Staatsangehörigkeit in einem Bundesstaate für einen Deutschen durch Aufnahme begründet wird; eine entsprechende Anwendung dieses Grundsatzes führt zu dem Ergebnis, daß im Falle des § 21 Abs. 4 des RG. vom 1. Juni 1870 die un-

[1]) Deutsche Kolonialzeitung 1896 Nr. 41 S. 323 f.

[2]) Siehe von Stengel S. 70 f.

[3]) §§ 2 Nr. 5, 6, 8.

mittelbare Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten für Deutsche durch Aufnahme begründet wird.

2. Weiterhin kommt die Aufnahme als Rechtsform für die Begründung der unmittelbaren Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten im Falle des § 21 Abs. 5 des RG. vom 1. Juni 1870 in Betracht[1]). Der Absatz 5 lautet:

> „Deutsche, welche ihre Staatsangehörigkeit durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren haben und demnächst in das Gebiet des Deutschen Reiches zurückkehren, erwerben die Staatsangehörigkeit in demjenigen Bundesstaate, in welchem sie sich niedergelassen haben, durch eine von der höheren Verwaltungsbehörde ausgefertigte Aufnahmeurkunde, welche auf Nachsuchen ihnen erteilt werden muß."

War im Falle des Absatz 4 § 21 die Aufnahme nur für die unmittelbaren Reichsangehörigen möglich, welche die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten durch Naturalisation erworben hatten, so ist durch Absatz 5 a. a. O. allen Reichsangehörigen die Möglichkeit und weiterhin ein Anspruch gegeben, die unmittelbare Reichsangehörigkeit durch Aufnahme zu erwerben.

Voraussetzung ist die Niederlassung in irgend einem Schutzgebiete, sowie der Antrag auf Erteilung der Aufnahmeurkunde. Diesem Antrage muß stattgegeben werden, sofern kein Grund vorliegt, welcher nach den §§ 1—5 des Gesetzes über die Freizügigkeit vom 1. November 1867 die Abweisung eines Neuanziehenden oder die Versagung der Fortsetzung des Aufenthalts rechtfertigt[2]).

Welche höhere Verwaltungsbehörde für die Ausfertigung der Aufnahmeurkunde in Frage kommt, ist im Gesetz nicht bestimmt. Doch wird, wie für die Naturalisation, so auch für die Erteilung der Aufnahmeurkunde der Reichskanzler oder ein von ihm ermächtigter Beamter zuständig sein.

γ. Weiterhin wird die unmittelbare Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten gemäß § 9 Abs. 2 Schgg. und § 2 des RG. vom 1. Juni 1870 begründet durch

1. Abstammung von einem unmittelbaren Reichsangehörigen,
2. Legitimation durch einen solchen,
3. Verheiratung mit einem solchen.

Nicht aber ist sie durch Adoption zu erwerben.

δ. Endlich können Ausländer durch Anstellung im unmittelbaren oder mittelbaren Staatsdienste der Schutzgebiete die unmittelbare Reichsangehörigkeit mit ihrer Bestallung ohne besonderen Rechtsakt erwerben[3]).

Werden dagegen Schutzgebietsangehörige im unmittelbaren oder mittelbaren Staatsdienste der Schutzgebiete angestellt, so erwerben sie dadurch nicht die unmittelbare Reichsangehörigkeit. Denn die Schutzgebietsangehörigen sind nicht Ausländer im Sinne der Reichsgesetze und nehmen eine besondere Rechtsstellung ein. Demgemäß stellt sie § 9 Schgg. den Ausländern gegenüber, und es hätte ihnen, da der § 9 des RG. vom 1. Juni 1870 in den Schutzgebieten nur bezüglich der naturalisierten Eingeborenen[4]) in Geltung ist, das Recht ausdrücklich verliehen werden müssen, die Reichsangehörigkeit durch Anstellung als Beamte des Schutzgebietes zu erwerben.

---

[1]) A. A. Cahn S. 188.
[2]) § 7 RG. vom 1. Juni 1870.
[3]) Cahn S. 102f.; § 9 RG. vom 1. Juni 1870.
[4]) Abs. 2 § 9 Schgg.

b. Ausübung der Rechte und Pflichten.

Die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten hat dieselben Rechtswirkungen wie in der Heimat zur Folge; mit ihrem Träger sind dieselben Rechte und Pflichten verknüpft, hier wie dort; nur ist die Ausübung derselben in den Schutzgebieten teilweise unmöglich[1]). Sie ruhen demnach, bis ihr Träger sich im Reichsgebiet aufhält[2]). Hierin ist rechtlich nicht eine Beschränkung der Rechtsstellung der Reichsangehörigen in den Schutzgebieten zu erblicken. Denn rechtlich stehen den Reichsangehörigen diese Rechte zu; nur ist ihre thatsächliche Ausübung an den Wohnsitz im Reichsgebiet geknüpft. Es ist keine Befreiung des Reichsangehörigen in den Schutzgebieten von gewissen Pflichten anzunehmen, deren Erfüllung nur im Reichsgebiet möglich ist[3]). Er muß vielmehr zu diesem Zwecke das Reichsgebiet aufsuchen, falls nicht die Erfüllung der Pflicht im Schutzgebiete selbst ausnahmsweise gestattet wird[4]).

Der rechtliche Charakter der Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten wird aber durch diese Beschränkungen, welche aus der staatsrechtlichen Stellung der Schutzgebiete folgen, in keiner Weise berührt. Denn § 9 Abs. 2 Schgg. besagt ausdrücklich, daß auf die in den Schutzgebieten erworbene unmittelbare Reichsangehörigkeit die Bestimmungen des Gesetzes vom 1. Juni 1870 in formeller, und in materieller Hinsicht Artikel 3 der Reichsverfassung und § 4 des Wahlgesetzes für den Deutschen Reichstag vom 31. Mai 1869 entsprechende Anwendung finden.

Die unmittelbaren Reichsangehörigen der Schutzgebiete haben demnach dieselbe rechtliche Stellung wie die unmittelbaren Reichsangehörigen in Elsaß-Lothringen und diejenigen, welche die Reichsangehörigkeit infolge der Angehörigkeit zu einem Bundesstaate besitzen. Sie dürfen deshalb von den Bundesstaaten nicht schlechter gestellt werden als deren eigene Angehörige und können die Angehörigkeit zu einem Bundesstaate durch Aufnahme erlangen[5]).

Insbesondere haben sie gemäß § 2 Schgg. ihren Gerichtsstand vor den ordentlichen Gerichten der Schutzgebiete, abgesehen von dem Falle, daß sie gegen Schutzgebietsangehörige klagen, und unterliegen gemäß § 3 Schgg. und § 19 Kgg. dem in den Konsulargerichtsbezirken geltenden und in die Schutzgebiete eingeführten deutschen Recht. Auch ist jeder unmittelbare Reichsangehörige in den Schutzgebieten zur Übernahme einer Vormundschaft verpflichtet[6]). In Prozessen gegen Schutzgebietsangehörige unterliegen sämtliche Reichsangehörige gemäß dem Grundsatze „actor forum rei sequitur“ der Gerichtsbarkeit des mit der Rechtsprechung über die Schutzgebietsangehörigen betrauten Verwaltungsbeamten. Hierin liegt eine Minderung ihrer Rechtsstellung gegenüber den Reichsangehörigen im Reichsgebiete. Sie wird dadurch begründet, daß nach § 2 Schgg. nicht das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz in die Schutzgebiete eingeführt, sondern die Gerichtsverfassung der Konsulargerichte übernommen ist. Der richterliche Beamte braucht deshalb auch nicht die Befähigung zum Richteramt[7]) wie in der Heimat zu besitzen.

---

[1]) Wahlrecht, Wehrpflicht.

[2]) A. A. von Stengel S. 58 a. E.; § 1 des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869.

[3]) RV. Art. 63; Erfüllung der Wehrpflicht im Reichsgebiete.

[4]) RG. vom 18. 7. 1896; Arndt S. 557; Riebow IV S. 65, 185; V S. 203, 206; Deutsches Kolonialblatt 1902 Nr. 14.

[5]) Kolisch S. 16 Nr. 3.

[6]) BGB. § 1785; siehe auch § 1786[2].

[7]) GVG. §§ 2 ff.

Auf der räumlichen Entfernung der Schutzgebiete vom Reiche und auf ihrer staatsrechtlichen Sonderstellung beruhen jedoch einzelne Besonderheiten, welchen die unmittelbaren Reichsangehörigen der Schutzgebiete in prozessualer und bürgerlich-rechtlicher Hinsicht unterliegen.

1. Als Wohnsitz des unmittelbaren Reichsangehörigen gilt in Ansehung des Gerichtsstandes die Stadt Berlin[1]. Hierdurch gewinnt er auch die Fähigkeit zum tauglichen Bürgen[2], sofern er ein angemessenes Vermögen besitzt.

2. Das für ein Aufgebot zum Zwecke der Todeserklärung eines unmittelbaren Reichsangehörigen zuständige Gericht wird, sofern dieser keinen letzten inländischen Wohnsitz hatte, von dem Reichskanzler bestimmt[3]. Für Angehörige eines Bundesstaates wird es von der Landesjustizverwaltung durch allgemeine Anordnung bestimmt.

3. Der für die Eheschließung eines unmittelbaren Reichsangehörigen zuständige Standesbeamte wird vom Reichskanzler bestimmt[4], sofern keiner der Verlobten seinen Wohnsitz oder seinen gewöhnlichen Aufenthalt im Inland hat. Bei Angehörigen eines Einzelstaates wird in diesem Falle der zuständige Standesbeamte von der obersten Aufsichtsbehörde des Bundesstaates bestimmt.

4. Die Bewilligung der Befreiung von Ehehindernissen für unmittelbare Reichsangehörige steht dem Reichskanzler zu, für Angehörige eines Einzelstaates dem Einzelstaate[5].

5. Das uneheliche Kind eines unmittelbaren Reichsangehörigen kann auf Antrag seines Vaters durch Verfügung des Reichskanzlers für ehelich erklärt werden[6]. Bei Einzelstaatsangehörigen steht die Ehelichkeitserklärung dem Einzelstaate zu.

6. Bei der Annahme an Kindesstatt kann der Reichskanzler dem unmittelbaren Reichsangehörigen Befreiung von der Vorschrift des § 1744 BGB. „daß der Annehmende das fünfzigste Lebensjahr vollendet haben und mindestens achtzehn Jahre älter sein muß als das Kind", gewähren[7].

7. Der Reichsfiskus ist gesetzlicher Erbe eines unmittelbaren Reichsangehörigen[8]. Da jedoch die vermögensrechtliche Persönlichkeit der Schutzgebiete durch das Reichsgesetz vom 30. März 1892 über die Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete grundsätzlich anerkannt ist[9], so tritt an die Stelle des Reichsfiskus der Fiskus desjenigen Schutzgebietes, in welchem der Erblasser zur Zeit des Todes seinen Wohnsitz hatte.

8. Das für einen reichsunmittelbaren Mündel zuständige Vormundschaftsgericht wird vom Reichskanzler bestimmt, wenn der Mündel im Reiche weder Wohnsitz noch Aufenthalt noch einen letzten inländischen Wohnsitz hatte[10].

---

[1]) CPO. §§ 13, 15; StPO. § 11.
[2]) BGB. § 239, § 773 Nr. 2.
[3]) CPO. § 961.
[4]) BGB. § 1320.
[5]) BGB. § 1322.
[6]) BGB. § 1723.
[7]) BGB. § 1745.
[8]) a. a. O. § 1936.
[9]) von Stengel S. 34.
[10]) FG. § 36 Abs. 2.

9. Dasſelbe gilt für die Zuſtändigkeit des Gerichts bei der Pflegſchaft über einen abweſenden Reichsunmittelbaren[1]).

10. Dasſelbe gilt für die Zuſtändigkeit des Gerichts bei der Beſtätigung eines Vertrages über die Annahme an Kindesſtatt[2]).

11. Dasſelbe gilt für die Zuſtändigkeit des Nachlaßgerichts[3]).

Gemäß Artikel 5 EG. zum BGB. beziehen ſich die vorſtehenden Beſtimmungeu nicht auf die unmittelbaren Reichsangehörigen der Reichslande.

c. Verluſt.

Bei der zweifachen natürlichen Grundlage des Staates in Volk und Gebiet ergiebt ſich aus den wechſelnden Beziehungen des Volkes zum Gebiet, daß der Einzelne auch während des Aufenthalts außerhalb des Staatsgebiets der Staatsgewalt unterworfen und Angehöriger des Staates bleibt. Entzieht er ſich jedoch durch Aufenthalt auf fremdem Staatsgebiet oder in herrenloſen Ländern dauernd der heimiſchen Staatsgewalt, ſo verliert er ſeine Angehörigkeit zum Staate auf Grund der Vermutung[4]), daß dies ſeinem Willen entſpreche. Selbſtredend aber kann er ſeine Staatsangehörigkeit nie verlieren, wenn er ſich auf Gebieten aufhält, welche der heimiſchen Staatsgewalt unterworfen ſind, ohne doch Staatsgebiet zu ſein. Dies iſt der Fall mit den Schutzgebieten. In ihnen herrſcht die ſouveräne Staatsgewalt des Reiches, hier als Schutzgewalt bezeichnet, und zu ihr ſtehen ſämtliche Reichsangehörige, die ſich dort aufhalten, in demſelben Verhältnis wie zur Reichsgewalt in der Heimat.

Der Aufenthalt in einem Schutzgebiet iſt deshalb grundſätzlich dem Aufenthalt im Reichsgebiet gleichzuachten[5]). Dieſen Grundſatz ſpricht das Schutzgebietsgeſetz vom 25. Juli 1900 in Betreff des § 21 des Reichsgeſetzes vom 1. Juni 1870 ausdrücklich aus[6]); es beſagt aber nicht, daß einzig und allein im Sinne des § 21 die Schutzgebiete als Inland zu betrachten ſeien. Es würde aber auch zu dem Sinne und Geiſte des Geſetzes geradezu widerſprechenden Ergebniſſen führen, wollte man argumento e contrario folgern, daß die Schutzgebiete im Sinne aller andern §§ des Geſetzes nicht als Inland zu betrachten ſeien. Hierzu liegt eine zwingende Veranlaſſung nach dem Wortlaute des Geſetzes überdies gar nicht vor. Es iſt daher durchaus zuläſſig, im Wege der ſinngemäßen ausdehnenden Auslegung den Grundſatz als durch § 9 des Schutzgebietsgeſetzes für feſtgeſtellt zu erachten, daß, wo durch das Reichsgeſetz vom 1. Juni 1870 Rechtswirkungen hinſichtlich des Verhältniſſes der Staats- und Reichsangehörigkeit an den Aufenthalt im Auslande geknüpft ſind, unter Ausland nicht die Schutzgebiete, ſondern nur die der Staatsgewalt, der Gebietshoheit des Reiches nicht unterſtehenden fremden Gebiets-

---

[1]) a. a. O. § 39 Abſ. 2.

[2]) a. a. O. § 66 Abſ. 2.

[3]) a. a. O. § 73 Abſ. 2.

[4]) Einen gewiſſen Schutz gegen die unrichtige Anwendung dieſer Vermutung gewährt § 21 Abſ. 4, 5 des RG. vom 1. Juni 1870; es ſteht jedoch zu erwarten, daß lege ferenda dieſe Rechtsvermutung durch den beſtimmten Entlaſſungsantrag erſetzt werden wird.

[5]) von Stengel S. 36; Cahn S. 154 Nr. 6.

[6]) § 9 Abſ. 3.

teile zu verstehen seien, daß die Schutzgebiete vielmehr überall da, wo jenes Gesetz vom Reichsgebiet spricht, ebenfalls gemeint seien[1]).

Dieser Grundsatz ist von der erheblichsten Bedeutung nicht nur für die unmittelbar, sondern vor allem für die mittelbar erworbene Reichsangehörigkeit und das die Voraussetzung der letzteren bildende Verhältnis der Staatsangehörigkeit.

Die Reichsangehörigkeit geht durch Aufenthalt in den Schutzgebieten nie verloren, wohl aber, wenn der Reichsangehörige sich ununterbrochen zehn Jahre im Auslande aufhält. Sie geht ferner verloren durch Ausspruch der Behörde gemäß §§ 20, 22 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870. Für unsere Betrachtung sind jedoch nur folgende Bestimmungen von Bedeutung:

1. Die Staatsangehörigkeit geht verloren durch Entlassung auf Antrag[2]); die Entlassung wird unwirksam, wenn der Entlassene nicht binnen 6 Monaten seinen Wohnsitz außerhalb des Reichsgebiets verlegt oder die Staatsangehörigkeit in einem andern Bundesstaate erwirbt.

Würde man nun den oben festgestellten Grundsatz nicht für zutreffend erachten, wie dies Cahn[3]) und im Anschluß an ihn Arndt[4]) thut, so würde man zu dem Ergebnis kommen, daß ein Deutscher mit der Aushändigung der Entlassungsurkunde[5]) seine Staats- und Reichsangehörigkeit verliert, auch wenn er sich binnen einer Frist von 6 Monaten in einem deutschen Schutzgebiete niederließe. Er würde hier also alle Wohlthaten der deutschen Herrschaft als Heimatloser genießen, ohne daß man ihn zu den staatsbürgerlichen Pflichten heranziehen könnte. Daß das Gesetz diese Wirkung nicht beabsichtigt haben kann, daß die Annahme Cahns und Arndts deshalb nicht haltbar ist, beweist auch folgende Erwägung.

Auf das Verhältnis der in den Schutzgebieten begründeten unmittelbaren Reichsangehörigkeit finden nach § 9 Abs. 2 des Schutzgebietsgesetzes die Bestimmungen des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870, also auch dessen § 18, Anwendung. Gemäß § 18 Abs. 2 a. a. O. wird daher die Entlassung des unmittelbaren Reichsangehörigen aus dem Reichsverbande unwirksam, wenn der Entlassene nicht binnen 6 Monaten seinen Wohnsitz außerhalb des Schutzgebiets verlegt oder die Angehörigkeit zu einem andern Bundesstaate erwirbt[6]). Bleibt er also 6 Monate nach der Entlassung im Schutzgebiete wohnen, so behält er die Reichsangehörigkeit; verlegt jedoch ein Deutscher, der in der Heimat aus dem Staats- und Reichsverbande entlassen ist, seinen Wohnsitz binnen 6 Monaten nach demselben Schutzgebiete, so soll er die Staats- und Reichsangehörigkeit verlieren. Diese unterschiedliche Behandlung der unmittelbaren und der mittelbaren Reichsangehörigen kann vom Gesetz nicht gewollt sein; sie ist auch im Gesetz thatsächlich nirgends begründet. Es ist deshalb die Annahme gerechtfertigt, daß die Schutzgebiete betreffs der Reichs- und Staatsangehörigkeit als Reichsgebiet anzusehen sind, sofern nicht das Gesetz ausdrücklich bestimmt, daß sie als Ausland gelten sollen.

---

[1]) S. hierzu Störk, RG. über das Auswanderungswesen § 1. S. 44, 51, § 4 S. 62.
[2]) § 13 No. 1 a. a. O.
[3]) S. 140.
[4]) PrVU. S. 197.
[5]) § 18 RG. vom 1. Juni 1870.
[6]) In letzterem Falle findet eine Entlassung des unmittelbaren Reichsangehörigen aus dem Reichsverbande überhaupt nicht statt.

2. Deutſche, welche durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande die Staatsangehörigkeit verloren haben und demnächſt in das Reichsgebiet zurückkehren, erwerben gemäß § 21 Abſ. 5 a. a. O. die Staatsangehörigkeit in demjenigen Bundesſtaate, in welchem ſie ſich niedergelaſſen haben, durch eine Urkunde, die ihnen auf Nachſuchen erteilt werden muß. Sie haben alſo einen Anſpruch auf die Wiederaufnahme in den Staats- und Reichsverband.

Im Sinne des § 21 a. a. O. gelten die Schutzgebiete als Inland, und zwar nicht nur auf Grund der oben ausgeführten allgemeinen Erwägungen, ſondern kraft der beſonderen geſetzlichen Beſtimmung des § 9 des Schutzgebietsgeſetzes; und da ſie keine Bundesſtaaten ſind, ſo kann ein Deutſcher, der ſich nach Verluſt der Staatsangehörigkeit nicht in einem Bundesſtaate, ſondern in einem Schutzgebiete niederläßt, hier nur die unmittelbare Reichsangehörigkeit, und zwar durch Aufnahme[1]), erwerben. Und er hat ein Anrecht darauf; auf ſein Nachſuchen muß ihm der Reichskanzler oder ein von dieſem beauftragter Beamter die Aufnahmeurkunde ausfertigen[2]).

2. Bedeutung.

Aus vorſtehenden Ausführungen ergiebt ſich, daß die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten in formeller Hinſicht vollſtändig unabhängig von der Staatsangehörigkeit geworden iſt, daß ſie demnach auch formell ſelbſtändig als ein unmittelbares Verhältnis des Einzelnen zum Reiche beſteht, als in jeder Hinſicht unmittelbare Reichsangehörigkeit.

§ 11.

Der gegenwärtige Rechtszuſtand.

I. Durch die räumliche Erweiterung des Reichsgebiets über die gemäß der Reichsverfaſſung in ihm enthaltenen Einzelſtaaten hinaus ſind drei Rechtsgebiete geſchaffen worden, in denen ſich die Anwendung der Beſtimmungen über die Reichs- und Staatsangehörigkeit, insbeſondere des Reichsgeſetzes vom 1. Juni 1870, verſchieden geſtaltet.

Zwar iſt die Staatsangehörigkeit ein Rechtsverhältnis, welches dem Einzelnen überallhin folgt und mit ihm — bis auf die im Geſetz vorgeſehenen Fälle — dauernd verbunden iſt. Dennoch aber iſt dieſes Rechtsverhältnis gewiſſen räumlichen und zeitlichen Beſchränkungen unterworfen. Dieſe Beſchränkungen zeigen ſich beim Erwerbe, äußern ſich vor allem bei der Ausübung der mit der Staatsangehörigkeit verbundenen Rechte und der aus ihrem Beſitz entſpringenden Pflichten und wirken endlich auch bei dem Verluſte derſelben mit. Aus dieſen Beſchränkungen erklärt ſich einmal die Trennung des der Reichsgewalt unterworfenen Gebietes in drei verſchiedene Rechtsgebiete hinſichtlich der Erwerbung und des Verluſtes der Reichs- und Staatsangehörigkeit ſowie bezüglich der Ausübung und Erfüllung der damit verbundenen Rechte und Pflichten. Ein weiterer weſentlicher Grund für dieſe Trennung liegt in der verſchiedenen ſtaatsrechtlichen Stellung der drei Rechtsgebiete.

[1]) ſiehe oben S. 249 ff.

[2]) A. A. Cahn S. 188 Nr. 35.

II. Das unmittelbare Geltungsgebiet des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 ist das in der Reichsverfassung genau umgrenzte Reichsgebiet. Hier hat das Gesetz die Geltung behalten, welche es bei seinem Inkrafttreten besaß. Denn hier ist die Erwerbung der Reichsangehörigkeit nur durch die Erwerbung der Angehörigkeit zu einem Einzelstaate möglich, und sie erlischt mit dem Verluste derselben. Hier sind die Angehörigen eines Bundesstaates formell nicht unabhängig von demselben, sondern durch ihn Bürger des Gesamtstaates. Eine unmittelbare Reichsangehörigkeit kann hier nicht erworben werden; wohl aber ist ein unmittelbarer Reichsangehöriger, der seinen Wohnsitz in diesem Rechtsgebiet genommen hat, zur Ausübung der aus der Reichsangehörigkeit entspringenden Rechte befugt und zur Erfüllung der mit ihr verbundenen Pflichten genötigt. Immerhin erhellt hieraus der Satz, daß die Reichsangehörigkeit zwar kraft des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 innerhalb dieses Rechtsgebietes nur durch die Erwerbung einer Einzelstaatsangehörigkeit erworben werden kann, daß sie jedoch ein selbständiges Rechtsverhältnis darstellt, dessen Bestehen von dem Dasein der Einzelstaatsangehörigkeit materiell unabhängig ist. Wenn ferner die Ausübung der aus der Reichsangehörigkeit entspringenden Rechte jedem Reichsangehörigen auch in denjenigen Bundesstaaten gewährleistet ist, deren Angehörigkeit er nicht besitzt, so folgt hieraus, daß die Reichsangehörigen ein Gesamtvolk bilden; daß sie zwar formell nicht unabhängig von dem Bundesstaate, durch dessen Angehörigkeit sie die Reichsangehörigkeit erwarben, sondern durch ihn Bürger des Gesamtstaates sind, während sie materiell nicht durch diesen, sondern unabhängig von ihm als Bürger des Gesamtstaates erscheinen und ihre reichsbürgerlichen Rechte nicht als Einzelstaatsangehörige, sondern auf Grund ihrer Reichsangehörigkeit ausüben und in gleicher Weise ihre reichsbürgerlichen Pflichten erfüllen.

III. Dieses materielle Moment, welches die Reichsangehörigkeit als das bei Weitem wichtigere Rechtsverhältnis erscheinen läßt, überwiegt schon in dem zweiten Rechtsgebiete, in den Reichslanden. Denn hier ist das formelle Erfordernis zum Erwerbe der Reichsangehörigkeit, die Erwerbung der Einzelstaatsangehörigkeit, nicht mehr vorhanden. Sondern die Reichsangehörigkeit wird hier unmittelbar erworben, wenn auch infolge der Einführung des Gesetzes vom 1. Juni 1870 in die Reichslande unter denselben formellen und materiellen Voraussetzungen, unter denen die Einzelstaatsangehörigkeit innerhalb des ersten Rechtsgebietes erworben wird. Die überwiegende Bedeutung der Reichsangehörigkeit ergiebt sich ferner aus der Ausübung der politischen Rechte in den Reichslanden. Nicht als Preuße, Sachse oder Anhaltiner nimmt der eingewanderte Altdeutsche an den Wahlen zu den Vertretungskörpern in den Reichslanden teil, sondern einzig und allein der Besitz der Reichsangehörigkeit berechtigt ihn zur Ausübung dieses Wahlrechts. Hier erscheinen die Reichsangehörigen, mögen sie auch zum Teil die Angehörigkeit zu einem Einzelstaate besitzen, als ein Gesamtvolk in der Ausübung und Erfüllung der öffentlich-rechtlichen Befugnisse und Pflichten. Sie sind bis auf den erwähnten Teil Reichsunmittelbare, welche ihre Reichsangehörigkeit nicht der Angehörigkeit zu einem Einzelstaat verdanken. Denn die Erwerbung einer reichsländischen Staatsangehörigkeit ist infolge der staatsrechtlichen Stellung der Reichslande als Verwaltungsdistrikt, als Provinz des Reiches, unmöglich. Die unmittelbare Reichsangehörigkeit in den Reichslanden zieht dieselben Rechtsfolgen nach sich wie die auf Grund des § 1 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870

erworbene Reichsangehörigkeit; und zwar sind diese Rechtsfolgen deshalb dieselben, weil die Reichsverfassung, in welcher sie den Reichsangehörigen gewährleistet und genau bestimmt sind, in die Reichslande eingeführt ist, und weil damit die Reichslande zu einem staatsrechtlichen Bestandteil des Reichsgebiets erklärt worden sind. Der Verlust der unmittelbaren Reichsangehörigkeit erfolgt aus denselben Gründen, welche gemäß dem Reichsgesetze vom 1. Juni 1870 den Verlust der mittelbaren Reichsangehörigkeit nach sich ziehen, abgesehen natürlich von dem Verlust auf Grund des § 1 des genannten Gesetzes, der hier nicht in Betracht kommen kann.

IV. Was endlich das dritte Rechtsgebiet anlangt, so wird es von den deutschen Schutzgebieten gebildet, welche infolge ihrer räumlichen Trennung vom Reiche und wegen der kulturellen Minderwertigkeit ihrer Bewohner eine besondere Rechtsstellung zugewiesen erhielten. Es sind dies Gebiete, die, wie ihr Name sagt, mit Land und Leuten unter dem Schutze des Reiches stehen. Die Rechtspersönlichkeit des Staates fehlt ihnen, und man bezeichnet sie als Pertinenzen des Reiches; das bedeutet, daß sie keine Bestandteile des verfassungsmäßigen Reichsgebietes bilden, aber im völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Sinne der souveränen Staatsgewalt des Reiches unterworfen und in gleicher Weise völkerrechtlich nicht als Ausland zu bezeichnen sind. Die Bewohner der Schutzgebiete sind deshalb nur Unterthanen des Reiches, und nicht Angehörige desselben. Weil die Schutzgebiete keine Staatswesen sind, giebt es auch keine Staatsangehörigkeit der Schutzgebiete im Sinne des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870. Wohl aber ist durch die Reichsgesetzgebung der Begriff der Schutzgebietsangehörigkeit als eines besonderen Rechtsverhältnisses mit eigenem Inhalt und spezifischen Rechtswirkungen geschaffen worden. Die Schutzgebietsangehörigkeit ist jedoch streng zu trennen von der Staatsangehörigkeit und von der Reichsangehörigkeit, da die Schutzgebietsangehörigen eine genau bestimmte, von derjenigen der Staats- und Reichsangehörigen durchaus verschiedene Rechtsstellung einnehmen.

Eine besondere gesetzliche Regelung wurde erforderlich bezüglich des Aufenthalts von Reichsangehörigen in den Schutzgebieten. Diese verlieren durch zehnjährigen Aufenthalt in den Schutzgebieten die Reichsangehörigkeit nicht, denn in dieser Beziehung gelten die Schutzgebiete nach § 9 des Schutzgebietsgesetzes als Inland.

Das Gleiche ist aber nicht der Fall hinsichtlich der Erwerbung der Reichsangehörigkeit und der Ausübung der mit ihr verbundenen Rechte und Pflichten; sondern hierbei tritt der Charakter der Schutzgebiete als Pertinenzen des Reiches zu Tage. Deshalb bestimmt das Schutzgebietsgesetz, daß die Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten auf eine besondere Art und Weise erworben werden kann, nämlich durch Verleihung vom Reichskanzler oder von einem durch denselben beauftragten Beamten; sie kann aber ferner in den Schutzgebieten erworben werden durch Aufnahme, Anstellung als Beamter und die in § 2 des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 unter 1—3 aufgeführten Erwerbsgründe.

Um der auf diese Weise erworbenen Reichsangehörigkeit einen materiellen Inhalt zu geben und sie der im Reichsgebiet und in den Reichslanden erworbenen gleichzustellen, bestimmt das erwähnte Gesetz des Ferneren, daß auf die Naturalisation und das durch dieselbe begründete Verhältnis der Reichsangehörigkeit die Bestimmungen des Gesetzes über die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und

Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870, sowie Artikel 3 der Reichsverfassung und § 4 des Wahlgesetzes für den deutschen Reichstag vom 31. Mai 1869 Anwendung finden. Es ist kein Zweifel, daß dieser Grundsatz auch für die auf andere Weise in den Schutzgebieten erworbene Reichsangehörigkeit gilt.

Damit ist klar und deutlich ausgesprochen, daß die vom Reichskanzler in den Schutzgebieten verliehene Reichsangehörigkeit unmittelbar, und zwar vermittelst des besonderen Rechtsaktes der Naturalisation erworben wird; es ist ferner festgestellt, daß sie auch im Falle der Aufnahme und der Anstellung als Beamter, endlich auch durch Abstammung, Legitimation und Verheiratung unmittelbar erworben wird; daß sie somit losgelöst ist von der Einzelstaatsangehörigkeit und als ein besonderes eigenartiges Rechtsverhältnis besteht; endlich daß die sich aus ihr ergebenden Rechtsfolgen die gleichen sind wie bei der im Reichsgebiet oder in den Reichslanden erworbenen Reichsangehörigkeit, abgesehen von einigen durch die staatsrechtliche Stellung der Schutzgebiete bedingten Besonderheiten in prozessualer und bürgerlich-rechtlicher Hinsicht.

Der Verlust der unmittelbaren Reichsangehörigkeit in den Schutzgebieten wird endlich durch dieselben Voraussetzungen bedingt, welche den Verlust derselben in den Reichslanden bewirken. Kurz gesagt, als ein besonderes, eigenartiges Rechtsverhältnis besteht hier die unmittelbare Reichsangehörigkeit.

III. Schluß.

§ 12.
Ergebnis

Die gewaltige Ausdehnung, welche das Reichsgebiet seit der Errichtung des Reiches gewonnen hat, bedingte eine allmähliche Ergänzung der gesetzlichen Bestimmungen über die Reichs- und Staatsangehörigkeit. Während ursprünglich eine unmittelbare Reichsangehörigkeit dem neueren deutschen Staatsrechte völlig unbekannt war, ist allmählich die Bedeutung der Reichsangehörigkeit so unendlich gewachsen, daß sie nicht mehr grundsätzlich vom Besitze der Einzelstaatsangehörigkeit abhängt, sondern als ein selbständiges Rechtsverhältnis besteht: als unmittelbare Reichsangehörigkeit.

Aber nicht nur im Staatsrecht wird die Bedeutung der Reichsangehörigkeit als eines selbständigen Rechtsverhältnisses mehr und mehr anerkannt[1]); auch das bürgerliche und das Prozeßrecht teilen diesen Standpunkt ganz entschieden. Denn dem bürgerlichen Recht und dem Prozeßrecht ist der Grundsatz, daß die Reichsangehörigkeit nur eine Folge der Staatsangehörigkeit sein kann, völlig fremd[2]).

Wenn sich daher jetzt Bestrebungen geltend machen, welche auf eine Änderung des Reichsgesetzes vom 1. Juni 1870 hinzielen[3]), weil dieses den Verlust der Reichsangehörigkeit ohne und selbst gegen den Willen[4]) ihres Trägers eintreten

[1]) Arndt S. 54; v. Stengel S. 58; Gefficken S. 11, 31.

[2]) BGB. §§ 1320, 1322, 1723, 1745, 1936; EG. zum BGB. Art. 35; CPO §§ 15, 961; StPO. § 11; FG. §§ 36, 39, 66, 73.

[3]) Deutsche Kolonialzeitg. 1897 Beilage IX; 1898 S. 226, 280; 1901 S. 221 Alldeutsche Blätter 1900 S. 468; 1901 S. 53.

[4]) Deutsche Kolonialzeitg. 1900 Nr. 48 S. 546.

läßt, ſo mag darauf hingewieſen werden, daß neben der geſetzlichen Beſtimmung des neugeſchaffenen ſtaatsrechtlichen Begriffes der Schutzgebietsangehörigkeit eine einheitliche Zuſammenfaſſung und Neuregelung der Beſtimmungen über die Erwerbung der Reichsangehörigkeit und ihr Verhältnis zur Staatsangehörigkeit und Schutzgebietsangehörigkeit ebenſo notwendig iſt.

Denn ſowie ein derartig bedeutſames Rechtsinſtitut wie die Reichsangehörigkeit unbeſtimmt iſt, wird es auch beſtritten. Im Leben der Menſchen, und weiterhin vor allem im öffentlich-rechtlichen Leben eines ganzen Volkes, ſoll jedoch Klarheit und Beſtimmtheit herrſchen.

Schon darum erweiſt ſich als unumgänglich notwendig eine geſetzliche Feſtſtellung und Beſtimmung des Begriffes der

unmittelbaren Reichsangehörigkeit.

Litteratur.

1. Arndt, Das Staatsrecht des Deutſchen Reiches. Berlin 1901.
2. Geffcken, Die Verfaſſung des Deutſchen Reiches. Leipzig 1901.
3. Jellinek, Das Recht des modernen Staates: Allgemeine Staatslehre. Berlin 1900.
4. J. L. Klüber, Das öffentliche Recht des Deutſchen Bundes. 3. Aufl. 1831.
5. Laband, Das Staatsrecht des Deutſchen Reiches. 3. Aufl., Freiburg i. B. und Leipzig 1895, 4. Aufl., in 4 Bänden, Tübingen und Leipzig 1901.
6. von Martens, Völkerrecht. Berlin Bd. I 1883, Bd. II 1886.
7. Georg Meyer, Staatsrecht. Leipzig 5. Aufl. 1896.
8. von Mohl, Bundesſtaatsrecht der Vereinigten Staaten.
9. Rivier, Lehrbuch des Völkerrechts. Stuttgart 1889.
10. von Rönne, Das Staatsrecht des Deutſchen Reiches. 2 Bd. Leipzig 1876, 1877.
11. Schulze, Preußiſches Staatsrecht. Leipzig 2. Aufl. 1886, 1888.
12. von Stengel, Die Deutſchen Schutzgebiete, ihre rechtliche Stellung, Verfaſſung und Verwaltung. München und Leipzig 1895.
13. Derſelbe, Die Rechtsverhältniſſe der Deutſchen Schutzgebiete. Tübingen und Leipzig 1901.
14. Zorn, Das Staatsrecht des Deutſchen Reiches. Berlin 1895, 1896.
15. Arndt, Die Verfaſſungsurkunde für den Preußiſchen Staat. Berlin 1894.
16. Cahn, Das Reichsgeſetz über die Erwerbung und den Verluſt der Reichs- und Staatsangehörigkeit vom 1. Juni 1870. 2. Aufl. Berlin 1896.
17. Koliſch, Die Kolonialgeſetzgebung des Deutſchen Reiches. Hannover 1896.
18. Riebow-Zimmermann, Die Deutſche Kolonialgeſetzgebung. Berlin 1. Teil 1892, 2. Teil 1898, 3. Teil 1899, 4. Teil 1900, 5. Teil 1901.
19. von Rönne, Verfaſſung des Deutſchen Reiches. Berlin 1895.
20. Das Schutzgebietsgeſetz nebſt ſeinen Ergänzungsgeſetzen. Zum Handgebrauch zuſammengeſtellt im Reichs-Marine-Amt. Berlin 1901.
21. Störk, Reichsgeſetz über das Auswanderungsweſen. Berlin 1899.
22. Alldeutſche Blätter, Jahrgang 1900, 1901.
23. Deutſches Kolonialblatt, Jahrgang 1896, 1902 Nr. 4, 5, 7, 14.
24. Deutſche Kolonialzeitung, Jahrgang 1897, 1898, 1900, 1901.
25. Preußiſches Juſtiz-Miniſterialblatt Nr. 12 vom 21. März 1902.
26. Köbner, Vorleſung über „Kolonial- und Konſularrecht“ am Seminar für orientaliſche Sprachen zu Berlin, deren Ergebniſſe in einem demnächſt erſcheinenden „Syſtem des Kolonialrechts“ niedergelegt werden ſollen.

Abkürzungen.

BGB. = Bürgerliches Geſetzbuch.
HGB. = Handelsgeſetzbuch.
FG. = Geſetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit.
CPO. = Civilprozeßordnung.
GVG. = Gerichtsverfaſſungsgeſetz.
RV. = Reichsverfaſſung.

Pr.V.U. = Preußiſche Verfaſſungs-Urkunde.
RStGB. = Reichsſtrafgeſetzbuch.
EG. = Einführungsgeſetz.
Schgg. = Schutzgebietsgeſetz.
Kgg. = Konſulargerichtsbarkeitsgeſetz.
GKG. = Gerichtskoſtengeſetz.
RG. = Reichsgeſetz.

Fig. 1

Fig. 2

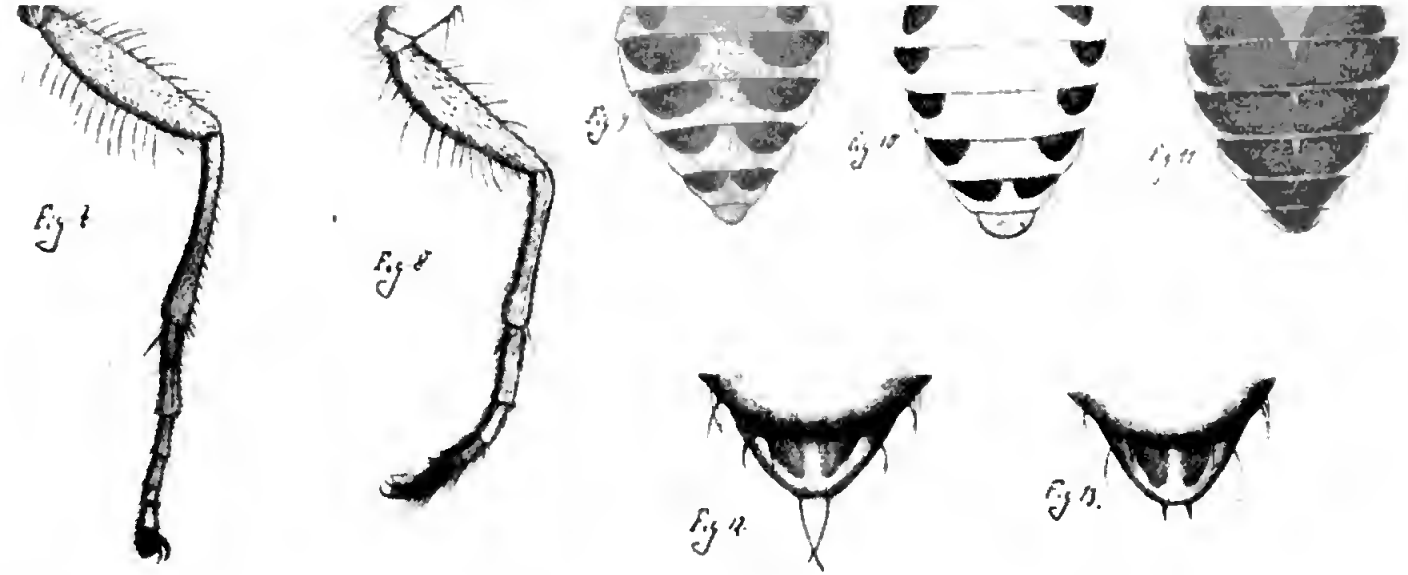
Fig. 3

Fig. 4

Fig. 5

Fig. 6

Digitized by Google



K. Grünberg fec.

Fig. 1. Glossina longipalpis Wiedem. Vergr. 3,5.
Fig. 2. Stomoxys calcitrans L. Vergr. 3,5.
Fig. 3. Kopf von Glossina longipalpis. Vergr. 7.
Fig. 4. „ „ Stom. calc. Vergr. 8.
Fig. 5. Flügel von Glossina longipalpis Wiedem. Vergr. 7.
Fig. 6. „ „ „ tabaniformis Westw. Vergr. 7.
Fig. 7. Vorderbein von Glossina longipalpis Wiedemann. Vergr. 10.
Fig. 8. „ „ „ tachinoides Westw. Vergr. 10.
Fig. 9. Glossina longipalpis. Hinterleibszeichnung des von Afzelius stammenden Exemplares. Vergr. 7.
Fig. 10. „ „ Exemplar mit stark reduzierter Hinterleibszeichnung. Vergr. 7.
Fig. 11. „ tachinoides. Typische Hinterleibszeichnung. Vergr. 7.
Fig. 12 u. 13. Glossina longipalpis Unterschied in der Scutellumbeborstung beim ♂ (Fig. 12) und ♀ (Fig 13). Vergr. 7.

Ueber die Tſetſe.

Von B. Lichtwardt, Charlottenburg und K. Grünberg, Berlin.
(Aus dem Zoologiſchen Muſeum zu Berlin.)
Mit 1 Tafel Abbildungen.

Die Frage, ob im Kamerungebiete die Glossina morsitans Weſtw. vorkomme, gab mir den Anſtoß, mich mit dieſer Fliege näher zu beſchäftigen.

Teilt man nach Prof. Dr. Friedrich Brauer „die Zweiflügler des kaiſ. Muſeums zu Wien, 1883", die Dipteren in niedrigere und höhere Formen, oder der Zeit nach in ältere oder jüngere (Orthorrhapha und Cyclorrhapha) ein, ſo ſind diejenigen die niedrigſten und älteſten, welche die urſprünglichſten Larvenformen beſitzen. Dies ſind die Orthorrhaphen, zu denen als einfachſte Larvenformen die der Mücken (Schnaken) gehören, die noch gegenſtändige Kieſer und eine äußere Kopf- und Kieferkapſel beſitzen.

Bei den Cyclorrhaphen nehmen die Kieſer der Larven eine vertikale Lage an und wirken als Haken; eine äußere Kopf- oder Kieferkapſel fehlt. Dieſe Diptera cyclorrhapha bilden die jüngſten und höchſten Formen. Ihre Larven ſtellen ſich meiſt als weißliche, walzige, glatte oder mit Kriechwulſten verſehene Formen dar, die ſich ſtets in der eigenen zu einer Tonne erhärtenden Larvenhaut verpuppen.

Beim Auskriechen wird der vordere Pol des Tönnchens von der Fliege ſelbſt mit einer Stirnblaſe, in welche Luft gepreßt wird, abgeſprengt. Die friſchen Fliegen zeigen dieſe Stirnblaſe deutlich. Etwas ſpäter, bei weiterer Abtrocknung des Tieres, verſchwindet dieſe Blaſe, welche durch eine Spalte auf der Stirn, dicht über den Fühlern, in den Kopf zurückgezogen wird.[1])

Im Gegenſatz zu den Aschiza (mit ungeſpaltener Stirn), zu welchen die ſtechenden und blutſaugenden Fliegen der Gattungen Tabanus (Bremſe), Chrysops (mit prächtigen, grünen Augen), Haematopota (Regenbremſe, blinde Fliege) gehören, nennt man dieſe Sektion der Dipteren: Schizophora (Spaltträger) und eine engere Unterabteilung Schizometopa (ſpaltſtirnige).

Zu dieſen Schizophora schizometopa (Spaltſtirnfliegen) gehören die Muscinae, deren allerweltsbekannte Vertreterin die Stubenfliege, Musca domestica L. iſt. Ihr nicht unähnlich iſt die Stechfliege Stomoxys calcitrans L., die auch unſere Wohnungen beſucht und durch ihren empfindlichen Stich ſich bemerkbar macht.

Der „Wadenſtecher" iſt beſonders in der Nähe von Pferdeſtällen häufig, weil die Larven im Pferdedung ihre Entwicklung durchmachen.

Weitere Verwandte ſind Haematobia stimulans Mg., Lyperosia irritans L., deren Namen deutlich für ihr Thun und Treiben ſprechen, und die

[1]) Bei einer friſch geſaugenen Stubenfliege genügt ein leiſer vom Hinterleibsende bis an die Augen wirkender Druck, um dieſe Stirnblaſe herauszutreiben.

Glossina morsitans Westw., die Geißel Afrikas, deren Larven ähnlich den Stomoxyslarven gebildet sein müssen, und die sich aller Voraussicht nach in ähnlichen Verhältnissen, im sumpfigen Buschland, am Dung ꝛc. entwickeln werden.

Diese Angaben über Larven und Tonnenpuppen leiten vielleicht einmal zur Auffindung der ersten Stände der Glossina, welche uns bisher noch gänzlich fremd sind.

Bevor aber die Lebensweise eines Insektes nicht genau bekannt ist, wird man auch kein Mittel zu seiner Vernichtung anwenden können.

Die Fliege selbst kennen wir schon eine recht geraume Zeit. Zuerst hat Wiedemann, außereuropäische zweiflügelige Insekten 1830, Teil II, pag. 253, die Gattung Glossina (Zungenfliege) begründet und als einzige Art darin longipalpis beschrieben und auf Tafel IX, Figur 10 a, b, c, Fliege, Kopf und Fühler, allerdings herzlich schlecht, abgebildet. Die Beschreibung, dem damaligen Stande der Dipterologie angemessen, läßt manches vermissen, was zur guten Kennzeichnung nötig ist; doch reicht sie aus, um Gattung und Art zu erkennen. Von den Fühlern lesen wir nur, daß die Fühlerborste oberseits lang gefiedert ist. In der That ist jedoch jede einzelne Fieder wie bei einem Federfächer wiederum gefiedert. Von dem Flügelgeäder ist überhaupt nicht die Rede, obwohl es im Vergleich zu demjenigen von Stomoxys ꝛc., so merkwürdig geschwungen ist, daß es ein vorzügliches Kennzeichen der Fliege bildet.

Die Hauptsache aber bleibt doch der lange, dünne Stechrüssel, welcher so lang wie das Rückenschild ist und an der Wurzel eine zwiebelförmige Verdickung trägt. Die ihn ihm Ruhestande deckenden Palpen sind wagerecht vorgestreckt und von gleicher Länge, linear und mit sehr feinen, kleinen Börstchen besetzt; unter diesen fallen in der Mitte der Palpen an ihrer Außenseite einige Dörnchen auf; einige solche befinden sich auch an der Spitze jeder Palpe.

Beim Stechen trennt sich der Stechrüssel von den Tastern und wird senkrecht gestellt.

Herr Regierungsrat Dr. Franz Stuhlmann hat in: „Berichte über Land- und Forstwissenschaft in Deutsch-Ost-Afrika, Kais. Gouvernement Dar-es-Salâm, Band I, Heft II, 137—153, — Notizen über die Tsetsefliege und die Surrahkrankheit" — diesen Umstand erwähnt und erklärt die Stellung des Rüssels als eine Folge der Tötung der Fliege in Alkohol. Die Verwandten betragen sich jedoch, wie geschildert, im Leben, woraus gefolgert werden kann, daß die Glossina es ihnen gleichthut.

In dieser Arbeit wird über die von der Tsetse hervorgerufene Surrahkrankheit berichtet, daß Professor Dr. Robert Koch 1897 festgestellt hat, daß der Erreger der Krankheit ebenso wie in Indien, wo man das übertragende Insekt noch nicht kennt, in Afrika gleichfalls ein Geißelinfusor — eine Trypanosoma-Art — ist; außerdem gelang es Koch aber nachzuweisen, daß es sich dabei um zwei zwar sehr ähnliche, aber doch morphologisch verschiedene Arten von Trypanosoma handelt. Die Annahme der Indier, daß in ihrem Lande die Surrah durch das Wasser verbreitet wird, wird dadurch erklärlich. Über diese Verhältnisse, die in ausgezeichneter Weise dargestellt sind, mag dort nachgelesen werden; hier soll uns vorzüglich der dipterologische Teil beschäftigen.

Nach der bei Wiedemann folgenden Beschreibung könnte man die Art selbst auch nur unsicher bestimmen, wenn uns nicht glücklicherweise die Type er-

halten geblieben wäre. Das Stück befindet sich auf dem Zoologischen Museum in Berlin, ist auf eine sehr dicke Stecknadel gespießt und trägt einen Zettel von altem Büttendruckpapier, wie es um 1800 im Gebrauch war „Sierra-Leone, Afzelius".[1]) Nach diesem Exemplar hat Wiedemann seine longipalpis beschrieben.

Von der tödlichen Wirkung des Stiches der Glossina für das Vieh finden wir bei J. O. Westwood die erste Nachricht, wenn nicht eine Karte von Südafrika, auf welche Harris um 1837 die Worte — Land mit vielen, für das Vieh verderblichen Fliegen — geschrieben hatte, als solche gelten soll.

Sicher ist, daß 1850 der Engländer Gordon Cumming, in „Five years of a hunters life in South Africa" II, 220—227" die ersten verläßlichen Angaben macht.

Cumming war von Eingeborenen gewarnt worden, gegen den Limpopo vorzudringen. Er schlug die Warnung in den Wind und mußte den Versuch mit dem Verlust seiner Zugtiere bezahlen.

Prof. Westwood empfing um dieselbe Zeit von Kapitän Franc Vardon gesammelte Fliegen und beschrieb in Proc. Ent. Soc. London 1850, 258—268 drei neue Arten und nennt sie morsitans, tachinoides, tabaniformis. Damit führte er den Beweis, daß es nicht eine Tsetse, sondern mehrere Arten gäbe.

Diese Beschreibungen sind ähnlich der von Wiedemann auf die Farbe basiert. Daß diese durchaus nicht verläßlich ist, hat auch Stuhlmann bei Untersuchung seiner Exemplare gefunden; kaum zwei Tiere zeigen dieselbe Thoraxzeichnung. Von der Beborstung, Behaarung, vom Bau des Chitinskeletts, das allein verläßliche Merkmale zur Bestimmung der Art giebt, findet sich fast nichts.

Seine Beschreibung von morsitans paßt nun Wort für Wort auf longipalpis Wied., die charakteristische Zeichnung des Hinterleibes „segmento basali utrinque macula parva laterali nigra, singulo segmentorum quatuor proximorum ad basin fascia nigricanti, in medio interrupta, notatis" — ist kaum schärfer zu beschreiben und endlich ist die Type auf dem Berliner Zoologischen Museum der letzte Beweis für die Identität. Zwei andere Exemplare neben der Type mit kleinen lila Zettelchen (Kennzeichen der Löw'schen Sammlung) „N'Gami, Wahlberg" sind dieselben Tiere.

So schön der Name „morsitans" auch auf die Fliege paßt, so muß doch der alte Wiedemann nach dem Gesetze der Priorität zu seinem Rechte kommen und die Art fortan genannt werden: Glossina longipalpis Wiedm. (1830), syn.: morsitans Westw. (1850).

Die weiteren Westwoodschen Beschreibungen kennzeichnen gute, selbständige Arten: tachinoides und tabaniformis.

Van der Wulp giebt in der „Tijdschrift voor Entomologie s'Gravenhage" 1884, 143—150 eine Uebersicht der Litteratur der Tsetse, die recht in-

[1]) Adam Afzelius war ein schwedischer Naturforscher, der sich 1792 in die englische Kolonie Sierra Leone begab und nach zwei Jahren von dort zurückkehrte, nachdem er fast seine ganzen Sammlungen bei der Plünderung der Kolonie durch die Franzosen verloren hatte.

tereſſant iſt. Für die Kennzeichnung der Arten kann er nichts thun, weil er von den „ſeltenen" Tieren nur 2 Stücke geſehen hat.

Bigot giebt 1885 in den Annales Soc. Ent. de France 121—124 eine Beſtimmungstabelle. Darin beſchreibt er eine Glossina ventricosa aus — Auſtralien? — iſt aber ſelbſt nicht ſicher, ob die Angabe des Vaterlandes richtig iſt.

Sollte in Auſtralien die Surrahkrankheit auch vorkommen, ſo wäre es nicht unmöglich, daß Gl. ventricosa der Überträger iſt.

Lingard, Koch, Stuhlmann geben an, daß in Oſtindien und Java im Blute der Ein- und Zweihufer Trypanosoma Evansii gefunden iſt; den Überträger kennt man dort nicht.

Eine wichtige Frage iſt es, ob nur das Weibchen wie bei Anopheles, Culex, Tabanus etc. ſticht oder auch das Männchen. In den Sammlungen befinden ſich mehr Männchen wie Weibchen. Iſt der Querſchnitt des Rüſſels bei den Geſchlechtern verſchieden?

Die Unterſuchung des ziemlich reichen Materials des Berl. Zool. Muſeums, über welches ich ſpäter genauer berichte, hat mir gezeigt, daß die Männchen von den Weibchen außer durch das eingeſchlagene Hypopyg mit den Genitalanhängen in Form einer Zange, durch die Beborſtung des Schildchens getrennt ſind. Die Männchen haben an der Spitze des Schildchens zwei lange, oft ſich kreuzende Borſten (Fig.12); die Weibchen an derſelben Stelle zwei kurze, ſtarke Dornen (Fig. 13). Unklar iſt mir was Brauer meint, wenn er das scutellum „ad basin et apicem bituberculatum" nennt.

Darnach läßt ein Blick auf die Stuhlmanniſche Abbildung erkennen, daß ein Männchen vorgelegen hat. Die Zeichnung der Seitenanſicht beſtätigt noch dieſe Annahme, denn die letzten Ringe des Hinterleibes ſind deutlich kleiner und nach unten geneigt, ſo daß ſie die eingeſchlagene Genitalzange wohl tragen können. Bei trockenen Tieren iſt dieſe Zange meiſt dem eingetrockneten Bauche angeſchmiegt und nicht ſichtbar.

Die Schildchenborſten an der Seite ſind bei beiden Geſchlechtern gleich lang. Weil ich gerade von der Beborſtung ſpreche, will ich gleich vorausſchicken, daß von den zahlreichen Exemplaren des Zoologiſchen Muſeums kaum eines eine volle Beborſtung trägt; bei der Beſtimmung ein äußerſt ſtörender Übelſtand.

Außer den genannten Arten hat nun Bigot noch zwei Arten „Ann. Soc. Ent. France" 1891, 377—378 in Diptères d'Assinie — Glossina grossa und pallicera veröffentlicht. —

So ſchwierig auseinander zu haltende Arten, wie die Glossina (Muscinae überhaupt) es ſind, ſoll man nicht nach einem einzigen Stücke beſchreiben, zumal wenn man hinter das Geſchlecht ein Fragezeichen ſetzen und in Klammern die Worte einſchalten muß: (peut-être n'est ce encore qu'une simple variété?). Von ſolcher Arbeit iſt die Angabe, daß Glossina in Assinie vorkommt, das einzig brauchbare.

Unter denſelben Geſichtswinkel fällt die Walkerſche Beſchreibung von fuscus „List Dipt. Ins. Brit. Mus. 1849, 682" — „patria ignota"!

Das wären alſo 7 beſchriebene Arten. Die vollſtändige Litteratur folgt am Schluſſe des Artikels.

Das Zoologiſche Muſeum in Berlin beſitzt zahlreiche Glossinen ſowohl geſpießt als auch in Alkohol.

Außer der oben bereits genannten Type von Wiedemann aus Sierra-Leone (Aſzelius) und den beiden Stücken aus N'Gami (Wahlberg) aus der Löwſchen Sammlung finden ſich weiter vor:

1 Ex. 6517 Guinea (Weſtermann) mit dem Zettel longipalpis Wied. = morsitans Westw.; daneben ein Stück Chinchoxo (Güſsfeldt); 6518 N'Gami (Wallengreen) 2 Tiere an einer Nadel ſec. Bigot; einige Ex. von Kawende, öſtlich Tanganjikaſee (Reichardt); zahlreiche Ex. aus Togo, Miſahöhe (Baumann); Buša, Barombi, Victoria, Kamerun (Preuß); Moſchi, Kilimandſcharo (Merker). — Dieſe Tiere gehören teils zu longipalpis (morsitans), teils zu tachinoides.

Unter tabaniformis: Togo: Bismarckshöhe (Conradt); 7357 Sanſibar (Hildebrandt); Stanley-Pool.

Eine Reihe zwiſchen „Dambae und Pädſhú 8. VII. 99 (Graf Zech) geſammelter Tiere ſind in Düte oder Brief breitgedrückt; ſie laſſen ſich aber ſicher als longipalpis erkennen. Meine Sammlung enthält: tabaniformis aus Joh. Albrechtshöhe, Kamerun (Conradt) und Nguelo, Uſambara; tachinoides aus Victoria, Kribi, Johann-Albrechtshöhe, Kamerun; Miſahöhe, Togo.

Dieſe Aufzählung giebt den beſten Begriff von der geographiſchen Verbreitung der Glossina.

Bei dem Suchen nach den für die Unterſcheidung brauchbaren Merkmalen bin ich auf den intereſſanten Umſtand geſtoßen, daß ſich tabaniformis Weſtw. von den Verwandten durch ein an den Seiten mit langen, ſeidigen, hellen Haaren beſetztes Schildchen unterſcheidet. Bei den anderen Glossinen ſind die Schildchenſeiten kahl oder nur mit Spuren heller Härchen beſetzt. Außerdem iſt die kleine Querader verdickt und mit einem braunen Hof umgeben. Der Hinterleib iſt braun, faſt ohne Zeichnung, gegen die Spitze hin etwas dunkler; auch die Größe 12—13 mm macht die Art kenntlich.

Longipalpis Wied., zu welcher Art die Stuhlmannſchen Exemplare von Kilwa-Barikiwa (Knochenhauer) gehören, hat an der Baſis des Metatarſus des Vorderfußes hinten, außen, einen ziemlich ſtarken Dorn (Fig. 7). Auf der Stuhlmannſchen Zeichnung Nr. 11 iſt derſelbe deutlich ſichtbar. Bei tachinoides Westw. iſt dieſes Dörnchen wohl vorhanden, aber ſo klein, daß es in dem die Ferſe unten bekleidenden Tomente faſt verſchwindet (Fig. 8).

Die Hinterfußtarſen ſind hier alle fünf ſchwarz; nur die äußerſte Baſis eines jeden Gliedes iſt an der Gelenkſtelle hell.

Bei longipalpis dagegen ſind die drei erſten Tarſenglieder der Hinterbeine hell gefärbt und nur das vierte und fünfte ſchwarz, mit je heller Baſis.

Den Unterſchied der charakteriſtiſchen aber ſehr abändernden Hinterleibszeichnung werden am beſten die folgenden Bilder zur Anſchauung bringen (Fig. 9 u. 10).

Ich will hier auf einen Irrtum in der Stuhlmannſchen Schrift aufmerkſam machen. Seite 144 heißt es: „Bei Gl. tachinoides ſoll nur ein Paar großer brauner Flecke vorhanden ſein.“ — Seite 144 iſt die Weſtwoodſche lateiniſche Diagnoſe abgedruckt, in der es heißt: „abdominis dorso carneo griseo (dieſe beiden Worte ſind im Original durch Bindeſtrich verbunden und gehören zuſammen) segmento singulo maculis duabus maximis fuscis,“ — d. h. Hinter-

leibsrücken fleiſchfarbiggrau, jedes einzelne Segment mit zwei ſehr großen, braunen Flecken — oder wie es Weſtwood in der engliſchen Erläuterung ſeiner Diagnoſe ausdrückt: „The upper side of the abdomen may be described as of a brown colour, with the lateral and posterior edges and an ill-defined longitudinal central band of fleshy ash.“ (Fig. 11.)

Herr Regierungsrat Dr. Stuhlmann hat die übrigens recht wenig kennzeichnenden Abbildungen Weſtwood's nicht einſehen können, ſonſt hätte er ein anderes Bild von der tachinoides erhalten.

Aus dem Vorſtehenden erhellt, daß drei gute Arten beſtehen, welche folgende Tabelle am beſten auseinanderhalten wird.

Glossina Wied. 1830.

1. Schildchen an den Seiten mit langen hellen ſeidigen Haaren beſetzt; große Art (12—13 mm) mit langen an der kleinen Querader dunkel gefleckten Flügeln; Schienen und Tarſen mit kleinen, deutliche ſchwarze Linien bildenden, Börſtchen beſetzt . . . . . tabaniformis Westw.
— — an den Seiten kahl oder faſt kahl; kleinere Arten (8—9 mm); Flügel gleichmäßig getrübt 2

2. Vordermetatarſus mit deutlichem Baſaldorn; die beiden Endglieder der Hintertarſen ſchwarz; Hinterleib hell mit in der Mitte breitgetrennten Vorderrandsbinden . . . . . longipalpis Wied.
— — mit ſehr undeutlichem Baſaldörnchen; alle Glieder der Hintertarſen ſchwarz; Hinterleib dunkel mit heller, dreieckiger mit der Baſis nach vorn liegender Rückenſtrieme und ſehr ſchmalen hellen Segmenthinterrändern tachinoides Westw.

Glossina longipalpis Wied.

Wiedemann: Außereur. zweifl. Inſ. II. 1830, 254 Taf. IX. Fig. 10. (longipalpis).

Robineau-Desvoidy: Myodaires 1830. (Nemorhina palpalis).

Macquart: Suit à Buff. Dipt. II 1835, 245 Pl. 16 Fig. 8 (longipalpis).

Macquart: Dipt. exot. 3, 113 Pl. 14 Fig. 1 und Suppl. IV 239 Pl. XXII Fig. 4. (longipalpis).

Weſtwood: Proc. Zool. Soc. Lond. 1850, 261 Pl. XIX Fig. 1. (morsitans).

Schiner: Novarareise. Dipt. 1868, 311. (longipalpis).

Bigot: Ann. Soc. Ent. France 1885, 112. (longipalpis und morsitans).

Stuhlmann: Bericht Land-Forſtw. D.-Oſtafrika I. 1902, 141. (morsitans).

Vorkommen: Sierra-Leone (Aſzelius); N'Gami (Wahlberg); Togo; Kiſuani; Kilwa; Moſchi; Kilimandſcharo (Merker); Dambae-Baedſhu (Graf Zech 8. VII. 99).

Glossina tachinoides Westw.

Weſtwood: Proceed. Zool. Soc. Lond. 1850, 267 Pl. XIX. Fig. 2. (tachinoides).

?Walker: List Dipt. Ins. Brit. Mus. 1849, 682. (fuscus).

Bigot: Ann. Soc. Ent. France 1885, 122. (tachinoides).

?Bigot: Dipt. d'Assinie; Ann. Soc. Ent. France LX. 1891, 378. (pallicera).

Vorkommen: Guinea (Weſtermann); Chinchoxo (Güßfeldt); Miſahöhe, Togo (Baumann); Buea, Victoria, Barombi, Kribi, Kamerun (Preuß); Joh. Albrechtshöhe, N.-Kamerun (Conradt).

Glossina tabaniformis Westw.

Weſtwood: Proceed. Zool. Soc. Lond. 1850, 268 Pl. XIX. Fig. 3. (tabaniformis).

Bigot: Ann Soc. Ent. France 1885, 123. (tabaniformis).

? Bigot: Dipt. d'Assinie; Ann Soc. Ent. France LX. 1891, 377 (grossa).

Vorkommen: Sanſibar (Hildebrandt); Bismarcksburg, Togo (Conradt); Stanley-Pool; Joh.-Albrechtshöhe, N.-Kamerun (Conradt); Nguelo, Uſambara; Dar-es-Salâm.

Aus dieſen Unterſuchungen und Angaben über die Verbreitung geht mit Sicherheit hervor, daß die Glossina longipalpis Wied. in Kamerun noch nicht gefunden worden iſt.

Herr Dr. Preuß, Leiter des botaniſchen Gartens in Victoria-Kamerun teilt aber mit, daß das Vorkommen von Trypanosoma in Kamerun ſicher nachgewieſen iſt.

Darnach iſt mit ziemlicher Beſtimmtheit anzunehmen, daß in Kamerun die Glossina tachinoides die Überträgerin der Krankheit iſt.

Über das Verhalten der Gl. tabaniformis Weſtw., deren Vorkommen bei Dar-es-Salâm Dr. Stuhlmann (Land u. Forſt. D.-Oſtafrika 1902, 173—175) meldet, fehlt noch jede ſichere Nachricht.

Bei der Unterſuchung des vorliegenden reichen Materials iſt es beſonders auffällig, daß faſt zwei Drittel aus männlichen Tieren beſtehen. Es wäre von Wichtigkeit, feſtzuſtellen, ob nur die Weibchen, wie bei Culex, Anopheles, Tabanus etc. ſtechen, oder ob auch die Männchen dazu imſtande ſind.

Bei der überwiegenden Zahl der Männchen unter den gefangenen Fliegen iſt das letztere wahrſcheinlich.

Ob die Haustiere ſtets an den Folgen des Stiches der Tſetſe zu Grunde gehen oder ob Pferde und Ochſen in gewiſſen Fällen immun werden, wie Stuhlmann von wilden Büffeln, Hunden und Ziegen berichtet, iſt eine weitere, offene Frage.

Aus Südafrika wurde in letzter Zeit öfters über „geſalzene" Pferde berichtet. Sollte damit Tsaltsalya, ein anderer Name der Tſetſefliege, zuſammenhängen und damit gemeint ſein, daß dieſe Pferde gerade gegen die Folgen des Tſetſeſtiches geſeit ſind?

Dieſe und ähnliche Fragen können freilich nur durch mühſame Beobachtungen an lebenden Tieren beantwortet werden und harren der Löſung durch unſere Forſcher, welche im fernen Afrika weilen.

Wenn dieſe Zeilen dazu helfen, anregen und die ſichere Beſtimmung der beobachteten Fliegen ermöglichen, ſo wird ihr Zweck damit voll erreicht ſein.

Litteratur.

Wiedemann, Ch. R. W.: Außereuropäiſche zweiflügelige Inſekten, 1830, 253—54 Taf. IX, Fig. 10.

Robineau-Desvoidy: Myodaires, 1830.

Macquart, M.: Suit à Buffon, Dipt. II, 1835.

Derſelbe: Diptères exotiques 1838—1855.

Weſtwood, J. O.: Observations of the destructive species of dipterous insects, known in Africa under the names of Tsetse, Zimb and Tsaltsalya (Proceedings of the Zool. Society of London, XVIII, 1850, 261).

Derſelbe: Memoir on the Tsetse and other destructive species of Flies found in tropical Africa (Ann. and Magaz. of nat. history, 2d series X, 1850).

Roquette, A: Sur une mouche vénimeuse de l'Afrique méridionale (Glossina morsitans). (L'Institut XX, 1852.)

Oswell, W.: Transactions of the Ent. Soc. of Lond. new Ser. II (1853) Proceedings p. 96 over Glossina morsitans Westw.

Schaum: Berichte über die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen im Gebiete der Entomologie, 1851, 132 und 1852, 128.

Livingſtone: Petermanns geographiſche Mitteilungen 1857, 526.

Caſtelneau, L. de: Sur la Tsetse (Glossina morsitans) de l'Afrique australe (comptes rendus XLVI No. 21, 1858).

Weſtwood, J. O.: Upon the distinction of the Tsetse from Oestrus (Transact. Entom. Soc. Lond. new series, IV, 1858, 89).

Coquerel: Annales de la Soc. Entom. France 1858, Bulletin p. CCXXVI.

Walker, F.: (List Dipt. Ins. Brit. Mus. III, p. 682). Beſchreibung einer Gloſſina unter dem Namen „Stomoxys fuscus“ ohne Vaterlandsangabe.

Hartmann: Surita, die giftige Fliege des Sudan (Sitzungsberichte der Geſellſchaft nat. Freunde 1861, März, pag. 3).

Jaennicke, F.: Ergänzungsblätter zur Kenntnis der Gegenwart, Band III, 1868, 680.

Schiner, J. R.: Diptera der Novara-Reiſe, p. 311.

Kirk, John: On the „Tsetse“ Fly of tropical Africa (Glossina morsitans Westw.) in Proceed. Linnean Soc. Lond. vol. VIII, 149.

Hartmann: Über die Tſetſe (Sitzungsber. naturf. Freunde 1877, 205—6).

Weſtwood, J. O.: Matahele Land and the Victoria Falls from the letters and journals of the late Frank Oates. Appendix IV. Entomology (1882) mit Abbildungen.

Mac Leay, W.: Note on a reputed poisonous Fly of New Caledonia (Proceed. Linnean Soc. of New South Wales, VII, 1882, 202). Handelt über eine Somoxys — „mouche charbonnense“ — „poisonous or pestilential fly“ — Glossina-art? ſiehe Bigot: Glossina ventricosa Auſtralien?

Bigot, J.: Bulletin des séances de la société entomologique de France, 1883, p. 146. Ankündigung der folgenden Arbeit.

Van der Wulp, F. M.: Jets over de Tsetse Vlieg (Tijdschrift voor Entom. 1884, 143—150).

Schoch: Die Tſetſe-Fliege Afrikas (Mitt. ſchweiz. Ent.-Geſ. Schaffhauſen 1884. Vol. VI, Heft 10, 685—6).

Bigot, J.: Diptères nouveaux ou peu connus. 26. part. Glossina. (Ann. Soc. Ent. France 1885, 121—124.) Beſtimmungstabelle und Beſchreibung der Gl. ventricosa aus Auſtralien.

Derſelbe: Diptères d'Assinie. Ann. Soc. Ent. France 1891, 377—78; (Gl. grossa und pallicera Beſchreibung).

Stuhlmann, Dr. Franz: Notizen über die Tſetſefliege (Glossina morsitans Westw.) und die durch ſie übertragene Surrahkrankheit in Deutſch-Oſtafrika. Mit 4 Textabbildungen und Taf. I—II. (Berichte über Land- und Forſtwirtſchaft in Deutſch-Oſtafrika, kaiſ. Gouv. Dar-es-Salâm I. 1902, 1—153).

Derſelbe: Vorkommen von Glossina tabaniformis Westw. bei Dar-es-Salâm (loc. cit. I, 1902, 173—176 mit Textbild).

Chinas Hof und Staat.

Vortrag gehalten im Deutſchen Kolonialheim zu Berlin am 1. April 1902 von Oberleutnant F. von Rauch.

Meine Herren!

Sie haben unlängſt von General von Gayl gehört, daß ein Hauptfaktor für den Ausbruch der Unruhen 1900 die im chineſiſchen Volke herrſchende Unzufriedenheit mit den Maßnahmen des Hofes und der Staatsbehörden geweſen ſei.

Zum beſſeren Verſtändnis dieſer Volksſtimmung dürfte Ihnen einmal eine Beleuchtung der Verhältniſſe an jenem bisher ſo geheimnisvollen aſiatiſchen Hofe, ſoweit ſie ſich während der Okkupation Pekings beobachten ließen und dann ein Einblick in das Weſen und die Organiſation der Staatsmaſchine, willkommen ſein.

Die ſeit 1644 regierende Dynaſtie Tſching iſt, wie Sie wiſſen, nicht chineſiſcher Herkunft, ſondern ein mongoliſch-mandſchuriſches Rittergeſchlecht, das ſich mit hervorragender Tapferkeit und Energie des Thrones im himmliſchen Reich der Mitte bemächtigt und denſelben trotz mancher Widrigkeiten bis heute zu behaupten gewußt hat. So bedeutend iſt gleich im Beginn ihrer Herrſchaft der Einfluß und die eiſerne Willensſtärke dieſes Geſchlechtes geweſen, daß es die ſtarren, verſteinerten Gebräuche der unterjochten Nation brechend, Zopfzwang und abweichende Tracht rigoros einführte und durchſetzte. Die koloſſale Zwingburg Peking iſt ein Markſtein der Energie und des prätentiöſen Machtbewußtſeins dieſes nüchternen barbariſchen Volkes in Waffen und ſeines verſchloſſenen leitenden Geſchlechtes. — Die zahlloſe Schar kaiſerl. Prinzen, die teils in hohen Staatsämtern, teils in beſchaulicher Muße in der Reichshauptſtadt am kaiſerl. Hofe oder in ihren eigenen Paläſten lebt, iſt auf das komplizierte Hausgeſetz zurückzuführen, wonach erſtens ſämtliche Nachkommen des erobernden Geſchlechtes, alſo des Kaiſers Shun Chih und ſeiner nächſten Verwandtſchaft, den Titel von Prinzen des kaiſerlichen Hauſes in 12 Graden erhielten, zweitens die Deszendenten der Fürſten, die ſich an der Eroberung Nordchinas als Vaſallen der Dynaſtie beteiligten, zuſammengefaßt als die 8 Hauptfürſtenhäuſer oder die 8 Eiſenkappenfürſten das Recht genießen, in perpetuum den Titel kaiſerl. Prinzen 1. oder 2. Grades zu führen. Da der Kinderſegen bei den Mandſchuren nun kaum geringer zu ſchätzen iſt, als der der Chineſen ſelbſt, ſo hat ſich ein ganzes Heer von hochtitulierten Prinzen, Herzögen und Edlen herangebildet. – Die engere kaiſerliche Familie indeſſen ſetzt ſich zuſammen aus der Deszendenz des 1850 verblichenen Kaiſers Tao kuang bezw. ſeiner nunmehr ebenfalls ſämtlich verſtorbenen 9 Söhne, die man im Volksmunde nicht mit ihrem Namen, ſondern mit der betreffenden Ordinalzahl zu bezeichnen pflegt. Analog ſind dann auch ihre Paläſte numeriert; beiſpielsweiſe heißt es ſelten, der Palaſt des Prinzen Chun (Chun Wang fu), ſondern vielmehr der Palaſt des ſiebenten Herrn Prinzen, „Tchi ye wang fu.“ Die Zahl der lebenden Söhne, Enkel und Urenkel betrug Mitte vorigen Jahres 27, zu denen wohlgemerkt der

vielgenannte Prinz Tſching, der Friedensunterhändler nicht gehört, wohl aber der eben ſo bekannte Unruheſtifter und Fremdenfreſſer Prinz Duan. Letzterer iſt ein Sohn des fünften Prinzen, erſterer ein Bruderſohn des Kaiſers Tao kuang. Sämtliche majorenne Prinzen, auch die Familienchefs der Eiſenkappenfürſten, ſind apanagiert und zwar nach beſtimmtem Reglement und nach Maßgabe ihrer Stellung im Staatsdienſt, ihrer Rangverhältniſſe bei Hofe und ihres eigenen Beſitzes an Kapital oder Liegenſchaften. Mir iſt beiſpielsweiſe bekannt, daß der Prinz von Jui, Chef der zweiten Eiſenkappen-Familie, ein armer Schlucker ohne Staatsamt, vierteljährlich etwa 1500 taels Apanage empfängt, mit welcher Summe er bei einer ſtarken Familie natürlich keine großen Sprünge machen kann. Sein Palais oder Fu, unweit des ehemaligen Tſungli Yamen gelegen, iſt dann auch ein recht beſcheiden und nicht gar fürſtlich ausgeſtatteter Komplex. Die Prärogativen dieſer Prinzlinge, die nicht gleichzeitig hohe Ämter bei Hofe, in der Mandſchuarmee oder bei der Regierung bekleiden, ſind recht nominell, d. h. ſie werden zu gewiſſen Hoffeſtlichkeiten, vor allem dem Neujahrsempfang herangezogen, ſie haben in ihrer Umgebung dienſttuende mandſchuriſche Bannerleute, ihre Palankins[Sänften] ſind mit Abzeichen verſehen, die ſie berechtigen, bis zu gewiſſen Toren und Höfen der Kaiſerſtadt ſich tragen zu laſſen, während ſelbſt hohe aber chineſiſche Beamte jene Wege nur zu Fuß zurücklegen dürfen und ähnliche Äußerlichkeiten noch mehr. Handelte es ſich für einen ſolchen Duodezfürſten aber darum, in eigener Angelegenheit beiſpielsweiſe bei Li hung Chang eine Audienz zu erwirken, ſo koſtete ihm das Tage, wenn nicht Wochen und ſehr viel nicht zu kleine Münze. Die Dienerſchaft der Großen und Einflußreichen im Lande lebt eben von den Petenten, gerade wie der Einflußreiche ſich ſeine Fürſprache oder ſein Wohlwollen in bar bezahlen läßt, worauf ich ſpäter zurückzukommen mir geſtatten werde. Das Vermögen bezw. der Grundbeſitz der Prinzen kann in einigen Ausnahmefällen nur als bedeutend bezeichnet werden, zu dieſen zählt der Chef der 4. Eiſenkappenfamilie, der Prinz von Su, deſſen ausgedehnte Palaſtanlage während der Belagerung der Geſandtſchaften zerſtört wurde und nunmehr in den Komplex des neuen befeſtigten Geſandtſchaftsviertels hineingezogen worden iſt, ferner der Prinz von Li (di yi Tieh Maotze Wang) oder der erſte Eiſenkappenfürſt, deſſen Palaſt nach Befreiung Pekings ſo unliebſamer Beſuch durch Biſchof Favier und ſeine Getreuen zu teil wurde und deſſen Vermögenslage durch eben dieſen Beſuch nicht ſonderlich gehoben ſein dürfte.

An prinzlichen Paläſten giebt es innerhalb der Stadtmauern eine erhebliche Zahl; ſie ſind an Bedeutung und Ausdehnung naturgemäß ſehr verſchiedenartig. Als Typus einer großartigen Anlage nenne ich den Palaſt des 7. Prinzen, oder ſeines jetzigen Inhabers, unſeres Bekannten, des Sühneprinzen Chun, im Norden der Stadt gelegen, durch eine wohl 7 Meter hohe Mauer aus grauem Backſtein, dem hauptſächlichſten Baumaterial Pekings, von dem Getriebe der Stadt abgeſchloſſen und nur durch 2 Tore von Süden her zugänglich, von denen das eine in der Regel auch noch geſchloſſen iſt. Die durchwegs einſtöckigen aber geräumigen Häuſer enthalten 1—5 Gemächer, empfangen Licht und Luft von Süden und ſind gediegen aber einfach, nach unſern Begriffen ungemütlich eingerichtet. Das Dach iſt der wirklich ornamentale Teil. Der Zimmerboden aus Flieſen liegt gewöhnlich 3—4 Stufen über dem Erdboden und wird im Winter unterirdiſch gewärmt. Eine große Rolle ſpielen hier, wie in allen Paläſten, die ich zu Geſicht bekommen

habe, draußen vor den Veranden die steinernen Löwen, drinnen als Zimmerschmuck die europäischen Stutz- und Standuhren aus Bronze, Stein, besonders Alabaster und edlen Hölzern, die sich in manchen Gemächern zu Dutzenden finden, ferner die Etagèren mit Nippes aus Cloisonné, Jade, Porzellan und zierliche Schnitzarbeiten aus Rotlack, Elfenbein und Ebenholz; die Gestelle mit künstlichen Fruchtbäumchen, die Schreine aus Perlmutter, Eisvogelfedern und Elfenbein, auf den „Kangs" oder gemauerten Ruhelagern die prächtig gestickten Kissen mit quer drauf gestellten Bänkchen oder Tischchen, um mit Behagen und Bequemlichkeit Thee zu trinken, Früchte und Süßigkeiten zu knabbern und zu rauchen. Das Studierzimmer schmücken hohe unregelmäßige Gestelle mit den in Seide gebundenen Klassikern und den von Weisheit triefenden philosophischen Schriften, Landkarten japanischen Ursprungs, wertvolle Gemälderollen, sogar ein Globus nebst einer Rechenmaschine.

Der Empfang eines gewöhnlichen europäischen Sterblichen fand hier, wie ähnlich bei anderen kaiserlichen Hoheiten, in folgender Weise statt. Nach dem Passieren des ersten Tores und seines in diesem Falle japanischen Wachtpostens befindet man sich in einem Vorhofe, in dem man vom Pferde bezw. aus dem Wagen steigt, und begiebt sich zu einem der faul herumlungernden chinesischen Polizisten, von dem man sich samt Dolmetscher durch ein zweites Tor in einen riesigen totenstillen Hof und in diesem zu einem Dienerzimmer führen läßt. Hier giebt es eine längere Debatte, bis sich ein schmieriger, fetter Diener entschließt, unsere Karten und die Anmeldung zu übernehmen. Es vergehen dann 5—10 Minuten, die wir in dem übelriechenden Zimmer zwischen Dienern, Soldaten und Kulis zu verbringen haben, wenn wir es nicht vorziehen, mitten im Hofe zu warten. Endlich erscheint, verhältnismäßig eiligen Schrittes, ein, sagen wir, dienstuender Kammerherr, oder Mandschubanneroffizier, der sich äußerlich von den Kulis kaum unterscheidet, höchstens durch nachlässigere, noch schmierigere Gewandung und längere Fingernägel. Er bedeutet uns, der Besuch sei S. K. Hoheit angenehm und bittet neuerdings um eine Visitenkarte. Mit dieser in erhobenen Händen schreitet er uns würdig und äußerst gemessen voraus; kotoyiert und gefolgt werden wir von einer Horde von schwatzenden und grinsenden Dienern. Wir passieren ein drittes Tor von steinernen Löwen, wie immer, flankiert, einen dritten Hof, ein viertes Tor, einen geschmackvoll angelegten Garten mit Teich- und Tuffsteingebirgen, eine gefährlich morsche Holzbrücke und betreten ein Häuschen, eine Art Wartezimmer ohne Sitzgelegenheit, und werden hier zu neuerlichem Halten genötigt. Durch die gegenüberliegende Tür sehen wir auf den innersten Hof und halbrechts auf das Empfangshaus, vor dessen Tür es jetzt lebendig wird. Prinz Tchun baarhäuptig mit seinen Brüdern Yün und Tao, umringt von 1½ Dutzend Trabanten, steht auf der obersten Stufe zwischen den grinsenden Löwen und giebt ein Zeichen, mich avanzieren zu lassen. In dem Maße, wie ich meinerseits vorrücke, nähert sich der Prinz mit Gefolge, so daß wir auf der Hofesmitte zusammenprallen. Heftiges Händeschütteln nach 3 Verbeugungen meinerseits, die er leicht erwidert hat, dann durch den Dolmetscher Frage und Gegenfrage nach dem Befinden, hierauf ähnliche Begrüßung mit den Herzögen Yün und Tao; ersterer ein dicker, großer, gesunder Bursche von 15 oder 16, Tao ein hübscher zierlicher Knabe von etwa 13 Jahren mit sehr intelligenten Augen und einem schelmischen Ausdruck. Nach chinesischer Sitte sich zu begrüßen, hätte

mehr Zeit, mehr Verbeugungen und Händeheben gekoſtet. Prinz Tchun war aber vermutlich durch General Yintchang über unſere europäiſche Begrüßungsform unterrichtet und fügte ſich dem fremden Brauch. — Nun erſt giebt Prinz Tchun ein einladendes Zeichen, näher zu treten; ich gehe allein langſam voran, es folgen die Prinzen mit dem Dolmetſcher, das Gefolge drängt nach. An dem länglichen Tiſch in der Mitte des Raumes wird mir ein Platz gewieſen, zur Linken ſetzt ſich der Prinz, die Herzöge laſſen ſich rechts von mir nieder, der Dolmetſcher darf auf wiederholte Aufforderung gegenüber einen Stuhl einnehmen. Im Umſehen hat man mir Helm und Handſchuhe abgenommen; mein Bemerken, daß letztere zum Anzuge gehören, erſcheint dem Prinzen höchſt amüſant; ſchnell iſt Thee gereicht, Gebäck, Süßigkeiten und Obſt auf dem Tiſch plaziert, nebſt Zigaretten, Zigarren recht zweifelhafter Qualität. Der Prinz ſelbſt ſucht eine Zigarette heraus, verſieht ſie mit Mundſtück und ſteckt ſie mir buchſtäblich zwiſchen die Lippen. Den Thee darf man vorläufig bei Leibe nicht berühren, bis die urſprüngliche Taſſe durch eine friſche erſetzt iſt, man beſchränkt ſich zunächſt darauf zu qualmen und einige Höflichkeitsphraſen zu tauſchen, wie beiſpielsweiſe, ob es einem auch wirklich ganz gut geht, wie es dem Feldmarſchall gehe, ob ich zu Pferd oder zu Wagen gekommen ſei und ob die Straßen nicht ſehr ſchlecht ſeien, ob der Weg mich nicht zu ſehr ermüdet hätte, ob es ſtaubig oder kalt, regneriſch oder heiß ſei und mehr derlei Banalitäten. Endlich ſteigt der erſte Schluck Thee, bei dem man ſich verbeugt und gewöhnlich den Mund verbrennt und alsbald die Frage nach Begehr und Zweck der Viſite, die aber durchaus nicht direkt beantwortet werden darf; man verſichert, man ſei lediglich aus Artigkeit erſchienen. Bei dieſer Gelegenheit wird dann Sekt gereicht und die zweite Zigarette angezündet. Wenn man alsdann nach Verlauf einer halben Stunde ſich ſeines Auftrages — der notabene nie ohne Gegenauftrag bleibt — entledigt hat, darf man froh ſein. Nun kommt das Hin- und Herparlamentieren über längeres Verweilen, eifriges Zutrinken, endlich der Aufbruch, zu dem man ſelbſt das Zeichen giebt. Mit mathemathiſcher Genauigkeit wird der Rückzug angetreten, erſte Verabſchiedung ſtehend am Tiſche, zweite in der Mitte des Hofes, dritte im Wartezimmer, dann noch dreimaliges Grüßen per distance, letztes Umwenden auf der morſchen Holzbrücke mit Verbeugung herüber und hinüber, dann verſchwinden die Prinzen hinter der ſich ſchließenden Tür, und wir wandern über die einſamen Höfe, durch die ſchrecklich grinſenden Löwen, vorbei an der inzwiſchen angetretenen Polizeimannſchaft zu unſern Roſſen oder Wagen. Der japaniſche Poſten präſentiert, während der Unteroffizier der Wache um unſere Namen bittet, die wir ihm entſchieden verweigern. Aus der klöſterlichen Weltabgeſchiedenheit heraus, geht es in das Getümmel der großen, ſchmutzerfüllten, peſtilenzartige Düfte verbreitenden Straßen. — Einmal nur bei einem derartigen Beſuche habe ich die kaiſerliche Mutter zu Geſicht bekommen, eine Schweſter der Kaiſerin Wittwe, ſie ſtand hinter einer der großen Kryſtallſcheiben des Bibliotheksſaales, neugierig den weißen Teufel muſternd, von dem ſie ſich nicht geſehen wähnte — eine ſtattliche Erſcheinung im vollen Pomp der Mandſchufrau, aber nicht geſchminkt, mit charaktervollen Zügen und durchdringenden lebhaften Augen. Am Tage der Abreiſe des Prinzen Tchun aus Peking habe ich denn auch ihre klare, ſonore Stimme gehört, als ſie hinter einem gewaltigen Schrein, vor dem Europäerauge geborgen, von ihrem Zweitgeborenen Abſchied nahm. — Der Empfang des Feldmarſchalls

ſpielte ſich inſofern anders ab, als ihm zu Ehren das Hauptportal geöffnet war, er bis auf eine kurze, zu Fuß zurückzulegende Strecke in den Palaſt hineinfahren durfte und an der Schwelle des Prunkempfangszimmers von dem Prinzen und dem Gefolge in Gala empfangen wurde. Die Viſitenkarte hatte ich einige Minuten vorher überreicht. Außer dem geſchilderten Palaſt gehört dem Prinzen ein ähnlich großartig angelegtes Etabliſſement im Südweſten der Tartarenſtadt, zur Zeit der Okkupation mit dem engliſchen 1. Brigadeſtab und dem indiſchen Hoſpital belegt, ſowie noch größere Luſtgärten mit Pavillons in der Nähe des kaiſerlichen Winter- wie des Sommerpalaſtes. Dort draußen, 10 Kilometer nordweſtlich Pekings, ehe man den kaiſerlichen Sommerpalaſt erreicht, liegt eine ganze Kolonie von Landſitzen der Prinzen, ein jeder von hohen grauen Mauern abgeſchloſſen von der Außenwelt. Es liegen dort die Reſidenzen der Prinzen Tſching, Kung, Duan und anderer. Ganz intakt ſind dieſe Villegiaturen auch nicht geblieben, indem Teile der deutſchen Garniſon Pekings zu Beginn der warmen Jahreszeit dort hinaus verlegt wurden, was wieder Anlaß zu häufigen Klagen ſeitens des Prinzen Tſching wurde.

Die eigentlichen kaiſerlichen Reſidenzen ſind etwa wie folgt zu gruppieren: Erſtens die verbotene Purpurſtadt tze chin Tſchöng im Herzen der gelben oder Kaiſerſtadt „Huang Tſchöng", mit ausgedehnten getrennten Palaſtanlagen für die Kaiſerin Witwe, den Kaiſer, die Kaiſerin, ſowie die Harems der letzten beiden Kaiſer, in der Anlage ähnlich einem prinzl. Palais; nur mit mehr Prunk ausgeſtattet und in „splendid isolation" erbaut. In zweiter Linie der Winterpalaſt, eine enorme Anlage, die ſich um 3 Lotosſeen gruppiert Hier befand ſich im Herzen der Anlage derjenige von der alten Dame bewohnte Teil unſeligen Andenkens, den der Feldmarſchall für ſich und das Oberkommando als Domizil beſtimmt hatte, mit dem Jluan tien (Ceremonien-Kranich-Palaſt) als Hauptgebäude. Die Schreckniſſe der Nacht vom 17. auf den 18. April werden Ihnen erinnerlich ſein, und ich brauche Ihnen nicht die traurigen Einzelheiten jener Kataſtrophe zu vergegenwärtigen, bei der Deutſchland einen ſeiner beſten Söhne verlor. Inmitten des ſüdlichſten der drei Seen, auf einer Inſel, lag der Palaſt, in dem der Kaiſer bis zur Eroberung Pekings interniert gehalten worden iſt. Die Rieſenanlage mit ihren Wandelhallen, ihren farbenprächtigen Gebäuden und der herrlichen Innendekoration, den Blick über das roſa und weiße Lotosblütenmeer, die enormen Pagoden, Tempel mit rotem Stuck, grünen und gelben Fayenzen bekleidet, die geſchnitzten Triumphbögen, den gigantiſchen Marmorbrücken, Baluſtraden und Terraſſen, den gewundenen Kanälen, den hier und da verſtreuten bronzenen Untieren erinnert an das Wunderland, ſelbſt nachdem ſich der deutſche Adler, der galliſche Hahn auf den Firſten niedergelaſſen hatten. Auf halbem Wege ferner von Peking zu dem neuen Sommerpalaſt befindet ſich eine intereſſante Tempelanlage, die teilweiſe auch kaiſerl. Aufenthaltszwecken diente, der Wan ſchao tze. Hier pflegt die kaiſerl. Familie den Thee zu nehmen, wenn ſie ſich zum S. P. begab, oder gar mehrere Tage zu weilen, denn hier iſt die Luft verhältnismäßig rein und abends angenehm friſch und frei von Ungeziefer. Hier lag Monate lang das Bataillon „von Förſter" in vielbeneidetem Quartier; zwiſchen den gewaltigen Broncegöttern der einzelnen Tempel ſtanden friedlich die mouſſelinverhangenen Mannſchaftsbetten unter Buddhas Schutz. — Der Sommerpalaſt ſelbſt hat wechſelndes Schickſal erlebt und ſich zu verſchiedenen Zeiten auch auf verſchiedenem

Terrain befunden. Der älteſte im Jeſuitenſtyl erbaute Si yang lou am fernſten im Norden iſt nur noch in einigen zerbröckelnden Facaden vorhanden, der mittlere Yüenming yüen am Nordabhang eines Hügels erbaut, deſſen Südſeite dem neuen Palaſt als Baſis dient, iſt 1860 zerſtört und heut nur ein delapidates farbiges Ruinenkonglomerat. Der neue „Wan ſchao ſchan" ſchließlich, mit unerhörter Pracht und fabelhaftem Geſchmack auf dem Abhang und am Seeufer erbaut, war ein wahrhaft kaiſerlicher Sitz und macht der Bau- und Gartenkunſt und dem äſthetiſchen Sinne der Söhne des Himmels und ihrer Organe alle Ehre. Er barg Schätze von unnennbarem Kunſtwert, die mehr oder minder nun auch den Weg alles Irdiſchen genommen haben. Nacheinander Ruſſen, Engländer, Inder und Italiener haben ihn dauernd beſetzt gehalten. Endlich als Reſidenz mag hier noch erwähnt werden: der kaiſerliche Jagdpark im Weſten Hſiang chan, den ich mit Trianon und pareaux cerfs vergleichen möchte, wenn Verſailles die Parallele mit dem neuen Sommerpalaſt verträgt. Der letzte Kaiſer ſoll dort noch häufig ſich aufgehalten haben. — Wenn ich nunmehr auf die Zuſammenſetzung des kaiſerl. Hofhaltes einzugehen habe, ſo muß ich mich auf das Ohr mehr als auf das Auge verlaſſen, ohne mich auf ſpekulatives Gebiet wagen zu brauchen, ich darf aber kurz ſein, denn die Hofrangordnung läßt ſich inſofern einfach darſtellen, als ſie nicht ſehr von den europäiſchen abweicht. Man hat nur von vornherein Hofbeamte und Haremsbeamte zu unterſcheiden. Letztere, in erſter Linie Eunuchen, ſpielen bei dem Weiberregiment der letzten Periode eine erhebliche Rolle. Hier nur ein Beiſpiel: Bei der Aufſtellung der Sühnegeſandtſchaft war ein Obereunuch ſowie ein Eunuch als Begleitung Chuns vorgeſehen worden. Auf die Anfrage zu welchem Zweck, lautete die Antwort hoher Würdenträger: Wenn der Prinz nach der Heimkehr der Kaiſerin Witwe zu berichten habe, würde ſie ihm vielleicht nicht Glauben ſchenken. Die Beſtätigung aus dem Munde der Eunuchen erſt würde die Kaiſerin von der Wahrheit der Erzählung überzeugen. — Die Zahl der Haremsdamen, als da ſind: die Prinzeſſinnen, Konkubinen 1—5. Ranges, die weibl. Dienerinnen des Kaiſers, die dienenden Frauen ſind mit 350—400 nicht unterſchätzt, eine mindeſtens ebenſo große Zahl von Obereunuchen, Eunuchen 1. bis 3. Ranges bedient, beſchützt und beläſtigt die genannten Damen und belaſtet die kaiſerl. Kaſſe. Die ſchmutzigen, ſtinkenden Eunuchen bezieht der Hof in erſter Linie aus dem nördl. Shantung, ſie ſind eine Plage und andererſeits ein Objekt kriechender Schmeichelei für Hof- und Staatsbeamte durch ihre unverſchämten Allüren, ihre Prätenſion und ihren Einfluß auf das Weiberregiment. Dſcho fu, der Schatzmeiſter oder zweite Beamte der Provinz Tſchili, hat mir hierüber gelegentlich berichtet. Nach ſeinen Erfahrungen benehmen ſich die Eunuchen in Gegenwart der Kaiſerin höchſt ungebührlich, ſchwatzen und lachen ungeniert herumlungernd, während ſelbſt die höchſten Beamten nur auf den Knieen vor der Kaiſerin herumrutſchen und ungefragt nicht reden dürfen. — Eine eigene Stellung nehmen bei Hofe erſtens die Gelbgürtel- und die Rotgürtelträger ein, Deszendenten des Gründers der Dynaſtie oder entfernter Nebenverwandter, teils in dienenden Stellungen, teils in militäriſchen Poſten verwendet, hauptſächlich aber Drohnen im Bienenhaus. Zweitens ſind es die erblichen mandſchuriſchen Dienſtmannen, die eine Sonderſtellung einnehmen, militäriſch organiſiert, den 3 oberſten Mandſchu-Bannerheeren angehörend, aber zum Leibdienſt bei der kaiſerlichen oder einer prinzlichen Hofhaltung kommandiert ſind. Die eigentlichen oberſten Hof-

ämter sind 1. das kaiserl. Clan-Gericht, 2. das kaiserl. Hofmarschall- und Oberstkämmerer-Amt, 3. das Departement der kaiserl. Leibgarde, 4. das Departement der kaiserl. Equipage, 5. das Privatkabinettamt. Der Präsident des kaiserl. Clangerichtes muß ein kaiserl. Prinz sein mit den Funktionen etwa des preuß. Hausministers, besonders mit der Gerichtsbarkeit über den kaiserl. Hof, die Beamten und Dienstmannen betraut. Das zweite Departement umfaßt zahlreiche Abteilungen, wie die Schatulle, den Tresor, Porzellan-, Seide-, Thee-, Garderobe-Ämter, Kasse der Leibgarden, Hofzeremonial, Opferleitung, Eunuchenkontrolle, Direktoriat des kais. Gottesdienstes, Weide- und Herdendirektoriat, Bau- und Arbeitsbureau, Polizei, Palastgestüt, Waffenkammer, Park- und Jagdverwaltung und andere mehr.

Das Leibgardedepartement kontrolliert die Angelegenheiten der 3 obersten Bannerheere, welche die Leibgarde für den Souverain liefern, umfaßt die Abteilungen der Kammerherren, der Palastwachen, die Garden der Antechambre, die kaiserliche Eskorte. Was das Departement der kaiserl. Equipage mit zahlreichen Unterabteilungen bedeutet, ergiebt der Name.

Das kaiserl. Kabinett endlich wird aus einigen Ministern der kais. Presenz und dem Großkammerherrn gebildet, die sämtlich kaiserl. Prinzen sind und als Vermittler zwischen dem Kaiser und dem Reichsrat funktionieren, falls der letztere nicht zur persönlichen Audienz befohlen ist. Ueber den Reichsrat werde ich sogleich noch einige Bemerkungen zu machen haben, möchte aber das Thema kaiserl. Hof, also den ersten Teil, nicht abschließen, ohne von der Thronfolge und von der berühmten beschleunigten Abreise des Hofes aus Peking gesprochen zu haben, die ihre Veranlassung in der Wendung der Dinge zu Gunsten der Fremden hatte. Ich erlaube mir, vorauszuschicken, daß es einer präzisen Festlegung der genauen Ausbruchszeit zur Flucht noch von diplomatischer Seite her bedarf. — Die Chinesen halten sich zu diesem heiklen Punkte recht schweigsam aus verständlichen Gründen und die Feststellungen der verbündeten Eroberer Pekings, ferner der Bischöfe Favier und Jarlin, sowie der befreiten Diplomaten und Seezollbeamten lauten abweichend. Danach schwanken die Angaben zwischen dem Abend des 13. und der Morgenfrühe des 15. August, während die Gesandtschaften am 14. mittags entsetzt, ganz Peking in den Besitz der Verbündeten am 16. mittags geraten war. Es ist eigentlich schwer anzunehmen, daß der Hof erst geflüchtet sein soll, als die Truppen zum Entsatz von Pe tang, der franz. Kathedrale jenseits des Winterpalastes im Anrücken begriffen waren, andererseits verlautet es, die am weitesten in der Tartarenstadt vorgedrungenen Japaner hätten dem fluchtartigen Ausbruch Vorschub geleistet oder denselben stillschweigend geduldet, um später im Trüben zu fischen, eine Anschauung, die sich dadurch halten läßt, daß die Japaner später im nördlichen Teil der Stadt belegene prinzliche Paläste grundsätzlich mit Schutzwachen versahen. Wie dem auch immer sei, es ist dem Hofe gelungen, unbelästigt seinen schwerfälligen Reiseapparat in Bewegung zu setzen und ebenso unbehelligt über den Sommerpalast und weiter hin über die große Mauer nach Westen zu entkommen, ob über den Paß von Tschatao auf der Karawanenstraße, ob über wilde Gebirgspfade ist nicht zu unserer Kenntnis gelangt. Obgleich unzählige Staatssänften und kaiserl. Karren noch in den kaiserl. Equipageschuppen in Peking vorgefunden wurden, so muß doch der Troß ein ganz bedeutender gewesen sein, denn außer der Kaiserin Regentin, dem Kaiser Tsai Hsien,

der Kaiserin Jehonala waren sicher noch die Prinzen Tsailien, Duan, Putung, Pu Dschuan, Pu Dschün, Chung, Kung, Herzog Tsai Lan, die Prinzen Chün, Yün und Tao, sowie die Eisenkappen Li und Chêng Chun, viele Minister, darunter 2 vom Tsungli Yamên, der kaiserliche Harem, die Garden und die Dienstmannen in dem Hauptreisezuge zugegen. Prinz Tsching und Prinz Su allein sind auf alle Fälle zurückgeblieben und haben Peking nicht verlassen. Prinz Chun und seine Brüder, sowie der Prinz Chêng Chün sind wohl nicht weit über den Sommerpalast hinausgekommen und bald nach Peking zurückgekehrt, später Putung und Prinz Kung. Ergötzlich werden für die allmächtige alte Dame die Strapazen der schwierigen, entbehrungsreichen Reise in offener Sänfte nicht gewesen sein.

Und nun zur Thronfolge: Als durch Edikt vom 24. Januar 1900 dem verstorbenen Kaiser Tung chih Pu Chün, der zweite Sohn Duans in Adoption gegeben wurde, überging man die Nachkommenschaft des 1. Prinzen, denn der 2. und 3. Prinz sind ohne Leibeserben gestorben, der 4. war der Kaiser Hsiensêng, dessen Sohn, Kaiser Tung chih, kinderlos starb, und dem Kuang hsü in Adoption gegeben wurde, der älteste Sohn des 7. Prinzen. Nunmehr ist durch Edikt vom 15. Februar 1901 Pu Chün enterbt und man spricht von einer Adoption eines noch zu erzeugenden Sohnes des Prinzen Chün, also auch eines Gliedes der Generation Pu (Generation Yi, Tsai, Pu, Yü). Damit wurden viele Pus übergangen, unter anderem Pu Wei, der jetzige Prinz Kung, 22 Jahre alt, eine wilde Motte und ganz unzuverlässiger Patron. Die Debatte über diese überaus heikle und überaus wichtige Angelegenheit ist noch offen, und von rechts und links sucht man die energische 65jährige Tzü Hsi zu beeinflussen, ohne Resultat soweit. — Vielleicht gelingt es ihr noch, die Erbfolge zu regeln, vielleicht wird sie dereinst in ihr Prunkgrabmal in den westlichen Kaisermausoleen gesenkt, zur Seite ihres kaiserlichen Gemahls und dessen erster Gemahlin, in das Mausoleum, das schon jetzt seiner Vollendung entgegensieht und euphemistisch heißt: Wan Nien Chi Ti: das glückliche Land für 10000 Jahre.

II.

Der Weg zu Amt und Würden im Reich der Mitte führt über Examina oder — über Geld und gute Verbindungen. Verfolgen wir den ersten, den offiziellen, aber dornenvollen Pfad, so finden wir ihn in drei Etappen geteilt, mit je einer Barriere, den Provinzialprüfungen, den hauptstädtischen und den Palastprüfungen. Ehe man jedoch zu diesen, im triennium wiederkehrenden Examinibus zugelassen wird, muß man mehrere vorläufige Hindernisse nehmen. Das erste vor dem Distriktsbeamten, nach dessen Überwindung sich der Kandidat „Student“ oder „viel versprechender Mann“ nennen darf, das zweite, in zweijährigem Turnus wiederkehrend, vor dem litterarischen Kanzler der Provinz, einer Art Reiseschulrat. Passiert man diesen gestrengen Mann mit Ehren, so heißt man Licentiat, und nach einer dritten, durch Spezialgnade des Kaisers gewährten Vorprüfung Senior Licentiat. Nach Vorprüfung 2 oder 3 ist man reif für die Provinzialprüfung, die im 8. Mond jeden 3. Jahres in der Provinzhauptstadt vor Examinatoren aus Peking statthaben. Von ca. 12000 zugelassenen Kandidaten finden die 300 besten Arbeiten in der Regel Gnade und ihre Verfertiger heißen: „Graduate“ oder „Promovierte Männer“. Der Rest rasselt ohne Gnade durch, kann aber bis zu seinem 90. Lebensjahr immer wieder konkurrieren. Den promovierten Männern stehen nun einige subalterne Ämter in der Provinz wie auch in Peking zur

Kandidatur offen. Jedesmal im folgenden Frühjahr beginnen dann die Examina in Peking mit einem Andrang von ca. 6000 Promovierten aus den Provinzen, von denen höchstens 350 Erfolge zu erwarten haben. Nicht zu lange nach diesem Resultat blüht dem Kandidaten die Palastprüfung, die in der Regel 30 % bestehen, die alsdann in das kaiserliche Hanlinkolleg aufgenommen werden. Diesen Glücklichen wird wenige Tage später eine durch den Kaiser selbst gewählte Aufgabe gestellt im sogenannten Hofexamen, deren Erfüllung ihnen den Titel Hanlin Baccalaureus oder ein Ämtchen in den 6 Ministerien der Reichsregierung einbringt. Die Prüfungen für militärische Grade verlaufen in durchaus analoger Weise, wie die für die Zivilkarriere. Die Examinatoren in der Provinz sind hohe Ministerialbeamte aus Peking, in der Hauptstadt ein Großsekretär oder mindestens ein Präsident aus den 6 Ministerien mit zahlreichen Inspektoren, Revisoren usw. Die Prüfungsthemata werden den Klassikern entnommen, die Ausarbeitung selbst ist in verschlossener Zelle vorzunehmen und bringt eine Zeit der Qual und körperlicher Tortur mit sich. Ausgeschlossen sind meines Wissens nur Schauspieler, Barbiere und das Eiervolk, im übrigen steht jedem Zopfträger der Weg zu den höchsten Ehren offen; — dem Buchstaben nach jawohl, aber wie schaut es nun in Wirklichkeit aus? Angenommen der Promovierte hat die Anwartschaft auf ein Ämtchen erhalten, so hat er doch noch nicht das Amt. Das kostet dann Zeit, Wege, verlangt Fürsprache und Bestechung, Bittgesuch über Bittgesuch, falls er keine Mittel hat, und so schafft er sich aus sich heraus die Klasse der unbeschäftigten Litteraten, verbitterter, verärgerter Volkstribune, Neidlinge und gefährliche Elemente, die zur Rebellion aufreizen. Ist der Litterat aber von Glück begünstigt gewesen, so tritt er sein Amt mit dem einzigen Gedanken an, möglichst schnell in ein höheres hinaufzurücken. Dazu braucht er wieder Fürsprache und Geld. Woher sich dies beschaffen? Sehr einfach — jeder Beamte hat diese Weisheit schneller erfaßt, als die Bewältigung der bösen Klassiker — man läßt sich eben von seinen Untergebenen seine Amtstätigkeit bezahlen, zumal man minderwertige, oft nur nominelle Einkünfte vom Staate bezieht. Der Gläubiger muß mir geben, damit ich den Schuldner verurteile, der Schuldner macht sich durch eine Zinszahlung an mich schuldfrei, von Steuern und Zöllen erhebe ich mein Part, eine Lizens besteuere ich nach eigenem Gutachten und so ad infinitum, das ist der leidige „squeeze“, der größte Fluch des Landes. Bin ich dann einmal großer Würdenträger und habe Einfluß auf die Vergebung von Ämtern, so lasse ich mich von den Amtskandidaten bestechen, je höher, um so besser, denn ich muß schnell zu Vermögen kommen, wer weiß, ob ich nicht morgen in Ungnade falle. Audienz bei Hofe und den Großsekretären — und ohne die Audienz bin ich nicht avancementsfähig — zu erlangen, kostet ein kleines Vermögen, ein nicht viel geringeres, als der Knopf der zweiten oder dritten Rangklasse für den jungen Reichling, der keinen Prüfungen sich unterzogen hat, und der durch Hintertüren vermöge seines Geldes Protektion erworben hat. 9 Rangklassen, durch farbige Hutknöpfe unterschieden, umfaßt die Mandarinenkaste.

In die folgenden Hauptkategorien nun zerfällt die Regierungsmaschine:

1. Der bereits abgetane Hofstaat.
2. Die Zentralregierung von China in Peking.
3. Die Provinzialadministration.
4. Die Administration der Hauptstadt.

Die Zentralregierung verdankt ihre Einrichtung mehr der Absicht, die Handlungen der Provinzialverwaltung zu registrieren, kritisieren und zensieren, als der einer direkten Initiative in der Leitung der Regierungsangelegenheiten. So fein spezialisiert sind die Bestimmungen über die Handhabung der Verwaltung in der Provinz, daß die Provinzialbeamten keiner höheren Weisungen bedürfen und erstreckt sich daher die Tätigkeit der Zentralregierungen in erster Linie darauf zu achten, daß das System und die Gesetzgebung genau beobachtet werde, in zweiter Stelle dann auf die Besetzung der Provinzialämter mit den geeigneten Leuten, bezw. auf die Entfernung von Beamten, die sich Unregelmäßigkeiten haben zu Schulden kommen lassen, oder deren Verwaltung die Stabilität des Staates gefährden kann. Die höchste Behörde der Zentralregierung ist der Staatsrat oder Großrat, wörtlich der „Platz der Pläne für die Armee". Es ist diese Behörde das eigentliche Kabinett des Souveräns, welches fast täglich von 4—6 morgens zur Audienz befohlen wird und in der Regel aus 5 Ministern von anderen Behörden zusammengesetzt ist. Die nächste Behörde, das Großsekretariat oder die kaiserl. Kanzlei bildet den eigentlichen Archivhof und zu seinen Mitgliedern gehören die 4 höchsten Würdenträger des Reiches mit dem Titel: Großsekretär, die höchste Rangstufe, die den Chinesen offen steht. Zahllose Departements sind der 1. oder 2. Behörde unterstellt, so: das Kaiserl. Patentbureau, das milit. Archivbureau, das mandschur. Chines. Übersetzungsamt. Es folgen nun die 6, jetzt 8 Ministerien oder Boards: und zwar des Innern, der Finanzen, der Zeremonien und der Staatsmusik, des Krieges, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten, der Marine und schließlich das neueste, der auswärtigen Angelegenheiten, der Ersatz für das abgeschaffte, berüchtigte Tsungli Yamen. An der Spitze eines jeden Boards stehen 2 Präsidenten oder Minister, je 1 Mandschu und 1 Chinese. Einem jeden Board unterstehen mehrere Departements mit den absonderlichsten Namen und auch Zwecken, z. B. dem Departement der Farbstoffe und des Schreibpapiers.

Zur Kontrolle der mongol. Pertinenzien giebt es ferner eine mongolische Intendantur.

Das Amt der Zensoren, sehr wichtig und gefürchtet, mit 2 Präsidenten übt die Hauptkontrolle und Zensur über die Provinzialbehörden aus, indem es alle Mißstände dem Kaiser zu melden und direkt abzustellen hat.

Ich nenne ferner das Transmissionsamt, das dem Staatsrat die Memorials aus der Provinz vorlegt, den Revisionshof mit der Aufgabe, die Strafgesetzausübung zu überwachen, und kann damit die sogenannten 9 Hauptministerien abschließen. Um mich zur letzten großen Behörde zu wenden, dem Litteraturkollegium oder dem Han lin yüan kaiserl. Pinselwald-Garten mit 2 Kanzlern an der Spitze, der Pflege der Litteratur, der Abhaltung der Prüfungen und der Staatsgeschichtsschreibung gewidmet. Ferner die 4 kleinen Ministerien, nämlich der geistlichen Angelegenheiten, des kaiserlichen Gestüts, der kaiserlichen Unterhaltungen oder Banquets und der Staatszeremonien und endlich die kaiserliche gelehrte Akademie zu vergl. der Akademie française, welcher Gesellschaft der jeweilige Kaiser anzugehören hat, wie er auch einmal während seiner Regierung daselbst eine Generalversammlung abhalten muß. Departements dieser gelehrten Institution sind das kaiserl. Kolleg der Inschriften, der kaiserliche Board der Astronomie und das Kolleg der kaiserlichen Ärzte.

Rekapitulierend bemerke ich, daß der Staatsrat, die Präsidenten der Ministerien, des Zensorates und des Hanlinkollegs de facto die Zentralregierung bedeuten.

Die Verwaltung der 18 Provinzen, oder besser, incl. der Mandschurei, der 21 Provinzen, geschieht durch die Generalgouverneure und die Gouverneure (8 Generalgouv., 18 Gouver.) erstere exoffizio mit dem Range des Präsidenten eines Boards, letztere mit dem Range eines Vizepräsidenten des Kriegsministeriums oder des Zensorats. Der zweite Beamte der Provinz ist de facto der Mandschugeneral, der direkt an den Hof berichten darf, und manchmal größeren Einfluß als der Gouverneur besitzt, nominell aber der Schatzmeister. Es folgen im Range der Provinzrichter, der Salzkontrolleur, der Kornintendant, zusammengefaßt als die Provinzialregierung. Es schließen sich an die Taotais oder Bezirksintendanten, also die Regierungspräsidenten unserer Hierarchie, die Präfekten oder Landräte, die Subpräfekten, Hülfssubpräfekten und die Magistrate mit folgenden Unterbezeichnungen: Departementsmag., Distriktsmag., Hülfsmag. Unterbeamte sind ferner unter anderen: Kornspeicherbewahrer, Schulräte, Registrare, Schatzbewahrer, Siegelbewahrer, Zollkontrolleure, Flußpolizeiinspektoren, Schleuseninspektoren. Selbständige Stellung haben die litterarischen Kanzler der Provinzen, die Zollsuperintendanten, kaiserl. Fabriksuperintendanten, der Generaldirektor des gelben Flusses, der Generaldirektor der Getreidetransporte, die Verwalter der Eingeborenen-Distrikte in Kuangsi, Yunnan und Szetschuan. Wie schon oben erwähnt, ist Verwaltung und Jurisdiktion auf das genaueste geregelt und gesetzlich festgelegt und minus Erpressung und Bestechung wäre das System vorzüglich zu nennen. Ein Beispiel für viele andere mag hier Platz finden, um zu illustrieren, wie weit nach oben und unten die Bestechlichkeit das Beamtenwesen durchseucht hat. Die mandschurische Dienerschaft oder Gefolgschaft des Sühneprinzen hat bei der Ausreise in Shanghai sowohl, wie in Futschau die Großen der betreffenden Provinzen von einer Audienz bei ihrem Gebieter fernzuhalten gewußt, bis die Audienzheischenden Würdenträger ihnen einen Tribut in Gestalt von Banknoten, ja sogar von großzifferigen Checks gezollt hatten. Niemand von den höheren Mitgliedern der Gesandtschaft sah sich veranlaßt, einzuschreiten und dem stundenlangen Warten der Provinzialbeamten ein Ende zu machen.

Ich komme nun zu der Verwaltung von Peking oder Shuntien fu, d. h. die Gegend, welche die kaiserl. Hauptstadt einschließt: Ein Gouverneur mit seinem Adjunkten aus der Zahl der Vizepräsidenten eines Boards, ein Vizegouverneur, Subpräfekt, 10 Polizeizensoren und Straßenerhaltungskommissare, der Generalkommandant der Gensdarmerie mit 2 Generalleutnants, die Torwachen-Kommandanten, der Superintendent des städtischen Octroi, der des Schlachtviehes, der der Haussteuer, der Kornkammern, des Münzdepartements konstituieren die hauptstädtische Verwaltung, die es in der Regel mit ihren Ämtern und Pflichten nicht sehr ernst nimmt, und teilweise, echt orientalisch, ganz versagt.

Die Magistraturen des völkerrechtlichen Verkehrs zum Schluß sind europäisch organisiert und bestehen aus 6 Gesandtschaften in Großbritannien mit Italien und Belgien, in Frankreich, in Rußland mit Oesterreich, in den Vereinigten Staaten mit Spanien und Peru, in Deutschland mit Holland, sowie in Japan, einem diplomatischen Agenten in Korea, 10 konsularischen Posten in Singab, San Franzisco, New-York, Cuba, Callao, Yokohama, Nagasaki, Kobe, Wladiwostock, Manila. Als

Abſchluß wird Sie vielleicht der Inhalt des erſten Geſpräches intereſſieren, zu dem ich durch Graf Walderſee beauftragt war, nachdem politiſch nichts mehr einem Empfange durch den F. M. im Wege ſtand.

Der greiſe Großſekretär empfing mich auf das zuvorkommendſte in ſeiner jämmerlichen Wohnung in Peking und leitete das Geſpräch mit einer Frage nach dem Befinden des Generals von Liebert, einem alten Bekannten von den Berliner Tagen her, ein. Nach ganz oberflächlichen Bemerkungen und Fragen kam er endlich auf das Thema eines eventuellen Empfanges bei Graf Walderſee und ſuchte mich durch alle möglichen Schliche zu einer offiziellen Äußerung zu bewegen, ob ihn der Feldmarſchall jetzt empfangen werde oder nicht. Als ihm dies nicht gelang, verſuchte er mich wenigſtens zu veranlaſſen, den Grafen Walderſee zu bitten, ihm dem Groß-Sekretär eine Audienz zuzugeſtehen, eine Bitte, deren Erfüllung ich ihm, vorbehaltlich eines offiziellen Geſuches, gern zuſagte.

Inhaltlich wie auch wegen des äußeren Zeremoniels rechne ich dieſe Begegnung zu den denkwürdigſten, die ich mit Chineſen während der Unruhen gehabt habe.

April 1902.

Bäuerliches Leben in São Lourenço.

(Rio Grande do Sul).

Von Hauptmann a. D. Eberhard Meinhold.

Seit einer Stunde bin ich einsam durch dichten Urwald geritten, durch den sich ein schmaler Pfad in Windungen hinschlängelt, bald eine steile Anhöhe erstrebend, wo gewaltige Granitblöcke von Menschenhand errichtet, und eine unbekannte Vergangenheit kündend, seit grauer Vorzeit Wache halten, bald in der Thalniederung einen braunfarbigen Bach durchschreitend, aus dessen sumpfiger Umgebung mir ein feuchter, würziger Geruch entgegenweht. Die sinkende Sonne spiegelt sich auf dem glänzenden Blätterwerk der immergrünen Bäume und Gräser. Kaum 5 Schritt weit kann ich mit dem Blick in das Gewirr von Bambusrohr und Buschwerk hineindringen, das sich, seit der Weg durch die Wildnis gebahnt wurde, zu beiden Seiten wie ein dichter Panzer zusammenschloß. Gewaltige Zedern und wilde Feigenbäume überragen das niedrige Gestrüpp, von ihren Ästen hängen Bärte grauer Flechten herab. — Die schimmernden blaugefiederten Krähen, die an Neugierde ihren europäischen Verwandten nicht nachstehen, und mit ihrem Geschrei mich lange Zeit verfolgten, indem sie zu fragen schienen: „was will der Fremde in unserem Wald," hatten meine Spur verlassen, und das melancholische Gegurr der wilden Taube, das ich von ferne her höre, ist der einzige Ton, der an mein Ohr schlägt.

Jetzt unmittelbar bricht der Wald ab, einige versengte Bäume, die vom Brand des niedergeschlagenen Holzes ausgedorrt wurden, bilden den Saum und ich befinde mich mitten in einer Pflanzung von Mais, dessen lange Stengel mich weit überragen, und zwischen dessen breiten dunkelgrünen Blättern einzelne umherliegende verkohlte Stämme sichtbar sind. Über diesen farbigen Vordergrund winken bewaldete Hügelrücken des gegenüberliegenden Thalrandes herüber, dahinter breiten sich in blauen Linien entfernte Höhenzüge am Horizont entlang, und als der Weg sich senkt, blicke ich ins Thal hinab, in dem weitläufig verstreut bis über den bei seiner Biegung ansteigenden Höhenrand, zwischen buschbewachsenen Weideflächen und regelmäßig gepflanzten Maisfeldern die weißen Bauernhäuser mit wenigen hölzernen Nebengebäuden meinen Blick fesseln. Wo sich mein Pfad mit der gradlinig die Gegend durchschneidenden Pikadenstraße trifft, liegt ein Kauf- und Wirtshaus, Vende genannt, wie sie hier zahlreich, meist da, wo sich die Straßen kreuzen, in den Schneißen verstreut sind.

Vor dem länglichen Gebäude an einem niedrigen von Säulen gestützten Querbalken stehen, teils angebunden, teils mit hängenden Zügeln, einige Pferde, die Köpfe gesenkt und zeitweilig mit den Vorderfüßen nach den Fliegen stampfend. Aus dem Kaufladen, zu dem ein Paar Stufen emporführen, tönen laute Männerstimmen. Dort sitzen auf der Bank vor dem Ladentisch mehrere Bauern mit langen Vollbärten in sonntäglicher Kleidung, den breitkrämpigen Hut in die Stirne gedrückt. Sie

unterhalten ſich in plattdeutſcher Mundart ihrer pommerſchen Heimat und leere Schnapsgläſer auf dem Tiſch zeigen an, daß man die Geſelligkeit durch einen Trunk zu würzen ſuchte. Hinter dem Ladentiſch ſteht der Vendemann, dem es weniger auf den Umſchweif der Geſpräche, als auf den fleißigen Zuſpruch ſeiner Getränke ankommt. Auf dem Fußboden und an den Wänden ſieht man Fäſſer, Kiſten, Schränke, Fächer, Bretter, die alles enthalten, was dem Haushalt eines Koloniſten zu dienen vermag: Kleiderſtoffe, Feldgerät, Küchengeſchirr, Lebensmittel, Waffen, und was ſonſt zu den gewöhnlichen und außergewöhnlichen Bedürfniſſen gehört. —

Heute am Sonnabend iſt Ball vom Geſangverein der Schneiße, wie man mir ſagt, und mit biederer Herzlichkeit und ohne umſtändliche Förmlichkeit werde ich dazu eingeladen.

Da der Teil der Kolonie, in der ich mich befinde, erſt vor 20 Jahren angeſiedelt worden iſt, ſo hat der Wirt noch nicht auf einen Anbau für Geſellſchaftsräumlichkeiten Bedacht gehabt, wie er ſich in den älteren Gaſthäuſern zu ebener Erde an das Geſchäftshaus anſchließt; ſondern als Tanzſaal dient ein oberes, gefahrvoll auf ſchwachem Unterbau errichtetes, geräumiges Giebelzimmer zu dem man auf einer ſchmalen Holztreppe gelangt. Eine anſtoßende Dachſtube bildet den Trinkraum, wo die Männer den überwachenden Blicken der Frauen entzogen, ſich ihrer lauten Fröhlichkeit hinzugeben pflegen.

Nachdem ſich der Abend über die Gegend gebreitet hat, kommen von allen Seiten her die Tanzluſtigen zu Wagen und zu Pferde. Die Frauen in hellen Gewändern, weiße Kopftücher umgebunden, nicht wenige ein Wickelkind im Arm haltend, das ſie gezwungen ſind, wegen der Ernährung mit ſich zu führen, denn ſo wenig ſie auf das ſelten wiederkehrende Vergnügen des Balles verzichten wollen, ſo gewiſſenhaft ſind ſie auch als Mütter.

Der Tanzraum füllt ſich mit Mädchen, rund von Geſicht und derb von Taille, die an einer Wand auf Bänken dichtgedrängt Platz nehmen und bei aller erwartungsvollen Aufregung nur verſtohlen miteinander liſpeln. An einer anderen Wand ſitzt eine Reihe von Frauen mit ruhiger Würde, und ohne die ſchüchterne Verſchämtheit der Mädchen, und da inzwiſchen der Augenblick für den Abendtrunk des Wickelkindes herangekommen iſt, ſo benutzen ſie die Zeit bis zum Beginn des Feſtes, legen es an die Bruſt und geben ihm zu trinken. Das kluge Verſtändnis der jungen Sprößlinge giebt ſich ſchon frühzeitig dadurch kund, daß keines von ihnen ſich durch ungeduldiges Schreien dagegen auflehnt, in ſo jugendlichem Alter an den Beluſtigungen der Eltern teilnehmen zu müſſen.

In einer Ecke des Raumes haben auf erhöhtem ſchmalem Tritt fünf Muſikanten ihren Platz. Glänzende Blasinſtrumente halten ſie in den derben bäuerlichen Händen. Violinen und Cello, die in Ermangelung vielſeitiger Melodien anmutige Abwechſelung in die Muſik zu bringen beſtimmt ſind, hängen hinter ihnen am Haken.

Im Trinkzimmer geht es ſchon lebhaft zu. Einer der Vereinsbrüder hat 3 Flaſchen Bier öffnen laſſen. Die gefüllten Gläſer ſtehen in Reihe und Glied und die von ihm Eingeladenen treten heran. Das iſt der Beginn eines unermüdlichen Trinkerreigens, denn jeder der Mittrinkenden fühlt ſich zu gleicher Spendung verpflichtet und wenn die Reihe um iſt, ſo beginnt ſie von neuem in anderer Gruppierung. Auch der Wirt vergißt ſich beim Einſchänken nicht. Halbgeleert ſtellt

er die Flaschen bei Seite und bei jeder, die er neu öffnet, wird sein Gesicht freundlicher.

Jetzt soll das Fest offiziell den Anfang nehmen. Die singenden Mitglieder des Vereins betreten mit schweigender Wichtigkeit den Saal und stellen sich im Kreise unter der Hängelampe auf. Jeder hält ein geöffnetes Buch in der Hand, feierlicher Ernst malt sich auf allen Zügen. Der Gesanglehrer und Dirigent in der Mitte des Kreises — es ist der Schullehrer einer Nachbarschneiße — schlägt mit der Stimmgabel auf das Knie, führt sie zum Ohr, summt den Ton nach, giebt die Töne für die zweite und dritte Stimme an, hebt den Arm hoch, und als er ihn senkt, schallt in munterem Takte und gehorsam den Worten Uhlands: Singe, wem Gesang gegeben, das Lied durch den Raum: Wie heißt König Ringangs Töchterlein? Rothraut, schön Rothraut!

Dem ersten folgt ein zweites Lied, dann verlassen die Sänger unter weniger stürmischem als tiefempfundenem Beifall ihrer Frauen den Saal, um sich nach der lästigen Pause wieder der ungezwungenen Fröhlichkeit des Trinkens hinzugeben, und die Musikanten ergreifen die Instrumente.

Der junge Bauernsohn, der während des Gesanges in der Nähe der Thüre gestanden hat, steckt die halb abgerauchte Zigarette hinters Ohr, sucht seine Schöne und tritt mit ihr in die Reihe. Als der Reigen beginnt, umfaßt er sie mit beiden Händen und zieht sie an sich. Sie legt die ihrigen auf seine Schultern und so schleifen sie zusammen auf dem rauhen Fußboden andächtig rings um den Saal. Zuweilen tritt er mit langsamem Schritt eine Runde lang rückwärts, dann geht er aufs neue zum Drehen über, in ruhigem schwerem Takt, bis die Musik abbricht und er sich ohne verbindliche Zeremonie von der Partnerin trennt.

Tanz folgt dann auf Tanz. Zeitweilig zeigt ein an die Hängelampe angebundenes Taschentuch an, daß der Dame das Recht der Wahl des Tänzers zusteht. Dann ist das Treiben geschäftiger, die Wange wird röter, der Atem geht tiefer. Dazwischen werden als Unterbrechung Chorgesangsstücke und humoristische Einzelvorträge geboten, bei denen die Bewegungen kühner, die Worte unsicherer werden, und so zeigt der Mann, was er an fröhlichen Übungsabenden, die ihn oftmals zwangen, die Stille seines Hauses zu meiden, gelernt hat. Dem Gesangslehrer darf man das Lob nicht kürzen. Die Einmütigkeit und Energie des Gesanges läßt keinen Tadel zu, und auch die Mißtöne sind in ihren verwegensten Ausschweifungen verbannt. Mit Genugthuung nimmt er es entgegen: „Aber die Sänger werden alt", sagt er, „wir haben keinen Nachwuchs, denn es ist, als ob das heiße Klima der Jugend die Gesangsfreudigkeit nähme".

Während ich mich am volkstümlichen Reiz dieser Szenen weide, nimmt mich ein Mühlenbesitzer in Beschlag, um mir seine abenteuerliche Lebensgeschichte zu erzählen, die er bei seiner Jugend beginnt. Die Zeit schreitet inzwischen vorwärts. Die mir gegenüber an der Wand sitzenden Mütter, welche ihre Kinder in einem kleinen Seitenraum abgelegt hatten, indes sie sich am Tanze erfreuten, nehmen sie soeben hervor, um ihnen erneut zu trinken zu geben, daraus glaube ich schließen zu müssen, daß es spät geworden ist. Einige Männer, die beim Gelage am eifrigsten waren, haben im stillen Winkel eine halbe Stunde lang geschlafen und kommen, gestärkt und mit neuem Humor ausgerüstet, wieder zum Vorschein. Der Mühlenbesitzer ist näher an mich herangerückt und entwirft mir jetzt eine Beschreibung seiner neuen Mühleneinrichtung, die 1867 auf der ersten Pariser Welt-

ausſtellung gearbeitet hat, wie er ſtolz hinzufügt. Nunmehr ſpüre auch ich die Längen des Feſtes, trenne mich zögernd von meinem Erzähler und übergebe mich der Führung des Wirtes, der mich mit dem Licht in der Hand nach einem Schuppen bringt, der hundert Schritt vom Gaſthaus entfernt liegt und zur Aufbewahrung von Mais dient. Viel Ratten ſoll es darin geben, bemerkte der Wirt unterwegs. Ein Feldbett mit einem Strohſack iſt darin für mich aufgeſtellt worden. Ich ſtrecke mich darauf aus, hülle mich in meinen Mantel und kaum höre ich noch einige Töne des Walzers vom Gaſthaus herüberklingen, denn ſchon hat mich ein feſter Schlaf in ſeine Arme genommen.

Das ſcharfe Summen eines Moskito vor meinem Ohr ſtört mich auf. Es iſt heller Tag. Von drüben her tönen noch die Klänge der Muſik, und in meiner Nähe höre ich die Stimmen von Leuten, die in der Viehkoppel ihre Pferde einfangen. Ich erhebe mich und gehe vor das Gaſthaus. Eine Frau mit dem Kinde im Arm iſt im Begriff, in den Holzwagen zu ſteigen, während ein Knabe die Pferde davorſpannt. Sie ermuntert ihren Gatten, der mit ſchiefem Hut und trüben Augen in einem Trupp von Männern ſteht, ſich nun loszureißen, und endlich hat das Gefährt ſeine Inſaſſen aufgenommen und rollt im Trab den durchfurchten Thalweg entlang. Andere folgen ihm; der letzte Reſt von Gäſten ſteht vor dem Hauſe. Ein Spaßvogel macht ſich den Scherz, daß er vom oberen Fenſter aus heimlich mit dem Stock an ein unter dem Dache hängendes Weſpenneſt ſtößt, worauf die Weſpen auf die Gruppe von Männern herabfahren und nicht wenige Verwünſchungen ernten. Inzwiſchen ſitze ich mit dem Wirt beim Morgenkaffee, nehme dann von ihm Abſchied, gerührt über ſeine Zuvorkommenheit und Uneigennützigkeit, denn er hat großmütig jede Entſchädigung für die Herberge zurückgewieſen — beſteige mein Pferd und ſchließe mich, als die letzten Gäſte ſich trennen, einem lebhaften älteren Manne an, der ſchon am Abend vorher mein Zutrauen erweckt hatte. „Es war ein ſchönes Feſt!“ ſo ruft man ſich beim Auseinandergehen zu. „Und ohne Prügelei verlaufen“, tönt es froh zurück. — Dann reiten wir eine Weile ſchweigend neben einander her.

„Ich kann nicht umhin,“ nehme ich endlich das Wort, „meiner Befriedigung über die Gefälligkeit und Gaſtlichkeit der hieſigen Wirte Ausdruck zu geben. Mir ſcheint es, als ob die noble Weitherzigkeit der Braſilianer ſich hier im deutſchen Charakter wiederſpiegle“. „Laſſen Sie ſich nicht täuſchen,“ erwiderte der Bauer. „Der Braſilianer übt ſein Entgegenkommen in einer Art von ritterlicher Überlieferung aus, die allerdings in die heutigen komplizierteren Verhältniſſe wenig mehr paßt und den Empfänger nicht ſelten in Verlegenheit bringt, weil er ſich nicht in der Lage ſieht, Vergeltung zu üben. Der Deutſche dagegen, der zu rechnen gewöhnt iſt, wird, wenn er Gefälligkeiten erweiſt, ſtets den Hintergedanken haben, Nutzen daraus zu ziehen, und ſich eintretenden Falles auch nicht ſcheuen, ſehr ergiebig Gebrauch davon zu machen. Vor allem aber an die Uneigennützigkeit der Vendeleute wird niemand gern glauben wollen. Es iſt ſehr leicht möglich, daß die Mehrzahl derſelben höchſt ehrenhaft iſt, und ich will nicht leugnen, daß ich unter ihnen Männer von achtenswerter Rechtlichkeit kenne; aber die Fälle von Ausſaugung und Übervorteilung, denen der Bauer von Anfang an in unſeren Kolonien durch die Kaufleute ausgeſetzt geweſen iſt, und die ihn ſogar gelegentlich zu offenem Aufruhr gereizt haben, ſind ihrem Ruf ſo ſchädlich geweſen, daß es ſchwer iſt, das verlorene Vertrauen zurückzubringen. Auch Sie ſelbſt werden,

denke ich, bei näherer Bekanntſchaft vor verſtimmenden Erfahrungen nicht verſchont bleiben".

„Ich kann nicht leugnen", ſage ich, „daß mir die Art und Weiſe, wie man in den Venden trinkt, als ſehr merkwürdig erſchienen iſt. Ich habe mich des Eindruckes nicht erwehren können, als ob man im allgemeinen unter einem gewiſſen Druck von Seiten des Wirtes ſtände, und das mangelhafte, aber unerhört teure Bier meiſt nur ihm zu Liebe tränke."

„Ihre Beobachtung," erwiderte jener, „hat Sie nicht getäuſcht. Es giebt in unſerem Lande ja viele, die aus innerem Bedürfnis recht ſtark trinken; das rührt ſchon von der Billigkeit des Branntweins her, der allerorten aus Zuckerrohr gewonnen wird. Die große Mehrzahl dagegen enthält ſich des Übermaßes. Nun aber ſind viele Bauern, und beſonders die gänzlich abhängigen Lehrer, in den wichtigſten Lebensfragen auf den guten Willen der Vendeleute angewieſen, und es iſt natürlich, daß ſie, um die Geſtrengen in wohlgeneigter Laune zu erhalten, rüſtig ihren Getränken zuſprechen, an denen jene einen hohen Gewinn haben. Und wenn es nicht freiwillig geſchieht, ſo ſind die Vendeleute nicht ſchlichtern und fordern ohne Rückhalt dazu auf. Da viele von ihnen aus ihren Läden die ſchwachbelebte Straße überſehen können, ſo ſind ſie in der Lage, eine förmliche Überwachung auszuüben. Es haben ſich dabei ſchon die läſtigſten Gepflogenheiten herausgebildet, die geradezu als Abgabe wirken. Kaum wagt jemand einen größeren Ritt durch die Kolonie zu unternehmen, ohne bei jedem Vendemann vorzureiten, dieſem gewiſſermaßen ſeine Aufwartung zu machen, und dabei etwas zum Beſten zu geben. Die Unterlaſſung würde ihm der Vendemann ſehr übel nehmen. Stromweiſe aber fließen die Getränke, wenn ihn ein beſonderer Anlaß, wie die Anmeldung der Geburt eines Kindes, auf den Weg zum Bezirksinſpektor nötigt. Doch auch wenn jemand nur einen Einkauf im Geſchäftshaus gemacht hat, ſo heißt es hinterher: „Na, giebſt Du nichts zum Beſten?" und das Trinken beginnt."

„So liegt," werfe ich ein, „ſchon ein wirtſchaftlicher Schaden darin, daß Wirts- und Kaufhaus ſtets vereinigt ſind".

„Das iſt zweifellos," fährt jener fort, „und wirkt um ſo drückender, wenn ein Bauer bei dem Vendemann ſeine nötigen Lebensbedürfniſſe auf Vorſchuß entnehmen muß, denn dann iſt er gezwungen, dieſen Schulden einen unnötigen Aufwand an Bier hinzuzufügen, den man ſpäter auf ſeine Richtigkeit ſchwer prüfen kann."

„Kommt es denn häufig vor," frage ich, „daß der Bauer auf Vorſchuß zu leben genötigt iſt?"

„Bei den jetzigen niedrigen Produktenpreiſen iſt das leicht der Fall, zumal wenn jemand das bare Geld, das er einnimmt, zur Abzahlung von Schulden braucht, die auf ſeiner Kolonie laſten, — ſei es, daß dieſe vom Kauf oder von der Herauszahlung ſeiner Geſchwiſter herrühren. Dabei kommt unſerer Landſchaft noch beſonders zugute, daß ſie durch Verhältniſſe begünſtigt iſt, die andere Diſtrikte nicht beſitzen, deren wirtſchaftliche Lage eine weit ſchwierigere iſt. Wir haben drei Häfen in erreichbarer Nähe, nach denen wir unſere Erzeugniſſe mit unſeren eigenen Wagen fahren, und von denen wir unſere Bedürfniſſe mitbringen können. Dadurch entſteht den Vendeleuten der Kolonie eine Konkurrenz, welcher ſie ihre Preiſe unterwerfen müſſen. Ungünſtiger liegt es bereits in den weiter im Innern gelegenen Kolonien, deren Erzeugniſſe und Bedürfniſſe durch eine hohe Eiſenbahn-

fracht beeinflußt werden. In erhöhtem Maße aber haben die Kolonien zu leiden, die so weit von den Hülfsmitteln des Verkehrs abgelegen sind, daß die Bauern ihre Erzeugnisse nicht selbst auf den Markt bringen können, sondern wo der Verkauf an den Vendemann stattfinden muß und sich in der Hauptsache als Tauschhandel äußert, dem am Jahresschluß eine Abrechnung folgt. Ohne Salz, Zucker, Kaffee, Seife, Petroleum, Reis kann auf die Dauer keine Familie leben. Für diese Bedarfsartikel rechnet der Vendemann einen beliebig hohen Preis, oft von Fall zu Fall, je nachdem ihm die Aussicht auf Gewinn günstig scheint. Dagegen drückt er die Produktenpreise der Bauern herab, indem er ihre Notlage benutzt oder zu anderen Mitteln greift, welche von Ehrlichkeit, Treue und Glauben weit entfernt sind. Wenn er sich dann im Laufe des Jahres zum Beispiel das Kilo Zucker mit 1 Sack Mais hat bezahlen lassen, so liegt es nahe, daß die Jahresrechnung mit einem Schuldenrest für den Bauern abschließt. Das sieht der Vendemann nicht ungern, denn jeder Zuwachs an Schuldnern bedeutet eine Erweiterung seines Machtbereiches, den er erbarmungslos auszunutzen weiß. Seiner Habgier und Rachsucht sind dann die Mittel an die Hand gegeben, den Bauer wegen einer geringen Schuld von seiner Kolonie zu treiben und diese an sich zu nehmen. Da nun ferner jeder Kaufmann in der Gemeinde und bei der Regierung schon deshalb, weil er in Hochdeutsch und Brasilianisch redegewandt ist, als maßgebende Persönlichkeit gilt, ihm alle verantwortlichen und nichtverantwortlichen Verrichtungen anvertraut werden, und er bei jeder Gelegenheit zu Rate gezogen wird, so kann er jeden, dem er nicht gewogen ist, unterdrücken oder vernichten, er kann ihn der Verleumdung anheimgeben, ihm den Kredit verderben. Der Vendemann ist allmächtig, er fühlt sein Übergewicht und läßt es andern fühlen. Und wenn die Auswanderer über den Druck ihrer pommerschen Gutsherrschaften zu klagen hatten, so sind sie hier einer viel drückenderen Abhängigkeit zum Opfer gefallen."

„Ich denke mir," sage ich, „daß die von Ihnen geschilderten Zustände durch den vollkommenen Mangel einer unparteiischen Rechtsprechung in Brasilien nicht günstig beeinflußt werden."

„Nach der geschilderten Charakteristik," erwidert der Landmann, „können Sie sich denken, daß sich die hiesigen Kaufleute in ausgedehnter Weise die unsicheren Rechtsverhältnisse zu Nutze machen, die Gelegenheiten sind die vielseitigsten. Nehmen Sie den Fall an, ein Bauer stirbt und hinterläßt für 40 000 Mark Landbesitz und Vieh, deren Erlös in Ermangelung hiesiger Erben den in Deutschland zurückgebliebenen Geschwistern zuzufallen hat. Ein benachbarter Kaufmann erhält die Verwaltung des Nachlasses und die Versteigerung der Wertobjekte. Dieser läßt sich die Gelegenheit nicht engehen, ungestraft das Vermögen an sich zu bringen. Er verabredet mit zwei Gevattern oder Schwägern heimlich einen Termin, weiß andere Bewerber auf diese Weise fern zu halten, und dann läßt er die öffentliche Versteigerung als äußerliche Komödie vor sich gehen. In Wirklichkeit aber teilt er mit seinen Helfern das Inventar und die Liegenschaften und als angeblichen Erlös liefert er einige Tausend Mark an die brasilianische Behörde ab, welche diesen Betrag der Einfachheit halber als Erbschaftssteuer einzieht."

„Sie glauben also," frage ich, „eine gerichtliche Untersuchung würde keine Aufklärung in die Angelegenheit bringen können?"

Digitized by Google

„Einesteils," erwidert er, „ist die Sache ja meist sehr schlau überlegt, sodaß die Übelthäter schwer zu fassen sind. Und was den Schutz der brasilianischen Rechtsprechung betrifft, so ist es in jedem Falle bedenklich, ihn in Anspruch zu nehmen. Denn ein Prozeß kommt nicht eher zu Ende, als bis Gericht und Advokaten aus beiden streitenden Teilen — sofern sie Deutsche sind — das herausgepreßt haben, was sie an Vermögen besaßen. Klagt ein Deutscher gegen einen Brasilianer, so verliert nur der Deutsche sein Vermögen. Ein solcher zum Beispiel hat von einem Brasilianer Grund und Boden gekauft. Wie nun das hier sehr üblich ist, hat der Brasilianer mit gefälschten Dokumenten Land verkauft, das ihm nicht gehörte. Nachdem der Kauf abgeschlossen ist, kommt der wirkliche Besitzer an, und legt die Hand auf sein Eigentum. Darauf wird der Betrogene gegen den Verkäufer klagbar, und wie er von den Gerichten um sein Hab und Gut gebracht wird, das entwickelt sich folgendermaßen: Schon um den Rechtshandel in Gang zu bringen, muß der Deutsche an das Gericht und an seinen Advokaten mindestens je Tausend Mark bezahlen. Jeder weitere Schritt ist von weiteren Zahlungen abhängig. Angenommen, die Klagesache hat eine zeitlang geruht. Der Kläger läßt sich beim Richter melden, um zu fragen, wie es mit seiner Angelegenheit steht. Geduld, mein Herr, Geduld, sagt dieser. Wir haben jetzt einige andere Fälle vorgehabt, aber für nächsten Monat ist bereits wieder Verhandlung über Ihre Klagesache angesetzt. Ich denke, wir werden sie da zum Abschluß bringen. Übrigens haben wir einige Erhebungen angestellt, das hat 500 Mark Kosten verursacht — und der Kläger weiß, daß er zahlen muß, wenn er nicht auf den Fortgang des Prozesses verzichten will. Derselbe Vorgang wiederholt sich bei seinem Advokaten, der noch die Versicherung hinzufügt, daß die Frage äußerst günstig für ihn steht. Aber der Schlußerfolg ist auch hier eine Zahlung. In dieser Weise wird er solange hingehalten, als man weiß, daß er noch Geld besitzt. Sein pommerscher Dickkopf hält ihn von rechtzeitigem klugem Einlenken ab, und zum Schluß bleibt das Urteil aus, weil der Kläger ja nur ein Deutscher ist."

„Wenn nun die Zuhülfenahme des Gerichtes ausgeschlossen ist," frage ich, mit bedenklicher Miene, „wie ist es dann möglich, sich Recht zu verschaffen, oder soll man alles Unrecht willig über sich ergehen lassen?"

„Der Brasilianer hat eine Gepflogenheit," erwiderte der Bauer, „und mancher deutsche Vendemann hat sie sich zu eigen gemacht, daß er sich abwartend verhält, inwieweit sich sein Opfer seine Widerrechtlichkeit gefallen läßt. Erst wenn er sieht, daß ihm Gefahr droht, so giebt er nach. Ich setze den Fall, einer von ihnen hat ein Geschäft oder eine Liegenschaft an einen Kolonisten verkauft, welcher darauf seine Anzahlung leistet. Unter einem Vorwand macht dann der Vendemann den Kauf rückgängig und weigert sich, die angezahlte Summe zurückzugeben. Es fragt sich nun, wie man sie seinen Händen entwinden soll. Da stellt sich ein als beherzter Mann bekannter Freund dem Geschädigten zur Verfügung. Beide reiten vor das Haus des hinterlistigen Kaufmanns, der alsbald, um sich der Gewaltthat zu entziehen, die vorenthaltene Summe herausgiebt. So ist es in schwerwiegenden wie in nebensächlichen Angelegenheiten: Der Schwache und Hülflose wird übervorteilt und der Entschlossene verschafft sich durch Selbsthülfe sein Recht — wobei er aber Gefahr läuft, einer wiedervergeltenden Rache anheim-

zufallen, denn dem Gewiſſenloſen wird es nicht ſchwer, für ein paar Geldmünzen einen Mulatten zur Vollziehung derſelben bereit zu finden."

„Mir iſt nur Eines noch unerklärlich," ſage ich, „wie es kommt, daß ſich ſogar Deutſche als Vertreter ſo unehrenhafter Grundſätze nicht ſcheuen, durch die öffentliche Meinung gebrandmarkt zu werden. Denn ſicher wird ihr Verhalten in weiten Kreiſen der Kolonie bekannt und gemißbilligt."

„Ich kann Ihnen im Gegenteil verſichern," verſetzte der Bauer, „daß in einem Staate, wo das Volk ſeinen eigenen Rechtsbegriffen überlaſſen iſt, die Verwirrung der Anſchauungen bei einigen minderwertig veranlagten Elementen ſoweit geht, daß ſie ihre Genugthuung über ihre Liſt und Verſchlagenheit offen zur Schau tragen, und ſich in dem Bewußtſein ergehen, ſich anderen überlegen gezeigt zu haben."

Dieſe Bemerkung hat mich nachdenklich gemacht, und wir reiten eine zeitlang ſchweigend durch den Wald, dann öffnet ſich uns der weite Ausblick auf eine mit Kolonien beſetzte Schneiße, die quer zur bisherigen Richtung unſeres Weges läuft. Wir biegen in die Straße ein, die, gradlinig über Berg und Thal führend, dem mühſamen Verkehre dient. Und nachdem wir an einigen unregelmäßig und in großen Zwiſchenräumen zu beiden Seiten verſtreuten Gütern vorübergekommen ſind, ſagt mein Begleiter:

„Hier liegt meine Kolonie, und ich bitte Sie, mit mir einzutreten."

Die ſchlichte Gaſtlichkeit der hieſigen Bauern kennt keine Umſtände und gewährt ohne verlegene Entſchuldigung, was der Vorrat zu bieten vermag.

Etwa vier oder fünf niedrige Häuſer und Schuppen liegen ohne ſyſtematiſche Anordnung dicht neben- und hintereinander in einem Obſtgarten von Orangen- und Pfirſichbäumen. Zwei der Häuſer ſind aus Ziegeln gebaut, deren eines zwei Wohn- und zugleich Schlafräume, das andere die Küche und das Eßzimmer enthält. Die übrigen, aus Holz- oder Lehmfachwerk errichtet, dienen als Ställe und Speichern. Wir betreten durch einen ſchmalen Hausflur das Wohnzimmer, in welchem Tiſch, Stühle, Schrank und ein Bett ſtehen. Der Bauer ladet mich zum Sitzen ein, holt aus der Ecke eine am Boden ſtehende Schnapsflaſche hervor, trinkt, reicht ſie mir und ſtellt ſie, nachdem ich ſie an den Mund geführt habe, auf den Tiſch.

„Wie kommt es," beginne ich, „daß ſich die Bauart der hieſigen Güter ſo ſtark von der deutſchen unterſcheidet, die Sie ja noch kennen, da Sie drüben geboren ſind. Bei uns in Deutſchland bildet — mit Ausnahme einiger niederſächſiſcher und allemanniſcher Gegenden, wo ſich die ganze Wirtſchaft unter einem Dache vereinigt, — der Bauernhof ein offenes oder geſchloſſenes Viereck. Die eine Seite nimmt das Wohnhaus ein, unten die Wohnſtube und Küche mit Nebenräumen enthaltend, oben die gute Stube mit dem Glasſchrank. Daran ſchließt ſich unter demſelben Dache der Kuhſtall, über welchem zahlreiche obere Räume zu Schlafzimmern dienen. In die übrigen Seiten des Vierecks teilen ſich Pferde-, Schweine-, Hühnerſtälle und Scheunen. In der Mitte des Hofes iſt die Düngerſtätte, bequem gelegen für die Reinigung der Ställe und die Ueberwachung des Viehes beim Einſtampfen des Düngers. Es iſt zweifellos, daß die jeweilige Bauart der Güter durch die wirtſchaftlichen Vorausſetzungen bedingt wird; man geht alſo wohl kaum in der Annahme irre, daß dieſe hier gänzlich andere ſind, als in Deutſchland."

Digitized by Google

„Die Bauart unſerer Güter," nimmt mein Gaſtfreund das Wort, „hat ſich einesteils aus den Vorbedingungen des Klimas, andernteils aus unſerem landwirtſchaftlichen Betrieb heraus entwickelt. Der geſchloſſene Kuhſtall kommt dadurch in Wegfall, daß unſere Kühe, wie wir ſie hier im Lande vorgefunden haben, gewöhnt waren, auf der Weide zu ſein. So machte ſich nur ein Schuppen notwendig, der nach dem dicht am Gute liegenden Weideplatz zu offen iſt, in dem das Vieh gefüttert und gemolken wird, und meiſt auch während der Nacht bleibt. Allerdings — weil es am Tage im Freien iſt — verlieren wir den größten Teil des Düngers. Dem kommt aber zu ſtatten, daß wir im allgemeinen unſere Felder nicht zu düngen brauchen. Für Pferde, Schweine und Hühner genügt ein gleicher Verſchlag für die Nacht. Vor Kälte brauchen ſie nicht geſchützt werden, da wir keinen fühlbaren Winter haben. Die Scheunen aber werden dadurch überflüſſig, daß wir nur ſoviel Roggen, Weizen und Gerſte bauen, als wir für den eigenen Mehlbedarf brauchen. Die Körner werden nach der Ernte unter freiem Himmel auf einem Tuche durch die Pferde ausgetreten und das Stroh wird zu Häckſel verſchnitten. Da nur ein kleiner Teil zum Einſtreuen zurückbehalten wird, genügen auch hier Schuppen zur Aufbewahrung der Vorräte. Die ſüße Kartoffel bleibt im Acker, bis ſie zum Eſſen oder Füttern gebraucht wird, denn dort bewahrt ſie ſich am beſten vor Fäulnis. Das gleiche gilt von den langen Ranken dieſer Kartoffeln, die ſich grün halten, bis man ſie wegholt und ans Vieh verfüttert. Unſere Haupternte aber, der Mais, bleibt, wenn er reif iſt, ebenfalls mit geknickten Kolben auf dem Felde ſtehen, von wo aus er zum Füttern hereingeholt wird, ſo wie man ihn braucht, während die langen oberen Stengel bereits in grünem Zuſtand an das Vieh verfüttert worden ſind. Die Körner werden, nachdem man die Kolben im Spätherbſt alle eingebracht hat, um das Feld für neue Beſtellung zu räumen, mit der Hand oder durch eine Maſchine vom Stengel losgetrennt und auf kleinem Raum in geflochtenen mit Lehm gedichteten Körben aufbewahrt."

„Ich bemerke mit Verwunderung," ſage ich, „daß nicht nur alles, was auf dem Felde wächſt, als Futter verwendet werden kann, ſondern daß es auch nicht nötig iſt, nur etwas den Feldern zu ihrer Düngung zurückzugeben. Ich müßte denken, daß ſich daraus in Verbindung mit der Ertragsfähigkeit des Landes eine außergewöhnlich hohe Grundrente ergiebt."

„Ich werde Ihnen darüber ſofort einige Angaben machen," erklärt jener, „Wir Bauern haben das Syſtem, das zu erzeugen, wovon wir ſelbſt leben, während wir die Überſchüſſe unſerer Erträgniſſe, die wir je nach Maßgabe unſeres Fleißes und landwirtſchaftlichen Geſchickes übrig haben, verkaufen. Als ſolche Produkte zählen Mais, Bohnen, Kartoffeln, Speck, Schmalz, Hühner, Eier und Butter. Wenn man nun rechnen konnte, daß man unter den im allgemeinen ja übereinſtimmenden Verhältniſſen der meiſten Koloniſten vor einigen Jahren aus dieſen Überſchüſſen einen jährlichen Barerlös von etwa 4000 Mk. erzielte, ſo hat ſich im Lauf der letzten Jahre die Einnahme auf den dritten Teil, alſo etwa 1300 Mk. verringert, denn alle ländlichen Produkte ſind im Durchſchnitt etwa um $^2/_3$ ihres früheren Preiſes geſunken. Von dieſem Barerlös beſtreiten wir je nach dem häuslichen Geſchick der Frau die Lebensbedürfniſſe, die wir nicht aus der eigenen Wirtſchaft entnehmen können, als Zucker, Kaffee, Seife, Petroleum, Salz, Reis und Kleidung, die aber durch unerhört hohe Zölle und Steuern ſeit

vier Jahren erheblich im Preiſe geſtiegen ſind. Hierzu kommen als laufende Ausgaben: Erſatz an Küchengerät, Reparaturen an Wagen, Pferdegeſchirr und Pflug, Neubeſchaffung von Werkzeugen wie Axt, Hacke, Buſchſichel und dergleichen. Schulgeld, Steuern, Mitgliedſchaft eines Vereins, dies alles iſt nicht zu vermeiden. So ſummiert ſich bei größter Sparſamkeit ein Aufwand von 800 Mk und es bleiben jährlich 500 Mk. übrig, die in den meiſten-Fällen für Schuldzinſen aufgehen; denn in den Jahren, wo das Geld mit niedrigſtem Kurs auf der Straße lag, hat faſt jeder Bauer ſeine Erſparniſſe in Landbeſitz angelegt, der zwar ſeinen Kindern zugute kommt, wenn ſie erwachſen ſind, deſſen Verzinſung ihm aber gegenwärtig bei bedeutend geſtiegenem Kurs oft große Schwierigkeiten bereitet."

„Das ſtarke Sinken der Produktenpreiſe," werfe ich ein, „iſt überraſchend. „Können Sie mir annähernd die Gründe dafür anführen?"

„Ein höherer Kurs," erläutert er, „bringt erklärlicherweiſe auch ein gewiſſes Sinken der Preiſe mit ſich, denn das Geld gewinnt an Wert. Aber ein ſo ſtarker Niedergang der Preiſe läßt ſich dadurch nicht allein erklären. Vor allem mag die allgemein gedrückte Erwerbslage einwirken, unter der Südamerika ſtärker noch als Europa leidet. Keine geringe Rolle aber dürfte dabei auch die Konkurrenz ſpielen, die ſich die Landwirtſchaft im eigenen Lande bereitet. Überall entſtehen neue Kolonien. Nicht nur, daß ſich unſere inländiſche Koloniſtenbevölkerung ſtark vermehrt, es werden vielmehr auch aus Deutſchland neue Einwanderer herübergebracht. Durch dieſen übereilten Zuwachs an Produzenten wird das geſunde Verhältnis zur Zahl der Konſumenten geſtört — zum Schaden der bäuerlichen Bevölkerung, zum Nutzen vielleicht der ſtädtiſchen, welche mit den niedrigen Lebensmittelpreiſen nicht unzufrieden ſein wird, ſoweit nicht der Zwiſchenhandel den Nutzen in ſeine Taſche arbeitet."

Inzwiſchen tritt die Bauernfrau ein, begrüßt mich mit ſtummer Freundlichkeit und winkt ihrem Manne zu, daß das Eſſen fertig iſt. Ich folge dem Bauern in das Nebenhaus, wo der Eßtiſch gedeckt iſt; zwei erwachſene Söhne nehmen mit uns Platz, indeſſen die Mutter unterſtützt von einer erwachſenen Tochter aus der Küche die Speiſen hereinträgt und wieder verſchwindet.

Mit wortkarger Geſchäftigkeit langen wir uns von der Hühnerſuppe und dem Roſtbraten zu, während hinter der Küchenthür hervor eine Schar jüngerer Kinder neugierig und verſchämt hervorlugt.

Nachdem wir uns geſättigt haben, komme ich mit meinem Wirt zu einem Gang durch ſeine Pflanzungen überein. Und in derſelben Weiſe, wie ich das von den Bauern in der deutſchen Heimat gewöhnt bin, liefert er zu jedem Felde eine längere Erläuterung, der ich gelegentlich durch Zwiſchenfragen die von mir gewünſchte Richtung gebe.

„Sie haben," ſo frage ich, „faſt auf allen Feldern Mais, nur zwei Stücke ſehe ich mit engliſchen und ſüßen Kartoffeln beſtanden."

„Mais iſt unſere Hauptfrucht," beſtätigt er, „die wir namentlich für die zweite Ernte vorwiegend bauen, denn wir brauchen ihn in großer Menge nicht nur, weil wir ihn als Beimiſchung zum Weizen für unſer Brot verwenden, ſondern auch, weil er das beſte Kraftfutter für Kühe, Pferde, Schweine und Hühner abgiebt."

Digitized by Google

„Haben Sie," frage ich weiter, „auf allen dieſen Stücken ſchon einmal geerntet?"

„Man pflegt," antwortet er, „auf jedem Felde jährlich zwei Ernten zu machen. Im Winter ſät man Roggen, Weizen und Gerſte, und nachdem man dieſe im Frühſommer geerntet hat, pflanzt man in dasſelbe Feld Mais, der im Herbſt reif wird. In ein anderes Feld ſteckt man im Frühjahr Kartoffeln oder Bohnen, nach deren Ernte pflanzt man im Sommer Mais, worauf dann im Winter Weizen, Gerſte oder Roggen geſät wird."

„Glauben Sie nicht," werfe ich ein, „daß auf dieſe Weiſe der Boden ſtark ausgeſogen wird?"

„Das läßt ſich nicht leugnen," beſtätigt der Bauer, „aber das Land giebt es vorläufig her, und warum ſoll man ſich über die weitere Zukunft Gedanken machen? Ich habe zum Beiſpiel Felder, die in dieſer Weiſe 15 Jahre hintereinander Mais getragen haben. Sieht man, daß in einem dürftigeren Boden der Acker keine genügende Frucht mehr hervorbringt, ſo läßt man ihn 6 Jahre lang brach liegen. Bald bildet ſich darauf ein Buſchwerk, das man, wenn das Feld wieder bepflanzt werden ſoll, niederhaut und trocken abbrennt. Die Holzaſche düngt weniger den Boden, als daß ſie ihn lüftet und der Feuchtigkeit zugänglich macht."

„Sie düngen alſo im übrigen garnicht," forſche ich weiter.

„Wir pflegen," erklärt jener, „nur das Feld zu düngen, auf dem wir Futter ſäen wollen. Das hält dann 4 Jahre lang nach, und während dieſer Zeit kann ich dasſelbe Stück Luzerne, ohne es friſch zu beſtellen, alle 14 Tage von neuem mähen, denn der Klee iſt inzwiſchen wieder herangewachſen."

„Ein merkwürdiges Land," denke ich, „welche Fruchtbarkeit auch auf dürftigem Boden."

„Für Kartoffeln," fährt der Bauer fort, „brauchen wir friſches Land, deshalb muß man dafür ſorgen, daß man alle zwei Jahre ein Stück Brachland umreißen kann, oder man fällt ein Stück Wald."

„Alſo ſind Sie doch im Grunde auf das Niederlegen des Waldes angewieſen," frage ich.

„Das muß ich leider beſtätigen," antwortete er. „Die Pommern ſind zwar ſparſamer mit dem Walde umgegangen, als beiſpielsweiſe die nahe wohnenden Rheinländer, aber wenn bei den einen auch langſamer als bei den anderen, ſo wird ſich bei allen unvermeidlich der Vorgang vollziehen, daß der Wald allmälig verſchwindet, wenn die Kolonie fortfahren ſoll, die wachſende Familie des Beſitzers zu ernähren. Nach endgültiger Abholzung wird die in guter Bodenlage befindliche Kolonie vielleicht durch wechſelnde Brachfelderwirtſchaft ertragsfähig zu erhalten ſein. Die mit ſchlechtem Boden ausgeſtattete jedoch wird immer wertloſer werden, denn das alte Ackerland verkommt mehr und mehr durch Unkraut, und trotz fleißigen Putzens kann man dasſelbe nicht mehr bewältigen. Und auch wenn man es als Brachfeld hat liegen laſſen und nimmt es nach jahrelangem Ruhen dann wieder in Betrieb, ſo giebt dürftiger Boden oft nur zwei Jahre lang lohnende Ernte, ſchließlich kann ſich eine Familie nicht mehr darauf ernähren und iſt genötigt, weiterzuziehen."

„Es fragt ſich," ſage ich, „ob für dieſen kritiſchen Übergang nicht ein anderer Ausweg zu finden iſt, als das Weiterziehen."

„Solange," entgegnet der Landmann, „ſich die meiſten Bauern zur Vorſorge für die Zukunft mit mehreren Kolonien verſehen haben, ſolange des Weiteren noch Platz genug zum Ausbreiten vorhanden iſt, ſodaß für die gegenwärtige und vielleicht auch für die ſtark vermehrte künftige Generation noch Wald zum Abbauen vorhanden iſt, den man billig kaufen kann, ſolange glaube ich nicht, daß man ſich zu anderen Grundſätzen als dem bequemen Raubbau entſchließen wird."

„Dennoch kann ich mich nicht dazu verſtehen," nehme ich das Wort, „das Land als verlaſſene Einöde vorauszuerblicken. Ich gebe zu, daß getreu dem Sprichwort: ehe der Bauer nicht muß, rührt er nicht den Fuß — die Mehrzahl der Landwirte den Weg des Weiterziehens von Kolonie zu Kolonie bevorzugen wird. Aber wie es in allen Lebensſtellungen die verſchiedenſten Anlagen und Charaktere giebt, ſo werden auch hier einige Elemente ſchneller eine große Anhänglichkeit zu ihrem Beſitz gewinnen, namentlich da, wo neben einem beſſeren Boden auch im übrigen günſtige Bedingungen, zum Beiſpiel ein ungehinderter Verkehr nach der Stadt, den Betrieb nicht unnötig erſchweren. Und ich glaube mich nicht zu täuſchen, wenn ich der Frau bei der Entwickelung dieſes verſtärkten Heimatsgefühles einen großen Einfluß zuſchreibe — kurz, dieſe Beſtandteile der Bevölkerung werden mit Zähigkeit beizeiten daran denken, den gefahrvollen Übergang zu einer intenſiveren Wirtſchaftsmethode zu finden und werden bald manchen anderen zum Vorbild dienen. Auch in Deutſchland hat ſich die Landwirtſchaft nicht im Zeitraum von wenigen Jahrzehnten entwickelt, ſondern iſt Schritt für Schritt, bis in die allerneueſte Zeit hinein, durch die Notwendigkeit getrieben worden.

„Weder glaube ich," erwiderte mein Gaſtfreund, „daß ſich irgend ein Bauer über die Zukunft ſchon ein Bild gemacht hat, noch halte ich es für möglich, ſichere Vorausberechnungen anzuſtellen. Die untrüglichſten Schlüſſe können durch Verhältniſſe, deren Tragweite wir nicht zu ermeſſen vermögen, zu nichte gemacht werden. Von Jahr zu Jahr und von Fall zu Fall wird ſich die künftige Geſtaltung aufbauen."

„Dennoch können wir," falle ich ein, „zwei Grundbedingungen als feſtſtehend betrachten: erſtens daß die deutſche Bevölkerung im Lande ſich vermehrt, ſich ernähren muß, und nicht daran denkt, wieder auszuwandern, — und daß zweitens einem ertragsarmen Land durch Düngung ſoweit aufgeholfen wird, daß es mehr Menſchen ernähren kann als vordem. Das trifft nicht weniger in Amerika als in Europa zu. Trotz Ihrer Warnung fahre ich in meiner Vorausberechnung fort; denn ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß nach der erſten flüchtigen und planloſen Abwirtſchaftung der Ländereien ſich allmählich das Bild ſo geſtalten wird, wie es ſich in Deutſchland zum Gedeihen des Landes, dank der beſonnenen Koloniſation durch deutſche Edelleute zwiſchen dem 10. und 14. Jahrhundert ſeitdem auf das beſte bewährt hat. Ich habe die Überzeugung, daß die Anlage nicht ſo fortbeſtehen wird, wie ſie hier von einſeitig kaufmänniſch intereſſierten Koloniſationsunternehmen zum Schaden von Ackerbau, Verkehr und gemeindlichem Zuſammmenſchluß gewählt worden iſt — eine Anlage, die die Wege ohne Rückſicht auf Bodenbeſchaffenheit in einer Himmelsrichtung geradeaus führt, die die Wälder häufig ins fruchtbare Thal, die Felder auf die unwirtlichen ſteilen Hänge verweiſt — ſondern daß in ſpäterer Zeit vielmehr die Dörfer in den Thälern liegen werden, wo das Waſſer und der glatte Verkehr ſie begünſtigt, daß den Feldern die Flächen

vorbehalten sind, wo bei weniger Weitläufigkeit dafür aber intensiverer Wirtschaft der Ackerbau lohnt und daß die nötigen Wälder sich an den Stellen ausbreiten, wo der Boden dürftig, steinig oder beweglich ist und wo vor allem die Flüsse und Bäche entspringen und zur regelmäßigen Wasserabgabe einen schwammgleichen Waldboden brauchen."

„Das hauptsächlichste Bedenken", sagt der Landmann, „das uns mit Sorge in die Zukunft blicken läßt, ist die durch den Gebirgscharakter bedingte und unaufhaltsam fortschreitende Abschwemmung der Humusschicht von der Granitunterlage. Ich gebe zu, daß sich die Entwickelung der Gestaltung allmälig und notgedrungen aus den Bedürfnissen ergeben wird und zwar so, daß das schablonenhafte schachbrettförmige System der Kolonieeinteilung allmälig verschwindet, indem fortschreitend — wie man schon jetzt beobachten kann, von kapitalkräftigen Nachbarn solche Kolonien, auf denen sich eine Familie nicht mehr ernähren kann, aufgekauft werden. Die neuen Besitzer breiterer Flächen sind nicht mehr gezwungen, ihr Feld dort zu lassen, wo eben den früheren Inhaber sein schmaler Streifen, auf den er angewiesen war, genötigt hat, seinen Mais zu pflanzen, sondern sie haben die Möglichkeit, den Acker an flach gelegenen Stellen zu bebauen, die dem Abschwemmen nicht ausgesetzt sind, und an den Hängen oder felsigen Stellen sich eine Grasnarbe bilden zu lassen, die eine Vermehrung des Viehstandes gestattet. So wird es kommen, daß ein großer Teil des einst bewaldeten Gebirges in späterer Zeit wieder in den Zustand des Kamplandes zurückgeschleudert sein wird, das eine müheloſere aber geringere Verzinsung des Grund und Bodens einträgt; und daß die Menschheit, die sich im Lande ernähren muß, gezwungen ist, in den weiten Flächen, die jetzt dem Kampland angehören, ihre Feldfrüchte zu bauen, wo sie zwar einen weniger fruchtbaren, dafür aber dauerhafteren Boden haben."

Indem wir sprechen, tönen die Klänge eines anspruchslosen Marsches die Schneißenstraße herauf. Heute ist Königsschießen vom Schützenverein der Picade. Der alte König ist soeben abgeholt worden, und nun geht es dem Schießstande zu, wo um den neuen Preis mit Büchsen nach der Scheibe geschossen werden soll. Den Zug eröffnen zu Fuß 6 Bläser mit blinkenden Instrumenten. Dann folgt der Schützenmajor mit gezogenem Säbel, hinter ihm schreitet der Fahnenträger. Seine Fahne zeigt auf der einen Seite die deutschen Farben, auf der anderen das Wappen Brasiliens. 40 Schützen schließen sich in Reihe und Glied an, nicht straff geschult, aber mit ernstem Selbstbewußtsein und tragen eine vielseitige Auswahl von Flinten auf den Schultern. Nun aber kommt der König, der mit Würde im vierspännigen hölzernen Bauernwagen inmitten seiner zwei Ritter sitzt. Den Schluß bildet eine große Zahl Frauen, Mädchen und Kinder, die in buntem aufgeregtem Gewirr dem Zuge folgen.

„Giebt es viele Schützenvereine in der Kolonie?" frage ich meinen Begleiter, der neben mich an die Straße herangetreten ist.

„Die Anzahl ist gering, ich kenne etwa drei hier im Waldgebirge," antwortete er. „Die Anforderungen an einen solchen sind kostspielig und umständlich. Man braucht gute Gewehre, Patronen und nicht zuletzt einen Stand und Schreiben."

„Aber finden Sie nicht", fragte ich, „daß Schießübung für alle Fälle eine nützliche Sache ist — vielleicht um einem inneren Feinde die Spitze zu bieten?"

„Schießen lernt man bei uns ſchon von klein auf," antwortet jener. „Denn fortwährend jagt Jung und Alt im Walde mit Piſtolen oder Flinten nach Raubzeug, gezwungen durch den Schaden, den es anrichtet, oder von Jagdluſt getrieben, und ſelten geht ein Schuß fehl. Ich bin überzeugt, daß wir imſtande wären, in einem Kampfe unſeren Mann zu ſtellen, aber weniger gegen innere Feinde als gegen äußere. Denn die Feinde Braſiliens ſind die Unſeren und wir ſind bereit, unſere Scholle zu verteidigen und die Einmiſchung fremder Mächte in unſere Verhältniſſe abzuwehren."

Der Schützenzug und ſeine munteren Begleiter ſind inzwiſchen vorüber, die Muſiktöne verklingen in der Ferne. Nunmehr iſt auch für mich die Zeit gekommen, mich von meinem gefälligen Wirt zu verabſchieden und die Weiterreiſe anzutreten. Ich beſteige mein Pferd, das in der Viehkoppel mit den Pferden des Bauern in friedlichem Einvernehmen geweidet hat, und habe unterwegs genug zu denken über das, was ich beſprochen und vernommen habe.

P. Raddatz & Co.

Königl. Hoflieferanten.

Berlin W., Leipzigerstrasse 123.

Magazin für Glas, Porzellan,
Haus- u. Küchengeräte

empfehlen ihre vielfach bewährten

Tropen- und Expeditions-Ausrüstungen,

speziell Feldmenagen
in entsprechend leichter aber solider
Ausführung für jede Personenzahl,

leichte Feldapparate,

Sturmlampen und Laternen
in marschfertiger Verpackung,

wasser- und luftdicht schliessende Koffer und Transportkisten,

Feldbetten leicht zusammenlegbar, geringes Gewicht (ca. 25 Pfd.) im **wasserdichten Futteral.**

Die deutsche Sprache in Deutsch-Samoa.

Von W. von Bülow, Apia.

Kürzlich erst wurde in der Samoanischen Zeitung darauf hingewiesen, daß es nicht ein Zeichen von hervorragend loyaler Gesinnung zu sein scheine, daß die katholische Mission die beiden einzigen Geistlichen, welche befähigt waren, in deutscher Sprache zu predigen und zu amtieren, von Deutsch-Samoa nach dem amerikanischen Teile Samoas versetzte.

Zwar sind auch jetzt noch notorische Deutsche — Elsässer und Luxemburger — als katholische Missionare in Deutsch-Samoa tätig; doch verleugnen dieselben hartnäckig ihre Kenntnis der deutschen Sprache.

Daß den Eingeborenen und besonders dem Nachwuchse unter diesen Umständen nicht besonders deutsch-nationale Gesinnung eingeimpft wird, scheint erklärlich, selbst wenn man den Umstand ganz außer Betracht läßt, daß die Leitung dieser Mission in Samoa nicht grade in deutschfreundlichen Händen ruht! —

Keinesfalls mehr als die katholische Mission dürften die protestantischen Missionen, Londoner Missionsgesellschaft, australische Wesleyaner und amerikanische Mormonen sehr eifrig in deutschem Sinne wirken; wenn auch einige Mormonen deutsch sprechen und eine deutsche Lehrerin einer größeren Anzahl samoanischer Mädchen deutsche Sprachbrocken einpaukt. — Die Schulverhältnisse liegen ganz im Argen.

In der deutschen Schule zu Apia unterrichtet ein deutscher, seminaristisch gebildeter, tüchtiger Lehrer eine größere Anzahl Kinder von Weißen und Mischlingen, Knaben und Mädchen im Alter von 7 bis 15 Jahren, gemeinschaftlich in einer Klasse.

Das Lebensalter der Zöglinge allein beweist das Unhaltbare dieses Zustandes. —

Die Maristenbrüder unterhalten eine Schule für Kinder der Weißen und der Samoaner, der ein wissenschaftlich gebildeter Bruder vorsteht, der von drei Laienbrüdern unterstützt wird. Der eine derselben spricht Deutsch.

Was dort gelehrt wird, dürfte zu staatlicher Kenntnis nur teilweise gelangen.

Dasselbe kann man von der Papauta-Mädchenschule der Londoner Mission, sowie von der Kinderschule zweier englischer Damen sagen.

Nirgends kommt staatlicher Einfluß zu hervorragender Geltung.

Die Kinder der Eingeborenen werden durch eingeborene Lehrer — aoao — unterrichtet, die auf den Missionsschulen — „Seminaren" — der verschiedenen

Kirchen und Sekten, in Vaea, Malua und Piula, einige Jahre als „Students“ für den Lehrerberuf vorbereitet wurden. Otto Ehlers und Deeken haben uns dieſe Geſtalten wiederholentlich in Worten gezeichnet.

Da aber die an dieſen Seminaren unterrichtenden Kräfte, Weiße und Eingeborene, ſelbſt der deutſchen Sprache nicht mächtig ſind, ſo dürften auch die herangebildeten Schullehrer von deutſcher Sitte und Sprache nur höchſtens einige Klänge vom deutſchen Nationalgefühl nichts kennen gelernt haben.

Nachdem nun Samoa endlich — endlich nach langem Ringen — deutſch geworden iſt, dürften dieſe Zuſtände einer deutſchen Verwaltung kaum würdig ſein.

In dem amerikaniſchen Teile Samoas iſt der Schulzwang bereits eingeführt.

Für Deutſch-Samoa dürfte es eine gerechtfertigte Forderung ſein, daß

1. für die Kinder der Weißen und Miſchlinge ganz Samoas eine ſtaatliche, mehrklaſſige, konfeſſionsloſe Schule und für die Kinder der Auswärtigen eine Penſion eingerichtet werde;
2. daß alle für Kindererziehung durch nichtdeutſche Religionsgeſellſchaften und Privatperſonen unterhaltenen Privatſchulen aufgehoben werden;
3. daß allgemeiner Schulzwang für Kinder der Fremden und der Eingeborenen vom 5. oder 6. Lebensjahre an eingeführt werde;
4. daß die Schulen der Eingeborenen verſtaatlicht werden.

Daß ſich die jetzige ſowohl ſtaatlich, wie durch Zuſchuß der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft, des Deutſchen Schulvereins und Beiträge der Mitglieder des hieſigen Schulvereines unterhaltene Schule mehr und mehr als nicht lebensfähig erweiſt, hat ſeinen Grund darin, daß eine Anzahl unkontrollierter, fremdſprachlicher Privatſchulen der deutſchen Schule Konkurrenz machen, zum Schaden der Ausbreitung des Deutſchtums in der deutſchen Kolonie Samoa.

Die Auflöſung jener Privatſchulen dürfte um ſo eher durchführbar ſein, als nach deutſchen Geſetzen zur Befähigung zur Leitung einer Schule der ſtaatliche Befähigungsnachweis erforderlich iſt, zu welchem ein Ausländer ſchwerlich zugelaſſen werden dürfte. —

Daß deutſch ſprechende Ausländer in einer von einem Deutſchen geleiteten deutſchen Schule als Lehrer verwendet werden könnten, erſcheint nicht ausgeſchloſſen.

Die mit der Schule zu verbindende Penſion für Kinder Auswärtiger müßte ſo geleitet werden, daß das Anlagekapital ſich verzinſt.

Die Mittel zur Erbauung der Schule und der Penſion müßten aus Staatsmitteln beſchafft werden. Doch ſcheint es kaum zweifelhaft, daß bei geeigneter Agitation auch aus Privatmitteln in Deutſchland das Baukapital zuſammengebracht werden kann.

Die Herausſchiebung des Beginnes des Schulzwanges in das 5. oder 6. Lebensjahr dürfte bei der früheren, durch das tropiſche Klima bedingten körperlichen und geiſtigen Reife der Kinder empfehlenswert ſein.

Das Schulgeld dürfte bei der vorausſichtlichen Frequenz der Schule, ſelbſt wenn nicht allzu hoch bemeſſen, für die Lehrerbeſoldungen den größeren Teil beiſteuern.

Auf welche Frequenz des Schulbeſuches in dem Falle der Verſtaatlichung der deutſchen Schule und der Schließung aller übrigen Schulen etwa zu rechnen ſein würde, dürfte aus nachſtehenden, annäherungsweiſe mir gegebenen Zahlen hervorgehen.

Name der Schule.	Schülerzahl	Zahl der Lehrer
1. Deutſche Schule	45	1 ſeminariſtiſcher Lehrer,
2. Mariſten-Schule	120	4 Brüder,
3. Papauta-Mädchenſchule . .	80	2 Lehrerinnen,
4. Armſtrong-Schule	35	2 „
5. Savalalo-Schweſternſchule .	40	2 Schweſtern,
6. Mormonen-Schule . . .	Zahl unbekannt.	2 Lehrer,
6 Schulen.	320 Schüler,	13 Lehrkräfte.

Die Verſtaatlichung der Schulen der Eingeborenen dürfte leichter ausführbar ſein, wie es den Anſchein hat; dieſelbe muß ſich ganz koſtenlos für den Staat vollziehen.

Das Lehrerperſonal muß, den augenblicklichen Verhältniſſen entſprechend, fürs erſte noch in Samoa beſchafft werden.

Dies wird um ſo leichter ſein, als augenblicklich in den 142 Dorfſchaften Deutſch-Samoas etwa (und zwar gering gerechnet) 600 Lehrer der verſchiedenen Sekten und Kirchen angeſtellt ſind.

Indem man aus dieſen 600 Lehrern durch Prüfung vor einem Regierungsbeamten die erforderliche Zahl — ſage 2 Lehrer für jedes Dorf = 284 — Lehrer auswählt, ganz ohne Rückſicht auf die Konfeſſion, wird man, den Umſtänden entſprechend, das denkbar beſte Material auswählen können.

Die Samoaner bezahlen, außer der Maikollekte an die Miſſion, in jedem Jahre jedem Lehrer ein Gehalt — „faaolaga“ —.

Schafft man die Maikollekte ab, die jetzt doch nur zum größten Teile in die engliſchen Kolonieen wandert, ſchafft auch das faaolaga ab, ſo wird man ein angemeſſenes Lehrergehalt durch Erhebung eines geringen Schulgeldes leicht beſchaffen können.

Das Schulhaus aus Gemeindemitteln zu bauen würden ſich die Eingeborenen in derſelben Weiſe beeilen, wie ſie ſich beeilten und eine Ehre darin ſuchten, das ſchönſte Boot oder die ſchönſte Kirche des Diſtriktes zu bauen.

Den religiöſen Bedürfniſſen der Kinder zu genügen, müßte den Kirchengemeinſchaften überlaſſen bleiben; doch darf ein Volksſchullehrer nicht gleichzeitig Religionsdiener ſein.

Sollte nun die Maikollekte in Fortfall kommen und das faaolaga ausfallen, ſo werden die engliſchen Miſſionsgeſellſchaften, die bisher die Entwickelung der deutſchen Inſeln in deutſch-nationaler Richtung nur hemmten, ſich bald genug auf die Strümpfe machen.

Hoffen wir, daß bald deutſche Miſſionsgeſellſchaften ſich finden werden, die ihre Stelle würdiger ausfüllen.

Iſt der Nyong ſchiffbar?

Eine Studie von P. Rieder.

Edea, d. 25. Sept. 1902.

Die Miſſionszeitſchrift: „Kreuz und Schwert" berichtet in Nr. 10: „Das Gouvernement von Deutſch-Oſtafrika beabſichtigt nach der „D.-O.-A.-Z." der Schiffbarmachung der in den Indiſchen Ozean mündenden Flüſſe, ſowie dem Bau geeigneter Fahrzeuge, die ſich auch für die Überwindung mäßiger Schnellen eignen, erhöhte Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Der Rufidji wird bereits zeitweiſe von ſeiner Mündung bis oberhalb Rungulio mit einem Heckraddampfer befahren. Der Chef der Militärſtation, Mahenge, benutzt neuerdings jede Gelegenheit, um zunächſt feſtzuſtellen, wie weit der obere Teil des Rufidji, Ulanga genannt, behufs Erſchließung der gleichbenannten Ebene für die Frachtſchiffahrt benutzt werden kann. Die Erhebungen haben bis jetzt günſtige Ergebniſſe gehabt. Ferner ſollen hinſichtlich der Schiffbarkeit des Wami, der als Auslaß für den fruchtbaren Bezirk Kiloſſa und vielleicht auch für die Bergwerkserzeugniſſe des Ulugurugebirges in Betracht zu kommen vermag, Ermittlungen angeſtellt werden."

Es iſt oftmals gefragt worden, ob ſich die Kolonien rentieren. Dieſe Frage iſt verſchiedentlich beantwortet worden. Aber das eine ſcheint ſicher zu ſein, daß ſich eine Kolonie um ſo eher rentiert, wenn von derſelben nicht nur der Küſtenſaum, ſondern auch möglichſt viel vom Binnenland dem Handel, dem Plantagenbetrieb und dem Bergbau, ſoweit bezüglich des letzteren Erdſchätze vorhanden ſind, erſchloſſen wird. Denn die Koſten der Verwaltung bleiben oft die gleichen oder annähernd die gleichen, wenn zu dem eröffneten Gebiete noch ein benachbartes hinzukommt, während die Einnahmen auf alle Fälle ſteigen werden. Freilich iſt dabei vorausgeſetzt, daß zur Eröffnung unerſchloſſener Gebietsteile keine koſtſpieligen Verkehrswege geſchaffen werden müſſen, die die Einnahmen ſchon zum voraus auf Jahre hinaus verſchlingen. Dies iſt aber nicht der Fall, wenn man, wie jetzt in Afrika, ſich diejenigen Verkehrsſtraßen zu nutze macht, welche Mutter Natur ohne Zuhilfnahme von Menſchenhänden geſchaffen hat; ich meine die Flüſſe. Und ſelbſt dann, wenn zur Umgehung einer nicht ſchiffbaren Strecke des Fluſſes eine kurze Eiſenbahnlinie gebaut werden müßte, ſo iſt das nicht ſo ſchlimm, als wenn die zehnfache Länge in Länderſtrichen gebaut werden müßte, wo ſchiffbare Flüſſe fehlen.

In Kamerun iſt bis jetzt der kleinſte Teil der Kolonie für den Handel eröffnet. Die Kaufleute ſehen ſich vor die Alternative geſtellt, entweder die Landeserzeugniſſe auf den Köpfchen der Eingeborenen zur Küſte ſchaffen zu laſſen, oder,

ſofern dieſes Transportmittel den ganzen Gewinn des Handels verſchlingen würde, die Waren dort zu laſſen, wo ſie ſind: im Innern Afrikas.

Bei dieſer Lage der Dinge iſt auch an den Verluſt zu denken, welcher der Kolonie erwächſt, indem ſo viele menſchliche Kräfte jetzt zum Warentransporte herangezogen und dadurch jeder anderen nutzbringenden Beſchäftigung entzogen werden. Welche Not haben z. B. die Plantagengeſellſchaften, um die für die Pflanzungen unentbehrlichen Arbeiter zu bekommen. Hätten ſie alle die Männer im Dienſte, welche jetzt als Träger verwendet werden, wahrlich, es wäre ihnen geholfen.

Man glaubt vielfach, oder gibt ſich wenigſtens den Anſchein zu glauben, die Eingeborenen nützten der Kolonie nichts oder nicht viel, und wenn dieſer oder jener Volksſtamm nicht wäre oder mit Stumpf und Stiel ausgerottet würde, gingen Handel und Wandel ungeſtört weiter. Dabei bedenkt man aber nicht, daß gerade die Eingeborenen es ſind, welche den Handel und Verkehr überhaupt ermöglichen, und daß die Europäer nicht im ſtande wären, hierzulande ohne Hilfe der Schwarzen den Bergbau zu eröffnen, ſelbſt wenn Gold und Edelſteine gefunden würden. Auch ſteigen ſie nicht ſelbſt auf den Baum, um die Frucht der Öl- oder Kokospalme herunter zu holen. Ohne Bevölkerung iſt eine Kolonie für das Mutterland nutzlos, und eine ſolche mit Tropenklima erſt recht.

Aus dieſem Grunde ſollten die Schwarzen auch nicht mehr als Laſtenträger verwendet werden, als es abſolut notwendig iſt. Man wendet ein, es ſei leicht geſagt, die Flüſſe zu benutzen; wenn aber das, wenigſtens ſtreckenweiſe, nicht möglich iſt, was dann? Ei, man macht es wie im gewöhnlichen Leben; man tut, ſoviel man kann, und wo ſich ein Hindernis entgegenſtellt, da ſieht man zu, wie man am ſchnellſten, leichteſten und billigſten darüber hinweg oder daran vorbeikommt. Wenn zum Beiſpiel abſolut eine Eiſenbahn gebaut werden muß, weil es nicht anders geht, dann iſt eine kurze Strecke billiger als eine lange; wenn Träger nun einmal unentbehrlich ſind, ſo ſollten ſie wenigſtens nicht auf Strecken verwendet werden, wo man ſich ohne ſolche behelfen kann, ſei es mit Boot, Dampfboot oder auch nur mit Kanu. Es iſt immer noch leichter mit dem Kanu zu fahren, als auf dem Kopfe zu ſchleppen.

Man denkt oft gar nicht daran, wie weit zwei ſtreckenweiſe ſchiffbare Flüſſe ſich nähern und iſt erſtaunt, wenn man unvermutet einen Fluß ſozuſagen vor der Haustüre findet, obgleich das Haus an einem anderen Fluſſe liegt, der weder Haupt- noch Nebenfluß des erſteren iſt.

Vor einigen Monaten wollte ich einige Chriſten beſuchen, die am anderen Ufer des Nyong wohnen. Da ich mich unterwegs in verſchiedenen Dörfern längere Zeit aufhalten mußte, hatte ich erſt etwa 6 Wegeſtunden zurückgelegt, als ich zu einem Dörfchen kam. Auf meine Frage, wie weit es noch bis zum Fluſſe ſei, erhielt ich zur Antwort, es ſei noch ſehr weit, und da der Weg nur durch Urwald führe und kein einziges Haus auf dieſer Strecke anzutreffen ſei, ſo würde ich beſſer thun, hier zu übernachten. Ich nahm alſo die angebotene Gaſtfreundſchaft des King Nſeke an. Am andern Morgen brach ich früh 6 Uhr auf und ſiehe da — um 8 Uhr war der Fluß erreicht. Der 2ſtündige Weg führte allerdings durch Urwald, war ſehr ſchmal, aber gangbar und, was dabei wichtig iſt, die ganze Strecke iſt eben, wie der Meeresſpiegel bei ruhigem Wetter. Auch der vorher paſſierte Weg war ſchön.

Diesmal konnte ich nun freilich mein Vorhaben nicht ausführen, weil kein brauchbares Fahrzeug vorhanden war. Wohl lag ein kleines Kanu am Ufer, aber es befand sich in einem Zustande, der die Fahrt nicht eben einladend machte. Im Hinterteile hatte es ein Loch, so groß wie meine Stiefelsohlen, und damit das einlaufende Wasser nicht das ganze Kanu überschwemme, haben die guten Leutchen im Kanu selbst eine Quermauer aus Lehm aufgeführt und so dem Wasser begreiflich gemacht: „bis hieher und nicht weiter.“ Da mir die Fahrt mit dem Ding doch zu gefährlich dünkte, blieb mir nichts übrig als umzukehren.

Vorher schaute ich mir den Fluß noch etwas an. Er mag an dieser Stelle etwa 400 m breit sein. Etwas oberhalb befand sich in der Mitte des Flusses eine kleine, felsige Insel und noch eine Strecke weiter oben sah man deutlich die Felsen aus dem Wasser hervorragen, über welche das Wasser in Schnellen hinwegrauschte. Mit der Schiffahrt ist es also hier nichts, dachte ich mir, als ich den zweistündigen Weg zu King Nseke zurücklegte.

Einige Zeit später kam ich wieder in diese Gegend, und da ich zugleich in dem östlichen Teile der Landschaft Javi (so heißt dies Land) einen Besuch zu machen hatte und wußte, daß zwischen dem östlichen und westlichen Teile ein drei Stunden breiter Urwaldgürtel liegt, durch welchen ein schwer zu findender Weg hindurchführt, so nahm ich mir einen zuverlässigen Führer mit. Von dem oben genannten Dörfchen des King Nseke führte er mich etwa eine halbe Stunde südlich, dann bis zu einem 25 m breiten Flüßchen (etwa eine Stunde) südöstlich, und zuletzt östlich. Wir mochten zwei Stunden marschiert sein, als mein Führer mit der Hand nach rechts wies und sagte: „da drüben ist der Nyong;“ und ich dachte mir: wir können keine zwei Stunden südlich gekommen sein; mein Kompaß wies schon seit 1½ Stunden südöstlich, bezw. östlich. Folglich muß der Nyong hier noch weiter nach Norden fließen als weiter unten. Zu sehen bekam ich ihn jedoch diesmal nicht; ging aber mit dem Vorsatz fort: „wenn ich wieder einmal in diese Gegend komme, muß ich den Fluß auch auf dieser Seite des Waldes sehen.

Die Zeit kam bald. Ich wurde gerufen, einem Knaben der an den Pocken darniederlag, die hl. Sakramente zu spenden. Nachher besuchte ich auch noch das Dorf Tone Yapi und frug gelegentlich den nächstbesten Mann, wie weit der Fluß entfernt sei. „Der ist gleich da drüben, sagte er und deutete nach Westen. Das kam mir ganz gelegen, und unverzüglich gingen wir darauf zu. In 35 Mt. hatten wir die Stelle erreicht. Vor uns lag der Fluß (etwa 800 m breit); jenseits desselben war ein Hügel von ca. 150 m Höhe, dessen Fuß von den Wellen bespült wurde; links sahen wir, wie das Wasser eines Flusses mit Macht heandrängte, bis zum gegenüber liegenden Hügel floß, von letzterem abgelenkt wurde, im rechten Bogen zu unserm Standplatze zurückfloß und dann durch das links einströmende Wasser hindurch nach Westen abfloß. Wir haben also hier das sonderbare Schauspiel, daß der Nyong gezwungen wird, in demselben Flußbette, in welchem er gekommen war, in einem Bogen wieder zurückzukehren und die eigenen Gewässer zu durchbrechen, um sich einen Ausweg zu bahnen. An der Stelle, wo das Wasser sich kreuzt, entsteht ein tosendes, gurgelndes Geräusch. Etwa 10 Minuten flußaufwärts sah ich den Nyong noch einmal; dort fließt er ganz ruhig, Stromschnellen sind weder zu sehen, noch zu hören.

Ist nun der Nyong von hier aufwärts schiffbar? und wie weit? In der Karte von Herrn Oberleutnant von Stein steht an seiner zweiten Übergangsstelle

über den Nyong (ca. 30 km flußaufwärts) die Bemerkung: „Angeblich 1—2 Tage stromauf mit Kanu befahrbar." Dabei ist an derselben Stelle die absolute Höhe mit 62 m angegeben. Die Länge des Nyong wird von seiner Mündung bei Klein-Batanga bis zur genannten Stelle wohl kaum weniger als 80—90 km betragen. Rechnet man nun die Fälle bei Dehane ab, sowie auch das Gefälle bei den Stromschnellen unmittelbar oberhalb Dehane, dann haben wir eine ganze Anzahl von Metern Gefälle, so daß das Gefälle von Tone Yapi bis zur zweiten Übergangsstelle des Herrn von Stein unmöglich viel betragen kann. Andere Flüsse haben bei einer Länge von 80 km ohne Fälle und Stromschnellen mehr als 62 m Gefälle.

Auch der Befund an Ort und Stelle bestärkte mich in der Ansicht, daß der Fluß oberhalb ruhig fließt. Die bei früheren höheren Wasserständen angeschwemmte Erde ist Schlamm. Nur hie und da findet man Stellen, an welchen feiner Flugsand angeschwemmt wurde. (Der Sannaga schwemmt unterhalb Edea nur reinen körnigen Sand an.) Ferner hat sich der Fluß von seinem westlichen Laufe nach Nordwesten, wenn nicht gar nach Norden abdrängen lassen, obgleich sich an seinem linken Ufer keine merklichen Erhebungen erkennen lassen. Von einem erhöhten Standpunkte aus erscheinen beide Ufer auf 40 Minuten Entfernung gesehen flach. So weit das Auge reicht ist südlich von dem Hügel an der Flußecke kein weiterer Hügel zu sehen. Zudem kann man wohl mit Grund annehmen, daß etwaige Stromschnellen sich da finden, wo der Fluß nach Westen durchbricht, nicht aber schon vorher. So ist wohl glaublich, daß der Nyong bei Tone Yapi höchstens 7—8 Stunden von dem schiffbaren Unterlaufe des Sannaga erntfernt ist, und daß er flußaufwärts 3 Tagereisen weit schiffbar ist, und zwar kann man von einem Flusse, der „250 m breit und sehr tief" ist, hinzusetzen: schiffbar für Dampfböte.

Nun aber: bloß 3 Tagereisen weit?

Der Herr Oberleutnant von Stein sagt in seinem Begleitworte zu seinem Buche: „Ganz sicher befindet sich etwa auf der Höhe von Lolodorf eine ganze Reihe von Fällen." Ist diese Vermutung von Steins richtig, dann hätte die Schiffahrt dort wieder ein Ende. Dies wäre eben festzustellen! Vielleicht geht es auch noch weiter. Von einem Hügel in Bikok (zwei Tagereisen östlich von Edea) der sicher nicht höher als (relativ) 100 m ist, kann man die Bakokoberge ganz deutlich sehen. Dieselben scheinen unmittelbar aus der Ebene aufzusteigen; es sind keine vorgelagerten Hügel zu sehen. Die Ebene zwischen Bikok und den Bakokobergen zieht sich, wie man genau sehen kann, von den genannten Bergen auch noch nach Osten. Somit scheint es mir gar nicht absolut notwendig, daß auf der Höhe dieser Berge, die Lolodorf korrespondieren, die Schiffahrt aus und Amen sei; ganz abgesehen davon, ob man sich dort mit entsprechenden Kosten nicht noch weiter helfen kann.

Auf der von Steinschen Karte ist eine Reiseroute angegeben, die dem Flußgebiete des Nkele (ein Nebenfluß des Nyong) entlang führt. Auf dieser Route ist weit östlicher als Lolodorf eine Höhe von 205 m angegeben, und erst auf emer östlichen Länge von 11° 9′ von Greenwich kommt eine plötzliche Steigung zu 682 m. Wäre der Nyong bis zu dieser östlichen Länge schiffbar, so könnte das ganze Bakokogebiet mit Leichtigkeit eröffnet werden.

Schwieriger gestaltet sich die Sache freilich beim Sannaga. Von Edea aufwärts ist eine ganze Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen mindestens

bis Inogaſe (nach der Karte von Hauptmann Ramſay 10° 59′ öſtlich von Greenwich). Bis dahin ſind aber mindeſtens 50′. Ob oberhalb noch Stromſchnellen ſind, ſcheint nicht bekannt zu ſein, da die Routen von Ramſay und Morgen den Sannaga nicht mehr berühren. Wir können uns ſomit nur aus den Höhenangaben der Karten ein Urteil über die Steigung des Terrains bilden. Bei Inogaſe iſt eine Zahl angegeben; leider iſt aber durch die erſte Ziffer ein Flüßchen gezeichnet, weshalb man nicht unterſcheiden kann, ob ſie 2 oder 3 heißen ſoll. Weil aber ſchon weit unterhalb, bei Dungem, die Höhe von 280 m angegeben iſt, kann es nur 330 m heißen. Da die Flußhöhe in Edea kaum 30 m beträgt, wäre ſomit der Sannaga 300 m gefallen, was ſomit pro 1′ 6 m ausmacht. 21′ öſtlich von Inogaſe, bei Warundo, iſt die Höhe von 390 m angegeben; es treffen ſomit nahezu 3 m pro 1′. Das Gefälle beträgt demgemäß ungefähr die Hälfte von dem Gefälle auf der Strecke Inogaſe-Edea. Mit Einſchluß angenommener Krümmungen die Strecke Inogaſe-Warundo zu 60 km berechnet, wäre ſomit das Gefälle 1 : 1000. Die Stromgeſchwindigkeit müßte aber beim Sannaga eine viel größere ſein als bei gleichem Gefälle im Nyong, weil die Waſſermenge vielleicht doppelt bis dreifach ſo groß iſt.

So ſchlimm nun dieſes ſtarke Gefälle auch iſt, ſo hat es doch auch ſein Gutes, weil dadurch die nicht ſchiffbare Strecke kürzer wird. Man kann ſchließen, daß der Sannaga an der Stelle, wo er den Mbam aufnimmt, bereits eine Höhe von 400 m hat. Wenn nun auf allen Karten Höhen von 700, 800 oder 1000 m im Flußgebiete des Sannaga und ſeines Nebenfluſſes Mbam angegeben werden, ſo kann man meiſtens ſchon aus der Zeichnung der Karten erkennen, daß die gemeſſenen Höhen in Gebirgs- oder Hügelländern liegen, ſo daß man bei Berechnung der abſoluten Landeshöhe wohl die relative Höhe der Hügel oder Berge im Betrage von ein paar hundert Metern in Abrechnung bringen darf. Wenn nun die Antwort auf die Scherzfrage: „warum fließt Waſſer den Berg nicht hinauf?“ richtig iſt, welche ſagt: „Bergunter hat es leichtern Lauf,“ ſo iſt es ſicher, daß auch Sannaga und Mbam nicht über die Berge laufen, ſondern unten herum und lieber einen Umweg machen, wenn auf geradem Wege kein Tal zu finden iſt.

Von der Mündung des Mbam aufwärts haben wir nur zwei Flüſſe, von denen jeder, nach Angabe der Karten 400 bis 800 m breit iſt; iſt nun von dieſen beiden der eine nicht ſchiffbar, ſo iſt es möglicherweiſe der andere. Beim Sannaga ſind eine kurze Strecke oberhalb wieder Stromſchnellen und Waſſerfälle angegeben und zugleich eine Höhe von 470 m. Wenn nun aber dort ſchon der Strom beinahe 500 m hoch fließt, dann muß es des Guten doch ſchon bald genug ſein.

Wenn ſich alſo dieſe Fälle nicht umgehen, nicht überwinden laſſen, bliebe nur noch der Mbam übrig. Man findet auch da noch Stromſchnellen, aber ſo bedeutend mögen dieſe nicht ſein, daß ſie auch für Fahrzeuge, die „ſich auch für Überwindung mäßiger Schnellen eignen,“ ein unüberwindliches Hindernis bildeten. Vielleicht verſchwinden ſie ſpäter ganz, wie es bei den Großſchnellen der Fall war.

Übrigens habe ich in letzter Zeit die Erfahrung gemacht, daß Photographen afrikaniſche Stromſchnellen photographieren, die ſie gar nicht geſehen haben. Vor nicht langer Zeit ſah ich eine Photographie von den Nachtigalſchnellen, die der betreffende Photograph ſicher nicht geſehen hat. Ja, man ſieht es dem Bilde an, daß es weiter nichts iſt, als eine beliebige Aufnahme irgend einer Flußpartie, in die nachher die „Stromſchnellen“ hineingezeichnet wurden.

Sei dem, wie ihm wolle, ſo viel ſteht feſt, daß an eine Schiffbarmachung des Sannaga ohne große Schwierigkeiten nicht zu denken iſt, da auch eine Eiſenbahn, die man zur Umgehung ſchwieriger Stellen bauen müßte, dem Fluſſe entlang ein möglichſt ungeeignetes Gelände vorfinden würde. Von Edea bis Bikok wechſeln Berge mit Sümpfen, und öſtlich von Bikok muß ſich der Sannaga zwiſchen den Bergen von Sikol und Bajob einerſeits und den Bergen von Babimbi andererſeits durchwinden.

Ein Ausweg, um dieſen Schwierigkeiten zum Teile zu entgehen, könnte darin gefunden werden, daß man eine Bahn den Nkelle entlang führte, der durch ebenes Gebiet fließt und größtenteils die Richtung nach dem Sannaga zu behält.

Doch wird für ein ſolches Projekt ſpäter noch hinreichend Zeit zum Überlegen bleiben, ſo daß es nicht nötig iſt, ſich jetzt ſchon den Kopf darüber zu zerbrechen.

Reise des Forstreferendars Wiedeburg nach Südwestafrika.

Von Kapitän zur See a. D. R. Dittmer.

Der Forstreferendar Wiedeburg ging mit einjährigem Urlaub im Juli 1901 nach Südwestafrika, um die Jagd- und Forstverhältnisse zu studieren. Er kehrte im April 1902 nach Deutschland zurück, um die zum Abschluß seiner Laufbahn nötigen Bedingungen zu erfüllen. Über seine höchst interessanten Wahrnehmungen führt Referendar Wiedeburg unter anderem das folgende an:

Ich reiste zunächst nach Swakopmund und von dort nach Windhuk, wo ich am 29. August anlangte und mich kurze Zeit aufhielt.

Von hier aus besuchte ich die Forststation „Brakwater" 14 Tage lang, die Farm „Voigtland" 14 Tage lang und unternahm einen kurzen Ritt über die Farm Frauenstein in das Damara-Handelsfeld.

Karibib und Okahandja habe ich während meines mehrtägigen Aufenthalts auf der Durchreise bei der Hin- und Rückreise kennen gelernt, und mir besonders die Gartenanlagen in Okahandja angesehen. Auch Klein-Windhuk habe ich mehrfach besucht.

Am 23. Oktober 1901 trat ich eine größere Reise nach dem Süden des Schutzgebietes an, von der ich am 17. Februar 1902 wieder in Windhuk eintraf. Die Reise ging über Rehoboth kreuz und quer durch das Bastardgebiet, in welchem wir mehrere Wagenladungen Handelsgüter absetzten.

Die wichtigeren Niederlassungen der Bastards habe ich zum größten Teil gesehen.

Bei Kub-Kuis passierte ich den Fischfluß und die Quarantänegrenze und zog über Marienthal nach Gibeon und Keetmannshoop. Von hier aus ging ich in mehrfachen Rundfahrten nach Koës, Groß und Klein-Aub und umliegenden Farmen, und zurück nach Keetmannshoop. Hierauf auf direktem Wege zurück über Gibeon, Marienthal und Rehoboth nach Windhuk. Hier besuchte ich wieder mehrere Farmen und reiste schließlich am 15. März wieder ab nach Hamburg.

Auf Aufforderung des Gouvernements hin reichte ich an dasselbe eine Arbeit über die forstlichen Verhältnisse von Deutsch-Südwestafrika ein, soweit ich dieselben kennen gelernt habe.

Wo ich Gelegenheit hatte, suchte ich die forstlichen Aussichten in Deutsch-Südwestafrika kennen zu lernen.

Nebenher habe ich mein Hauptaugenmerk während der ganzen Reise auf die Vorbedingungen und Aussichten des Farmbetriebs gerichtet.

Den forstlich wichtigsten Teil der Kolonie habe ich nicht gesehen.

Im mittleren und südlicheren Teil wird sich die zukünftige Forstwirtschaft nur nach den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu richten haben.

Eine allgemeine Besserung der klimatischen Verhältnisse oder eine durchgreifende Regulierung des Wasserablaufs in diesen Gebieten wird sich durch forstwirtschaftliche Maßregeln niemals herbeiführen lassen. Indessen ist eine forstliche Bewirtschaftung möglich auf einer ganzen Anzahl örtlich beschränkter Gebiete, auf denen die Erziehung eines Waldbestandes eine bedeutende Hebung des Grundwasserstandes erreichen würde.

Es sind dies in der Hauptsache die Uferstreifen der Flußläufe in größerer und geringerer Breite, Quellgebiete, Blei's, auf denen eine Menge Regenwasser zusammenläuft, aber, schutzlos der Sonnenbestrahlung preisgegeben, rasch wieder verdunstet.

Eine solchergestalt herbeigeführte Vermehrung des ausnutzbaren Wassers wäre für das Schutzgebiet von unberechenbarem Vorteil.

Da die Dichtigkeit der Bevölkerung stets eine geringe bleiben wird, werden diese Anpflanzungen vielleicht imstande sein, dem fühlbaren Mangel an Nutz- and Brennhölzern abzuhelfen. Stets werden aber die Waldungen des Südens mehr Schutz- als Nutzwälder bleiben. Für letztere bietet wahrscheinlich der Norden stellenweise die genügenden Vorbedingungen.

Die Bestrebungen der Forstverwaltung würden also dahin zu richten sein: die bestehenden Bestände schonendst zu behandeln, sie, wenn möglich, auszubreiten und durch Anbauversuche solche ausländische Holzarten ausfindig zu machen, die die einheimischen ergänzen und ersetzen können.

Unter den fortkommenden Holzarten sind diejenigen auszusuchen und zu verwenden, deren Wurzelwerk möglichst tief, deren Wasserverbrauch möglichst gering und deren Beschattung und Laubabwurf möglichst reichlich ist. In zweiter Linie kommt erst die Verwendbarkeit des Holzes in Betracht.

Eine Mischung bezüglich der Unterbauung der einheimischen Hölzer mit eingeführten dürfte sich wahrscheinlich als zweckmäßig herausstellen.

Es werden demnach zu schaffen sein eine Anzahl zentraler Versuchsgärten, entsprechend den Verschiedenheiten der Klima- und Standorts-Verhältnisse, und von diesen aus versorgt, im Lande zerstreute „Förstereien".

Jenen würde der Verwaltungs-, diesen dem Forstschutzdienst zufallen.

Guanolager habe ich keine gesehen, auch nichts Bemerkenswertes von ihnen gehört, ebenso von Salzlagern. An der Etosapfanne soll sehr schönes, reichliches Salz liegen, das in geringem Maße bereits gewonnen und verhandelt wird. Der Detailpreis beträgt im Innern pro Pfund 0,30 Mk.

Ebenso soll in der Nähe des Kuiseb ein gutes großes Salzlager sein, dessen Zugang jedoch durch Felsen sehr erschwert ist.

Indessen sind das nur Erinnerung an in Gesprächen gefallene Bemerkungen. Genauere Nachforschungen habe ich nie angestellt. Genauere Angaben dürften unschwer zu erhalten sein.

Südwestafrika galt bis vor wenigen Jahren für ein sehr wildreiches Land. Der Wildbestand ist zur Zeit noch gut, indessen gegen früher stark zurückgegangen. Das Wild hat sich meistens in die unzugänglichsten Gegenden zurückgezogen (Dünen- und Sandfelder). Die bewohnteren Gegenden sind (jedoch mit Ausnahmen) arm an Großwild. Kleine Antilopen und jagdbare Vögel kommen

noch sehr häufig vor. Der Süden hat noch große Springbockherden. Der Norden ist im allgemeinen wildreicher als der Süden.

An Wild kommen noch vor: Elefant, Büffel vereinzelt im Norden, Giraffe, Elen-Antilope etwas häufiger, auch im Norden. Dann weiter verbreitet: Hartebeest, Wildebeest (Gnu), Springbock, Rudu- und Gemsbock an Großwild. Kleinwild: kleine Antilopen-Springhasen, zwei Arten Hasen, Stachelschwein, Klippdachs ꝛc. Stellenweise auch sehr starkes Wildschwein.

An Vogelarten: Strauß, soll zurückgegangen sein, sich in jüngster Zeit indessen wieder gut vermehrt haben, Trappenarten (darunter sehr große), Perlhühner, Savanenhühner, „Rebhühner", Wachteln ꝛc. sehr häufig.

An Raubwild: Löwe, selten. Häufiger, stellenweise Plage: Leopard, Gepard, gefleckte und gestreifte Hyäne, Schakal, Luchs, Wildkatze, Ginsterkatze ꝛc.

Die Jagd ist noch lohnend, aber sehr anstrengend. Meist wird das Wild zu Pferde gehetzt und, sobald man in Schußweite gekommen ist, mit der Büchse erlegt.

Raubzeug wird oft vergiftet. Von Deutschland aus sind mehrfach Jagdzüge unternommen worden, fast immer mit befriedigendem Erfolg.

Besuch des Missionsinspektors A. W. Schreiber auf dem Arbeitsgebiet der Norddeutschen Mission in Togo.

Von K. Fies, Bremen-Oslebshausen.

(Mit 8 Abbildungen.)

Seit über fünfzig Jahren arbeitet die Norddeutsche Mission im Evhegebiet auf der Sklavenküste. Die Anfänge waren überaus schwer. Ein dreimaliger Versuch, die Missionsarbeit im Innern des Landes, in Peki, an der Westgrenze der heutigen Togokolonie, zu begründen, scheiterte. Im Jahre 1853 zogen sich die Missionare zum Meere zurück und begründeten hier im Herbst desselben Jahres die jetzt älteste Station Keta. Nachdem in dieser Küstenstation ein fester Stützpunkt geschaffen war, konnte man allmählich ins Innere vordringen. Noch in den fünfziger Jahren wurden drei neue Stationen angelegt: Anyako, Waya und Ho. Aber wie der Anfang, so war auch der Fortgang schwierig. Im Jahre 1869 brach der Aschantekrieg aus. Die Station Ho mit ihren 22 Gebäuden wurde zerstört, und die Missionare konnten nur das nackte Leben retten. Waya und Anyako mußten der schlechten klimatischen Verhältnisse wegen aufgegeben werden. Die besten Kräfte sanken in ein frühes Grab. Die heimatliche Leitung und die Missionare draußen wollten aber trotzdem die begonnene Arbeit weiter führen. Es ist das große Verdienst des Inspektors Dr. Zahn und des Pastors Dr. Vietor, des langjährigen Vorsitzenden der Mission, daß die Arbeit, trotz allem Schweren, nicht aufgegeben wurde. Im Jahre 1876 konnte Ho aufs neue besetzt und wieder ausgebaut werden. Von hier machte nun die Arbeit unter den umliegenden Stämmen gedeihliche Fortschritte. Im Jahre 1890 wurde zehn Stunden weiter im Innern die Bergstation Amedschowhe gegründet, im Jahre 1897 folgte Lome an der Küste und 1901 Agu-Nyambo. Jede dieser Europäerstationen ist umgeben von einem Kranz von Außenstationen, denen eingeborene Lehrer vorstehen.

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Arbeit der Norddeutschen Mission im deutschen Togogebiet sich im letzten Jahrzehnt über alles Erwarten segensreich entwickelt hat. Zudem steht die Gesellschaft vor neuen wichtigen Aufgaben. Es handelt sich darum, die geschaffenen Missionsbezirke planmäßig weiter auszubauen und die Vorposten im Innern nach Norden und Nordosten weiter vorzuschieben. Bei solch wichtigen Unternehmungen ist es aber von größter Bedeutung, ja geradezu notwendig, daß der Leiter der Mission auf dem Arbeitsfelde seiner

Miſſion die Verhältniſſe eingehend kennen gelernt und geprüft hat. Die ſo an Ort und Stelle aus eigener Anſchauung gewonnene Kenntnis der Verhältniſſe vermag auch die genaueſte Berichterſtattung der Arbeiter von draußen nicht zu erſetzen.

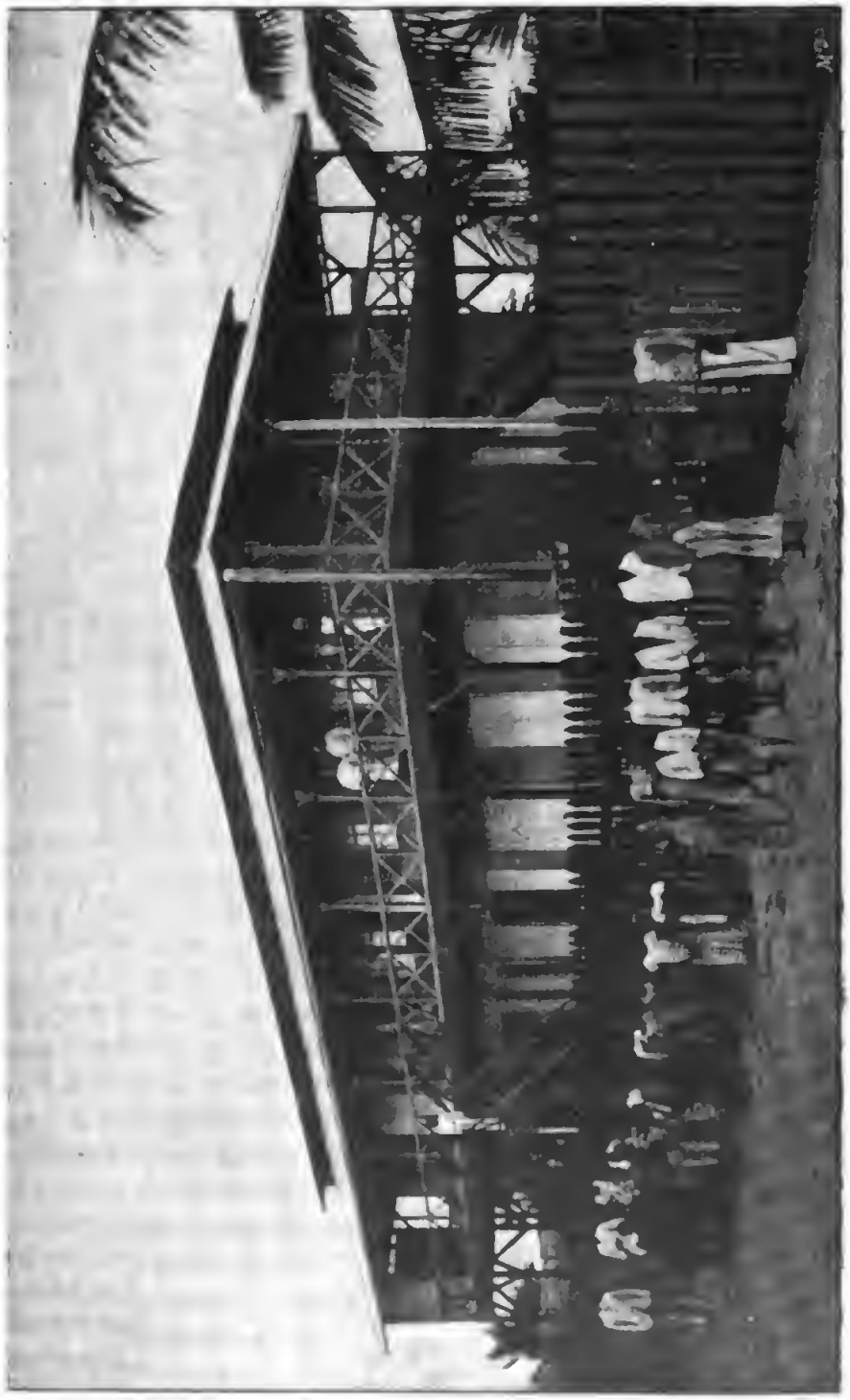
So war es auch für den Vorſtand der Norddeutſchen Miſſion nach dem Tode des verdienſtvollen Dr. F. M. Zahn eine ausgemachte Sache, daß der neue Inſpektor eine Reiſe nach dem Evhelande unternehmen müſſe. Viel früher, als man erwartet hatte, unterzog er ſich willig dieſer Aufgabe.

Mit fröhlichem Mut und den beſten Hoffnungen reiſte Miſſionsinſpektor Schreiber am 9. Oktober 1901 von Bremen ab und ſchiffte ſich am 11. an Bord der „Aline Wörmann" für Afrika ein. Nach einer glücklichen Fahrt erreichte er ſchon am 1. November Keta. Die Freude war groß, nicht nur bei den Miſſionaren, ſondern auch bei den eingeborenen Chriſten. Hatte mich doch einmal einer unſerer ſchwarzen Lehrer gefragt: „Nuka ɔuti, mi amegă deke meva miagbo kpo wò mahă?" d. h.: Warum iſt noch keiner unſerer Vorſteher zu uns gekommen? Jetzt war der Inſpektor da! Überall wurde er aufs freundlichſte willkommen geheißen. Die Schüler grüßten mit einigen Geſängen, und die dichtgefüllte Klaſſe der Mädchenſchule rief dem Ankömmling ein kräftiges: „Guten Tag, Herr Inſpektor!" zu. Hierauf kamen drei große Mädchen uud grüßten mit deutſchen Verſen. Abends fand in der feſtlich geſchmückten und erleuchteten Kirche eine warme Begrüßungsfeier ſtatt. Friſch und hell ertönten die Geſänge mit Poſaunenbegleitung. Der Kirchenälteſte Joſeph Te dankte dem Inſpektor für ſein Kommen im Namen der Gemeinde und knüpfte an ſeinen Dank die beſten Wünſche für die bevorſtehenden Reiſen.

Schon am folgenden Tage ging es mit der Hängematte nach Lome, wo der verdienſtvolle, krank aus dem Innern gekommene Miſſionar Spieth auf den Dampfer wartete, der ihn zur Erholung nach den kanariſchen Inſeln bringen ſollte. Spieth, ſeit 1881 im Evhelande tätig, hatte gehofft, mit ſeinen reichen Erfahrungen den Inſpektor auf ſeinen Reiſen begleiten zu können. Das war nun leider nicht möglich. Doch ging es Spieth ſo erträglich, daß bis zur Ankunft des Dampfers am 6., das Wichtigſte beſprochen werden konnte.

Der Aufenthalt des Inſpektors in Lome dehnte ſich bis zum 20. November aus. Es gab hier viel zu ſehen, zu hören und zu reden. Lome, Sitz der Landeshauptmannſchaft, hat eine günſtige Lage und iſt heute der bedeutendſte Handelsplatz an der Sklavenküſte. Die erſt im Jahre 1895 begonnene Miſſionsarbeit hat ſich in erfreulicher Weiſe entwickelt. Die junge Gemeinde zählt 119 Seelen, und die ſonntäglichen Gottesdienſte werden von 200—250 Perſonen beſucht. Daß in dieſer Gemeinde ein friſches Leben pulſiert, zeigt die große Opferwilligkeit; ſie überreichte dem Inſpektor zu ſeinem Empfang die ſchöne Summe von 668 Mark zur freien Verfügung. Dieſer beſtimmte die Summe für den Kirchenbaufonds. Über die Schulen in Lome und Keta lautet das Urteil des Inſpektors: „Die Leiſtungen der Schulen ſtehen denjenigen unſerer heimiſchen Schulen auf dem Lande, ſelbſt auch in kleinen Städten kaum nach, übertreffen ſie aber im Schreiben und namentlich in der bibliſchen Geſchichte." (Monatsblatt Nr. 1. 1902).

Rühmend wird vom Inſpektor auch der kirchliche Sinn unſerer deutſchen Landsleute, namentlich der Beamten, hervorgehoben; brachte doch die kurz vor



Das Missionshaus in Lome.

Digitized by Google

seiner Ankunft erhobene jährliche Kollekte 750 Mark ein. Von seiten der deutschen Behörde wurde auf alle Fragen in freundlichster Weise Auskunft erteilt. Nach dem deutschen Predigtgottesdienst am 17. November fand eine Versammlung der evangelischen Deutschen statt, in welcher eine Eingabe an den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin mit der Bitte um Beihilfe zum Kirchbau, sowie eine besondere Sammlung für den Bau beschlossen wurde.

Ein Abstecher in Begleitung von Missionar Oßwald nach dem landschaftlich schön gelegenen Klein-Popo brachte eine angenehme Abwechslung. Die wesleyanische und katholische Mission, das Regierungskrankenhaus, die Regierungsschule, der große Park in Sebbe u. a. mehr wurden besucht. Das Ziel eines zweiten Ausflugs war die Außenstation Tove, welcher der in Deutschland ausgebildete Albert Binder als Lehrer vorsteht. Die junge, erst 41 Seelen zählende Gemeinde brachte dem Inspektor zur Begrüßung 91 Mark als ersten Baustein für eine neue Kapelle.

Am letzten Tage in Lome wurde mit der fröhlichen Schuljugend im botanischen Garten ein wohlgelungenes Kinderfest mit Wettlaufen, Seilziehen und Topfschlagen gefeiert.

Am 21. November reiste der Missionsinspektor nach Keta zurück, um auch hier den nötigen Einblick in die verschiedenen Zweige der Missionsarbeit zu gewinnen. Sehr erfreute ihn die segensreiche Tätigkeit der Diakonissen unter den Mädchen und Frauen Ketas. Die Erziehung der Kinder liegt in Afrika fast ausschließlich in den Händen der Frauen. Wie ungemein wichtig ist daher der christlich-sittliche Einfluß unter der Frauenwelt!

Bald sollte der Inspektor auch etwas von den Schattenseiten des Tropenlebens kennen lernen: er erkrankte nämlich am Malariafieber. Nach wenigen Tagen war der Anfall glücklich überstanden, und Inspektor Schreiber konnte am 29. dem Unterricht in der Mittelschule und Stationsschule beiwohnen.

Ein hoher Festtag war der 1. Dezember, an dem vor- und nachmittags in der von deutschen Kindern erbauten Kirche Missionsfest gefeiert wurde. Die Gemeinde zählt 369 Seelen, die fröhlich und dankbar feierten. Die Festkollekte brachte den sehr hohen Betrag von 1047,60 Mark.

Nachdem am 2. Dezember noch eine Konferenz mit sämtlichen Lehrern des Keta- und Lomebezirkes stattgefunden hatte, konnte der Inspektor am 3. Dezember auf der alten Missionsstraße über Anyako, Vhute seine Reise ins Innere antreten. Er schied von der Küste dankbaren Herzens und mit dem Bewußtsein, daß sie in mancher Hinsicht besser ist als ihr Ruf.

In Begleitung von Missionar Däuble wurde nach 2½stündiger Lagunenfahrt Anyako erreicht. Nach ungestörter Nachtruhe ging es am folgenden Tage Vhute zu. Das ist ein trauriger, endlos langer Weg. Das mußte auch der Inspektor erfahren. Er hebt hervor, welch' ausgezeichnete Wege in der deutschen Kolonie die verschiedenen Orte miteinander verbinden; er hatte ja auf der Hauptverkehrsstraße Lome-Misahöhe 50 Kilometer ins Innere hinein zurückgelegt. Da die Neger selbstredend auch lieber auf guten, als auf schlechten Wegen gehen, so ist es gar nicht zu verwundern, wenn sich der rege Handelsverkehr immer mehr von Keta weg dem kräftig aufblühenden Lome zuwendet. Am Nachmittag des dritten Reisetages wurde die zu Ho gehörende Außenstation Waya erreicht, wo Missionar Salkowski die Reisenden erwartete. Am folgenden Tage wurde

Die Schüler in Ho zum Empfang des Inspektors, Dezember 1901.

Digitized by Google

hier mit der im letzten Jahrzehnt prächtig aufgeblühten Gemeinde ein schönes Fest gefeiert, bei welchem der Inspektor 26 Heiden, darunter einen Häuptling, taufen durfte. Am 7. ging Däuble zur Küste zurück, während die beiden anderen Reisenden nach Ho aufbrachen, das am Nachmittag glücklich erreicht wurde. Die Schüler der beiden Oberklassen waren eine Stunde weit den Kommenden entgegengeeilt. Auf der Station grüßte der Chor der Mädchenschule, hierauf setzte der Posaunenchor ein, und dann folgte die würdevolle Begrüßung durch die eingeborenen Prediger und Lehrer.

Über das Äußere der Station schreibt Inspektor Schreiber im Missionsblatt Nr. 2. 1902: „Die Anlage der Station ist großartig und hat mich aufs lebhafteste an die Klosteransiedlungen im alten Germanien erinnert, auch wenn die Mauern fehlen. Daß rechte Missionsarbeit der beste Kulturträger ist, kann jeder Kritiker in Ho erkennen, wenn er sieht, wie das Vorbild der Station auf die Bewohner der Christendörfer gewirkt hat."

Die acht Tage, welche der Inspektor auf der schönen Station zubringen konnte, trugen fast durchweg festlichen Charakter. Am 8. Dezember fand abends feierlicher Begrüßungsgottesdienst in der geräumigen Kapelle statt. Am 3. Advent war Konfirmation von neun Kindern und nachmittags Missionsfest unter den ehrwürdigen Mangobäumen, wo wir am 14. November 1897 das schöne fünfzigjährige Missionsjubiläum gefeiert hatten. Besonders genußreich war auch die Lehrerkonferenz, an der sämtliche Missionsarbeiter im Hodistrikte teilnahmen, und geradezu erhebend gestaltete sich der Schluß dieses Tages durch die Aufführung eines Lutherfestspieles, welches sich der in Europa ausgebildete Lehrer Robert Kwami selbständig ausgedacht hatte und in höchst origineller Art durch die Vermischung afrikanischer Sitten mit den historischen Vorgängen zur Darstellung brachte.

Am 16. Dezember reiste der Inspektor über Kpengoe, Akovievhe, Nyive, Tove-Dzigbe und Tavie (die beiden letzten Orte schon Außenstationen vom Agu) nach der Hauptstation Agu-Nyambo. Unterwegs wurde Herr Hauptmann von Döring in Tove-Dzigbe besucht und die Plantagen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, sowie die Douglasplantage kurz besichtigt. Die Ankunft in Agu—Nyambo erfolgte erst spät am Abend. Die Begrüßung durch die Christen, Taufbewerber, Schüler und Heiden war auch hier großartig. Von der Missionsstation, die auf einem vierzig Meter hohen Bergvorsprung über der Stadt luftig und kühl gelegen ist, genießt man eine herrliche Aussicht. Die Missions- und Schularbeit, die hier erst im Jahre 1895 von dem eingeborenen Lehrer John Te begonnen wurde, hat sich gedeihlich entwickelt und berechtigt für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen. Am folgenden Sonntag, den vierten Advent, kamen Hunderte zum Gottesdienst. Den Höhepunkt des Tages bildete die Taufe von fünfzig Personen, darunter ein Häuptling. Am 23. Dezember ging es über Agome-Kpalime nach der Bergstation Amedschovhe, wo der Inspektor mit etwa 500 Christen und Heiden beim hellen Weihnachtsbaum — ein großer Liberiakaffeebaum — fröhliche Weihnachten feierte. Am ersten Weihnachtstage grüßten die Könige und Häuptlinge aus sämtlichen sieben Avatimestädten und Dörfern und erfreuten den Inspektor durch reiche Gaben an Jams, Schafen und Palmwein. Dadurch war es dem Inspektor wie an anderen Orten, so auch hier, möglich, den zahlreichen Schülern ein opulentes Mahl zu geben, wodurch er sich

Missionshaus Aga.

bei der jungen Generation jedenfalls ein bleibendes Andenken gesichert hat. Die Gegengeschenke an die Häuptlinge, wie Tabak, biblische Bilder und Kaiserbilder wurden dankbar angenommen. Auch die Königin der Frauen von Avatime, welche die Streitigkeiten unter den Frauen schlichtet und ihre Rechte den Männern gegenüber zu wahren hat, ließ es sich nicht nehmen, dem Vorsteher der Missionare die Hand zu drücken.

In Amedschovhe gab es für den Inspektor viel Arbeit. Es befinden sich hier außer der gutbesuchten Stationsschule die Mittelschule und das Seminar. Die Prüfungen der Seminaristen und Mittelschüler ergaben befriedigende Resultate. Nur schade, daß die beiden Anstalten zur Zeit schlecht besucht sind. Das Wissen, das die jungen Leute sich hier aneignen können, ist mannigfach und setzt sie in den Stand, später bei der Mission, der deutschen Regierung und bei Kaufleuten auf leichte Weise ihren Lebensunterhalt sich zu erwerben. Die direkte Missionsarbeit unter den umliegenden Stämmen hat sich in überaus erfreulicher Weise entwickelt, so daß Amedschovhe jetzt von einer ganzen Anzahl von Außenstationen umgeben ist.

Auf der jungen Außenstation We-Gbodome konnte Missionar Schoeffer am 4. Advent eine Kapelle einweihen, welche Raum für 400 Personen hat. Die dortigen Christen und Taufbewerber haben mit ihrer eigenen Hände Arbeit und auf ihre Kosten ohne Hilfe des Missionars, unter der alleinigen Bauleitung einiger junger Zimmerleute, darunter die Söhne des eingeborenen Pfarrers Newell, das schmucke Gebäude in einem halben Jahre hergestellt. So ist auch hier der äußere Fortschritt der Bevölkerung durch Hebung des Handwerkerstandes und durch Heranziehung zur Arbeit die unmittelbare Folge gesunder Missionstätigkeit gewesen, die stets von innen nach außen wirken soll (Monatsblatt Nr. 2. 1902).

Angesichts dieser erfreulichen Thatsachen konnte Inspektor Schreiber berichten: „Die günstigen Eindrücke, welche ich schon an der Küste von unserer Missionsarbeit gewonnen habe, sind auf den Stationen im Innern überall bestärkt und vermehrt worden."

Es war beabsichtigt, im Monat Januar ausgedehnte Erkundigungsreisen ins Hinterland von Togo zu machen. Vor allem kam hier in Betracht das Gebiet am linken Voltaufer, wo heute die Baseler Mission arbeitet. Sodann wollte der Inspektor die Gebiete von Akposso, Atakpame und Kpele kennen lernen zwecks Ausdehnung unserer Arbeit.

Zunächst bereiste der Inspektor das linke Voltaufer, um wichtige Verhandlungen zwischen dem Vorstand der Baseler und der Norddeutschen Mission der Entscheidung näher zu bringen.

Seit Ende der achtziger Jahre haben die Baseler Missionare von ihrer Hauptstation Anum aus am linken Ufer des Voltaflusses eine lebhafte Tätigkeit entwickelt. Bei der Ausdehnung ihrer Arbeit nach Norden, wo zahlreiche kleine Sprachgebiete vorhanden sind, kamen sie zunächst in die Landschaft Kpando. Dieselbe gilt als Arbeitsbereich der Norddeutschen Mission, da hier Ewhe gesprochen wird und allgemein in der evangelischen Mission der Grundsatz befolgt wird, daß zwei Missionen nicht in demselben Sprachgebiet arbeiten sollen. Nach den zwischen Basel und Bremen gepflogenen Verhandlungen errichteten die Baseler in dem fraglichen Gebiet zunächst Durchgangsstationen als Stützpunkte für eine weiter im Inneren zu gründende Hauptstation. In den folgenden Jahren drangen die Baseler Missionare immer weiter nach Norden und Nordosten vor. Bis heute

Die Avatime-Könige in Amedzowe.

ſind 15 Außenſtationen gegründet, die alle im deutſchen Gebiet liegen. In Akpaſo, nur 2½ Stunden von Gbedzigbe-Chochoe, der nördlichſten Außenſtation von Amedſchovhe entfernt, beabſichtigten die Baſeler eine Hauptſtation anzulegen. Dadurch wäre aber der Norddeutſchen Miſſion für ihre Arbeit das Hinterland genommen und eine Ausdehnung derſelben nach Norden hin unmöglich gemacht worden.

Da trat Bremen wiederum mit Baſel in Verhandlungen ein, und der Gedanke wurde auf beiden Seiten lebendig, die Norddeutſche Miſſion, welche das Evheſprachgebiet als ihr Arbeitsfeld anſieht, möchte die ganze Voltamiſſion übernehmen.

Die Fortführung dieſer Arbeit im deutſchen Togogebiet bot nämlich für Baſel wachſende Schwierigkeiten. Als dieſelbe begonnen wurde, ſtand noch das ganze linke Voltaufer unter engliſchem Einfluß, und die regen Handelsbeziehungen nach der Goldküſte ließen erwarten, daß das Tſchi überall, ſelbſt im Kpandobezirk, die Oberhand gewinnen würde. Nachdem jedoch durch den Vertrag zwiſchen England und Deutſchland im Jahre 1890/91 faſt das ganze fragliche Gebiet mit Ausnahme von Anum und den nächſtliegenden Außenſtationen der deutſchen Togokolonie zugeteilt worden war, begann allmählich ein Umſchwung. Die deutſche Kolonialregierung zeigte das durchaus berechtigte Beſtreben, den Handel, welcher bisher aus dem Inneren über Kpando nach Accra gegangen war, nach Lome zu lenken. Die Gummihändler von der Goldküſte mußten jährlich für 800 Mark einen Gewerbeſchein löſen und durften den Gummi nicht mehr ſelbſt zubereiten, ſondern nur noch aufkaufen. Damit waren die Händler genötigt, die Beziehungen über die engliſche Grenze hinüber abzubrechen und neue im deutſchen Gebiete zu ſuchen. Hier aber mußten ſie ſtatt des Tſchi das Ewhe als Verkehrsſprache gebrauchen. Eine Rückwirkung auf die ſprachlichen Verhältniſſe im Voltagebiet blieb nicht aus. Es konnte jetzt kaum noch zweifelhaft ſein, daß hier überall das Evhe zur Herrſchaft kommen würde. Damit ſah ſich die Baſeler Miſſion, welche mit ihren zum Teil engliſch gebildeten Gehilfen beim Schulbetrieb im deutſchen Gebiete manche Hinderniſſe zu überwinden hatte, vor neue Schwierigkeiten geſtellt. Die Frage war unabweisbar, ob die auf der neuen Schulſtation Akpaſo auszubildenden Gehilfen nicht nur zum Unterricht in der deutſchen Sprache, ſondern auch zur Ausübung der ganzen Miſſionsarbeit in der Evheſprache tüchtig gemacht werden müßten (Miſſionsblatt der Norddeutſchen Miſſion Nr. 3. 1902). Die Löſung dieſer Aufgabe würde aber an Baſel bedeutende Anſprüche an Zeit, Kraft und Mittel ſtellen. Für die Norddeutſche Miſſion aber und ihr Evhe und deutſchredendes Arbeiterperſonal wäre es weniger ſchwierig, die von Baſel begonnene Arbeit weiter zu führen. Baſel zeigte bei den Verhandlungen mit der Norddeutſchen Miſſion das größte Entgegenkommen. Der bereits beſchloſſene Bau von Akpaſo wurde hinausgeſchoben und für die allmähliche Übernahme des Gebietes ſo annehmbare Bedingungen geſtellt, daß man unſererſeits freudig zuſtimmen konnte.

Indeſſen war es für die heimatlichen Leitungen der beiden Geſellſchaften nicht leicht, auf Grund ſchriftlicher und mündlicher Berichte, den richtigen klaren Einblick in den Stand der Dinge zu bekommen. Der Vorſtand der Norddeutſchen Miſſion wünſchte, daß in das Programm der ſchon beſchloſſenen Viſitationsreiſe des Inſpektors ein Abſtecher in das fragliche Gebiet zwecks Prüfung der beſtehenden Verhältniſſe aufgenommen wurde.

Am 6. Januar erfolgte die Abreiſe von Amedſchovhe über Dzogbe nach Vakpo,

Frauenkönigin in Amedzowe.

Digitized by Google

der ersten Baseler Außenstation. Hier stieß der Baseler Missionar Rösler aus Anum zu den Reisenden, um sie im Auftrag des Baseler Komitees durch den ausgedehnten Stationsbezirk zu geleiten. Von Vakpo ging es über Ansoe nach Kpando, einem wichtigen Ort mit zirka 1000 Hütten, einer Regierungsstation und zwei deutschen Faktoreien. Das Heidentum zeigt sich hier und tiefer nach dem Innern zu noch als ungebrochene Macht, und der Inspektor überzeugte sich davon, daß die Regierung eifrig bemüht ist, mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, die Greuel desselben auszurotten. Die evangelische Christenansiedlung, im Jahre 1898 fast ganz niedergebrannt, ist auf dem großen Missionsland wieder sauber aufgebaut.

Von hier aus ging die Reise durch die Landschaften Akunye und Alasanyo nach der Bremer Außenstation Gbedzigbe—Chochoe auf dem linken Ufer des Dayi. Der Inspektor schreibt über diese Tage: „Unsere Reise glich einem Triumphzug. Die Christen gaben uns, wenn eben möglich, so weit das Geleit, bis die Christen aus dem nächsten Orte uns mit Gesängen, Blumen und Begrüßungsadressen, die an einem Stock befestigt waren, abholten.“ In Gbedzigbe—Chochoe hatten die Christen eine Stunde weit Palmzweige am Wegrande aufgestellt und holten den Inspektor feierlich ein. Auch der heidnische König sandte seine Räte zur Begrüßung vor den Ort und ließ zum Empfang die große Trommel rühren.“

Von hier ging es wieder über den Dayi in nördlicher Richtung dem Gebirge von Sandrokofi entlang nach dem auf einem hohen Bergsattel gelegenen Akpafo. Man überzeugte sich alsbald, daß dieser Ort für eine Hauptstation wie geschaffen war. Leider überfiel den Inspektor hier wieder ein Fieber. Obwohl er nach zwei Tagen wieder hergestellt war, hielt er es doch für besser, die Weiterreise nach Boëm, Akpossо und Atakpame aufzugeben und nach Amedschowhe zurückzukehren, wo es galt, die Vorarbeiten für die Generalkonferenz mit den Missionaren zu erledigen. Während Missionar Rösler allein nach Boëm weiterreiste, um die dortigen Verhältnisse unter denselben Gesichtspunkten festzustellen, die für die Beurteilung der anderen Baseler Außenstationen maßgebend gewesen waren, reisten der Inspektor und Missionar Schoffer über Fodome, Agome—Tomegbe nach der deutschen Regierungsstation Misahöhe, wo sie bei dem Vorsteher, Herrn Dr. Gruner, nicht nur gastfreundliche Aufnahme, sondern auch eingehendes Verständnis für die gemeinsamen Aufgaben der Kolonisation und Mission fanden. Von Jo aus, wo unsere Reisenden Land kauften zur Anlegung einer Schule, erreichten sie nach vier Stunden die Außenstation Be—Gbodome. Hier wurde ihnen ein Empfang zu teil, der alle vorhergehenden übertraf. Nicht nur die Christen, die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und nahm teil an den Begrüßungsfreuden. Das musterhafte Familienleben des eingeborenen Pastors Newell und das frische, gesunde Leben der jungen Gemeinde hat den Inspektor sehr erfreut.

Am 16. Januar erreichten die Reisenden Amedschowhe. Hier traf auch Missionar Rösler von Boëm her ein. Das Ergebnis der Erkundigungsreise im Voltabezirk wurde wie folgt festgestellt: „Im Kpandobezirk mit fünf Stationen, in der Landschaft Alasanyo mit einer Station wird nur Ewhe und kein Tschi gesprochen. In der Landschaft Akonye mit zwei Stationen, wo die Guangsprache herrscht, wird das Ewhe gegenüber dem Tschi als Verkehrssprache die Oberhand gewinnen. Unter denselben Verhältnissen dürfte auch in der nördlichsten Landschaft Boëm das Ewhe vordringen. Es steht fest, daß Ewhe, und nicht Tschi, die Missionssprache für den ganzen Voltabezirk sein muß.

Brücke über den Dayi bei Ghedzighe-Hohor.

Die Generalkonferenz tagte in der Woche vom 2.—9. Februar in Amedschovhe. Die Präsenzliste zeigte die Namen sämtlicher elf ordinierten, damals in Togo weilenden Missionare. Das Programm war sehr reichhaltig und wichtig.

Bei dem Thema „Arbeitskräfte" wurde über die Verhältnisse der Missionare, der Missionsschwestern und namentlich der eingeborenen Gehilfen betreffend ihre Ausbildung, Verheiratung, Leitung und Besoldung ausführlich gesprochen.

Der Titel „Arbeit" gab Veranlassung und Gelegenheit, eine feste Ordnung für den Geschäftsbetrieb festzustellen. Dann wurden auf diesem Gebiet die verschiedensten Fragen ventiliert. Der Verkehr mit der heimatlichen Leitung wurde durch Schaffung eines Kirchen- und Schulausschusses für innere Angelegenheiten und eines Verwaltungs- und Bauausschusses für äußere Angelegenheiten nutzbringend geregelt.

Bei Thema „Arbeitsfeld" wurde über den weiteren Ausbau der bisherigen Stationsbezirke geredet. Die Konferenz gelangte des weiteren zu der Überzeugung, daß die Übernahme des bisher von Basel bearbeiteten Voltagebietes und ein event. Anschluß der wesleyanischen Missionsgemeinde in Klein-Popo an unsere Mission nicht über unsere Kräfte geht.

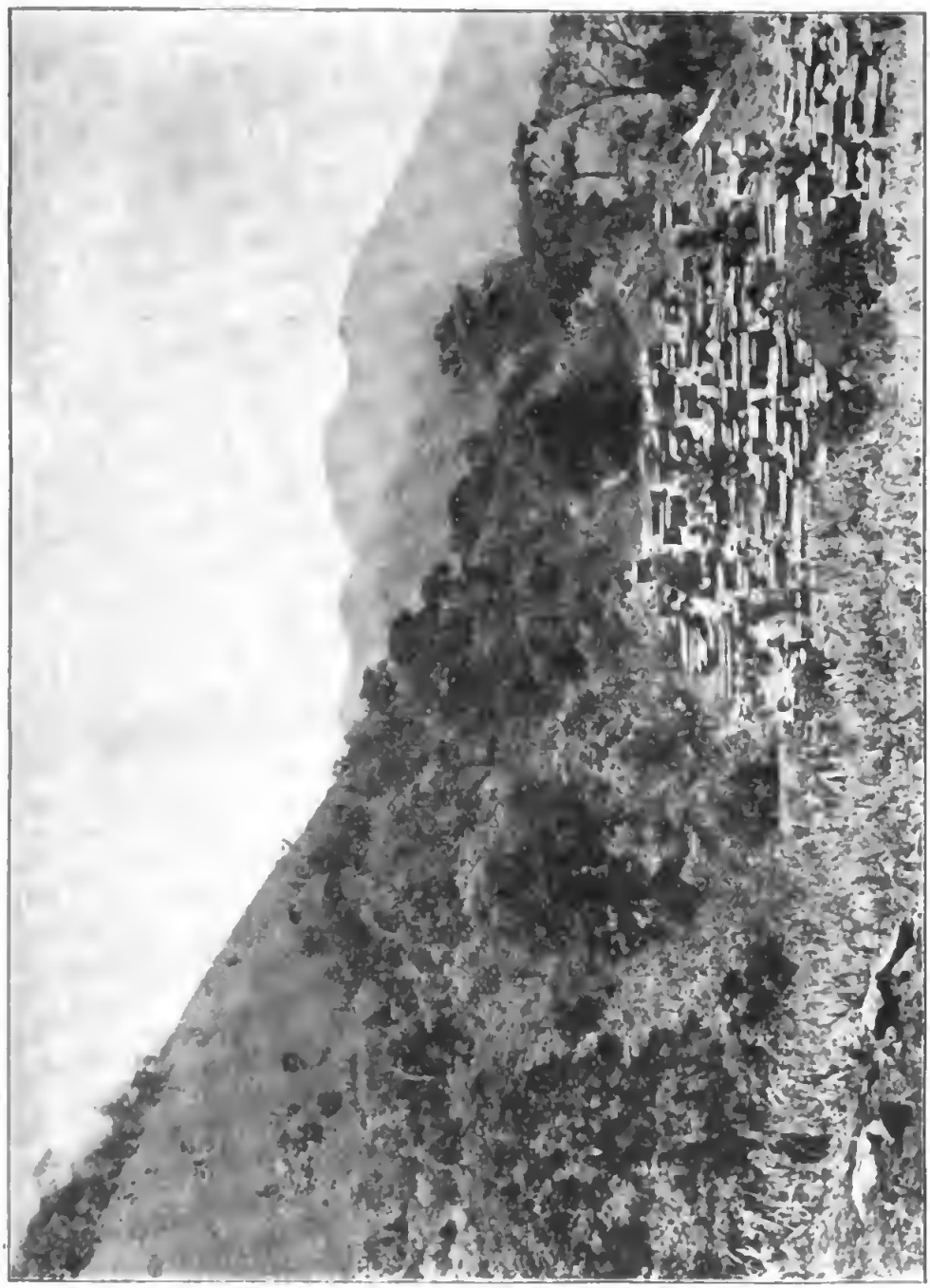
Eine Beratung über die „Arbeitsmittel" führte zu dem Beschluß, die Kaiserliche Regierung zu bitten, eine Kommission einzusetzen zur Förderung der Eheſprache als Verkehrssprache für Südtogo, sowie zur Gewinnung einer einheitlichen Rechtschreibung. Sodann wurde über die vorhandene Evhelitteratur verhandelt.

Bei dem letzten Thema: „Die Stellung der Mission nach außen, insbesondere zur Politik," wurde überzeugend hervorgehoben, daß es richtig ist, wenn Prof. Dr. Warneck sagt: „Eine freundschaftliche Stellung der Mission zur Kolonialregierung liegt im beiderseitigen Interesse." Hier wurde auch betont, daß der Missionar der natürliche Anwalt der Eingeborenen sei, sich aber hüten müsse, ihr Rechtsanwalt zu werden. — Die Missionare sind indes sehr dankbar, daß sie die bei ihnen rechtsuchenden Eingeborenen an die deutschen Regierungsbeamten weisen können.

Am 14. Februar trat Inspektor Schreiber die Heimreise an. Es ging über Wodze nach Peki, wo er mit unserer großen Gemeinde ein schönes Missionsfest feierte. Auch der König mit seinen Häuptlingen und drei Musikkapellen feierten mit. Ersterer beschenkte den Inspektor mit 60 Mark und einem Schaf. Nachdem am folgenden Tage verschiedene Verhandlungen erledigt waren, verließ der Inspektor die letzte Außenstation Dzake und erreichte nach kurzem Marsch die Baseler Station Anum. Von hier aus nahm er über verschiedene Baseler Stationen seinen Weg nach Accra. In Akropong fand mit dem Generalpräses der Baseler Mission und anderen eine Beratung über das Voltagebiet statt, die zu einem klaren Ergebnis führte.

Letzteres legte der Inspektor nach glücklicher Ankunft in Basel in der Charwoche dem dortigen Vorstande vor. Es ist zu hoffen, daß das Resultat der Verhandlungen bald offiziell bekannt gegeben wird [1]).

[1]) Das ist nun geschehen, und die Übernahme des Gebietes durch die Norddeutsche Mission erfolgt. Siehe Monatsbl. d. Nordd. Miss. No. 11. 1902.



Alpofo.

Digitized by Google

Am 5. April langte Inſpektor Schreiber wohlbehalten in Bremen an. Vor einer größeren Verſammlung von Miſſionsfreunden in Bremen berichtete er mit Freude und Dank über die wohlgelungene Viſitationsreiſe. Er konnte ſagen, daß ſeine Erwartungen, mit denen er auszog, weit übertroffen ſeien durch das, was er in Togo geſehen und gehört hat. Überall macht ſich der Einfluß der Miſſion und des Chriſtentums geltend. Sofort iſt dieſer Einfluß des Chriſtentums auf religiöſem Gebiet zu merken. Die Eveheer ſind ſehr götterfürchtig, jeder Königsſtuhl iſt Fetiſch, und doch begrüßten die Häuptlinge überall mit gebührender Achtung den Vertreter der Miſſionare und ehrten ihn mit namhaften Geſchenken. In der Avatimeſtadt Gbadzeme hatte der Häuptling in der Nähe des Miſſionslandes ein ſcheußliches Fetiſchbild errichten laſſen. In der einen Hand hielt die Figur ein Schwert, in der anderen einen Affenſchädel. Auf die Bitte des Inſpektors, die Figur zu entfernen, da er ſonſt nicht ſein Freund ſein könne, verſchwand dieſelbe, und der Häuptling überreichte Affenſchädel und Meſſer dem Inſpektor, zum Beweiſe, daß er nichts gegen ihn und die Miſſion im Herzen habe. In Peki entſtand während der Miſſionsfeier, als die Heiden mit Muſik zum Feſtplatz kamen, großer Lärm. Auf die Bitten des Inſpektors wurde es ruhig, und man konnte ungeſtört bis zu Ende feiern.

Von dem ſegensreichen Einfluß des Chriſtentums auf geiſtigem Gebiet zeugt vor allen Dingen die umfangreiche Evhelitteratur und das Intereſſe an der Schule. Als wir vor zwei Jahren in unſeren Schulen ein neues Leſebuch einführten, war die große Sendung, die nach Ho ging, bald vergriffen. Viele Erwachſene, namentlich Pekier, kauften das Buch mit der Bemerkung: „Das iſt ja ein wahrer Schatz.“ Der heidniſche Häuptling hält ſich jetzt einen „Clerk“, der ihm Briefe lieſt und ſchreibt. Früher verlangten die heidniſchen Eltern von der Miſſion Monatsgelder, wenn ſie ihre Kinder zur Schule ſchickten; heute laſſen ſich's die Eltern etwas koſten, wenn ſie ihre Kinder in der Schule unterbringen können. Von überall dringen die Bitten um Lehrer ſo zahlreich an unſer Ohr, daß wir ſie gar nicht erfüllen können. Die Leute wollen gerne Land hergeben und bauen. Nach dem Abgangsexamen der Mittelſchüler in Amedſchovhe kamen dieſe zum Inſpektor mit der Bitte: „Wir wollen mehr Deutſch lernen.“ Man hat behauptet, das Chriſtentum ſchlage die Bildung in Feſſeln. Die Tatſachen beweiſen das Gegenteil. Es iſt ein erhebender Gedanke, zu wiſſen, daß im deutſchen Togogebiet mit unſeren fünf Haupt- und achtunddreißig Nebenſtationen täglich 1500 Kinder den Schulunterricht beſuchen.

Auch auf ſozialem Gebiet iſt der Einfluß des Chriſtentums nicht zu verkennen. In Togo herrſcht die Polygamie. Was das für das Familienleben und die Kindererziehung bedeutet, wird jedem klar, der ſich dort aufhält. Die evangeliſche Miſſion verlangt von ihren Chriſten die Monogamie. Wenn ſich nun heute die Heiden in den Taufunterricht melden, regeln ſie ohne weiteres ihre ehelichen Verhältniſſe und die Chriſten ſprachen dem Inſpektor gegenüber wiederholt von dem Segen, den ihnen die Miſſion in dieſer Beziehung gebracht habe.

Auf wirtſchaftlichem Gebiet iſt durch die jahrelange Arbeit der Miſſion ein nicht zu verkennender Umſchwung eingetreten. Beim Bau ihrer Häuſer und Hütten nehmen ſich die Eingeborenen das Haus des Miſſionars oder die Anlage der Station zum Muſter. In vielen Hütten finden wir Tiſche, Stühle, Schränke u. ſ. w. Dieſe Gegenſtände werden von den Eingeborenen ſelbſt im Lande an-

Übergang über den Volta.

Digitized by Google

gefertigt. Sie haben es gelernt von den Miſſionaren, welche ſtets eine Schar von Lehrlingen in den verſchiedenſten Arbeitszweigen heranbilden, die dann auch gerne von der Regierung und den Pflanzern engagiert werden. Auch für den Ackerbau haben die Eingeborenen von der Miſſion großen Nutzen. Auf der jungen Station am Agu ſind zur Zeit die Lebensmittel ſelten und teuer. Dieſelben Klagen führten wir vor 10 Jahren in Amedſchovhe. Jetzt iſt es an dieſem Ort aber ſo, daß jeden Montag ein richtiger Markt mit Lebensmitteln auf der Station ſtattfindet und man von den Eingeborenen alles kaufen kann. Unſere Lehrer haben ebenfalls, wenn auch nur kleine Plantagen und gehen ihren Landsleuten mit rationeller Bearbeitung des Bodens voran. Möge die Norddeutſche Miſſion in Deutſch-Togo auch fernerhin, nach langen Jahren opferreicher Pionierarbeit, fröhlich wachſen, blühen und gedeihen zum Segen unſerer ſchwarzen deutſchen Brüder, zum Wohle der Kolonie und unſeres deutſchen Vaterlandes!

Die Aussichten neuer Unternehmungen im tropischen Südamerika.

Von Vizekonsul C. Herb, Karlsruhe (Baden).

I.

Seit den Zeiten, da Karl V. die Welser mit dem heutigen Venezuela belehnte, ziehen uns Deutsche jene gesegneten und paradiesischen Striche, die man unter dem Namen „Tropisches Südamerika" zusammenfassen kann, mit besonderer Gewalt an sich.

Während es früher meist der Ackerbauer oder der Handwerker war, der jenem Zuge folgte, weil ihm die Heimat seiner Hände Arbeit nicht mehr genügend zu lohnen schien, und der dann drüben auch beinahe ohne Kampf, — allerdings aber mit Mühe und Arbeit — mit der Hälfte der früheren Tätigkeit sich immer noch ein Los schaffen konnte, wie er es sich in Europa nicht träumen ließ (ich erinnere nur an die von General Paez, Graf Tovar u. a. gegründeten deutschen Kolonien), der Kaufmann ihm dann folgte, ist es während der letzten Zeit auch die Industrie und natürlich auch ihre Schwester, das Großkapital, gewesen, die mehr und mehr ihren Kraftüberschuß in jenen Ländern anzulegen begannen.

Es ist nicht zu bestreiten, daß die sämtlichen Länder des in Besprechung befindlichen Gebietes noch unermeßliche Schätze bergen, die nur der Wünschelrute harren, mit deren Hülfe sie gehoben werden sollen. Diese Schätze uns nutzbar zu machen und unserem guten, alten Europa neue Gebiete zu seiner Entlastung hinzuzufügen, ist ein leicht begreifliches Bestreben. Jedoch stellen sich demselben ob schwerwiegende, manchmal sogar für den Augenblick wenigstens unüberwindliche Hindernisse entgegen. Manches Unternehmen, das mit Elan unternommen, nach schweren Opfern endlich im Sande verlief, hätte reussiert oder aber wäre ganz unterblieben, wenn die resp. Unternehmer die Verhältnisse besser zu beurteilen verstanden hätten.

Niemand vermag sich der gesunden, natürlichen Entwicklung irgend etwas Irdischen erfolgreich entgegenzustellen, oder sie aber gewaltsam zu beschleunigen. Die Natur folgt ruhig ihrem vorgezeichneten Weg, und will der Mensch Erfolg haben, so muß er sich darauf beschränken, nur das von der Mutter Erde zu verlangen was sie entsprechend ihrer derzeitigen Entwicklung auch zu gewähren vermag.

Südamerika und Westindien sind nun heute zum großen Teil in kultureller Hinsicht noch zu jung, zu unentwickelt, als daß man von ihnen schon all das verlangen könnte, was uns Europa willig gewährt. Wären jene Länder nicht vor nahezu 500 Jahren durch die verbrecherische Zerstörungswut und das Ausbeutungssystem der ersten Eroberer in ihrer Entwicklung gestört, schon hoch ent-

wickelte Völkerſchaften, vor deren Denkmälern wir heute noch bewundernd ſtillſtehen, durch fanatiſche Jeſuitenherrſchaft mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden, ſtünde es heute vielleicht anders um Südamerika. So aber haben die Entdecker nicht verſtanden, weiter und neu aufzubauen, ſondern nur zu zerſtören. Weltgeſchichte iſt Weltgericht! Von all den unermeßlichen Länderſtrichen, die Spanien einſt ſein eigen nannte, iſt den urſprünglichen Entdeckern vor drei Jahren noch der letzte Reſt genommen worden, und wir, ihre Nachfolger, müſſen heute nach Jahrhunderten mit ſchwerer Mühe nachholen, was ihnen ſeiner Zeit viel leichter geweſen wäre: das tropiſche Südamerika der Kultur im edelſten Sinne des Wortes zu eröffnen, und zwar zum Vorteil jener Länder ſelbſt, als auch zu unſerem eigenen.

Jene trafen einen geſunden, körperlich und geiſtig hochentwickelten Volksſtamm, deſſen letzte kümmerliche Reſte ſich vor der europäiſchen Kultur und ihren Segnungen (?) grollend in die unwegſamſten Klüfte der Kordilleren zurückgezogen haben und wieder verwildert ſind, während wir eine faule, degenerierte und von europäiſchem Blute phyſiſch und moraliſch durch und durch vergiftete, ſogenannte eingeborene Bevölkerung vor uns haben.

So wenig, wie der einzelne, kann auch kein Volk und kein Land die natürliche Ordnung der Dinge durchbrechen, auch ſie müſſen dem ihnen von der Natur vorgeſchriebenen Weg folgen, von dem ſie nicht abweichen dürfen. Der große Humboldt, der treffliche Kenner und beſte Schilderer Südamerikas, hat in ſeinen „Voyages aux régions équinoxiaux etc.“ dieſen Weg mit ſeinen fünf Stationen: Jagd und Fiſcherei, Viehzucht, Ackerbau, Handel und Induſtrie ſo trefflich beſchrieben, das es müßig wäre, wollte ich an dieſer Stelle näher darauf eingehen.

Die in Frage ſtehenden Länder befinden ſich gegenwärtig, beinahe noch genau wie vor hundert Jahren, in einem ganz verworrenen Übergangsſtadium ihrer Entwicklung, wobei erſchwerend ins Gewicht fällt, daß dieſelbe durch gewaltſamen fremden Einfluß geſtört wurde, daß die Länder ſozuſagen wieder von vorn anfangen mußten, ohne jedoch in der Natur, deren Jungfräulichkeit ſchon zerſtört worden war, die notwendige Unterſtützung zu finden.

Alle neuen Unternehmungen, welcher Art ſie auch ſein mögen, werden nur dann vollen Erfolg haben, wenn ſie ſich darauf beſchränken, nur das von dem betreffenden Lande zu fordern, was es entſprechend ſeiner Entwicklung zu bieten vermag.

Das erſte Stadium kommt mit wenigen Ausnahmen nicht mehr in Betracht. Die Jagdgründe ſind erſchöpft, und Schreiber dieſes weiß aus eigener Erfahrung, daß man in Europa noch eher einen Bock vors Rohr bekommt als in den meiſten Gegenden Südamerikas, es ſei denn, man verſenke ſich in die tiefſten Gründe des Urwaldes.

Die Länder befinden ſich in einem Übergang vom zweiten zum dritten Stadium: von der rein Viehzucht treibenden zur ackerbauenden Bevölkerung, während der Handel beinahe ausnahmslos in den Händen der Europäer liegt. Vor allem Ausſicht auf Erfolg werden daher ſolche Unternehmungen haben, die eine Ausnutzung des Bodens bezwecken, wozu noch mehr als genügend Platz vorhanden iſt, während induſtrielle Unternehmungen nur in ganz beſonders günſtig liegenden Fällen begründete Hoffnung auf Rentabilität bieten.

Algerien.

Nach Studien und persönlichen Eindrücken von Dr. Paul Mohr-Berlin.

(Mit 4 Abbildungen.)

Als die Franzosen am 14. Juni 1830 bei Sidi-Ferruch auf nordafrikanischem Boden landeten, da machte man in Europa sehr verwunderte Augen. Was wollte Frankreich in Algerien? Wollte Frankreich Algerien erobern, Nordafrika kolonisieren? Frankreich, das Land ohne Kolonisten, das Land ohne eine stark wachsende Bevölkerung, das Frankreich, das vor kurzem ein schönes Kolonialreich verloren?

Nun Frankreich ließ sich nicht stören, sondern eroberte. Karl X. war es nicht vergönnt, die Eroberung zu vollenden, und so hinterließ der letzte der Bourbons die algerische Erbschaft seinem Nachfolger Louis Philippe.

Was Talleyrand erhofft, Napoleon erträumt, was bereits unser Leibniz dem Sonnenkönig angeraten hatte, Frankreich begann sich in Nordafrika häuslich einzurichten.

Volle 18 Jahre hat die Regierung geschwankt, ob sie Algerien behalten solle oder nicht. Man schmähte und verleumdete Algerien, und doch kannte man das Land nicht. Man forderte die Räumung dieser kolonialen Chimäre, die die französischen Finanzen ruiniere und die französische Sicherheit in Europa bedrohe — und das man im Fall eines Krieges nicht bewahren könne! — Das ist einmal so der Welten Lauf. Auch Hongkong und Kiautschou — oder man sagt wohl genauer Tsingtau — ist es ebenso ergangen. Frankreich hat sich auch erst zu kolonialem Verständnis erziehen müssen. Heute ist in Frankreich alles kolonial tätig — ausgenommen natürlich die Sozialdemokraten. Im Parlament ist kolonial Trumpf und Jules Ferry und andern Leuten werden Denkmäler gesetzt.

Seit 1885 besteht eine Kolonialschule, die 1890 reorganisiert wurde, zur Ausbildung von Kolonialbeamten. In Marseille hat der unermüdliche Professor Heckel ein Kolonialinstitut geschaffen, und im Verein mit ihm und anderen Gelehrten veranstaltet die Handelskammer in Marseille regelmäßige Vorlesungen über koloniale Gegenstände, die großen geographischen Gesellschaften sind eifrige Förderer der kolonialen Sache ebenso wie die Handelskammern, dazu kommen noch die zahlreichen Komitees und Gesellschaften, von denen einige recht gute Zeitschriften herausgeben, so z. B. das Bulletin du Comité de l'Afrique française, die Quinzaine coloniale, die Zeitschrift der Union coloniale, ferner das Bulletin de la Société des études coloniales u. a. m. Ja es gibt sogar 3 oder 4 Tageszeitungen in Paris, die sich nur mit Kolonialpolitik beschäftigen. Die Dépêche Coloniale gibt seit einiger Zeit ein gut illustriertes großes Monatsheft heraus, das oft einen wert-

Digitized by Google

vollen und fesselnden Inhalt besitzt. Neuerdings sind noch ein paar Revuen und Zeitschriften gegründet, so z. B. die Revue Nordafricaine.

Was hat nun dieses kolonial so stark interessierte Frankreich bisher geleistet? Der Wille, das Beste zu geben, ist vorhanden. Es fragt sich aber, was ist erreicht und mit welchen Mitteln? Seit 4 Jahrhunderten ist Frankreich kolonial tätig gewesen, es verfügt also über einen reichen Schatz kolonialer Erfahrung. Seit 70 Jahren hat es Algerien im Besitz, oder will man ganz genau sein, seit etwa einem halben Jahrhundert. Denn bis Mitte der 50er Jahre dauerte die Eroberung des Landes. Fand doch erst 1857 die Unterwerfung der großen Kabylei statt. Nachdem aber das Land einmal unterworfen war und Frankreich es zu kolonisieren sich entschlossen hatte, steckte man sich auch bald ein nicht kleinliches Ziel: „Il s'âgit de réussir là, où Rome a échoué!“

Untersuchen wir, was Frankreich in Algerien geleistet hat. Wir werden dabei unser Thema nach 4 Gesichtspunkten zu erörtern haben:

1. Die allgemeine politische Organisation, Verhältnis von Mutterland zur Kolonie,
2. allgemeine Erschließungspolitik des Landes, insbesondere Ansiedlungspolitik,
3. Wirtschaftspolitik in Bezug auf Algerien,
4. Eingeborenenpolitik.

Der Fundamentalfehler der französischen Politik gegenüber Algerien war, sagt schon Jules Ferry, daß man in ihm etwas anderes sehen wollte als eine Kolonie. Das ist so treffend und wahr, wie ein Satz des Euklid. Statt dessen sollte Algerien von Anfang an dem Mutterland assimiliert werden, d. h. eine Departementsverfassung mit Präfekten erhalten, französische Gesetze von oben bis unten — kurz, man hielt dafür, daß es nichts Besseres für Algerien geben könne, als in dem französischen Milieu inkl. Steuer- und Finanzverfassung unterzugehen. Der Gouverneur wurde dabei allmählich seiner Gewalten entkleidet, dafür stieg aber die Bedeutung der nach französischem Muster gewählten Abgeordneten.

In neuester Zeit hat man das Unsinnige eines solchen Verwaltungsregime eingesehen, man hat wieder die Gewalt des Gouverneurs mehr gestärkt und ihn selbständiger gemacht, was wieder zur Folge gehabt hat, daß auch die Kompetenzen der Präfekten gewachsen sind, mithin eine gewisse Dezentralisation eingetreten ist zum Vorteil der Kolonie.

Außerdem hat die Kolonie eine finanzielle Selbständigkeit durch Schaffung eines Spezialbudgets erhalten, sie kann Einnahme und Ausgabe selbst regeln, durch ihren Gouverneur Anleihen kontrahieren unter Kontrolle der erwählten Delegationen, es hat also die Kolonie eine gewisse Autonomie in finanzieller Beziehung erlangt.

Damit scheint mir eine glückliche Bahn betreten zu sein. Denn das Interesse der Kolonie an ihrem Budget ist gesteigert, man wird, wie zu hoffen, die Ausgaben mit den Einnahmen mehr in Einklang zu bringen bestrebt sein und hoffentlich auch eine bessere Verteilung der Steuerlasten selbst treffen.

Bis jetzt hat Algerien ein beständiges Defizit von ca. 20 Millionen gehabt. Diese Millionen, die die Garantiegelder für die Eisenbahnen Algeriens darstellten, mußte natürlich das Mutterland bezahlen. Vom Jahre 1926 aber werden diese Summen, ohne daß irgend ein Übergang stattfindet, von der Kolonie bezahlt werden müssen.

Die Beratung des Budgets findet im Schoße der Finanzdelegationen statt.

Ansicht von Algier.

Dieſe Delegationen, 1898 geſchaffen, haben eine etwas eigenartige Organiſation. Es ſind 4 geſonderte Abteilungen vorhanden (assemblées), die der Koloniſten, der Nichtkoloniſten, der Araber und ſchließlich der Kabylen. Alle dieſe Abteilungen beraten beſonders.

Außer dieſer Vertretung gibt es ſeit 1871 drei Generalräte für die drei Departements, in denen gewählte Europäer und durch den Gouverneur ernannte Eingeborene ſitzen.

Endlich gibt es noch einen Conseil supérieur, der früher die Vorbereitung des Budgets hatte. Es ſind meiſtens hohe Beamte und 18 gewählte Generalräte. Doch ſind, ſoviel mir bekannt, keine Eingeborenen in dieſer Körperſchaft.

Nach dem neuen Geſetz wird das durch die volle Verſammlung der Finanzdelegationen votierte Budget dem Oberrat zur Erwägung übergeben. Letzterer darf aber weder neue Ausgaben anregen noch die einmal votierten Kredite wieder abändern. Er darf nur entweder ganz die getroffenen Entſcheidungen annehmen oder zurückweiſen.

Das iſt mit kurzen Worten die gegenwärtige Organiſation. Früher, als in der Kammer das algeriſche Budget zu beraten war, war gewöhnlich einer der algeriſchen Abgeordneten Berichterſtatter vor der Kammer. Natürlich hatte dieſer nichts Beſſeres zu tun als vor allem das Gouvernement mit dem Gouverneur an der Spitze in Grund und Boden zu kritiſieren.

Und dazu dieſer Wechſel im Gouvernement! In 70 Jahren 45 Generalgouverneure! Im Durchſchnitt alſo jeder 1½ Jahre auf ſeinem Poſten. Wieviel Sprunghaftes, wieviel Halbes, wieviel Stückwerk iſt dadurch in die Verwaltung gekommen! Wievieles wird dadurch erſt verſtändlich! Ich habe nicht das Gefühl gehabt, als ich in Algerien jetzt weilte, daß überall ein friſcher kräftiger Fortſchritt herrſcht. Gewiß hatte ich auch Augen für das Große, was Frankreich in Algerien geleiſtet, die ſchönen Straßen, die Brunnen, die Flußregulierungen, die Quelleinfaſſungen, die großen Stauwerke, Brücken ꝛc. Aber wo bleibt z. B. die Forſt- und Waldkultur? Algerien, das meilenweite Wälder haben könnte, importiert für ſchweres Geld ſein Bauholz von Rußland und Öſterreich. Iſt es ferner nötig, daß eine ziemlich ſtarke hypothekariſche Verſchuldung herrſcht und vieles Land im Beſitz der Banken iſt? Iſt es berechtigt, daß die ganze Grundrentenſteigerung rettungslos in die Taſchen der Spekulanten wandert?

Und was die Mineninduſtrie anbetrifft, ſo kann man wohl ſagen, daß erſt jetzt gerade der Anfang gemacht iſt. Vor gerade 9 Jahren wurden die erſten Phosphatlager ausgebeutet. Und dabei hat Algerien die reichſten Phosphatlager der Welt. Über die Eiſenbahnen will ich nachher noch ein paar Worte ſprechen. Sie ſind ein ſehr wunder Punkt in der algeriſchen Volkswirtſchaft.

So lange aber der Kabyle noch dieſe vorſintflutlichen Ölpreſſen braucht und dieſe jämmerlichen Pflüge, ſolange der Araber auf ſeinen Hochplateaus in ſo läſſiger Weiſe ſein Feld beſtellt, iſt von einer Einwirkung der europäiſchen Kultur noch wenig die Rede, ſind auch die Franzoſen noch keinen Schritt weiter wie die Römer gekommen. Wobei noch zu beachten iſt, daß die moderne Kultur über ſo viel gewaltigere Hilfsmittel verfügt wie keine Epoche der Welt vorher.

Auch die einheimiſche Induſtrie, die Teppichfabrikation, Gold- und Silberwareninduſtrie ꝛc. könnte einen ganz anderen Aufſchwung nehmen, wenn ſie in der richtigen Weiſe reorganiſiert würde. Darin iſt heute noch Tunis Algerien bei

weitem überlegen. Und doch ſind auch die dortigen alten Handwerke dem Untergang geweiht, wenn man ſie nicht zu gewiſſen techniſchen Vorzügen einer mehr modernen Betriebsweiſe hinzuleiten vermag.

Aber ſtatt deſſen hat man vieles angefangen und nichts gründlich vollendet. Auch ein paar Stickerei- und Handarbeitsſchulen junger Mädchen der Eingeborenen unter Leitung ehrwürdiger Damen ſind eingerichtet; aber die Preiſe waren enorm und die Arbeit ſchien mehr eine Spielerei.

Was die allgemeine Erſchließungspolitik des Landes betrifft, ſo habe ich eben im vorhergehenden einige Punkte hervorgehoben, in denen Frankreich Beſonderes geleiſtet. Zirka 5 Milliarden hat das franzöſiſche Volk in Algerien hineingeſteckt. Daß dieſe nicht ſpurlos verſchwunden ſind, iſt klar. Ein großer Teil, wohl mindeſtens 2 Milliarden, ſind für die militäriſche Sicherheit, Erbauung von Forts und Befeſtigungen, ferner Erhaltung des Armeekorps und der koſtſpieligen Eroberung verbraucht, einen großen Teil wird auch die ziemlich bedeutende Beamtenſchar verſchlungen haben — wenn ich mich recht erinnere, ſind

Muſtapha ſupérieur, Villenvorſtadt von Algier.

es gegen 13000 Beamte, die Algerien ernährt — aber der übrige Teil iſt doch produktiv verwendet worden. Und damit ging eine ſtarke Wertverbeſſerung und Wertſteigerung des Bodens Hand in Hand.

Bis in die Mitte der 50er Jahre, ſchreibt einmal Réclus, konnte man von Algerien ſagen: „Was gewährt es Frankreich? Datteln und Kranke! Sein blühender Weizen iſt das Fieber! Sein Wald der Cypreſſenbaum, ſeine wahre Kolonie der Friedhof!“ Wie ſehr hat ſich dies geändert. Die ärgſten Fiebernеſter ſind heute geſund. Wo früher tödliche Miasmen aushauchende Sümpfe waren, ſind heute friedliche, blühende Dörfer entſtanden. Jahrzehntelang war die Sterbeziffer eine höhere als die Geburtenziffer, das hat ſich jetzt in entſchiedener Weiſe geändert. Die europäiſche eingeborne Bevölkerung zeigt ein erfreuliches Wachstum.

Eine Anmerkung hier zu machen möchte ich aber nicht unterlaſſen. Ich

wundere mich nicht mehr über die frühere große Sterblichkeit, nachdem ich die algerischen Kolonistenhäuser selbst gesehen habe.

Etwas Unpraktischeres, Unklügeres konnte der Kolonist nicht tun, als indem er dies unschöne französische Dorfhaus mit seinen glatten vier Wänden und den ungeschützten Fenstern nach Algerien verpflanzte. Nichts, auch nicht die Spur ist daran verändert worden, um das Haus dem Klima anzupassen. Meistens sind es einfache, einstöckige, ohne weiteres auf den Erdboden gebaute Häuser. Kein Doppeldach oder Vordach zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, keine Veranden oder Loggien, wie sie der Italiener liebt, um zu verhindern, daß die heiße Luft unmittelbar ins Zimmer strömt, keine Gärten oder Bäume um das Haus, kurz unpraktisch, ungesund und schlecht. Dagegen ist das maurische Haus ein unendlicher Fortschritt. Algerien hat ja eigentlich nicht ein Klima, sondern mehrere. An der Küste ist es viel heißer als im Innern auf den Hochplateaus. Dennoch, das französische Kolonistenhaus ist dasselbe, ob es in Bousarik bei Algier oder in Michelet in der Kabylen oder bei Batia auf den Hochplateaus steht.

Was Frankreich in dieser Beziehung gesündigt hat, ist es auf anderem Gebiet wieder gutzumachen bestrebt gewesen. Es bleibt ein Ruhmesblatt in der französisch-afrikanischen Politik, was die Franzosen durch ihre hydraulische Politik geleistet haben. Algerien wie das gesamte übrige Nordafrika leidet bekanntlich unter großer Trockenheit. Wo aber wie an der Küste reichliche Regenmengen fallen, ist die Verteilung derselben über das ganze Jahr sehr ungleichmäßig, so daß man auch hier zum größten Teil auf eine künstliche Bewässerung angewiesen ist. Daher mußte die französische Politik von Anbeginn ihr Hauptaugenmerk auf eine richtige Ausnutzung der vorhandenen Wasserkräfte und die Ausdehnung und Förderung der künstlichen Bewässerung richten. Ende des Jahres 1893 bestanden 427 artesische Brunnen mit einer Totallänge von 29 541 Metern, die fast rund 500 000 qm Wasser per Tag ergaben. Insgesamt sind gegenwärtig von den 14 Millionen ha des algerischen Tell 140 000 ha, also nur der 100. Teil künstlich bewässerbar. Von diesen 140 000 ha kann aber kaum die Hälfte im Sommer bewässert werden, der übrige Teil nur im Winter. Die Sommerbewässerung geschieht aus Quellen oder künstlichen Brunnen und den großen Wasserreservoirs. Da nun aber eine derartige künstliche Bewässerung noch immer ziemlich hoch zu stehen kommt, können sich nur gut lohnende Kulturen bezahlt machen. Aus demselben Grunde können gewisse Gemüsekulturen, sowie Tabak, Orangen ꝛc., die auch eine Sommerbewässerung erfordern, nicht oder nur unter besonders günstigen Verhältnissen ausgedehnt werden.

Auch der Getreidebau — namentlich auf den Hochplateaus — kann zweifellos an einigen Orten durch künstliche Bewässerung eine gewisse Ausdehnung erfahren, vor allem kann seine Ertragsfähigkeit gesteigert werden. Doch glaube ich nicht daran, daß Algerien seine im Altertum so gerühmte Fruchtbarkeit wiedererlangen wird, solange der Araber diese weiten baumlosen Flächen bestellt oder mit seinen Herden durchzieht. Seit langen Jahren hat sich die mit Getreide bebaute Fläche nicht geändert und auch der Ertrag nicht gesteigert. Die Gründe hierfür liegen meines Erachtens in folgenden Punkten.

1. In der Indolenz der ackerbauenden Bevölkerung, also der Araber oder arabisierten Berber. Der Pflug, der vor 2 Jahrtausenden üblich war,

wird noch heute gebraucht. Man pflegt auch den Acker nicht. Weder wird gedüngt, noch die Steine verlesen, noch das Unkraut gejätet. Und was für ein Unkraut! Eine distelartige Pflanze von 20—30 cm Durchmesser überwuchert das Land, so daß die grünen Halme wie kleine grüne Flecke aus diesem Distelacker hervorstechen.

2. Zu dieser mangelnden Pflege kommt noch die Kapitalsarmut der Besitzer resp. die Schwierigkeit, sich Leihkapitalien zu einem billigen Zinsfuß zu verschaffen. Kapital sich durch Landverkauf zu verschaffen, geht auch nicht in den meisten Fällen, da das Land im Stammeseigentum sich befindet.

Villa im maurischen Stil in Mustapha supérieur.

3. Schließlich verhindert auch die schlechte Besteuerung jeglichen Fortschritt. Der Araber zahlt im allgemeinen 2 Steuern, die Achur und die Zekkat. Das erstere eine Land-, das letztere eine Viehsteuer. Hier interessiert uns besonders die erstere. Die Achur hat zur Basis die Charrue d. h. nicht das Instrument, den Pflug, wie man wohl meinen möchte, sondern das Land, das ein Mann mit dem Pflug bearbeiten kann, und das je nach dem Terrain verschieden ist. Im Mittel wird dieses pflugbare Land auf 10 ha angegeben. Unter türkischer Herrschaft

wurde die Steuer in natura bezahlt. Die Franzoſen haben das geändert. Im Departement Algier und Oran wird die Steuer in Geld erhoben, und zwar wird ſie nach dem jeweiligen Getreidepreis berechnet. Im Departement Conſtantine wird außer der Achur noch eine ſog. Hokkorſteuer erhoben.

Daß durch dieſe Form der Beſteuerung die Intereſſen des Landes aufs ſchwerſte verletzt werden, leuchtet ohne weiteres ein. Je mehr der Araber Land beſtellt, je mehr Steuer muß er zahlen, alſo beſtellt er nur das Notwendige. Und von dem Notwendigen beſtellt er ſoviel wie möglich in flüchtiger Weiſe, damit die Charrue ziemlich groß bleibt und ſich die Steuer beſſer verteilt. Darum fort mit der Achur und fort mit der Hokkorſteuer!

Ein bedeutendes Stück Geld hat ſich Frankreich auch die Erſchließung des Landes durch Eiſenbahnen koſten laſſen. Heute ſind noch 6 Privatgeſellſchaften vorhanden, unter ihnen iſt die oſtalgeriſche die größte (899 km). Die Paris-Lyon-Méditerranée, die die Linie von Algier nach Oran beſitzt hat nur 513 km Schienenſtrang, die Bone-Guelma 448, die weſtalgeriſche 381, die frankoalgeriſche 668 km.

Die Fehler, die man beim Eiſenbahnbau begangen hat, liegen klar vor aller Augen. Schon jahrelang drehen ſich die Verhandlungen zahlreicher Körperſchaften darum, ſie abzuſtellen. Sie liegen zum Teil in der Konzeſſionierung der Geſellſchaften, im Privatbetrieb als ſolchem, ferner in der mangelhaften Ausgeſtaltung, in der ſchlechten Tarifgeſtaltung — es fehlt nicht allein jegliche Einheit in den Tarifen, auch die Tarifſätze für Reiſende und Waren erſcheinen ſehr hoch, ſie ſind höher als die in Frankreich. Nach meinem perſönlichen Urteil kann ich den algeriſchen Bahnen gleichfalls kein gutes Zeugnis ausſtellen. Nicht allein ermangeln die Wagen der Bequemlichkeit, ſie ſind auch abſolut unpraktiſch für das Klima konſtruiert. Die Abteile ſind niedrig und ohne Doppeldach ſowie ohne ein Ventil an der Decke, ſo daß die Sonnenhitze den Aufenthalt in einem ſolchen Abteil bald zur Hölle macht. Außerdem iſt die Fahrt ſchrecklich langſam (30—35 km in der Stunde), was oft durch den ganz unmotiviert langen Aufenthalt verſchuldet iſt. Speiſewagen habe ich nur auf der Strecke Algier-Oran der P. L. M. getroffen, auf den andern Linien gibt es weder Speiſewagen, noch Waſchräume noch ſonſtige Bequemlichkeiten in den Wagen, was das Vergnügen der Reiſe in keiner Weiſe erhöht. Ich möchte den algeriſchen Linien als ein nachahmenswertes Muſter die kleine ehemals italieniſche Linie Tunis—la Goulette hinſtellen. Die Wagen dieſer Bahn ſind ebenſo ſchön wie bequem. Der Hauptvorwurf, den man dem algeriſchen Eiſenbahnnetz machen muß, iſt der, daß es zu teuer gebaut iſt und zum größeren Teil ein ſtrategiſches Bahnnetz geblieben iſt. Es fehlt an den kommerziellen Linien, den großen Zubringerwegen, die Eiſenbahnlinien gehen mit Ausnahme der ſtrategiſchen neuerdings gebauten Staatsbahn Oran-Duveyrier im Weſten an der marokkaniſchen Grenze und der älteren Linie Conſtantine-Biskra nicht weit genug ins Innere. Der Oſten des Landes hat aber mit dem Weſten wenig Handelsverkehr. Der Verkehr vollzieht ſich vorzüglich von und zur See. Nun hat man aber im großen ganzen nur eine parallel der Küſte ſich hinziehende Linie gebaut, während die die Hochplateaus aufſchließenden Bahnen noch zum großen Teil fehlen. Doch hierin dürfte in nicht allzuferner Zeit wohl Abhülfe geſchehen. Das Algeriſche Gouvernement bezweckt eine Anleihe von 50 Mill. Fr., um mit dieſer Summe die nötigſten öffentlichen Arbeiten, darunter auch verſchiedene Eiſenbahnlinien, auszuführen.

Der Grund für die Koſtſpieligkeit der Bahnbauten liegt zum bedeutenderen Teil in techniſchen Fehlern. Man hätte die Bahnen ruhig ſchmalſpurig bauen können ſtatt mit 1,40 m Spurweite. Dann hätte man nicht allein eine große Erſparnis an Erdarbeiten und Kunſtbauten gehabt, ſondern man hätte auch die Bahnen beſſer dem Gelände anpaſſen können und das rollende Material hätte leichter gehalten und die Betriebskoſten dadurch ſehr viel geringer geſtellt werden können. Die Länge der algeriſchen Bahnen beträgt 3023 km. Die Schulden der Geſellſchaften belaufen ſich auf 543,5 Mill. Fr., die ihnen in den letzten 10 Jahren jährlich gezahlten Garantiegelder betrugen im Durchſchnitt 23630000 Fr. Die Geſamteinnahmen betrugen 1900 28,4 Mill. Fr. gegen 28,6 Mill. im Vorjahr.

Kabylenlandſchaft.

Die oben dargelegten Mängel des jetzigen Eiſenbahnſyſtems hofft man dadurch abzuſtellen, daß man einen Teil der Bahnen für den Staat zurückkaufen und die Tarife verbilligen und vereinheitlichen will. Außerdem plant man die Verlängerung wichtiger Linien und den Bau neuer Bahnen mit Schmalſpur. — In Algerien können die Bahnen nur den Verkehr an ſich ziehen, wenn ſie außerordentlich billig ſind. Nur dann können ſie die Konkurrenz gegen — die Mauleſel aufnehmen. Als ich von Michelet über die Dſchurſchura-Kette nach Tazmalt hinabritt, begegneten mir zahlreiche Kabylen, die in den Tragkörben ihrer Mauleſel junge Kälbchen hatten. Ich fragte einen Führer, woher die Leute kämen. Die Antwort war: Vom Markt zu Conſtantine! Dort hatten ſie die jungen Tiere von den Arabern eingekauft. Notabene muß man wiſſen, daß das 300 km ſind. Aber der Kabyle hat Zeit. Was ſind ihm 3 oder 4 Tage Wegs. Seine Nahrung bilden ein paar Feigen und Datteln, für ein paar Centimes ſchläft er

in irgend einem Funduk. Alſo ſchlägt der Mauleſel glänzend jede Bahn. — Aber noch ein anderer Fall war mir ſehr wunderbar. Von Conſtantine nach Batna geht die bekannte Bahn, die weiter nach Biskra führt. Nichtsdeſtoweniger erblickte ich auf dem Place Nemours eine Diligence, die den Verkehr mit Batna vermittelte. Daß ſie auch recht frequentiert wurde, bewies mir der große Andrang und die zahlreichen Gepäckſtücke, die man oben verlud.

Alſo billigere und beſſere Bahnen, und der Verkehr wird ſich heben und das Defizit verſchwinden.

Eine Grundvorausſetzung wird allerdings auch noch hinzukommen müſſen, um das Land in Wahrheit zu erſchließen. Algerien muß ſtärker bevölkert werden. Und zwar muß die europäiſche Bevölkerung wachſen. Heute zählt Algerien 4,7 Mill. Einwohner (1901). Nach ihrem Urſprung betrachtet, waren vorhanden 292464 Franzoſen, 71793 naturaliſierte Fremde, 2394 Tuneſier, 23872 Marokkaner, 155265 Spanier, 38791 Italiener und 25530 andere Nationalitäten. Juden waren 57132, die eingeborene Bevölkerung betrug 4072089 Perſonen.

Meiner Meinung nach hängt die Zukunft Algeriens von dem ſtärkeren Wachstum der europäiſchen Bevölkerung ab. Letztere beträgt im ganzen etwa 600000 Seelen. Ich glaube nicht daran, daß die eingeborene Bevölkerung mit Ausnahme der ſtädtiſchen Maurenbevölkerung ſich aus dem jahrhundertelangen Dahinleben wird aufrütteln laſſen.

Die Araberbevölkerung wird zurückgehen, und die urſprüngliche Bevölkerung, die Berberraſſen und die Kabylen werden mehr hervortreten und an wirtſchaftlichem und politiſchem Einfluß gewinnen. Aber den richtigen Nutzen wird Algerien aus ſeinen Bodenſchätzen nur ziehen, wenn ſie durch eine europäiſche Bevölkerung ausgebeutet werden.

Man hat Algerien früher eine colonie mixte genannt, eine Kolonie, die nur zum Teil Anſiedelungskolonie iſt, zum Teil nicht durch Europäer beſiedelt werden kann. Im großen ganzen iſt Algerien überall mit Ausnahme der unmittelbar an die Wüſten grenzenden Teile gut bewohnbar, beſonders auch die Plateaus. Algerien iſt eine unvergleichliche Erwerbung, und Frankreich kann aufs höchſte zufrieden ſein, einen ſolch' nahen, ausſichtsvollen Kolonialbeſitz gefunden zu haben.

Niemand hat das vielleicht klarer und ſchärfer erkannt als Prévoſt-Paradol. Niemand hat deutlicher den Weg vorgezeichnet, den Frankreich zu gehen hat, als er. „Il faut considérer, ſchrieb er ſchon 1868, comme absolument chimérique tout projet et toute espérance de conserver à la France son rang relatif dans le monde, si ces espérances, ces projets, ne prennent pas pour point de départ cette maxime: Le nombre des Français doit s'augmenter assez rapidement pour maintenir un certain équilibre entre notre puissance et celle des autres grandes nations de la terre. — Si pourtant la population s'accroît si lentement sur notre territoire, et s'il n'y a plus a tenter la fondation de quelque lointain empire, toute chance nous est-elle enlevée de multiplier rapidement le nombre des Français et de nous maintenir en quantité respectable sur la terre? Nous avons encore cette chance suprême, et cette chance s'appelle d'un nom qui devrait être plus populaire en France, l'Algérie.“

Und zum Schluß des Abſchnittes ſchreibt er: „Puisse-t-il venir bientôt, ce jour où nos concitoyens, à l'étroit dans notre France africaine, déborderont

sur le Maroc et sur la Tunisie, et fonderont enfin cet empire méditerranéen qui ne sera plus seulement une satisfaction pour notre orgueil, mais qui sera certainement dans l'état futur du monde, la dernière ressource de notre grandeur!"

Es hat lange gedauert, bis der Name Algerien in Frankreich populär wurde. Auch heute iſt er vielleicht noch nicht ſo bekannt, wie er es ſein müßte, aber man beginnt doch den großartigen Wert Algeriens immer mehr zu erkennen und zu ſchätzen. Wie bekannt, iſt die algeriſche Landkoloniſation — Staatskoloniſation von Anfang bis zu Ende geweſen. Eine Fülle von Geſetzen und Verordnungen ſind erlaſſen worden, um das Land der Bebauung zu erſchließen und einen geſicherten, von den Schlingen der muhammedaniſchen Rechtsverhältniſſe befreiten Grundbeſitz zu ſchaffen. Millionen hat man geopfert. Doch wenn das Ziel noch nicht vollkommen erreicht iſt, ſo haben immerhin von den 13,6 Mill. ha des algeriſchen Tell 4 Mill. ha die franzöſiſchen Beſitztitel empfangen. Die Ländereien ohne franzöſiſche Beſitztitel ſind faſt nur Araberland auf den Hochplateaus, die für Zwecke der Koloniſation bisher noch wenig oder gar nicht in Frage kamen.

In europäiſchen Händen befinden ſich heute gegen 1½ Mill. ha Land. Die Zahl der ſogenannten Zentren hat ſich von 1872 von 240 auf 615 gehoben, außerdem ſind noch 66 ältere Zentren vergrößert worden. Neben dieſen Zentren exiſtieren noch 8229 ländliche Güter (domaines ruraux séparés). Die europäiſche, landwirtſchaftlich tätige Bevölkerung hat ſich in 25 Jahren mehr als verdoppelt, ſie beträgt über 200000 Perſonen.

Der Hauptreichtum Algeriens ruht heute in ſeinem Weinbau. Man ſchätzt die Summe, die auf Anlegung der Weinpflanzungen verwandt worden iſt, auf 400 bis 500 Mill. Fr. In keinem Produktionszweig hat Algerien größere Fortſchritte zu verzeichnen, nichts vermag dem Reiſenden ein deutlicheres Bild von der franzöſiſchen Koloniſationstätigkeit zu entwerfen, als dieſe wohlbeſtellten, ſorgſam gepflegten herrlichen Weinpflanzungen, die den augenſcheinlichſten Beweis liefern, daß das Land franzöſiſche Erde geworden iſt.

Wie raſch dieſe Kultur gewachſen iſt, lehrt ein Blick auf die Statiſtik. Noch 1870 waren es erſt 13 000 ha, 10 Jahre ſpäter ſind es 30 000, 1900 144 642 ha, die die rieſige Ernte von 5,5 Mill. hl ergeben.

Bis vor nicht langer Zeit erfreute ſich der algeriſche Wein im Ausland keines ſehr guten Rufes. Seine Güte, Geſchmack, Farbe und Haltbarkeit ließen zu wünſchen übrig, und um ihn als Verſchnittwein zu verwenden, war ſein Alkoholgehalt nicht hoch genug. Allmählich hat aber der algeriſche Winzer die Qualität ſeiner Reben verbeſſert und die Behandlung des Weins immer mehr vervollkommnet, ſo daß ſich der algeriſche Wein einer wachſenden Beliebtheit erfreut. Zwar haften ihm immer noch gewiſſe Nachteile, die den Weinen ganz heißer Zonen eigen ſind, an, doch im allgemeinen iſt der Wein wohlſchmeckend und erfüllt alle Vorausſetzungen, die man an einen brauchbaren Tiſchwein ſtellt.

Nicht zum wenigſten ins Gewicht fällt der billige Preis. Ein hl 11—12° Weines premier choix iſt für 10 Fr. zu haben, ja im vorigen Jahr wurde der Wein, da das Angebot zu groß war, ſogar für 3 Fr. das hl verkauft. In gewöhnlichen kleinen Kneipen ſieht man öfters ein Schild mit der Aufſchrift: 1 Liter Rotwein 2 Sous. In dem Hotel, in dem ich in Algier wohnte, wurde der Wein zu Tiſch überhaupt nicht gerechnet. Man konnte davon trinken, ſo viel

man wollte. Allerdings trank man selten mehr als seine ¾ Liter, da der Wein ohne einen kleinen Wasserzusatz doch etwas zu alkoholreich war.

Algerien ist heute mit seinem Wein zum Teil auf das Ausland angewiesen, da Frankreich, sein Hauptabnehmer, nachdem der französische Weinbau sich von den Schädigungen der Phylorera erholt hat, selbst wieder große Ernten aufzuweisen hat.

Da erwies sich denn die Wirtschaftspolitik, die Frankreich gegenüber Algerien eingeschlagen hat, als nachteilig. Wie ich in einem früheren Artikel in den Preuß. Jahrbüchern bereits ausführen konnte, ist Frankreich mit Algerien schon seit dem Jahr 1867, mehr noch 1881, durch eine gemeinsame Zollgrenze verbunden. Dieser Umstand hat der algerischen Rohstofferzeugung einen mächtigen Impuls gegeben. Algerien hatte den weiten französischen Markt für sich und konnte seine Cerealien, sein Vieh, seine Felle und Häute, seine Gemüse und Früherzeugnisse und seine Weine dort absetzen. Dazu unterhielt es auch mit dem Ausland einen nicht unbedeutenden Verkehr. Der 1892er Tarif hat den Schutzwall um Algerien noch mehr erhöht — nicht zum Vorteil des Landes. Zwar der Verkehr mit Frankreich mußte noch intimer werden; aber mir scheint, er hat jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Der Verkehr mit dem Ausland ist aber zurückgegangen. Dazu hat Algerien einen nicht unbedeutenden Konkurrenten bekommen, und das ist Tunis. Algerien und Tunis haben fast dieselben Exportprodukte. Tunis ist in vieler Beziehung noch günstiger von der Natur ausgestattet als Algerien, z. B. in der Ölproduktion. Schon heute versorgen Algerien und Tunis das Mutterland mit ihren Cerealien zu 97%. Das hoch agrarische Frankreich braucht daher in Wirklichkeit sehr wenig Zoll für sein Brot zu zahlen. Ja in Zukunft, wenn Tunis und Algerien noch mehr durch Eisenbahnen werden erschlossen sein, wird Frankreich, das ohnehin schon eine gut entwickelte Landwirtschaft besitzt, vollkommen unabhängig vom Ausland dastehen. Es wird Überfluß an Getreide haben. Es fragt sich aber dann, welchen Vorteil werden die beiden Mittelmeerkolonien haben? Wo werden die mit ihren Getreideüberschüssen bleiben? Wie jetzt für seinen Wein wird Algerien dann für seine Cerealien den Auslandsmarkt aufsuchen wollen. Das wird es aber nur mit Erfolg tun können, wenn seine Handelspolitik geändert wird. Auch hier heißt es: „Hand wird nur von Hand gewaschen; wenn du nehmen willst, so gib!“

Frankreich kann sich meines Erachtens von der mitteleuropäischen Gemeinschaft auf die Dauer nicht ausschließen. Den Anstoß dazu wird sein Kolonialreich geben. Wenn Frankreich seine Kolonialbesitzungen wirtschaftlich auf die Höhe zu bringen vermag, wird der französische Markt von Kolonialprodukten überschwemmt werden, während Frankreich in den Kolonien ein immer größeres Absatzgebiet sucht. Es muß aber seine Kolonien wirtschaftlich zu entwickeln trachten, da es die gewaltigen Ausgaben, die sein Kolonialbudget erfordert, nicht Jahr für Jahr wird ruhig ertragen können.

Doch zurück zu Algerien selbst! Algerien hat durch den Generalzolltarif eine große Last auf sich genommen. Die Folge ist gewesen, daß alle Warenpreise sehr stark gestiegen sind, und daß die Lebenshaltung der Bevölkerung, d. h. der europäischen, sich sehr verteuert hat. Will man Algerien der französischen Bevölkerung in Wahrheit anziehend machen, so schaffe man in Algerien ein billiges

Leben und wirtſchaftlich möglichſte Freiheit, dann wird das Land bald Überfluß an Menſchen haben, die ihm heute noch fehlen, dann wird es bald jene Fruchtbarkeit erhalten, die man ihm im Altertum nachrühmte, dann wird nicht allein die herrliche Mitidſcha die „Mutter der Armen" ſein, ſondern ganz Algerien die Mutter der armen Kinder Frankreichs.

Die Aussichten neuer Unternehmungen im tropischen Südamerika.

Von C. F. W. Herb, Baden-Baden.

II.

Die Grundlagen, auf denen jedes größere Unternehmen, auch in Europa, aufgebaut sein muß, wenn es florieren soll, müssen natürlich drüben erst recht vorhanden sein, und daher ist allererstes und wichtigstes Erfordernis, daß die Prüfung der Verhältnisse die denkbar genaueste und durchaus fachmännischste sei, wenn nicht das betreffende Unternehmen schon vom ersten Augenblick seiner Existenz an den Todeskeim in sich tragen soll.

Verschiedene Gesichspunkte sind es, nach denen die Verhältnisse genau zu prüfen sind, nämlich:

1. Ist genügendes Kapital vorhanden, daß das Bestehen des Unternehmens auch zu Zeiten ev. Krisen gesichert erscheint?
2. Wie sind die zur Verfügung stehenden Verkehrsmittel?
3. Wie steht es mit der Beschaffung der erforderlichen Betriebskraft?
4. Sind genügende Arbeitskräfte vorhanden, oder besteht die Möglichkeit, solche, und zwar rationelle in ausreichender Zahl, beschaffen zu können?
5. Wie ist das Klima?
6. Wie sind die politischen Verhältnisse?

Die Frage, ob dem Produkt ein genügender und lukrativer Absatz gesichert ist, ist so selbstverständlich, daß ich dieselbe an dieser Stelle wohl übergehen kann; zudem würde deren Beantwortung zu sehr zu Einzelheiten führen, so daß ich mir dieselbe für eine andere Gelegenheit vorbehalte.

1.

Die erste Bedingung zu befriedigendem Gedeihen eines jeden Unternehmens im tropischen Südamerika, wie ja auch allerwärts, ist genügend großes Kapital, das aber relativ viel größer sein muß als jenes für ein gleich bedeutendes Etablissement in Europa.

Sämtliche Gebrauchsgegenstände, welcher Art sie auch sein mögen, sind in den in Frage kommenden Ländern infolge der Anspruchslosigkeit der Bevölkerung und der beinahe vollständigen Abwesenheit jeder Industrie, oft auch infolge der herrschenden Geldverhältnisse, sehr teuer. Jedes Unternehmen braucht aber mehr oder weniger lange Zeit, um in das Stadium der Rentabilität einzutreten, öfters stellen sich auch Zeiten ein, während welcher das Unternehmen unproduktiv ist, wie Revolutionen, meteorologische Störungen u. a. m., während welcher aber dennoch ein teures Arbeits- und Aufsichtspersonal unterhalten werden muß und das auf-

gewandte Kapital tot liegt. Es gilt dies nicht nur für rein induſtrielle Unternehmen, ſondern auch ganz beſonders für landwirtſchaftliche, für welch' letztere oft noch ſehr ungünſtige Konjunkturen in Betracht kommen (z. B. momentan Kaffee).

Die Lohnſätze ſind infolge der ſprichwörtlichen Abneigung der einheimiſchen Bevölkerung gegen jede Art von Arbeit und der teuren Lebensmittelpreiſe viel höhere als bei uns, und namentlich für das Aufſichtsperſonal, das ja doch mit wenigen Ausnahmen aus Europäern beſtehen muß, werden ſich nur dann geeignete und wirklich tüchtige Kräfte finden laſſen, wenn ihnen der Verdienſt ein Äquivalent für die unvermeidlichen Unbequemlichkeiten, oft auch Strapazen und Entbehrungen bietet, denen ſie während ihres Aufenthaltes in den Tropen ausgeſetzt ſind.

Ausſicht auf Erfolg haben daher nur ſolche Unternehmungen, die mit genügend großem Kapital entriert werden, um nicht nur die Anfangszeit, ſondern auch eventuelle ſpätere Störungen und dadurch Perioden der Unrentabilität überſtehen zu können, ohne deshalb gleich in finanzielle Schwierigkeiten zu geraten.

Die Beſchaffung dieſes Kapitals wird angeſichts des doch immerhin mit deſſen Anlage verknüpften Riſikos, das ſelbſtredend größer iſt als bei einem gleichartigen Unternehmen in Europa, ſchon genügend Schwierigkeiten bereiten auch nebenbei noch aus dem Grunde, weil die Geldgeber dem Unternehmer vollſtes Vertrauen entgegenbringen müſſen, da ſie ſich nur in den ſeltenſten Fällen perſönlich durch den Augenſchein von der Wahrheit der Berichte zu überzeugen vermögen. Wie wenig angebracht aber ein derartiges blindes Vertrauen oft iſt, dafür bietet die Geſchichte des Panamakanals, der überhaupt in jeder Beziehung für derlei Unternehmen typiſch iſt, den beſten Beweis. Der Kanal hätte mit dem aufgewandten Kapital beinahe zweimal gebaut werden können, ſteckt aber heute noch in den Kinderſchuhen, und dennoch, wäre er vollendet worden, ſo würde er auch ein noch höheres Anlagekapital verzinſt haben, als das aufgewandte.

Der Kapitaliſt erwartet mit Recht von einem Unternehmen, daß es das Kapital nicht nur verzinſt, ſondern möglichſt auch amortiſiert, und dieſer Erwartung entſprechen, vorläufig wenigſtens, nur recht wenige, beſonders günſtig gelegene Unternehmen in den Tropen Südamerikas.

Es wird alſo vor allem aufs genaueſte zu prüfen ſein, ob und wie weit Ausſicht vorhanden iſt, den zur Ausbeutung ins Auge gefaßten Rohwert, ſei es ein fruchtbares, für beſtimmte landwirtſchaftliche Zwecke beſonders geeignetes Areal, ein reiches Mineralvorkommen oder was ſonſt auch, derart verwerten zu können, daß auch ein verhältnismäßig hohes Kapital ſeine Rechnung dabei findet. Dieſe Prüfung darf aber nicht auf der Baſis ähnlicher Unternehmungen in Europa aufgebaut ſein, ſondern muß ſich vollſtändig den örtlichen Verhältniſſen anpaſſen, und ſoll nur von vorurteilsfreien und durchaus gewiſſenhaften, unintereſſierten genauen Kennern der letzteren ausgeführt werden. Lautet das Urteil günſtig, ſo fixiere man gleich vom erſten Anfang an das erforderliche Kapital ſo hoch, daß es für alle, ſelbſt für Ausnahmefälle, ausreicht, ehe man ſich mit dem Gedanken beruhigt: „Es wird ja reichen" und dann in kurzer Zeit mit Nachforderungen hervortreten muß, die immer einen zum mindeſten unangenehmen, oft aber ſchlechten Eindruck auf die Kapitaliſten machen. Gelingt die Beſchaffung des nötig erſcheinenden Kapitals nicht, ſo unterbleibt das Unternehmen beſſer ganz.

2.

Als zweitwichtigſtes Moment möchte ich die Frage nach den vorhandenen oder eventuell zu ſchaffenden Verkehrswegen behandeln, die gleichfalls von vitalſtem Intereſſe iſt.

Man kann getroſt ſagen, daß, allgemein geſprochen, die zur Verfügung ſtehenden Verkehrsmittel hinter den unſrigen weit zurückſtehen, wenn auch ganz hervorragende vereinzelt anzutreffen ſind. Im allgemeinen aber ſind ſie in einem derartig mangelhaften Zuſtand, daß ſie mit der ſonſtigen Entwicklung jener Länder eigentlich in gar keinem Verhältnis ſtehen. Auch hieraus erſieht ſelbſt der Laie wieder, wie wenig ſyſtematiſch, ſprungweiſe das tropiſche Südamerika ſich entwickelt hat. Elende Saumpfade bilden noch wie vor einem halben Jahrtauſend während der Regenzeit eine ununterbrochene Schlammlache. In ihr ſinken die Eſel und Maultiere bis zum Leib ein. Häufig aber ſind dieſe Wege ganz unpaſſierbar, namentlich während der trockenen Periode wegen des meterhohen, infernaliſchen, mikroſkopiſch feinen Staubes, von deſſen impertinenter Aufdringlichkeit ſich nur der einen Begriff machen kann, dem er trotz aller Schutzmaßregeln durch Augen, Naſe und Ohren gedrungen iſt. Mit dieſen Pfaden, die kaum mehr als Weg bezeichnet werden können, wechſeln Eiſenbahnen ab, die in der Kühnheit ihres Baues ſich getroſt den berühmteſten Bergbahnen Europas zur Seite ſtellen können, während das Mittelglied, die makadamiſierte Landſtraße, vollſtändig fehlt.

Infolge dieſer eigenartigen Verhältniſſe hat ſich heute noch das uralte Verkehrsmittel, das Saumtier, erhalten, und weitaus der größte Teil aller Waren wird auf dem Rücken von Eſeln, Maultieren oder auch Pferden befördert.

Es bedarf aber wohl kaum vieler Worte, um dieſe Art der Beförderung als eine äußerſt langſame, unrationelle und umſtändliche zu bezeichnen. Abgeſehen von der Langſamkeit und Koſtſpieligkeit dieſes Transportmittels iſt man immer gezwungen, dem wenn auch großen, ſo doch immerhin beſchränkten Tragvermögen der Saumtiere das Gewicht der einzelnen Kolli anzupaſſen. Dieſelben dürfen daher ein ſolches von höchſtens zwei Zentnern nicht weſentlich überſchreiten. Wenn auch ein Eſel oder Maultier eine noch höhere Laſt zu tragen vermag, ſobald ſie gleichmäßig in zwei Ballen auf beiden Seiten des Tieres befeſtigt und dadurch der Schwerpunkt nach unten verlegt iſt, ſo ſind ſchwerere Kolli, die oben auf den Rücken gepackt werden müſſen, immer gefährlich, weil nur gar zu leicht Tier und Ladung bei der erſten beſten Gelegenheit, z. B. beim Übergang über eine Furt, verloren gehen. Dieſe Schwierigkeiten kommen hauptſächlich bei jenen Unternehmungen in Betracht, die ſchwerer Maſchinen bedürfen, weil Maſchinenteile, die ein Gewicht von 2 bis 3 Zentnern überſteigen, nur unter Koſten zu befördern ſind, die oft in gar keinem Verhältnis zum Werte des Materials ſtehen. Ich kenne maſchinelle Anlagen, die drüben, bis ſie an Ort und Stelle waren, das Mehrfache deſſen an Transport verſchlangen, was in Europa ihre Anſchaffung gekoſtet hatte. In den meiſten Ländern ſind zudem Küſtengebirge zu überwinden, die ſchroff, unwegſam und ſteil aus dem Meere hervorragen und dadurch natürlich die Transportſchwierigkeiten nur erhöhen.

Auch für den Transport des erzeugten Produktes nach der Konſumtionsſtelle, reſp. nach dem Verſchiffungshafen iſt man meiſt auf das Saumtier angewieſen und wird daher gut tun, dieſe Koſten vorher genau zu kalkulieren, will man ſich ſpäter nicht ſchweren Enttäuſchungen ausgeſetzt ſehen.

Als zweitwichtigstes und gleichzeitig natürlichstes Transportmittel kämen die Flußläufe in Betracht, an denen Südamerika bekanntlich so reich ist. Doch leider liegen diese Verkehrswege noch sehr im Argen. Herrliche, breite Ströme, um die die ganze Welt Südamerika beneiden könnte, fließen jahraus, jahrein unbenutzt zum Meer, weil man dort von der Natur schon Flußläufe verlangt, die gar keiner Korrektion bedürfen, und selbst dann noch zu bequem ist, solche, wo sie sich bieten, voll auszunützen. Die Natur hat wahrhaftig alles getan, was man in dieser Beziehung billigerweise von ihr verlangen konnte, und in der einzig in der Welt dastehenden Bifurkation des Orinokko mit dem Amazonas, zweien der mächtigsten Ströme der Welt, sich selbst überboten. Ist es denkbar, daß ein derartiges Phänomen, das zwei Forscher, wie Alexander von Humboldt und Schomburgh, vor hundert Jahren schon erkannt und erforscht haben, wodurch zwei Ströme, deren Flußgebiet ganz Europa an Ausdehnung übertrifft, zusammen verbunden werden, bis heute noch nicht ausgenutzt worden ist? Unter solchen Verhältnissen ist der Wert all dieser Ströme, die Südamerika durchfließen, ein illusorischer, wenigstens vorläufig, und noch manch' Tröpflein wird durch ihr breites, an vielen Stellen indessen seichtes oder durch Stromschnellen unterbrochenes Bett fließen, bis sie einmal soweit reguliert sind, daß sie einen beachtenswerten nationalökonomischen Faktor bilden. In ganz bescheidenem Maße werden sie ja heute schon verkehrstechnisch benutzt, auf dem Magdalena sowohl, wie auf dem Orinokko, dem Amazonas und dem Essequibo verkehren Bote für Fracht- und Personenbeförderung; aber es ist bezeichnend für den Zustand, in welchem sich dieselben befinden, daß die Versicherungsgesellschaften für diese Art der Beförderung überhaupt keine Garantie übernehmen oder doch nur zu ganz exorbitanten Prämien. Verfasser hat einen großen Teil der in Betracht kommenden Ströme zu wiederholten Malen mit den dort üblichen Fahrzeugen befahren. Im günstigsten Falle ist es ein Heckraddampfer, der kaum einen gegen Wind und Wetter geschützten Raum zum Schlafen besitzt, jeden anderen Tag anlegen muß, um neues Holz zur Heizung der Kessel einzunehmen, und dessen Kapitän jedesmal seinem Schöpfer dankt, wenn er eine solche Reise wieder glücklich überlebt hat, häufiger ein ganz offenes Motorboot, meistens indessen eine einfache Ruderpirogue. Ich kenne die Verhältnisse aufs genaueste aus eigener Erfahrung und weiß daher, daß mit relativ geringen Kosten, mit wenig Mühe und Arbeit hier Verkehrswege zu schaffen wären, die das Ideal eines solchen vorstellen würden. Welch herrliche Aussichten würden sich diesen von der Natur so begünstigten Ländern bieten, wenn nur einmal die wenigen Hindernisse aus dem Wege geräumt wären. Länderstriche, die bis heute noch ausschließlich von Eingeborenen bewohnt werden, zwischen welchen nur zerstreut einzelne, weit vorgeschobene Pioniere des Handels ein wenig beneidenswertes Dasein führen, würden dadurch dem Verkehr und der Kultur eröffnet, unserer überschüssigen europäischen Kraft ein neues, reiches Feld der Betätigung erschlossen. Ich erinnere nur an die ungeheuren, fruchtbaren, von leichten Hügelreihen durchzogenen Ebenen im Flußgebiet der Nebenströme des Orinokko: Rio Meta, Apure, Guaviare und wie sie alle heißen mögen. So muß, um nur ein Beispiel herauszugreifen, das schöne Vieh, das dort gezüchtet wird, und für welches die Antillen stets willige Abnehmer sind, heute eine Landreise von langen Wochen machen, um an den Verschiffungshafen zu kommen. Durch heiße Steppen, ohne Wasser bei 30 und 35 Grad Hitze, geht der Weg, dann wieder durch eine

tiefe Furt, endlich durch düsteres, unwegsames Gebirge, dessen Temperatur jener der Paramos Kolumbiens nahe kommt, um zuletzt steil und schroff nach der glühenden Küste hinunter zu führen. Was von der einst so blühenden Herde, die die gesegneten Fluren der Heimat verließ, bei der Ankunft am Hafen übrig bleibt, ist ein elendes Häufchen Haut und Knochen, stark dezimiert durch die Beschwerden der Reise. Man muß die Reise von Bogota nach Trinidad zu Wasser durch den Rio Meta und den Orinokko gemacht haben, um beurteilen zu können, welch' unermeßliche Vorteile eine nur leichte Korrektion jener Flüsse für das ganze von Natur so reiche Hinterland Venezuelas, für Kolumbien und das Innere Brasiliens böte.

Leider haben wir aber vorläufig mit guten Wasserstraßen so gut wie nicht zu rechnen.

Das dritte Transportmittel, jenes par excellence für europäische Verhältnisse: die Eisenbahn, kommt nur für ganz beschränkte Striche der von mir besprochenen Länder in Betracht.

Der Bahnbau an und für sich gehört ja schon in die Rubrik der industriellen Unternehmungen, und ihm stellen sich daher genau die gleichen Schwierigkeiten entgegen, die zu schildern der Zweck dieser Abhandlung ist; eher noch größere.

So, wie die Verhältnisse heute liegen, ist der Bahnbau lediglich ein, sagen wir „philanthropisches" Unternehmen; denn ein sicherer Gewinn läßt sich kaum erwarten. Eine einzige lange Linie, die eine große Fläche durchschneidet, hat, solange keine Stichbahnen gebaut werden, wenig Aussicht auf Rentabilität, auch relativ wenig Wert für die Erschließung der Länder, und um ganze Netze auszubauen, dazu gehört soviel Kapital, daß dasselbe wohl kaum zu beschaffen sein wird, ganz abgesehen davon, daß auch dann eine Verzinsung erst nach langen Jahren einsetzen könnte, wenn erst einmal die von den Bahnen erschlossenen Länder jene Entwicklung erreicht haben werden, welche zur Rentabilität der Bahn erforderlich ist.

Daß Eisenbahnen zur Erschließung und Entwicklung jener Länder dienlich und sogar unerläßlich notwendig sind, daran zweifelt weder hier noch drüben jemand; es wird sich nur darum handeln, wer sie bauen soll. Das Naheliegendste wäre ja allerdings, daß die betreffenden Staaten in Erkenntnis der ihren Ländern daraus erwachsenden Vorteile deren Bau, wenn auch nicht in eigene Regie nähmen, so doch in der Weise ermöglichten, daß sie eine gewisse Zinsgarantie übernähmen. Aber dazu ist vorläufig und auch wohl in absehbarer Zeit kaum Aussicht vorhanden. Der Mann, von dessen Art Südamerika vieler bedürfte, um sich von seinem heutigen Marasmus zu erholen, um eine Rolle in der Politik und im Welthandel zu spielen, um bald nicht mehr als quantité negligeable betrachtet zu werden, der nach Simon Bolivar der größte war, den Südamerika je hervorgebracht hat, ich meine General Guzman Blanco, der mit gutem Erfolge den ersten Versuch gemacht hat, das von ihm regierte Land (Venezuela) aus der Versumpfung herauszureißen, es einem zivilisierten Zustand entgegenzuführen, seine Reichtümer zu erschließen, der zahlreiche europäische, meist deutsche Landwirte in zur Bodenkultur vorzüglich geeigneten Gegenden ansiedelte, der in der europäischen Diplomatie und bei der Finanzwelt berechtigtes Vertrauen genoß und dadurch manches fertig brachte, was den Durchschnittspräsidenten jener Länder versagt bleibt, war auch der einzige, der im Namen seiner Regierung eine

Zinsgarantie für die von deutſchem und engliſchem Kapital erbauten venezolaniſchen Eiſenbahnen übernahm. Und was war ſein Dank? Es wurde ihm vorgeworfen, daß er dieſe Garantie nur aus ſelbſtſüchtigen Motiven übernommen und ſeinen guten perſönlichen Nutzen zum Schaden Venezuelas dabei gemacht habe. Nachdem er durch mehrere Legislaturperioden hindurch ſein Amt als Präſident beizubehalten verſtanden hatte, wurde er ſeiner Stellung als verluſtig erklärt und entzog ſich nur durch rechtzeitige Flucht der drohenden Erſchießung. Was nützte es ſpäter Venezuela, daß es nach dem vor ca. drei Jahren in Paris erfolgten Tode Guzman-Blancos deſſen ſterbliche Überreſte nach dem Pantheon in Caracas überführen ließ, nachdem es ſich in wahnwitziger Verblendung ſelbſt des Mannes beraubt hatte, der es einer herrlichen Zukunft hätte entgegenführen können? Die Toten ſtehen nicht mehr auf.

Die Nachfolger und Kollegen Guzmans werden ſich an ihm wohl ein Beiſpiel nehmen, und eine ſtaatliche Zinsgarantie wird daher in der nächſten Zukunft wohl kaum zu erwarten ſein.

Iſt aber der Bahnbau, ein derart unſicheres und koſtſpieliges Unternehmen, lediglich auf private Initiative angewieſen, ſo erſcheint er unter den heutigen ſüdamerikaniſchen Verhältniſſen ſo gut wie ausgeſchloſſen. Gerade für die Bahnbauten gilt, was ich weiter oben über meteorologiſche und politiſche Störungen ſchon ſagte; ſie werden von ſolchen zuerſt in Mitleidenſchaft gezogen werden.

Dammrutſchungen ſind infolge der tropiſchen Regengüſſe nicht ſelten; auch die gerade in den reichſten Gegenden häufigen Erdbeben können oft ſchweren Schaden tun, und im Falle einer Revolution, ſei es auch nur einer lokalen, müſſen die wenigen Bahnen natürlich immer zuerſt daran glauben. Entweder ſie werden von beiden Parteien zum Truppentransport mit Beſchlag belegt, oder die Anlagen werden zerſtört, wie es gerade vor etwa einem Jahre mit der herrlichen Bahn La-Guayra-Caracas der Fall war.

Ein Bahnbau iſt überall ein teures Unternehmen, doppelt teuer aber in Südamerika, wo jedes Stück mit vieler Mühe und Not an den Ort ſeiner Verwendung geſchafft werden muß. Das Anlagekapital wird alſo ein ſehr großes ſein müſſen. Aber ganz abgeſehen davon, ſtellt ſich auch der Betrieb ſelbſt ſo hoch, daß die Benutzung dieſes Transportmittels nur für wertvollere Produkte in Frage kommen kann. Die Abnutzung des Schienenweges, ganz beſonders aber des rollenden Materials, iſt drüben infolge der klimatiſchen Verhältniſſe (unvermeidlicher und ſchnell freſſender Roſt z. B.) und der weniger ſorgfältigen Inſtandhaltung weſentlich ſchneller als in Europa, die Abſchreibungen müſſen infolgedeſſen höher ſein, der Betrieb iſt viel teurer, und will daher der Kapitaliſt ſein Kapital aus eigener Kraft (ich meine ohne ſtaatliche Beihülfe) verzinſen, müßten natürlich die Frachtſätze dementſprechend hohe ſein, da der Perſonenverkehr, der ja ſchon in Europa die Suppe nicht fett macht, drüben kaum in Betracht kommt. Berechnet nun aber die Bahn ihre Frachten derart, daß ſie eine Deckung der Betriebskoſten und eine wenn auch nur mäßige Verzinſung erlauben, ſo müſſen dieſe notgedrungen ſo hoch ſein, daß die Bahn mit dem einheimiſchen, immer noch verhältnismäßig billigen Transportmittel, der „Mula", nicht mehr konkurrieren kann, und ſo iſt man eben immer wieder auf das Saumtier angewieſen. Die wenigen Bahnen, die vorhanden ſind, zählen für eine allgemeine Abhandlung, wie die gegenwärtige, kaum mit; ſolche, die wirklich Anſpruch auf dieſen Namen

machen dürfen, existieren meines Wissens, abgesehen von der Panamabahn, nur in Venezuela; denn mit den anderen, die ich sonst aus eigener Erfahrung kenne, kann man kaum rechnen. Von manchen erzählt man sich, daß man mit der „Mula" schneller, jedenfalls aber sicherer zum Ziele komme, und so ganz unrecht haben die bösen Leute, die solches behaupten, auch nicht.

Kleinigkeiten sprechen oft eine deutlichere Sprache als tausend gelehrte Auseinandersetzungen. So mag es als Charakteristikum genügen, daß die Bahn von Caracas nach Valencia, welche eines der reichsten Länder der Welt durchschneidet, das schon einen Humboldt entzückte, eine andere Spurweite, als jene von Caracas nach dem Hafen La-Guayra hat, daß also alle Güter in Caracas umgeladen werden müssen. Die später gebaute englische Bahn von Valencia nach Pto. Cabello dagegen hat wieder gleiche Spur mit jener von Caracas nach Valencia!

Ein Hauptaugenmerk müßte daher bei jedem neuen Unternehmen darauf gerichtet sein, zu berechnen, ob die Transportverhältnisse nicht derartig sind, daß das ins Auge gefaßte Produkt durch das Verbringen nach der Konsumptionsstelle so verteuert wird, daß es nicht mehr mit anderen Provenienzen konkurrieren kann. In manchen Fällen wird man sich leicht und mit geringen Kosten durch irgend eine billige Anschlußbahn nach einer schon bestehenden Hauptlinie helfen können, sei es, daß man eine kleine Strecke als Vollbahn anschließt, oder daß man zu den namentlich für jene Länder ganz vorzüglich geeigneten Koppelschen Feldbahnen seine Zuflucht nimmt. Dieselben sind leicht zu verlegen, sowohl durch Dampf- als auch durch animalische Kraft zu betreiben und kosten nicht viel Anlagekapital. Je nach Stand der Verhältnisse werden sich auch die Pohligschen Drahtseilbahnen empfehlen, die zur größten Zufriedenheit selbst auf sehr lange Strecken in manchen Punkten Südamerikas funktionieren.

Gerade dieser Punkt, die Schwierigkeit des Transportes, oder besser gesagt, die vollständige Abwesenheit wirklich guter und rationeller Transportmittel halte ich für einen der wesentlichsten Hindernisgründe der gedeihlichen Entwicklung jener Länder. Ich kenne persönlich sehr reiche Mineralvorkommen, gesegnete, zur Landwirtschaft vorzüglich geeignete Gefilde und könnte dennoch zu keinem finanziellen Engagement raten, weil die Transportverhältnisse daselbst derart sind, daß sie den ganzen Erfolg in Frage stellen.

Ein Beispiel: Ich kenne eine sehr reiche Kohlenmine, die ungeheuren Profit abwerfen würde, wenn sie irgend wo anders als gerade im tropischen Südamerika läge. So liegen aber die Verhältnisse derart, daß das Produkt auf dem Rücken von Maultieren nach der Konsumptionsstelle geschafft werden muß, daß die Reise heute noch ca. 14 Tage in Anspruch nimmt und daher die Grube absolut unverwertbar ist. In Europa hätte sie schon längst eine große Aktiengesellschaft in der Hand und würde einen vorzüglichen Verdienst erzielen.

Als wie wichtig die Lösung der Frage der Transportverhältnisse von allen Beteiligten betrachtet wird, dafür ist der beste Beweis, daß die doch sonst so optimistisch veranlagten Eingeborenen selbst wissen, wie notwendig eine Änderung in diesem Sinne für die Entwicklung und das Gedeihen ihrer Länder ist. Ich kann mir nicht versagen, an dieser Stelle einige Worte meines werten Freundes, des Herrn Louis W. R. Doret, zu rekapitulieren, welche die Lage vorzüglich kennzeichnen. Herr Doret ist selbst Vollbluthaitianer, hoher Beamter des Mini-

ſteriums, dabei in Paris erzogen und von klarem Blick, vermag daher die Verhältniſſe beſſer zu beurteilen als irgend ein anderer. Was er über Haiti ſagt, gilt auch genau für die anderen derartigen Staaten:

La fortune d'un pays ne s'accroît que par la rapidité de ses échanges. Or, si, des rades d'Haiti vers les ports européens, huit lignes de steamers rapides et deux câbles télégraphiqnes rendent possibles toutes les transactions commerciales; des habitations aux Bords de Mer, à quelques rares exceptions près, le roulage est impossible: il n'y a pas de routes. Des chemins primitifs, qu'interceptent souvent des torrents, offrent des difficultés de plus en plus croissantes au primitif transport à dos de mulets.

En même temps l'impossibilité d'être rapidement snr les lieux rend toute surveillance de la police civile quasi impossible.

Donc, impossibilité d'introduire les machines agricoles et industrielles à quelques kilomètres de la mer; impossibilité de ravitailler les travailleurs en nourriture saine; impossibilité également de surveiller les récoltes; difficultés considérables et onéreuses pour transporter les produits à la côte.

On voit que c'est uniquement, exclusivement et incontestablement à l'absence de ce facteur: la route, qu'il faut attribuer l'allure actuelle de la courbe des affaires haitiennes, allure si rapidement décroissante qn'on se demande avec anxiété si un minimum équivalent à la disparition totale de tout bien-être n'est pas à craindre.

Pourtant, de l'unanime avis des techniciens, les terres haitiennes, (plaines, vallées ou plateaux) sont des plus fertiles du monde, le climat est sain et sec, quoique les pluviomètres observés avec la plus rigoureuse précision (années 1889 à 1899) par le R. P. Scberer et ses dévoués collaborateurs, accusent une quantité d'eau considérable. Les ports d'Haiti sont au centre des voies maritimes qui desservent le Commerce du Monde civilisé.

Donc, la striction financière actuelle de la Républiqued'Haiti doit prendre et prendra fin dès que les cbemins de pénétration auront permis de substitner le roulage au transport à dos de mulets.

Il ne faut pas songer aux ressources actuelles dn Trésor Haitien, pour établir les routes. Il faut que Haiti fasse ce qu'ont fait l'Algérie, la Tunisie, le Tonkin, le Sénégal, le Soudan, l'Afrique Allemande, l'Etat libre du Congo, Madagascar etc. etc.:

"Un appel aux Capitalistes uniquement, exclusivement pour la construction rapide et économique des routes et chemins de pénétration de la République d'Haiti."

Vom ſüdamerikaniſchen Standpunkt aus halte ich nun dieſen „Appel aux Capitalistes" ganz gerechtfertigt, ja für eine Notwendigkeit. Aber mein werter Freund vergißt, daß all die von ihm angeführten Staaten unter der Oberhoheit europäiſcher Staaten ſtehen, und ich bezweifle daher wohl mit vollem Recht, ob ein ſolcher „Appel" auch den gewünſchten Erfolg haben möchte. Jedenfalls warne ich davor, einem ſolchen unter den gegenwärtigen Umſtänden Folge zu leiſten.

Ich habe manch' ſchöne Stunde drüben verbracht und auch, infolge meiner guten Verbindungen, manches erreicht, was dem Durchſchnittsbeſucher nicht möglich geweſen wäre, bin aber trotzdem Europäer und gehe daher von der Anſicht aus, daß jene „Raubſtaaten", (wie man ſie hier bei uns zu Haus wohl nicht ganz

ohne jede Berechtigung nennt) vor allem die Arbeit an ſich ſelbſt beginnen und wenigſtens verſuchen müſſen, wieder einiges Vertrauen zu verdienen, ehe ſie an einen „Appel“ an die ſehr zugeknöpften Kapitaliſten Europas denken. Sie ſollen vor allem einmal den Willen zeigen, halbwegs geordnete politiſche Zuſtände bei ſich einzuführen, welche eine, wenn auch nur beſchränkte, Ausſicht auf ein geregeltes Staatsweſen eröffnen, ſollen an ſich ſelbſt arbeiten, um einen guten Menſchenſchlag hochzuziehen; dann wird ſich das andere von ſelbſt finden. Europa wartet nur auf ſolche Gelegenheit, um ſich drüben auch ohne „Appel“ zu engagieren.

Nur in einem geordneten Staate wird eine gute Verbindung Ausſicht auf Rentabilität haben, und nur in einem ſolchen werden ſich Geldmänner bereit finden, zur Erſchließung des Landes ihr Scherflein beizutragen; wie kann man ihnen aber dies zumuten in politiſchen Gemeinſchaften, die nicht die geringſte Gewähr für längeren Beſtand leiſten, in denen jede nachfolgende Regierung das von der vorhergehenden Geſchaffene einfach als Kriegsbeute erklärt, ohne ſich um die darauf ruhenden Laſten zu bekümmern? Gerade zur Unterdrückung der im tropiſchen Südamerika ſo häufigen Revolutionen wären gute Verbindungen von größtem Vorteil. Wäre es der Regierung möglich, ihre wenigen verfügbaren Kräfte ſchnell nach dem bedrohten Punkte zu ſenden, würden viele der ſogen. Revolutionen über das Stadium eines Krawalls kaum hinauskommen. So aber, wie die Verhältniſſe heute liegen, hat der Funke Zeit, ſich zum helllodernden Brande auszudehnen, zu deſſen Löſchung die vorhandene Mannſchaft dann nicht mehr ausreicht.

3.

Die dritte Schwierigkeit bietet nun in häufigen Fällen die Beſchaffung einer billigen Betriebskraft, welche Frage namentlich für größere induſtrielle Unternehmungen von ziemlicher Bedeutung iſt.

Dieſe Schwierigkeit würde allerdings bei Hebung der anderen von ſelbſt in Wegfall kommen, iſt auch keine der ſchwerwiegendſten, immerhin aber doch bedeutend genug, um ihr wenigſtens an dieſer Stelle einige Worte zu widmen.

Sobald es ſich um größere Etabliſſements handelt, kann nur mechaniſche Kraft in Betracht kommen, und der Beſchaffung dieſer ſtehen in allen Fällen große Schwierigkeiten entgegen.

Als die beiden einzigen Urquellen mechaniſcher Kraft betrachten wir Waſſer und Dampf.

Erſtere iſt in den in Frage ſtehenden Gegenden ſo gut wie ausgeſchloſſen, da geeignete Waſſerläufe vollſtändig fehlen. Die wenigen Gewäſſer, die geeignet wären, eine ſolche regelmäßig zu liefern, ſind zu weit von den Zentren der Kultur entfernt, als daß ſie in Betracht kommen könnten, und die großen Ströme, von denen Südamerika bekanntlich durchfloſſen iſt, haben in ihren unteren Läufen zu wenig Gefälle, ſind überdies auch zu mächtig, als daß man ſie in dieſer Hinſicht nutzbar machen könnte. Dem Techniker, der einmal Gelegenheit hatte, die in einem tropiſchen Gewitterregen enthaltene Kraft aus eigener Erfahrung zu ſchätzen, wird das Herz bluten, wenn er dieſelbe unbenutzt dahinſtrömen ſieht, wenn er elende Waſſerlachen, die er eben noch trockenen Fußes zu überſchreiten gedachte, innerhalb weniger Minuten zu reißenden Strömen anwachſen ſieht, die, ſo unverhofft wie ſie kamen, wieder verſchwinden. Wir dürfen eben drüben nicht

mehr mit unſerem gemäßigten Klima, ſondern mit jenem der trockenen und der Regenperiode rechnen, und ein ſolches verbietet eben leider eine rationelle Nutzbarmachung der Waſſerkraft.

Zur Erzeugung der Dampfkraft iſt man aber leider immer noch auf die nordamerikaniſche Steinkohle angewieſen, deren Verwendung als Kraftquelle ausſchließlich auf der Küſte naheliegende Plätze beſchränkt iſt. Sobald ein etwas ſchwierigerer Transport über Land notwendig iſt, erſcheint die Verwendung der Steinkohle ſo gut wie ausgeſchloſſen. Es finden ſich allerdings in den beſprochenen Gegenden teilweiſe ſehr reiche Kohlenlager; jedoch ſind dieſe meiſt ſo ſehr von jedem Verkehrswege entfernt, daß ihre rationelle Ausnutzung ſehr weit entfernten Zeiten der Zukunft vorbehalten bleibt. Man kann ja wohl in manchen beſonders geſegneten Strichen die Kohle durch Holz erſetzen, aber auch nur mit ſehr großen Beſchränkungen. In den meiſten Gegenden haben die Regierungen der Raubabholzung einen Riegel vorgeſchoben, ſodaß ſelbſt eine ſolche kaum in Betracht kommt; einzig die ſehr primitiven Flußdampfer beziehen ihre Kraft aus dieſer Quelle.

Eine jede Induſtrie, die auf einen nur halbwegs bedeutenden Konſum des „ſchwarzen Diamanten" angewieſen iſt, wird ſich daher entweder auf die Küſte ſelbſt oder auf einen an einer direkten Bahnlinie liegenden Punkt beſchränken müſſen, es ſei denn, daß Wälder vorhanden wären, die eine Abholzung vertrügen, und daß ſo das Etabliſſement auf abſehbare Zeit hinaus mit genügendem und vor allem preiswertem Heizmaterial verſorgt werden könnte.

4.

Ich komme nun zu dem wichtigſten Punkt, zu jener Frage, deren Löſung ſich die größten Schwierigkeiten entgegenſtellen, zur:

Arbeiterfrage.

Wenn dieſelbe ſchon hier in Europa zu den ſchwierigſten gehört, wenn ſchon bei uns die Exiſtenz mancher ſonſt lukrativen Induſtrie allein durch dieſe Frage unmöglich gemacht wird; um wieviel ſchwieriger erſcheint dieſelbe gar drüben unter ſo viel komplizierteren Umſtänden!

Ein Amerikaner, der ſich in Venezuela zur Prüfung der Verhältniſſe behufs Gründung eines größeren induſtriellen Unternehmens aufhielt, faßte ſein Urteil in folgende ſehr zutreffende Worte zuſammen:

„Venezuela iſt ein Paradies, eine Goldgrube; aber es giebt dort zu viel Hängematten, zu viel Bananen und zu wenig Uhren."

Kürzer und gleichzeitig treffender ſind die Arbeitsverhältniſſe wohl noch nie beurteilt worden.

Die Hängematten, die, nebenbei geſagt, im Lande ſelbſt in vorzüglicher Qualität, in überaus geſchmackvollen und eigenartigen Muſtern und mit genaueſter Berückſichtigung der raffinierteſten Bequemlichkeit hergeſtellt werden, bilden ein für jene Klimata vollſtändig ausreichendes und ſehr bequemes Nachtlager, ſind auch während des Tages zur Unterſtützung der göttlichen Faulheit ein unſchätzbares Werkzeug.

Die allerorts nahezu wild wachſenden Piſangpflanzen bieten dem Eingeborenen eine geſunde und ausreichende Nahrung, die ihm vollſtändig genügt, ſolange er etwas Beſſeres nicht beſitzt. Verdient er dann ein paar Reales, um

ſich ein Huhn oder einen Truthahn, ein paar ſchwarze Bohnen zu kaufen, ſo iſt er am Ziele ſeiner Wünſche angelangt, und jeder weitere Erwerb würde ihn nur in die fürchterliche Verlegenheit bringen, ſich den Kopf zerbrechen zu müſſen, was er eigentlich mit dem erworbenen Gelde alles anfangen ſoll. Es bliebe ihm eigentlich nur ein Ausweg übrig, ſich Land dafür zu kaufen, und das wäre das größte Unglück; denn er müßte dasſelbe ja bebauen.

Alſo beſchränkt er ſich lieber auf das, was unvermeidlicherweiſe gerade im Augenblick zu tun iſt, für alles andere iſt ja auch noch „Mañana": Zeit; und iſt dann der nächſte Tag da, dann heißt es in Gottes Namen wieder „Mañana".

Genau ſo wenig die Leute drüben einen Begriff für Geld und Geldeswert haben, ſo wenig haben ſie einen ſolchen für die Zeit. Im Wörterbuch ſteht zwar, daß „Mañana" morgen hieße; im praktiſchen Gebrauch hat aber dieſes Wort einen ganz anderen Sinn: Erſt kommt lange, lange Zeit garnichts, dann eine Menge Faulheit und Nichtstun und endlich „mañana", was aber nicht ausſchließt, daß aus dieſem „mañana" wieder ein anderes wird.

Einen ganz typiſchen Fall aus eigener Praxis, der klar und deutlich zeigt, wie die Leute drüben durchſchnittlich über Arbeit und Geld und deren Wert denken, kann ich mir nicht verſagen, hier zu erwähnen:

Ich paſſierte regelmäßig Puerto-Cabello und bediente mich dabei zum Transport meiner Effekten an oder von Bord oder der Eiſenbahn immer des gleichen Peons, eines zuverläſſigen und durchaus ehrlichen Burſchen von einigen zwanzig Jahren, der für ſeine Bemühungen jeweils 4 Fuertes (20 Frs.) einheimſte, dafür aber auch alles aufs pünktlichſte beſorgte. Eines Tages bat ich ihn nun wieder einmal in höflicher Weiſe, wie es ſich einem „Señor" gegenüber geziemt, um ſeine gütige Hülfe. (Auch der Peon iſt drüben Señor, ſelbſt wenn er in Alpartages geht; denn wer Stiefel trägt, iſt nicht mehr Señor, ſondern zum mindeſten „Doktor", häufiger „Oberſt" und öfters „General".) Mein ergebenes Anſuchen wurde indeſſen ſtolz abgewieſen, und alles Bitten und Betteln, auch das Verſprechen einer Extrazulage war vergeblich. Nach langem Drängen verſprach mir der Hidalgo endlich, mir einen ſeiner Freunde zu ſchicken, für den er alle Garantie übernehmen wolle, daß er meine Sachen gerade ſo gut beſorgen würde, wie er ſelbſt. Überdies brauche ich jenem nur 15 Frs. zu geben. Es iſt wohl begreiflich, daß mich die Neugierde trieb, den Grund der Ablehnung zu erfahren und daß ich meinen Freund dieſerhalb interpellierte. Da griff er in die Hoſentaſche und hielt mir mit würdiger Grandezza 7 Franken unter die Naſe, mit dem Bemerken, daß er dieſe noch von der letzten Beſorgung für mich übrig hätte, alſo für ihn gar kein Grund vorläge, ſich irgendwie zu derangieren. Ich möge in zehn oder vierzehn Tagen wieder kommen, wenn die ſieben Franken zu Ende wären, dann würde er ſich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, mir wieder behülflich zu ſein, vorher aber nicht. Dann ſuchte er ſich wieder eine beſonders warme Stelle auf dem Trottoir, das ihm zur Ruheſtätte diente und war nicht mehr zu ſprechen.

Dieſer Grandſeigneur iſt nun keineswegs eine Ausnahme, ſondern vielmehr eine typiſche Figur. Weshalb ſollten ſich auch die guten Leute, wie man ſo ſagt, „ein Bein ausreißen"? Anſprüche haben ſie ſo gut wie keine, und die wenigen befriedigt ihnen die gütige Natur beinahe, ohne daß ſie eine Hand dazu rühren.

Mit dem einheimiſchen, aus allen möglichen Raſſen zuſammengeſtoppelten

Miſchblut läßt ſich alſo wenig oder garnichts anfangen, wenn auch Ausnahmen nicht ausgeſchloſſen ſind. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich übrigens ſagen, daß, wann ſich einmal einer jener Herren an die Arbeit gewöhnt hat, er auch ſehr fleißig und ſehr intelligent iſt, jedenfalls aber intelligenter, als ſein europäiſcher Kollege von gleichem Bildungsgrad. Zu ſchwerer körperlicher Arbeit eignet er ſich aber auch dann nur wenig, da ſeine Natur dafür nicht geſchaffen iſt, eher zu einer ſolchen, die ihm erlaubt, ſeine natürlichen, meiſt bedeutenden kommerziellen Talente zu verwerten. Ich werde in einem ſpäteren Artikel auf dieſen Gegenſtand zurückkommen, wenn ich den Kaufmann und ſeine Ausſichten als Angeſtellter ſpeziell behandle.

Es erſcheint nach den gemachten Erfahrungen allerdings nicht ausgeſchloſſen, daß es mit der Zeit und der nötigen Geduld und Ausdauer gelingen mag, einen brauchbaren Arbeiterſtand aus der einheimiſchen Bevölkerung heranzuziehen; auch dann dürfte man aber keineswegs europäiſchen Maßſtab an denſelben legen. Bis heute exiſtiert jedoch ein ſolcher nicht, und es wäre daher verkehrt, damit rechnen zu wollen.

Außer der einheimiſchen Bevölkerung kämen dann noch Neger, Chineſen und Weiße in Betracht.

Der Neger ſtellt das Ideal eines Arbeiters für tropiſche Gegenden vor. Er verfügt über eine bedeutende Arbeitskraft, über eine ganz erſtaunliche Widerſtandskraft gegen klimatiſche Einflüſſe, die in den ungeſunden Verhältniſſen ſeiner Heimat begründet iſt, und er iſt endlich im großen und ganzen genügſam und beſcheiden. Leider betätigt er aber dieſe guten, ja vorzüglichen Eigenſchaften nur wenn er muß, und dieſer Zwang fehlt eben heute, ich ſage offen und ehrlich leider.

Das Entſetzen über die fürchterlichen Grauſamkeiten, denen die „armen Negerſklaven" ausgeſetzt waren, hat ſich ja jetzt gelegt, und man denkt ruhiger und kälter über dieſe Frage, die vor wenigen Jahrzehnten infolge eines überſpannten Romans alle zarten und reinen Herzen in Europa in Aufregung gebracht hat. Ich will nicht läugnen, daß beim Sklavenhandel ſchwere Mißbräuche gang und gäbe waren, und daß deren Abſtellung dringend notwendig erſchien. Anders lag aber der Fall bei der Sklavenhaltung. Ich und mit mir u. a. die heutigen braſilianiſchen Neger z. B. ſelbſt behaupten, daß die ſchwarze Raſſe beſſer gefahren iſt, als die Sklavenhaltung noch nicht verboten war. Ein Sklave war immerhin ein ſehr koſtſpieliges Inventurſtück, und dem Beſitzer mußte alſo daran gelegen ſein, denſelben in ſeinem eigenen Intereſſe in guter Kondition zu erhalten. Das iſt auch, von wenigen Ausnahmen abgeſehen, der Fall geweſen, und dieſe Ausnahmen zur Regel zu machen und ihretwegen die ganze Sklavenhaltung zu verbieten war genau ſo ſinnlos, wie wenn man heutzutage die geſamte Frauenarbeit unterſagen wollte, nur weil der eine oder der andere Geſchäftsinhaber dieſelbe als Deckmantel benutzt, um ſich einen kleinen Harem anzulegen. Die Sklaven hatten ausreichende Nahrung und gutes Lager. Die ſchwarzen Bohnen, von denen in den ſeiner Zeit ſo gerne geleſenen Schauerromanen immer die Rede war und die als fürchterlichſtes Argument aufgeführt wurden, ſind in Wirklichkeit gar nicht ſo ſchlimm, wie ſie von hier aus ausſehen. Sie ſind die Hauptnahrung der einheimiſchen Bevölkerung noch heute, und ich ſelbſt habe wochenlang bei Reiſen nach dem Innern damit vorlieb nehmen müſſen, weil es einfach nichts

anderes gab, und lebe heute noch. Gebackene Hühner und seidene Himmelbetten konnte man nicht verlangen.

Ganz anders liegt aber der Fall heute. Der Neger ist ein „freier Mann" geworden, er kann seine Arbeitskraft also zu jedem Preise verdingen, und er wird damit immer mehr heruntergehen, je mehr das Arbeitsangebot wächst. Der Arbeitgeber hat heute nicht das geringste Interesse daran, ob der „freie" Neger mit dem gewährten Gehalt zu leben vermag, oder ob ihm der Hungerlohn, den er erhält, gerade eben noch erlaubt, langsam Hungers zu sterben. Ist der erste mit seiner Familie zu Grunde gegangen, so nimmt er eben einen anderen, zu kaufen braucht er ihn ja nicht mehr, er kann ihn ohne Kapitalsanlage bis zum letzten Blutstropfen ausnützen.

Bei alledem ist aber auch nicht außer acht zu lassen, daß der Neger einmal leider kein vollständiger „Mensch" ist, und daß seine tierische Natur bei jeder passenden Gelegenheit zum Ausbruch kommt. Er entwickelt seine guten Eigenschaften nur, so lange er die Fuchtel hinter sich fühlt; wird er der Freiheit übergeben, so fällt er sofort in den Urzustand zurück und hat nur soviel Interesse am Leben, als es ihm erlaubt, seinen Sinnen zu fröhnen, die namentlich in erotischen Ausschreitungen ihre vollste Befriedigung finden. Wer Zweifel daran hegt, möge die „Entwicklung" all jener Negerstaaten verfolgen, denen zu Zeiten des „Schwarzenbruderdusels" die Selbständigkeit zugestanden wurde. Wenn er heute, nach Jahrzehnten, auch nur eine Spur von Fortschritt zu konstatieren vermag, habe ich in allem Unrecht.

Soviel über die Negerfrage vom praktischen Standpunkt aus. Den moralischen ausführlicher zu behandeln, ist hier nicht der Platz. Nur kurz möchte ich hier erwähnen, daß man den Neger aus eigener Erfahrung kennen gelernt haben muß, um ihn beurteilen zu können, und möchte ich es nur einmal auf den Versuch ankommen lassen, ob all' jene Damen, die seiner Zeit für den „armen schwarzen Bruder" so tapfer Partei ergriffen haben, noch die gleichen Ansichten hätten, nachdem sie vielleicht einige Stunden mit ihm allein gewesen wären. Es wäre ein grausames, aber heilsames Exempel.

Zudem ist nicht zu vergessen, daß die Sklaverei nicht etwa eine von degenerierten Europäern erfundene Institution, sondern bei allen Naturvölkern, ganz speziell aber bei den afrikanischen Stämmen gang und gäbe ist, der Neger selbst also gar nichts so Grausames darin findet, wie wir selbst. Er weiß ganz genau, daß die Kriegsgefangenen, wenn sie nicht geopfert und gefressen werden, Sklaven sein müssen. Ob sie es nun bei Rassegenossen oder aber Weißen sind, bleibt sich wohl gleich.

Eine beliebte Phrase in den Sklavenromanen war auch der Hinweis auf die Grausamkeit, die darin lag, wenn der Bruder von der Schwester, der Vater von der Mutter, die Eltern vom Kinde weg verkauft wurden. Ich will hier die Frage, ob der Neger einen ausgesprochenen Familiensinn besitzt, nicht näher erörtern; aber unser Sprichwort „Kommt die Not ins Haus, fliegt die Lieb' zum Fenster hinaus" hat auch in Südamerika Geltung, und die Not ist bei dem freien Neger jedenfalls größer, als sie bei dem Sklaven war.

Das schwarze Blut, das zur Zeit der Aufhebung der Sklaverei im tropischen Südamerika existierte, ist heute nach und nach beinahe vollständig in dem allgemeinen Mischmasch aufgegangen, neues, reines Blut darf nicht mehr eingeführt werden, und so dürfen wir auch nicht mehr mit dieser kostbaren und praktischen Arbeitskraft rechnen.

Der freie Neger ist womöglich noch fauler als der eingeborene Südamerikaner, und Mischlinge nehmen von ihren Eltern bekanntlich nur die beiderseitigen schlechten Eigenschaften an, niemals aber die guten.

Eine rühmliche Ausnahme bildet übrigens ein kleiner Stamm von sog. Teneriffanegern, die in La Guayra als Hafenarbeiter Dienste tun und in der Höllenhitze jenes Hafens das Löschen und Laden der Seeschiffe ausschließlich besorgen. Als echte Neger kann man dieselben übrigens nicht ansprechen, ich halte sie vielmehr für den letzten Rest eines längst ausgestorbenen Stammes, der sich nur auf den Canaren erhalten hat. Es sind prächtige, dunkelbraune Gestalten mit herrlich entwickeltem Muskelsystem, stark gewölbter Brust, die zu jedem industriellen Dienst tauglich wären; jedoch sind sie recht selten und ist es übrigens noch eine große Frage, ob sie sich für die Arbeit in geschlossenem Raume ebenso eignen würden, wie für ihre gegenwärtige. Sie sind sehr fleißig und sparsam und erwerben sich alle mit der Zeit ein kleines Stückchen Land, auf dem sie ihre Bananen und ihre Yucca bauen.

Der Neger kann also im großen ganzen ebenso wenig in Betracht kommen, wie der Eingeborene.

Der Chinese, gleichfalls ein für alle Zwecke vorzüglich geeigneter Arbeiter, ist zur Verwendung in größerem Maßstabe ebenfalls ausgeschlossen, da dessen Einwanderung in den meisten der in Frage stehenden Länder verboten ist. Nur die schon Ansässigen dürfen bleiben, und da die gelbe Rasse bekanntlich immer wieder in ihre Heimat zurückkehrt, verschwindet sie mehr und mehr aus jenen Strichen.

Der Weiße endlich ist als Arbeiter im eigentlichen Sinne des Wortes ausgeschlossen. Er ist vor allem zu teuer, würde auch bei schwerer Arbeit den verderblichen Einflüssen des Klimas nicht widerstehen können und bald seine Energie und Gesundheit verlieren. Er ist drüben nur am Platze, wenn er als Landarbeiter seinen eigenen Grund und Boden bebaut. Dafür ist er allerdings geeignet wie kein zweiter, und ganz besonders unser deutscher Landwirt, der es gewagt hat, dem Rufe der Regierung zu folgen, dem dabei auch guter Rat bei der Wahl des Platzes zur Ansiedlung zur Seite stand, hat drüben eine große Zukunft. Er braucht ja nur innerhalb fünf Jahren ein Drittel des ihm von der Regierung zur Verfügung gestellten Landes bebaut zu haben, um dessen Eigentümer zu werden. Um guten Absatz für seine Produkte braucht er ebenfalls nicht verlegen zu sein, da speziell für solche, die etwas mehr Arbeit als nur das Säen oder Setzen erfordern (Gemüse z. B.), immer starke Nachfrage herrscht und gute Preise bezahlt werden. Für industrielle Unternehmungen ist aber selbst der italienische Arbeiter nicht widerstandsfähig genug. Europäer kommen daher nur als Vorarbeiter ꝛc. in Frage.

5.

Was diesen Punkt anbelangt, das Klima, so läßt sich hierüber nicht viel Allgemeines sagen. Im großen ganzen ist dasselbe in den von mir besprochenen Ländern sehr gesund und auch für Europäer zuträglich, so lange sie eben nicht zur Verrichtung schwerer körperlicher Arbeiten gezwungen werden. Zu fürchten sind nur einige wenige Küstenstriche und die höchsten Höhen; erstere ihres heißen Fieberklimas wegen, letztere infolge der täglichen, schnellen Temperaturumschläge, der kalten, rauhen Winde und der häufigen Regen. Ueberall muß man sich in-

deſſen vor Exzeſſen aller Art hüten und es iſt vielleicht nicht nur Zufall, daß ledige Europäer ſelbſt in geſunden Gegenden häufig unter dem Klima zu leiden haben, ja demſelben erliegen, während Verheiratete ſich ſelbſt in den verrufenſten Strichen jahrzehntelang bei guter Geſundheit und Wohlbefinden erhalten.

6.

Als ſechſten Punkt muß ich nun die politiſchen Verhältniſſe jener Länder wenigſtens kurz ſtreifen.

Wie ja allgemein bekannt iſt, ſind dieſelben leider recht unerquicklich, und es iſt ſehr zu bedauern, daß dieſe von Natur ſo reichen Länder unter fortgeſetzten Unruhen und Revolutionen zu leiden haben. Dieſe ſogenannten Revolutionen ſind nun allerdings meiſt nicht ſo ſchlimm, wie ſie ſich von Europa aus anſehen. Meiſt verdienen ſie den Namen einer ſolchen gar nicht, ſondern handelt es ſich nur um ganz lokale aufſtändiſche Bewegungen gegen die momentanen Machthaber, die nur ſo lange dauern, bis ein paar der äußerlich ziemlich reduziert ausſehenden, aber im Grunde ſehr tüchtigen Soldaten auf der Bildfläche erſcheinen und den Aufruhr dämpfen. Übrigens reſpektieren die Regierung ſowohl, wie auch die Aufſtändiſchen ſo lange als nur irgend möglich das Eigentum d e r Ausländer, die ſich vom politiſchen Leben und ſeinen Wirren fern halten. Miſcht ſich allerdings der Europäer in die Händel des Landes, die ihn nicht das Geringſte angehen, ſo darf er ſich nicht wundern, wenn er nachher nach dem alten Sprichwort: „Mitgegangen, mitgehangen" behandelt wird.

Schlimmer wird die Sache allerdings, wenn es ſich um ganze Länder umfaſſende Revolutionen handelt, die einen Sturz der gegenwärtigen Regierung zum Ziele haben. Hierdurch erwachſen dem Handel und der Induſtrie oft langdauernde und ſchwere Störungen, unter denen ſie lange Zeit zu leiden haben, und denen ganz beſondere Aufmerkſamkeit zugewandt werden muß.

Man wird daher gut tun, vor definitiver Errichtung neuer Etabliſſements genau zu prüfen, ob die von der gegenwärtigen Regierung dargebotenen Garantien derartige ſind, daß ſie von deren ev. Nachfolgern auch gehalten werden müſſen, und ob erſtere auch den politiſchen Anſichten der Mehrheit der Bevölkerung entſpricht, alſo einige Ausſicht auf Beſtand hat.

Vor Errichtung eines neuen Unternehmens im tropiſchen Südamerika ſollte daher genau feſtgeſtellt werden, ob nachſtehende Fragen auch in bejahendem Sinne zu beantworten ſind, und, falls nicht, ob begründete Ausſicht vorhanden iſt, eine erfolgreiche und dauernde Hebung der noch beſtehenden Hinderniſſe zu erzielen.

1. Iſt das zur Verfügung ſtehende Kapital ein derartiges, daß es nicht nur zur erſten Einrichtung und zum Betriebe reicht, ſondern auch genügt, um über längere Perioden der Unrentabilität und Betriebsſtockungen ohne Schwierigkeiten hinwegzukommen?

2. Sind die Transportverhältniſſe der Rohmaterialien ſowohl, als auch der erzeugten Produkte zur Konſumſtelle und des Heizmaterials zur Erzeugung der erforderlichen Kraft derartige, daß die darauf entfallenden Koſten nicht außer Verhältnis zum Verkaufswert des Produktes ſtehen und bei ſonſt günſtigen Verhältniſſen die Rentabilität des Unternehmens in Frage ſtellen?

3. Iſt eine zu dem in Frage ſtehenden Zweck brauchbare Arbeiterſchaft in nächſter Umgebung vorhanden und, wenn nicht, bietet ſich die Möglichkeit, eine ſolche in abſehbarer Zeit nach und nach heranziehen oder aber importieren zu können?

Digitized by Google

4. Iſt das Klima ein derartiges, daß es erlaubt, einen guten Stamm tüchtiger Beamten und Vorarbeiter aus Europa heranzuziehen, ohne gar zu große pekuniäre Opfer bringen zu müſſen?

5. Bietet das betreffende Land wenigſtens einigermaßen eine Garantie, daß die Entwicklung des Unternehmens durch politiſche Wirren nicht in der erſten Zeit der Entwicklung ſchon geſtört werde, und ſind die Kontrakte mit der Regierung derartige, daß ſie Chikanen ſeitens der letzteren abſolut ausſchließen, ebenſo auch ſeitens der Gemeinde- und Provinzverwaltungen ꝛc.?

Werden all dieſe Fragen, oder wenigſtens der größte Teil derſelben in günſtigem Sinne beantwortet, und handelt es ſich um ein Unternehmen, das dem gegenwärtigen Entwicklungsſtand des betreffenden Landes entſpricht, ſo iſt nicht zu bezweifeln, daß dasſelbe auch reichen Gewinn bringen und die aufgewandten Mühen und Kapitalien reichlich lohnen wird.

Am meiſten Ausſicht auf Erfolg haben immer ſolche Unternehmen, welche eine landwirtſchaftliche Ausbeutung des Landes im Auge haben, möge es ſich nun um Haciendas zur Viehzucht, um Plantagen zur Kultur von Kaffee, Kakao, Zuckerrohr oder irgend welcher anderer Bodenprodukte, oder endlich um eine gemiſchte Landwirtſchaft handeln.

In zweiter Linie kommen ſodann montaninduſtrielle Unternehmungen. Gerade hier aber hüte man ſich davor, europäiſchen Maßſtab anzulegen. Ein Vorkommen kann noch ſo reich ſein, und es wird ſich trotzdem noch ſehr fragen, ob ſich der Abbau lohnt, das heißt, ob einmal die Betriebskoſten an und für ſich infolge der teueren Lebensmittel, der Schwierigkeit der Verproviantierung ꝛc. nicht zu hoch ſind und dann auch, ob der Transport zur Konſumptionsſtelle dasſelbe nicht derart verteuert, daß es nicht mehr konkurrenzfähig iſt.

Verkehrstechniſche Unternehmungen erſcheinen ja allerdings verlockend, jedoch iſt vor ſolchen zu warnen, ſo lange noch nicht ein genügend belebtes Hinterland vorhanden iſt. Man ſollte allerdings meinen, daß gerade neue Verkehrswege zur Hebung des Landes beitragen ſollten; jedoch iſt dies meiſt nicht der Fall. Die herrlich und groß angelegte deutſche Bahn von Caracas nach Valencia iſt dafür ein Beweis, wie wenig eine Bahn allein ausrichten kann, ſolange die anderen Bedingungen zur Entwicklung fehlen. Als Venezuela General Guzmans deſpotiſcher, aber auch weitblickender und genialer Geiſt entzogen wurde, verfiel das ganze Land wieder in den alten Schlendrian, und ein Unternehmen, wie die deutſche Bahn, das unter den günſtigſten Verhältniſſen errichtet worden war, rentiert heute nur noch infolge der ſtaatlichen Zinsgarantie, welche die Urſache des Sturzes Guzmans und des neulichen Konfliktes Deutſchlands mit der ſchönſten Republik Südamerikas war. Der urſprüngliche Plan, ein voller Ausbau der einen Hauptlinie, konnte eben unter den neuen Machthabern und ihren Nachfolgern nicht mehr durchgeführt werden. Solange die Bevölkerung in ihrem heutigen Zuſtande verharrt, hat ſie kein Bedürfnis nach beſſeren Verkehrswegen. Es iſt bezeichnend, daß noch heute der Weg von der Küſte nach Bogota, einer der bedeutendſten und älteſten Städte des neuen Kontinents, ſoweit nicht das Bett des Magdalena zur Verfügung ſteht, nur zu Pferd oder Maultier gemacht werden kann und daß gerade durch den ſchwierigſten Teil desſelben, der eigentlich eine große Verkehrsſtraße ſein ſollte, eine Landverbindung erſten Rangs zwiſchen dem Karaibenmeer und dem großen Ozean, von

Honda an durch die Kordillere noch keine Bahn führt. Das Höchste, wozu sich die Verkehrstechnik Columbiens aufgeschwungen hat, ist ein Ding, das man vielleicht zur Not mit dem Namen einer Fahrstraße belegen kann, die von Cambaro am oberen Magdalena bis nach Agua larga und von dort nach Facatativá führt und ausschließlich zum Transport schwererer Gegenstände auf Ochsenkarren benützt wird. Der eigentliche Weg führt aber von Honda als Saumpfand durch die Cordillere nach Facatativá, und erst dort stößt man auf etwas Eisenbahnähnliches, das uns in zwei Stunden quer durch die Savanne nach der Hauptstadt bringt.

Aber es geht ja auch so, weshalb also Geld ausgeben?

Vor rein industriellen Unternehmungen endlich ist sehr zu warnen. Gerade für sie müssen die Verhältnisse ganz besonders günstig liegen, wenn sie sich rentieren sollen. Die eingeborene Bevölkerung hat kein Bedürfnis nach deren Erzeugnissen und von den wenigen Europäern kann die Industrie natürlich nicht leben. Zudem werden eben auch drüben — tout comme chez nous — die gleichen Erzeugnisse lieber mit viel höherem Preis bezahlt, wenn sie nur von Europa, am liebsten von Paris kommen, wenn die einheimischen auch gerade so gut sind oder wären. Der einfache Handwerker hat ja schon seine liebe Mühe und Not, um durchzukommen.

Jedes Unternehmen, das vor definitiver Etablierung erst nach allen Richtungen hin genau erwogen, das auf nicht zu hoch gespannten Erwartungen aufgebaut und endlich den Verhältnissen entsprechend in die Wege geleitet wurde, wird auch rentieren und dadurch der Expansionslust des europäischen Kapitals und der Industrie neue und gesunde Wege öffnen, andererseits aber auch die Länder selbst langsam Schritt für Schritt, aber sicher vorwärts bringen, während jeder Mißerfolg nur einen um so empfindlicheren Rückschlag im Gefolge haben wird. Und letzterer liegt in niemandes Interesse.

Ich liebe jene Länder, die ich während Jahren nach allen Richtungen durchzogen habe, und glaube, ihnen selbst, wie auch meinen Landsleuten dienlich sein zu können, wenn ich meine dabei gesammelten Erfahrungen auch weiteren Kreisen zugänglich mache, muß aber aus eben denselben Gründen vor allzu optimistischer Auffassung warnen. Das tropische Südamerika hat eine große Zukunft und wird in nicht zu entfernter Zeit noch manchem Europäer, dem es zu Hause zu eng geworden ist, eine dankbare zweite Heimat bieten. Vorläufig wollen jedoch diese Länder noch mit der größten Vorsicht behandelt sein, da eigentlich nur der Landwirt volle Aussicht auf Erfolg hat.

Jedenfalls sollte man nichts unternehmen, ohne sich erst mit einem genauen Kenner der Verhältnisse, der dem betreffenden Plane unparteiisch gegenübersteht, in Verbindung gesetzt zu haben, und sich nicht nur, wie es meist geschieht, auf das Urteil der direkt beteiligten Personen verlassen.

Einrichtung eines großen Viehtransportweges durch Südwestafrika.

Von Max Fellmer, Klein-Windhuk.

Die letzten, anhaltenden und mehrjährigen Dürren haben im diesseitigen Schutzgebiet einen eigenartigen Notstand für die Viehzüchter hervorgerufen. Begünstigt durch große Teile des Schutzgebietes nicht berührende Seuchen ist der Viehbestand enorm gestiegen, und die Frage, wie dieser Vermögenszuwachs in Geld umzusetzen, ist eine brennende geworden, da die besetzten Farmen der Gefahr einer Überweidung ausgesetzt sind. Der Absatz im Inlande ist naturgemäß beschränkt, und wir stehen vor der Erscheinung, daß bei sinkenden Preisen der Vermögensstand des einzelnen — trotz der natürlichen Vermehrung — sich nicht hebt; eine Viehausfuhr wird zur zwingenden Notwendigkeit. Der gegebene Markt sind die ehemaligen Burenfreistaaten, und es ist eine hervorragende Aufgabe für den Staat, diese Viehausfuhr zu fördern, um Geld ins Land zu ziehen. Das Schutzgebiet benötigt ständig einer Zufuhr von Brotfrucht; um diese aber zu beschaffen, ist unsere Großkaufmannschaft genötigt, dem Auslande Barrimessen zu geben, ohne vorläufige Aussicht, diese in Warenrimessen umwandeln zu können. Das neueste englische Blaubuch über Südafrika enthält eine Auskunft einer neuerrichteten Siedlungsbehörde, in welcher unter anderem mit Bezug auf die Viehausfuhr aus Deutsch-Südwestafrika behauptet wird, „die Gefahr, das Vieh über lange Strecken zu treiben, verbunden mit häufigem Futterwechsel u. s. w. läßt diese Aufgabe nicht für durchführbar erscheinen." Wir sind mit nichten dieser Ansicht, sondern behaupten, daß es sich sehr wohl ermöglichen läßt, aus dem Nordbezirk Vieh in großen Mengen und gesundem Futterzustand an die Grenze zu schaffen, nachdem man einige Verbesserungen der Wasserverhältnisse auf dem Transportwege geschaffen hat. Die Strecke Windhoek-Kimberley z. B. beträgt rund 1400 km, wovon ca. 670 km auf deutsches Gebiet entfallen, die nur eine Durststrecke von ca. 90 km Länge enthalten, für afrikanische Verhältnisse nichts Ungewohntes! Wir sind der Ansicht, daß, wenn man die Trift zu einer vollständig isolierten machen will, — eine Forderung, welche weiter unten besprochen wird —, es sich ermöglichen läßt, soweit sie Regierungsland und Eingeborenenreservate durchzieht, auf je 30 km Entfernung eine gute Tränke herzustellen. Eine Erkundung dieser Verhältnisse wäre eine hervorragende Aufgabe für unsere Schutztruppe, welche durch friedliche Felddienstübungen, also gewissermaßen in Praxis, dieselben prüfen könnte.

Was die Trift selbst anlangt, so sei vorausgeschickt, daß wir unter Zugrundelegung unseres heutigen Viehbestandes in absehbarer Zeit mit einer jähr-

lichen Ausfuhr von rund 50000 Stück Großvieh und einer enormen Zahl von Kleinvieh rechnen können. Werfen wir aber einen Blick auf die bisherigen Transportverhältniſſe, ſo ſtoßen wir auf Mißſtände, deren ſchleunigſte Abſchaffung ein dringendes Bedürfnis iſt und uns zu der Erkenntnis zwingt, eine durchaus iſolierte Triſt herzuſtellen. Der mittlere Teil und der Norden des Schutzgebietes ſind ſeit Jahren wegen der Gefahr der Verſchleppung der Rinderpeſt gegen den Süden geſperrt, und bei Kuis an der Südgrenze des Baſtardreſervates iſt eine Quarantänestation eingerichtet, woſelbſt das Vieh wochenlang beobachtet wird. Die Großviehbeſtände des Nordens ſind, wenigſtens bei dem größten Teil der weißen Anſiedler, durchgeimpft, während ſich der Süden dauernd weigert, eine allgemeine Impfung einzuführen; bisher hat man dort Glück gehabt und iſt von Seuchen verſchont geblieben. Ein Blick auf die Karte beweiſt, daß die meiſten Farmen ſich in der Höhe des heutigen Transportweges befinden, erweiſt aber auch, daß oſtwärts noch große Gebiete der Roten Nation, Witbooi-, Fransmans- und Veldſchoendrager-Hottentotten, ſowie Regierungsland frei ſind, durch welche ſich, zur Schonung der Farmer des Südbezirkes, mit Leichtigkeit eine iſolierte Triſt legen läßt. Auf Grund der §§ 1, Abſ. 1 und 2, Abſ. 1 der „Wegeordnung" vom 15. Mai 1898 iſt die Regierung in der Lage, auf die eingeborenen Kapitäne einen Druck auszuüben zur koſtenloſen Hergabe des für eine Triſt benötigten Landes, beſtehend aus einem Streifen von je 250 m auf jeder Seite des Weges und ca. 2500 ha Weideland um jede Tränkanlage.

Beobachten wir nun die bisherige Art des Tränkens! Größtenteils wird das Vieh an natürliche offene Waſſerſtellen getrieben, die durch die entſtehende ſtarke Verunreinigung eine ſtändige Gefahr zur Ausbreitung der Seuchen bilden. Aber auch die öffentlichen Brunnen befinden ſich teilweiſe in einem bedauernswerten Zuſtande, da der Vorüberkommende die Ziehbrunnen ohne Eimer und Kette vorfindet, die entwendet worden ſind. Die offenen Waſſerſtellen verſiegen in der vorſchreitenden Jahreszeit, die Entfernungen zwiſchen den aushaltenden wachſen, und das Riſiko erhöht ſich. Dieſes erhöhte Riſiko gibt dem kapitalkräftigen Unternehmer die Mittel an die Hand, den Preis für das aufzukaufende Vieh — das der einzelne Farmer nicht allein über die Grenze treiben kann — zu drücken. Der Unternehmer iſt aber auch genötigt, ſeine Transporte in eng umgrenzter Zeit zu bewerkſtelligen, demgemäß drängt ſich der ganze Viehhandel in wenige Monate zuſammen, das Geld wird teuer. Mit wie einfachen Mitteln wären dieſe Übelſtände zu beſeitigen und, da Weide ſtets vorhanden, die Transporte über das ganze Jahr zu verteilen! Dann könnten auch befreundete Farmer, die ſich zu einem Zuge vereinigen, gemeinſam das Riſiko eines Transportes tragen unter Umgehung des Zwiſchenhandels. Man ſorge für die Erbohrung ergiebiger Brunnen, ſtatte dieſe mit mechaniſchen Hebewerken aus und verbinde ſie mit ordentlichen, gemauerten Tränkanlagen. Will man offene Waſſerſtellen beibehalten, ſo mache man dieſe für das Vieh unzugänglich, ſtatte ſie ebenſo wie die Brunnen aus: dann iſt jederzeit bei Seuchengefahr eine gründliche Desinfektion der Tränken ermöglicht. Die Tränken ſelbſt ſind genügend groß anzulegen, um einem größeren Haufen Vieh das nötige Waſſer auf einmal zuführen zu können.

Es dürfte geſtattet ſein, noch auf einen Übelſtand der „Wegeordnung" vom 15. Mai 1898 hinzuweiſen. Für die Haupttriſt, welche wir uns dem Auobrivier folgend über Hoachanas nach Rietfontein denken, bedarf es auch der

Zufuhrwege, welche von beiden Seiten aus den Viehzucht treibenden Mittelpunkten zulaufen. Gemäß §§ 2, Abſ. 1 und 5, Abſ. 3, 4, 5 hat jede, an öffentlichen Wegen gelegene Farm eine Waſſerſtelle für den öffentlichen Verkehr frei zu laſſen und, wenn ſie nicht ausdrücklich mit behördlicher Erlaubnis ein beſtimmtes Grundſtück als Ausſpannplatz nebſt genügendem Weideſeld reſerviert, einen 1 km breiten Streifen zu beiden Seiten des Weges frei zu halten, welcher nicht mit Farmvieh beweidet werden darf. Dies bedeutet nichts weniger als eine direkte Beſteuerung einer beſchränkten Anzahl von Leuten, die ſich ihren Lebensunterhalt mit Sorgen erkämpfen müſſen, und iſt eine harte Laſt. 260 Farmen haben unter dieſer veralteten Forderung zu leiden, welche mit Rückſicht auf den Frachtverkehr geſchaffen worden war, eine veraltete Forderung, welche ſich unter den in den letzten Jahren völlig veränderten Siedlungsverhältniſſen doppelt fühlbar macht. Dieſe direkte Beſteuerung, welche nur einen kleinen Teil der weißen Bevölkerung, die eingeborene aber gar nicht trifft, haftet naturgemäß rückwirkend auf dem Bodenpreis; denn gerade die in der Höhe der Siedlungsmittelpunkte gelegenen Farmen werden nicht bloß von einem einzelnen öffentlichen Wege berührt, ſondern oft genug von einem halben Dutzend gekreuzt. Wo bleibt da ſchließlich ein dem Eigentümer gehörendes Fleckchen? Eine rigoroſe Auslegung der Verordnung wird leicht den Keim zu großer Unzufriedenheit bergen. Es dürfte durchaus angebracht ſein, in kürzeſter Friſt die „Wegeordnung“ einer gründlichen Überarbeitung zu unterziehen und deren Härten zu beſeitigen.

Wilhelm Süsserott, Verlagsbuchhandlung, Berlin W.

Soeben erschien:

Süsserotts Kolonialbibliothek Band V.

Deutsch-Südwest-Afrika

von

Professor Dr. Karl Dove.

Reich illustriert.

Preis gebunden Mk. 4.—

Das Buch will eine allgemeinverständliche Landeskunde von Südwest-Afrika darstellen. Der Verfasser, der als der beste Kenner unserer jungen Kolonie gilt, hat in seiner neuen Arbeit allen denen, die sich für Deutsch-Südwest-Afrika interessieren und sich darüber unterrichten wollen, ein praktisches Hülfsmittel geliefert. Bei der Lektüre des Werkes merkt ein aufmerksamer Leser sofort, daß Prof. Dove sich nicht in theoretischer Manier über wissenschaftliche Gründlichkeit hinwegsetzt, was man in der neueren Kolonialliteratur leider allzu oft findet. Besonders wichtig ist das Erscheinen des Werkes gerade jetzt, wo sich eine Bewegung für die Errichtung einer Lungenheilstätte in Südwest-Afrika bemerkbar macht. Eine neue Karte mit der Deckkarte von Deutschland führt uns die Verhältnisse der Entfernungen der verschiedenen Ortschaften klar vor Augen.

Die Arbeiterfrage in den Kolonien.

Von F. Oloff, Bremen.

Auf dem Kolonialkongreß im Oktober v. J. wurde die Arbeiterfrage in den Kolonien in der Hauptsache von zwei verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet, deren Vertreter die Herren J. K. Vietor-Bremen und Thormählen-Hamburg waren.

Während ersterer Herr den Standpunkt vertrat, daß man den Neger durch geistige und sittliche Hebung zur Arbeit erziehen müßte, versprach sich letzterer Herr die Erreichbarkeit dieses Zieles nur von einem gewissen auf die Eingeborenen auszuübenden Zwange.

Es ist sehr bedauerlich, daß dieser, für die ausschließlich tropischen Kolonien brennendsten aller kolonialen Fragen auf dem Kolonialkongreß nicht mehr Gewicht beigelegt wurde.

Unter dem Eindrucke einer kurz vorhergegangenen Polemik zwischen den genannten beiden Herren in der Deutschen Kolonialzeitung, sowie bei der großen Verschiedenheit, welche die Beurteilung dieser äußerst wichtigen Frage seitens berufener Kolonialpolitiker erfährt, konnte man leicht den Eindruck gewinnen, als wenn die Gegensätze, die die beiden Referenten trennten, unüberbrückbar seien.

Sie sind es in der Tat, wenn man die Kolonien nur als Ausbeutungsobjekte betrachtet, und sie sind es nicht, wenn man zugibt, daß es unsere Aufgabe ist, die Kolonien und ihre eingeborene Bevölkerung wirtschaftlich und sittlich zu heben, damit unsere Nachkommen noch nach Jahrhunderten dorthin ihren Handel treiben können. — Beide Herren ließen keinen Zweifel darüber, daß das letztere von ihnen beiden angestrebt würde.

Der erste Gegensatz konstruierte sich daraus, daß Herr Vietor seine nähere Kenntnis des Neger-Charakters in Togo erworben hat und daß er diese Kenntnis bis in die neueste Zeit hinein durch gelegentlichen Aufenthalt in Togo stets frisch erhalten hat, während Herr Thormählen den Neger in der Hauptsache in Kamerun kennen gelernt haben wird, diese Kenntnis aus eigener Anschauung aber, wenn ich recht unterrichtet bin, ca. 20 Jahre zurückliegt!

Ein weiterer Gegensatz scheint mir von alle denen, die nicht auf dem Vietorschen Standpunkt stehen, künstlich in die Sache hineinkonstruiert zu werden, indem man in Herrn Vietor, dem einzigen Kaufmanne, der bislang Veranlassung genommen hat, öffentlich zu dieser wichtigen Frage Stellung zu nehmen, den Missionsfreund und religiösen Humanitätsschwärmer wittert, der in erster Linie fürchte, daß den Prinzipien der Mission zu nahe getreten würde.

Herrn Vietors Stellung zur Miſſion ſpricht nun ja gewiß mit bei der Beurteilung dieſer Frage, aber das ſagt nicht, daß letztere deshalb nun falſch ſei! In Togo werden die meiſten denkenden Kaufleute auf dem gleichen Standpunkte ſtehen, und ich nehme keinen Anſtand zu behaupten, daß das Intereſſe der Miſſion und der Kaufmannſchaft in dieſer wichtigen Frage das gleiche iſt, wenngleich ich ſelbſt kein ſog. Miſſionsmann bin.

Es ſind Gründe kluger wirtſchaftlicher Erwägung, die uns Kaufleute veranlaſſen ſollten, in dieſer Frage mit den Miſſionen Hand in Hand zu gehen, und die auch Herrn Vietor in erſter Linie bewogen haben werden, ſeinen Überzeugungen außer in den ihm naheſtehenden Miſſionskreiſen auch öffentlich auf dem Kolonialkongreß und in der Preſſe Ausdruck zu geben.

Wir Kaufleute haben alles Intereſſe, daß die Regierung zu dieſer wichtigen Frage endlich einmal ihre Stellung genau präziſiert.

In den Jahresberichten der Kameruner Konzeſſions- und Plantagen-Geſellſchaften lieſt man immer wieder, daß es dank der Unterſtützung der Regierung gelungen ſei, Arbeiter oder Laſtenträger in genügender Menge zu beſchaffen, und dies legt die Vermutung nahe, daß es ſich dabei nicht immer um ganz freiwillige Arbeitsleiſtungen handelt.

Kein verſtändiger Kaufmann, auch die Miſſionen nicht, wie ich glaube, wird etwas dagegen einzuwenden haben, wenn die Regierung einen Arbeitszwang auf die Eingeborenen ausübt, indem ſie ſie zu Wegebauten und anderen öffentlichen Arbeiten heranzieht, oder ihnen in Bargeld oder in exportfähigen Produkten zu zahlende Steuern auferlegt. — Dieſe Steuern dürfen nur nicht für ein großes Gebiet wie Togo oder gar Kamerun einheitlich in ihrer Art und Höhe ſein, ſondern haben ſich in den verſchiedenen Bezirken den Verhältniſſen anzupaſſen und ſind ſtufenweiſe einzuführen.

In Togo haben ſich die Verhältniſſe in den letzten zwanzig Jahren gewaltig geändert, und in Kamerun werden ſie auch nicht ſtabil geblieben ſein. Welche Steuern die Neger in Togo ſogar freiwillig auf ſich nehmen, beweiſen die Berichte der Norddeutſchen Miſſions-Geſellſchaft über die Beiträge ihrer Gemeindemitglieder. — Es iſt grundfalſch, wenn ältere Kenner der Kolonien, deren Erfahrungen aus eigener Anſchauung zwanzig Jahre und mehr zurückliegen, behaupten, der Neger ſei weder geiſtig noch ſittlich zu heben noch zur Arbeit zu erziehen. — Als ich vor ca. 22 Jahren zum erſten Mal nach Togo kam, hatte man allerorten ein ſehr ſchlechtes Material an eingeborenen Gehülfen. Faſt alle zum Geſchäftsbetrieb notwendigen Arbeiten mußten von Europäern verrichtet werden, da man den Schwarzen nicht viel anvertrauen durfte und ſie auch nicht viel zu leiſten imſtande waren. Dementſprechend wurden die Leute natürlich auch ſchlecht bezahlt. Der jüngſte europäiſche Kommis, ſo wenig er oft auch ſelbſt konnte, blickte mit ſouveräner Verachtung auf die eingeborenen Kommis herab, und letztere galten eigentlich allgemein für Spitzbuben. Daß die Leute oft nur ſtahlen, weil ſie merkten, wie ſchlecht die Kontrolle war, die damals in den meiſten europäiſchen Betrieben geübt zu werden pflegte, geſtand man ſich nicht gern ein.

Wie haben ſich da die Verhältniſſe heute gebeſſert. Ich führte in meinem Geſchäft im Jahre 1897 mit Leuten, die ich mir in den vorhergehenden ca. 10 Jahren erzogen hatte, die Neueinrichtung ein, alle wichtigen Poſten, Faktorei-Vorſteher, Kaſſierer, Lagerhalter, Buchhalter ꝛc. faſt ausſchließlich mit

Eingeborenen zu beſetzen, ſo daß nur wenige, gut bezahlte Europäer zur Oberleitung notwendig blieben. — Dieſe Einrichtung, die von den meiſten meiner Konkurrenten beſpöttelt wurde, aber auch von den wohlgeſinnten unter ihnen zunächſt ſehr ſkeptiſch betrachtet wurde, hat ſich vorzüglich bewährt und ſeither dazu geführt, daß viele meiner Nachbarn dem Beiſpiele gefolgt ſind und ebenfalls ſehr zufrieden mit den erzielten Reſultaten ſind. So haben wir heute eine große Anzahl gut bezahlter, verſtändiger und fleißiger eingeborener Gehülfen, von denen viele eine große Vertrauensſtellung einnehmen. Ich ſelbſt habe drei, die im letzten Jahre zwiſchen 7—8000 Mark verdienten und Dutzende mit Einkommen zwiſchen 1500 und 3000 Mark. — Ähnlich liegen die Verhältniſſe bei anderen gut geleiteten Firmen, und es gibt ſogar einzelne Firmen in Togo, deren afrikaniſche Teilhaber und Leiter nur Eingeborene ſind und die ſeit Jahren zur Zufriedenheit der betreffenden europäiſchen Firmen, die ſie unterſtützen, gearbeitet haben.

Außer dieſen Hunderten von mehr oder wenig gut ſituierten Angeſtellten und Kommis gibt es in den Küſtenplätzen ebenſo viel gut ſituierte Händler, Grundbeſitzer ꝛc., und dieſe alle können ſehr gut eine anfangs ſehr niedrig zu bemeſſende Beſteuerung ertragen. Ebenſo kann jeder gut bezahlte Arbeiter gern eine kleine Steuer per Jahr bezahlen. — In den Küſtenplätzen ſollte man eine kommunale Verwaltung einführen, die beſſeren Eingeborenen daran beteiligen und die Erträgniſſe der Steuern der Kommunalverwaltung überweiſen.

Im Innern der Kolonie wird man ſich mit der Beſteuerung den örtlichen Verhältniſſen anzupaſſen haben. Aber es iſt gar kein Grund vorhanden, weshalb die Regierung nicht Verordnungen erlaſſen ſollte, wonach jede Ortſchaft, die ſich dazu eignet, eine gewiſſe Anzahl Hektar mit Baumwolle bepflanzen müßte, wozu ihr das Saatgut gratis geliefert würde. Hiervon hätten die Leute einige hundert Kilo, etwa den zehnten Teil, an die Regierung zu liefern, und den Überſchuß müßten ſie verkaufen dürfen, was ſie bald genug veranlaſſen würde, mehr anzubauen. An anderen Orten könnten die Leute zum Anpflanzen einer größeren Anzahl Kokospalmen und Ölpalmen, zu Wegebauten ꝛc. angehalten werden. Man könnte auch die oben erwähnte Bevölkerung der Küſtenplätze, die ſich ja zum großen Teil bereits rege am Handel beteiligt, ſowie die produktive Bevölkerung der Ölpalmendiſtrikte im Anfange frei ausgehen laſſen und zuerſt nur die für den Handel zunächſt noch unproduktive Bevölkerung heranziehen und ſomit vorerſt einer eventuellen Unzufriedenheit der intelligenteren Bevölkerung vorbeugen, da ſich eine derartige Beſteuerung, wie ſchon oben geſagt, doch nur ſtufenweiſe einführen läßt. Das ſind Erwägungen, die der Gouverneur an Ort und Stelle entſcheiden muß. Immerhin ſollte man in Togo ſobald wie möglich mit einer direkten Beſteuerung vorgehen und auch im Innern die ganzen oder teilweiſen Erträge den Häuptlingen für kommunale Zwecke überweiſen, letzteren vielleicht auch einen kleinen Gehalt daraus zahlen, was ſie bald für die Sache gewinnen würde.

Unter der friedlichen Verwaltung der Regierung, dem Einfluſſe kirchlicher und ärztlicher Miſſionen, der ſtetig fortſchreitenden Erſchließung des Landes — hoffentlich auch bald durch eine Eiſenbahn — wird ſich die Bevölkerung ja ſehr bald bedeutend vermehren, und alle dieſe Kulturfaktoren, zu denen auch die erzieheriſch wirkenden Funktionen aller wohlmeinenden Kaufleute gehören, werden

zuſammenwirken, die Eingeborenen unter dem gelinden Drucke einer niedrigen direkten Beſteuerung mit jedem Jahre produktiver werden zu laſſen. — Die Regierung muß nur mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln in der Richtung der Beſtrebungen des Kolonial-Wirtſchaftlichen Komitees fortfahren, durch Verſuchsplantagen, Wanderlehrer, Verteilung von Saatgut ꝛc. die Erziehung der Neger zur Arbeit kräftig zu fördern. Alle ihr daraus erwachſenden Koſten ſind nur Auslagen, die ſpäter durch erhöhte Aufnahmefähigkeit des Landes reichlich wieder hereinkommen. Die Entwicklung der Kolonie in den letzten Jahren beſtätigt das ja auch vollauf und jeder Kenner des Landes weiß, daß es weiter vorangehen wird, wie es in den letzten zwanzig Jahren vorangegangen iſt; nur das Tempo wird ſich bedeutend beſchleunigen.

So liegen die Verhältniſſe zur Zeit in Togo. In Kamerun mögen ſie ja im allgemeinen heute noch etwas weiter zurück ſein; aber die Entwicklung wird gewiß denſelben Weg gehen, wenn man ihr nur Zeit dazu läßt, anſtatt ihr Zwang anzutun. — Ein großer Teil unſerer Kolonialpolitiker will um jeden Preis ſchnelle und große Erfolge ſehen, und deshalb ſoll der Neger zur Arbeit gezwungen werden! — Man ſoll einen gelinden, verſtändigen Druck und Zwang auf ihn ausüben, wie in obigem ausgeführt, zu ſeinem eignen Beſten und um dadurch zu erzielen, daß ſich eine ſeßhafte, Ackerbau treibende, für unſere Exportartikel ſtetig kaufkräftiger werdende Bevölkerung heranbildet; aber man ſoll ihn nicht zwingen, um für kärglichen Lohn für die großen Konzeſſionsgeſellſchaften, die zunächſt in der Hauptſache nur eine occupatoriſche Tätigkeit in Kamerun ausüben, gewiſſermaßen als Sklave zu arbeiten. Auch die großen Plantagen-Geſellſchaften haben kein Recht zu verlangen, daß die Regierung ihnen Arbeiter verſchafft!

Um die Kolonie zu erſchließen, wenn man dabei auch Rückſicht auf die Erziehung und Ausbildung der Neger nehmen will, iſt eben der großkapitaliſtiſche Weg — mit Ausnahme für den Bergwerksbetrieb und Eiſenbahnbau — falſch; das werden wir bald erkennen müſſen!

Wenn mir heute ein Eingeborener eine größere Oelplantage ſchenkte, die er bisher mit ſeinen Familienangehörigen und einigen Hausſklaven erfolgreich bewirtſchaftet hat, ſo würde ich bankerott dabei gehen müſſen, wenn ich dieſelbe mit bezahlten Arbeitern bearbeiten müßte, und wenn die Leute auch nur fünfzig Pfennig pro Tag erhielten, wofür in Togo Arbeiter kaum zu haben ſind.

Der Neger arbeitet gern von der Ausſaat bis zur Ernte täglich, ſeinem geringen Bedürfnis zur Arbeit entſprechend, einige Stunden, wobei alle Hausgenoſſen helfen, und wenn er dann aus ſeiner Ernte nachher Mark 40.— bis Mark 60.— einnimmt, ſo dünkt er ſich vielleicht reicher, als wenn er drei bis vier Monate für Mark 25.— bis Mark 30.— per Monat in Lohn gearbeitet hätte. — Jedenfalls ſagt ihm das tagtägliche Antreten zur Arbeit von vielleicht 6—5 Uhr weit weniger zu. — In ſeinem kleinbäuerlichen Betriebe hat er, was nicht zu vergeſſen iſt, auch gleich alles zum ſonſtigen Bedarf des Lebens Notwendige, was er als Lohnarbeiter für bares Geld kaufen muß. — Aus dieſen geſunden Verhältniſſen ſoll man den Neger auch nicht herausreißen, umſoweniger, wo man *keinem* Plantagenbetrieb damit nützen könnte! Die Lohnarbeit des Negers dürfte mit Rückſicht auf die enorm geſunkenen Preiſe aller in Betracht kommenden Produkte, wie Kaffee, Kakao, Baumwolle ꝛc., den zu bezahlenden Preis niemals

wert sein! Hieran werden, wie ich fürchte, die Plantagen-Unternehmungen in Kamerun (und falls die Verhältnisse dort ebenso liegen, auch in Ostafrika) zunächst scheitern müssen! Es ist dies ja sehr traurig; aber es wird sicher so kommen!

Warum hat die Palmöl- und Palmkern-Kultur nicht längst aufgehört zu existieren, obgleich der Standard-Preis von Palmöl vor ca 20 Jahren (bis zum Jahre 1883) stets zwischen Mark 700 bis Mark 800 per Tonne betrug, während derselbe in den letzten 20 Jahren zwischen Mark 360 bis Mark 500 lag? Weil der kleine Produzent sich leichter den billigeren Preisen anpassen konnte und durch vermehrten Anbau (der Export ist ja tatsächlich trotz des langsamen Heruntergehens der Preise stetig gestiegen) den Ausfall im Preise wieder einbringen konnte!

Auch Kakaopreise werden höchstwahrscheinlich langsam nach unten gehen, während die Arbeitslöhne die Tendenz nach oben verfolgen dürften; wie sollen da die großen Unternehmungen, deren vorläufig noch ganz in der Luft schwebenden Rentabilitätsberechnungen auf viel höheren Preisen fundiert sind, rentabel sein können, da sie ihre Produktion nicht ohne erhebliche Mehrkosten vergrößern können, ganz abgesehen davon, daß sie vielleicht (wie das bei solchen Unternehmungen oft der Fall zu sein pflegt) von vorn herein viel zu teuer und unrentabel gearbeitet haben? Aber auch die best geleitete Plantage müßte bei plötzlich oder langsam stark heruntergehenden Preisen für ihre Produkte Fiasko machen, während der kleinbäuerliche, eingeborene Produzent solche Krisen mit Leichtigkeit überwinden wird, weil sich der Verlust eben auf Hunderttausende von Schultern verteilen würde.

Immerhin darf von den Plantagen nicht verschwiegen werden, daß dieselben ein bedeutendes Stück Kulturaufgabe lösen, indem sie Tausende von Eingeborenen an regelmäßige Arbeit gewöhnen und sie lehren, exportfähige Produkte zu gewinnen, welche Kenntnis viele von ihnen später zum eigenen Vorteil verwenden werden!

Während man also den Plantagen gern wünschen möchte, daß sie bestehen könnten, gilt dies von den großen Konzessionsgesellschaften — mit Ausnahme der Bergwerkskonzessionen — nicht; wenigstens kann es dem Kaufmann, Plantagenbesitzer und Missionar gleichgiltig sein, ob sie bestehen oder nicht! Die Zwecke dieser großen Gesellschaften sind ganz andere, als die übrigen Interessenten in Afrika sie verfolgen. Sie treiben in der Hauptsache nur eine occupatorische Tätigkeit, bilden durch die große Versuchung zu ausgedehnten Landspekulationen, die in ihren Vorrechten liegt, eine große Gefahr und haben das Bestreben, in kürzester Zeit möglichst viel Geld zu verdienen, ohne Rücksicht auf die Wohlfahrt des Negers! Welche enorme Gefahr diese Konzessionen für den Eingeborenen involvieren, haben wir zur Genüge an den französischen und belgischen Konzessionen gesehen! Aber auch dem legitimen, altangesessenen Handel drohen die Konzessionen durch rücksichtslose Ausbeutungen ihrer großen Privilegien mit Gefahr. Jedenfalls aber darf es in deutschen Kolonien nicht geschehen, daß man diesen Gesellschaften gestattet, irgend welchen Arbeitszwang auf die Eingeborenen auszuüben, oder daß gar die Regierung, ihnen zur Beschaffung billiger Arbeitskräfte behülflich wäre! Wenn diese Konzessionsgesellschaften nur um den Preis von mehr oder weniger unfreiwillig geleisteter Arbeit rentabel gestaltet werden

können, dann ſoll die Regierung lieber auf ihren Gewinnanteil verzichten und die Konzeſſionsgeſellſchaften gewähren laſſen; denn wir haben gewiß kein Recht, den Neger um der Dividende dieſer Geſellſchaften willen zum Lohnarbeiter zu preſſen, ſolange wir andere Mittel und Wege genug haben, ihn langſam zu produktiver Arbeit zu erziehen! Wenn es auch gelänge, dieſe großen Geſellſchaften mit Hülfe von durch mehr oder weniger Zwang erzielten billigen Arbeitskräften rentabel zu geſtalten, was ich zunächſt noch bezweifle, was wäre der Kolonie ſelbſt und unſerm Exporthandel nach derſelben damit viel gedient? Der Verdienſt würde allerdings in Geſtalt der Dividende in die Taſchen der vielleicht nicht mal immer deutſchen Anteileigner gehen; aber die Kolonie ſelbſt hätte nur ein großes Proletariat von ſchlecht bezahlten, für unſere Exportartikel wenig kaufkräftigen Zwangslohnarbeitern!

In London tagte anfangs März eine Konferenz der Afrikan Trade Section der Liverpooler Handelskammer, um gegen das Konzeſſionsunweſen im franzöſiſchen Kongo Stellung zu nehmen, auf der ſich auch der Hamburg-Bremer Verein Weſtafrikaniſcher Kaufleute durch Bremer und Hamburger Mitglieder vertreten ließ.

In Dahome mußte kürzlich eine Expedition des Herrn Borelli in Marſeille unverrichteter Sache zunächſt wieder abziehen, weil die Eingeborenen ſich energiſch weigerten, ihr Land, das dem Konzeſſionär laut Vertrag mit der Franzöſiſchen Regierung zugeſprochen war, demſelben abzutreten. — Was hätten die Ärmſten auch anfangen ſollen, wenn man ſie von ihrer Scholle vertrieben hätte? Die Dahome-Leute drohten einfach, ſie würden zu den Waffen greifen, wenn man verſuchen würde, ſie zu vertreiben. — Zu ähnlichen Komplikationen können die großen Kamerun-Konzeſſionen auch noch führen, wie man wohl fürchten darf.

Sehr bedauerlich iſt es, daß ſo manche bekannte Kolonialpolitiker mit dem ganzen Gewicht ihrer Stimme für die Einführung der Zwangsarbeit der Eingeborenen eintreten. — Die Frage wird dadurch, wie ſchon eingangs angedeutet, nur verwickelter! Wenn man indeſſen die Stimmen der berufendſten Beurteiler dieſer Angelegenheit genauer prüft, ſo gewinnt man doch den Eindruck, als wenn die in dieſem Artikel vertretene Anſchauung wohl Ausſicht hätte, die Mehrzahl der Stimmen auf ſich zu vereinigen.

Wohlgeſinnte und gut unterrichtete Kenner der Afrikaniſchen Verhältniſſe, wie Major Dr. von Wiſſmann, Dr. Paſſarge, Geheimrat Profeſſor Dr. Wohlmann ſcheinen von der Übereinſtimmung mit dem hier Ausgeführten gar nicht ſo ſehr weit entfernt zu ſein.

Herr Major Dr. von Wiſſmann ſpricht ſich ſehr warnend gegen einen Arbeitszwang, dagegen für eine Beſteuerung aus: „Kann der Eingeborene ohne jede Schwierigkeit, d. h. ohne Anſtrengung die geforderte Steuer bezahlen, ſo iſt ſie zu niedrig gegriffen. Der Eingeborene zahlt mit ihr unbezahlbar hohe Garantien, den Schutz ſeiner Familie, ſeiner Freiheit, ſeines Eigentums, den wir übernommen haben. Eine gewiſſe Anſtrengung ſeinerſeits iſt daher durchaus kein hohes Äquivalent, und erſt wenn der Neger ſich anſtrengen muß, wirkt die Beſteuerung erziehend auf ihn.“ — Gerade das letzte Argument Major Dr. von Wiſſmanns darf nicht zu gering angeſchlagen werden. Ferner redet Herr Major Dr. von Wiſſmann allerdings auch einer allgemeinen Dienſtpflicht das Wort. So erziehlich eine ſolche nun auch ja gewiß wirken würde, ſo erblicke ich

in der allgemeinen Ausbildung der gesamten männlichen Bevölkerung mit der Waffe doch eine große Gefahr, die sich später, vielleicht erst nach vielen Jahrzehnten, in Zeiten der Unzufriedenheit oder dergleichen doch einmal leicht gegen uns wenden könnte, wobei mir die Revolte der Schutztruppe in Kamerun vor ca. 10 Jahren und die eines englischen Eingeborenen-Regimentes bei Gelegenheit des letzten Aschanti-Krieges einfällt. — Ich meine, wir sollen den Neger ausschließlich zu friedlicher Kulturarbeit erziehen und zur zielbewußten Durchführung dieser Aufgabe es bei einer Schutztruppe aus Berufssoldaten und einer Polizeitruppe bewenden lassen, die möglichst immer einem fremden Volksstamme entnommen werden sollten.

Herr Geheimrat Professor Dr. Wohltmann spricht sich wie folgt über die Erziehung des Negers zur Arbeit aus: „Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelmaßnahmen einzugehen, welche in humaner und gerechter Weise Wandel schaffen können. Das wird auch nicht generell, sondern nur von Kolonie zu Kolonie und von Stamm zu Stamm möglich sein. Jedenfalls aber liegt für uns das Recht und die Verpflichtung vor, die Eingeborenen unserer Kolonien zu stärkerer Beteiligung an unseren Kulturarbeiten heranzuziehen und ihnen Pflichten anfzuerlegen, welche sie zur Arbeit führen. Ohne die Auferlegung von Pflichten werden wir die Schwarzen auch nie erziehen und kultivieren können. Von allen Pflichten ist aber die der Arbeit die wirkungsvollste von jeher gewesen; sie erzieht den Menschen, sie erzieht die Völker. Sie hat den heutigen Kulturzustand begründet. Ohne Arbeitspflicht ist eine Entwicklung der Kultur und der Kulturgeschichte nicht möglich!"

Das sind goldene Worte von Männern, die die Eingeborenen in den Kolonien durch jahrelange Berührung mit ihnen genau kennen. Allerdings scheint Herr Professor Dr. Wohltmann einem gelinden Zwange zur Arbeit, oder wenigstens einer regierungsseitigen Lohnbestimmung im Interesse der Plantagengesellschaften nicht ganz abgeneigt zu sein. Dies dürfte seinen Grund darin haben, daß Herr Professor Dr. Wohltmann von den Plantagen noch große Resultate erwartet, wie ja die ganze Arbeitszwangsfrage eigentlich lediglich durch die Plantagen entstanden ist. — Sobald man sich auf den für Togo und Kamerun einzig richtig erscheinenden Standpunkt der Eingeborenenkulturen stellt, fällt die Frage eigentlich in sich selbst zusammen. Letztere bilden den einzig richtigen Weg, um große wirtschaftliche Krisen in den Kolonien mit Sicherheit zu vermeiden, die den Plantagen nicht erspart werden dürften, selbst wenn auch die eine oder andere mal vorübergehend Erfolge erzielen sollte, und sie sind besser im stande, den Neger wirtschaftlich und sittlich zu erziehen, als die Lohnarbeit für eine geringe, den Rentabilitätserfordernissen der Plantagen angepaßte Entschädigung!

Wenn man zugibt, daß wir kein Recht haben, den Neger im Interesse einzelner zur Arbeit zu zwingen, sondern nur in seinem eigenen und dem der Allgemeinheit und der zukünftigen Entwicklung, dann muß man die Plantagen- und Konzessionsgesellschaften sich selbst überlassen, und die Regierung muß ihre Aufgabe in der Entwicklung der Eingeborenenkulturen suchen. Zu wünschen und hoffen bleibt natürlich, daß eine Besteuerung der Eingeborenen den bestehenden Plantagengesellschaften stets auch in Zukunft genügend Arbeiter zuführen möge.

Zu denjenigen, welche mit der ganzen Schwere ihres in kolonialen Angelegenheiten gewiß sehr wichtigen Urteiles für einen energischen, direkten Arbeitszwang

eintreten, gehört in erſter Linie wohl Herr Dr. Peters. — Es liegt ein gar nicht zu überwindender Widerſpruch in den modernen Beſtrebungen, die Sklaverei und die Hausklaverei abzuſchaffen und den Neger zur Arbeit für Plantagen und vielleicht gar Konzeſſionsgeſellſchaften zwingen zu wollen! Die Durchführung von Verſuchen in dieſer Richtung würde auch wohl kaum irgendwo glatt abgehen! Nun iſt die Frage: Wen will man zwingen? Doch nur die erwachſenen Männer von einem jugendlichen Alter an. Dieſe leiſten nun zur Zeit noch die geringſte Arbeit, und da liegt die Schwierigkeit. In dem Leben des Negers ſpielt die Weiber- und Kinderarbeit heute noch eine große Rolle, wie wohl auch ſelbſt noch in Europa in Ländern von niedrigerer Kultur. Sollen dieſe nun auf einmal faullenzen, die ſich im kleinbäuerlichen Betriebe ſo ungemein nützlich machen könnten? Zum Schulbeſuch iſt noch auf Jahrzehnte hinaus natürlich nur einem minimalen Prozentſatz der Kinder Gelegenheit gegeben, bei den im Verhältnis zur Größe unſerer Kolonien wenigen Miſſions- und Regierungsſchulen. Es iſt handgreiflich, daß ſolche gewaltſam herbeigeführte ſoziale Umwälzungen, abgeſehen von ihrer großen Ungerechtigkeit, nicht ohne Gefahr für die geſamte Fortentwicklung der Kolonien ins Werk zu ſetzen ſind.

Alle dieſe Vorſchläge für die Zwangsarbeit der Eingeborenen ſind eben meiſtens diktiert von dem Wunſche nach einer forzierten Entwicklung der Kolonien, oder um den Plantagen- und Konzeſſionsgeſellſchaften zu helfen, und laſſen oft das Maß an Wohlwollen vermiſſen, das wir der Bevölkerung unſerer Kolonien entgegenbringen müſſen, wenn wir ſie in unſerem und ihrem eigenen Intereſſe wirklich kultivieren wollen.

In der 117 Seiten ſtarken Broſchüre „Koloniale und Politiſche Aufſätze und Reden von Dr. Scharlach", die ſich meiſtens mit kolonialen Fragen beſchäftigt, findet ſich bezeichnender Weiſe kein Wort, das ſich mit dem Wohl und Wehe des Eingeborenen befaßt, außer auf Seite 27 folgender Satz: „Koloniſieren, das zeigt die Geſchichte aller Kolonien, bedeutet nicht die Eingeborenen ziviliſieren, ſondern ſie zurückdrängen und ſchließlich vernichten. Der Wilde verträgt die Kultur nicht; auf ihn wirken nur ihre ſchlimmen Seiten; ſie vernichten rückſichtslos den Widerſtrebenden oder Schwachen. Dieſe Tatſache hat ſich in Nord- und Südamerika, in Afrika und Auſtralien, kurz überall da wiederholt, wo ein europäiſches Volk wilden oder ſolchen Völkern entgegentrat, welche lediglich eine auf ihr eigenes Volkstum begrenzte Kultur beſaßen. Dieſe an ſich gewiß traurige Tatſache muß als eine erwieſene geſchichtliche Notwendigkeit betrachtet werden. Wer ſie nicht anerkennen will, weil ſie von einem höheren idealen Standpunkt aus unberechtigt erſcheinen mag, der darf nicht unternehmen, Kolonien zu erwerben und zu verwerten."

Dies und was der Verfaſſer ſonſt an derſelben Stelle Ähnliches ſagt, iſt ja zutreffend mit Bezug auf frühere Koloniſationsperioden anderer Völker in klimatiſch günſtiger ſituierten Ländern, nur darf man daraus nicht den Schluß ziehen, daß ſich derſelbe Vorgang nun in unſeren tropiſchen Kolonien wiederholen werde. — Was nach Jahrhunderten eintreten mag, wenn vielleicht durch klimatiſche Änderungen ꝛc. der Europäer dort ſich in großer Zahl anſiedeln könnte, wiſſen wir heute alle nicht! Heute zeugt es von einer gänzlich falſchen Beurteilung der tatſächlichen Verhältniſſe, wenn man glaubt, unſere tropiſchen Kolonien bei gleichzeitiger Zurückdrängung und langſamer, beinahe ſyſtematiſchen Vernichtung der

Eingeborenen kultivieren zu können. In früheren Koloniſationsepochen hat man ſich eben weder die Mühe noch die Zeit genommen, die Eingeborenen zu kultivieren, und viele Raſſen werden ſich auch wahrſcheinlich viel ſchlechter dazu geeignet haben als die Neger. Gewißlich iſt auch der Neger ein ſchlechtes Material für Staatenbildung und Selbſtverwaltung; aber das wollen wir ja auch gar nicht, ſondern wir wünſchen, ihn noch recht lange zu bevormunden und zu regieren. — Vorläufig, und wahrſcheinlich noch auf Jahrhunderte hinaus, ſchützen den Neger die klimatiſchen Verhältniſſe gegen das Zurückgedrängtwerden durch den Europäer, und ferner entſpricht es auch nicht den Anſchauungen unſerer Zeit, ganze Völker ſyſtematiſch zu vernichten. Wer die Verhältniſſe kennt, weiß auch, daß die Gefahr für den Europäer, in den tropiſchen Kolonien zu degenerieren, vorläufig noch größer iſt, als die Ausſicht, den Eingeborenen zu vernichten. — Vielleicht mag der als ſo äußerſt indolent geſchilderte Küſtenneger in Kamerun auf die Dauer nicht der vordringenden Kultur Stand halten, das könnte ja bei einzelnen Stämmen einmal vorkommen, und niemand würde ihnen viel Tränen nachweinen; aber die nach dem Bericht von Herrn Oberſt Pavel über ſeine Tſchadſee-Expedition hochintelligente Bevölkerung des Innern würde dieſen Ausfall wohl zu decken im ſtande ſein.

Zum Schluſſe ſei es mir noch geſtattet, auf einen vorzüglichen Vortrag aufmerkſam zu machen, den der General der Infanterie z. D. von Bartenwerffer am 3. Dezember letzten Jahres in Wiesbaden (ſiehe Deutſche Kolonialzeitung vom 1. Januar a. c.) über die Neuorganiſation der Zivilverwaltung Kameruns gehalten hat.

Es werden da in großen Zügen die Wege angegeben, die auch bei Einführung einer Beſteuerung beſchritten werden müſſen. Es iſt zu verwundern, wie jemand, der niemals in den Kolonien war, ſo treffſichere Urteile in Verwaltungsfragen abgeben kann.

Die Besiedlung unserer Kolonien und die Wehrverfassung.

Ober-Regierungsrat a. D. Schreiber-Stettin.

Es ist jetzt unbestritten anerkannt, daß in unseren Kolonien für Europäer geeignete, recht weite Landstrecken vorhanden sind, und daß dort Weiße sehr wohl Landwirtschaft treiben können. Allein dennoch geht es mit der Besiedlung dieser Gebiete langsam, zu langsam muß man sagen, vorwärts, und noch immer zieht der Strom der Auswanderer lieber in andere Staaten, in denen die Auswanderer unserem deutschen Volkstum bald verloren gehen und zur Stärkung des Auslandes beitragen.

Unter den Gründen für die Abneigung unserer Auswanderer gegen die Niederlassung in den deutschen Kolonien wird jetzt mehrfach die deutsche Wehrverfassung genannt und hervorgehoben, daß der Umstand von der Ansiedlung in den deutschen Kolonien die Deutschen abschrecke, daß sie in den Kolonien der deutschen Wehrpflicht unterworfen bleiben, und daß durch die Erfüllung dieser Pflicht ihnen die Gründung einer Existenz in den Kolonien in unerträglicher Weise erschwert oder gar unmöglich gemacht werde.

Die Frage, ob die Ausdehnung der Wehrverfassung auf die Kolonien wirklich von der Auswanderung in die Kolonien abhalte, ist so bedeutungsvoll, daß es wohl angezeigt ist, ihr unbefangen näher zu treten, und wenn sie bejaht werden muß, auf Abhülfe zu sinnen.

Deutsche Reichsangehörige, die sich nach den Kolonien, oder wie man in der Amtssprache noch sagt, nach den deutschen Schutzgebieten begeben und sich dort niederlassen, verlieren mit dieser Verlegung des Wohnsitzes ihre Reichsangehörigkeit nicht, auch nicht durch über zehn Jahre dauernden Aufenthalt in diesen Gebieten, weil diese in dieser Beziehung nicht als Ausland gelten, sondern als der deutschen Reichsgewalt voll unterworfene Reichslande, als Inland betrachtet und behandelt werden. Ein in den Kolonien lebender Deutscher wird und bleibt also dort ebenso militärdienstpflichtig wie die im deutschen Reiche lebenden Deutschen. Ein im Auslande, z. B. in Brasilien lebender Deutscher, der bei seinem Fortzuge von Deutschland nicht förmlich ausgewandert ist, d. h., der sich aus seiner Reichsangehörigkeit nicht hat entlassen lassen, bleibt im Auslande zwar auch der deutschen Wehrpflicht unterworfen, steht also insofern den nach den deutschen Kolonien verzogenen Deutschen gleich. Allein während der in der Kolonie lebende Deutsche von den dortigen Reichsbehörden jederzeit zur Erfüllung der Dienstpflicht angehalten werden kann und im Weigerungsfalle auch mit

Zwangsmitteln angehalten würde, kann gegen den im Auslande lebenden Deutſchen, der ſich der Ableiſtung ſeiner Dienſtpflicht entzieht, im Heimatsſtaate wohl ein Strafverfahren eingeleitet werden; allein zur Vollſtreckung des ergangenen Urteils und zur Zurückholung des im Auslande lebenden Militärpflichtigen fehlt es dem Reiche an den dazu erforderlichen Mitteln und Wegen. Der Pflichtige bleibt unbehelligt auf ſeiner im Auslande etwa erworbenen Farm, und der Umſtand, daß er in der Heimat zu einer Strafe verurteilt worden iſt und bei einem Beſuche in der Heimat dieſe an ihm vollſtreckt werden müßte, er ſelbſt auch noch nachträglich zum Militärdienſt herangezogen werden würde, hält ihn ab, in die Heimat zurückzukehren und trägt dazu bei, ihn der deutſchen Heimat ſchneller zu entfremden.

Der deutſche Reichsangehörige alſo, der ſeinen Wohnſitz in den Kolonien nimmt, muß ſeiner Militärdienſtpflicht genügen. Ein junger Mann z. B., der mit 18 Jahren nach einer Kolonie geht, weiß, daß er in ein paar Jahren, ſpäteſtens wenn er 23 Jahre alt iſt, zum Militär eingezogen wird. Es liegt auf der Hand, daß dieſe Ausſicht ihm die Gründung einer Stellung in der Kolonie ſehr erſchwert und die Selbſtändigmachung ganz hindert. Die Härte, daß ein in jungen Jahren in die Kolonien gegangener Deutſcher zur Ableiſtung der Militärdienſtpflicht auf eigene Koſten die weite teure Reiſe nach Deutſchland machen mußte, hat man jetzt teilweiſe wenigſtens dadurch beſeitigt, daß durch eine Kaiſerliche Verordnung vom 5. Dezember 1902 die Erfüllung der Dienſtpflicht in der Schutztruppe für Südweſtafrika neu geregelt und erleichtert worden iſt. Darnach können wehrpflichtige Reichsangehörige, die außerhalb Europas wohnen, bei der Schutztruppe in Südweſtafrika dienen, auch als Einjährig-Freiwillige, und zur Ableiſtung militäriſcher Übungen aller Art zu dieſer Truppe einberufen werden. Infolge dieſer Maßregel ſind die in Südweſtafrika lebenden deutſchen Reichsangehörigen bezüglich der Erfüllung ihrer Militärpflicht nicht ungünſtiger geſtellt als die in Deutſchland ſelbſt lebenden Militärpflichtigen und werden in ihrem Berufsleben nicht mehr geſtört als dieſe. Die Rückſicht auf die Erfüllung der Dienſtpflicht kann daher wohl keinen jungen Mann mehr abhalten, wenn er überhaupt Neigung hat, über See zu gehen, in die Kolonien und nach Südweſtafrika ſich zu wenden. Vor einer Überſiedlung in die anderen Kolonien allerdings kann die Ausſicht, nach wenigen Jahren zur Erfüllung der Militärpflicht auf eigene Koſten eine weite Reiſe machen zu müſſen und die in der Kolonie gefundene Stelle zu verlieren, meiſt wohl die jungen Leute abſchrecken.

Bei der Beſiedlung der Kolonien kommen aber weniger die jungen einzelſtehenden Leute, die ihrer Militärpflicht noch nicht genügt haben, in Betracht, als vielmehr die bäuerlichen Familien, die zur Gründung einer Landwirtſchaft das Vaterland verlaſſen. Es fragt ſich, ob dieſe Familien ſich durch die Ausſicht, daß ihre Söhne demnächſt militärpflichtig werden, abhalten laſſen, nach den Kolonien zu ziehen, und lieber nach einem fremden Staate wandern, auch jetzt noch, wo die Söhne ihrer Dienſtpflicht bei der Schutztruppe in Südweſtafrika genügen können.

Ein Bauer z. B. wandert mit ſeiner Frau und mit ſeinen kleinen Kindern nach Südweſtafrika, erwirbt dort Grund und Boden, errichtet eine Farm und hat ſchwer und hart zu arbeiten, um unter den ganz fremden Verhältniſſen Fuß zu faſſen und voran zu kommen. Frau und die Kinder, ſobald dieſe etwas herangewachſen ſind, müſſen dabei helfen, und je älter die Kinder werden, deſto nützlicher erweiſt ſich ihre Hülfe zur Kultivierung des Ackers und zur Hebung des

Wohlstandes. Die Söhne kommen dann aber in das militärische Alter und müssen von Haus fort, um zwei Jahr in der Schutztruppe zu dienen. Nicht nur, daß sie den Eltern dann so fehlen, daß die Wirtschaft Not leidet, sie werden auch dem Leben auf der einsamen Farm entfremdet, und ihre Rückkehr auf die Farm nach Beendigung der Dienstzeit ist sehr zweifelhaft.

Darf man sich wundern, wenn ein Bauer, der mit den Seinen übers Meer gehen will, um sich da eine Existenz zu gründen, und der sich dies Bild von seiner Zukunft vor Augen stellt, keine Lust hat, nach den deutschen Kolonien zu gehen, und sich lieber einem Lande zuwendet, in dem ihm seine Söhne nicht genommen werden? Auf den Umstand, daß er in den deutschen Schutzgebieten unter des Reiches Schutz im Vaterlande bleibt, legt der wenig zum Idealismus neigende Bauer keinen Wert.

Wie kann hier geholfen werden?

Wohl nur in der Weise, daß man die Härten beseitigt, die sich aus der strikten Anwendung der deutschen Wehrordnung auf die in den Kolonien lebenden Deutschen ergeben, und eine besondere Art der Erfüllung der Militärpflicht in den Kolonien schafft. Das kann nur geschehen durch Bildung einer Kolonialarmee in einer eigenartigen Gestaltung unter vollkommener Berücksichtigung der in den Kolonien vorliegenden besonderen Verhältnissen.

Eine Kolonialarmee haben wir noch nicht, obwohl von ihrer Schaffung schon die Rede gewesen ist. Daß die Besitznahme und Behauptung der Kolonien auch nicht unbedeutendes militärisches Aufgebot bedingte, ist selbstverständlich. Hieraus entwickelten sich als Anfang militärischer Einrichtungen die Schutztruppen und die Polizeitruppen für die einzelnen Gebiete. Sie stehen unter sich in keinem Zusammenhange und auch mit dem deutschen Reichsheere in keinem Verbande; ihre Verwaltung ist vollständig getrennt von der Verwaltung des Reichsheeres und untersteht mit Ausnahme der der Marine unterstellten Truppenteilen in Kiautschau, wie die gesamte Kolonialverwaltung, dem Reichskanzler und unter der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes. Um den Zusammenhang dieser Truppen in den Kolonien mit dem Reichsheere anzubahnen, ist auf wiederholte Anregung der Deutschen Kolonialgesellschaft die schon erwähnte Einrichtung getroffen, daß in der Schutztruppe von Südwestafrika nicht nur die aktive Dienstpflicht, sondern auch die Reserveübungen abgeleistet werden können.

Den Oberbefehl über die Schutztruppen führt allerdings auch der Kaiser, aber nicht als Oberfeldherr über das Reichsheer, zu dem ja die Schutztruppen nicht gehören, sondern als Träger der Staatsgewalt in den Kolonien.

Die Schutztruppen bestehen aus Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen des Reichsheeres, die sich zum Eintritt melden, und aus angeworbenen Eingeborenen. Die ihnen zugeteilten deutschen Militärpersonen scheiden aus dem Heere aus; jedoch bleibt ihnen der Rücktritt bei Wahrung ihres Dienstalters vorbehalten.

Auf weitere Darstellung der Verhältnisse der Schutztruppen und ihre Verschiedenheiten in den einzelnen Kolonien braucht hier nicht eingegangen zu werden.

Diese Stellung und Organisation der Schutztruppen müßte von Grund aus geändert werden. In der jetzigen staatsrechtlichen Stellung der Schutzgebiete liegt kein Grund mehr für ihre Beibehaltung. So lange diese Gebiete wirklich nur Schutzgebiete waren, d. h. Gebiete, in denen von seiten des Reiches nur eine Schutzgewalt ausgeübt wurde über die dort entstandenen Niederlassungen und

über Eingeborene, mit deren Häuptlingen Schutzverträge geschlossen waren, und in denen Kolonialgesellschaften die Ausübung der Hoheitsrechte zustanden, war die Schutztruppe in ihrer jetzigen Ordnung angemessen. Allein jetzt, wo die Gebiete keine Schutzgebiete mehr sind, wo sich die deutsche Schutzgewalt zur vollen Staatsgewalt ausgewachsen hat, ist die Schutztruppe in ihrer Unterstellung unter die Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes, losgetrennt vom deutschen Reichsheere und dessen Verwaltung eine ganz unberechtigte und unhaltbare Einrichtung. An ihrer Stelle muß eine Kolonialarmee gebildet werden, als Teil des deutschen Reichsheeres und vollständig eingefügt in die Heeresorganisation.

Damit soll nicht gesagt sein, daß an Stelle der jetzigen Schutztruppen andere Truppenkörper irgend welcher Art, nach den in Deutschland üblichen Mustern zusammengesetzt, und mit einem nach der deutschen Ersatzinstruktion gebildeten Rekruten- und Ersatzmaterial gebildet werden sollen. Damit wäre vor allem dem Zweck nicht gedient, der zu erreichen ist, und darin besteht, daß den in die Kolonien eingewanderten Ansiedlern die Erfüllung der Militärpflicht ohne zu große Störung ihrer Verhältnisse ermöglicht werden soll.

Es liegt auch kein Bedürfnis vor, durch die Kolonialarmee eine Stärkung des deutschen Reichsheeres herbeizuführen, und die Truppen der Kolonialarmee brauchen nicht so ausgebildet zu werden, daß sie unter Umständen in das Reichsheer eingegliedert werden und im Verbande mit dem Reichsheer an einem Kriege teilnehmen könnten. Dazu ist die Kolonialarmee nie bestimmt, und wird auch nicht berufen sein, je mit europäischen Heeren zu kämpfen. Wenn Deutschland mit anderen Staaten in einen Krieg verwickelt werden sollte, bei dem es sich auch um den Kolonialbesitz handelte, würde dieser Kampf doch nicht in den Kolonien ausgekämpft werden, sondern auf dem Meere oder in Europa entschieden werden.

Die Kolonialtruppen sollen nur bestimmt sein, in den Kolonien die deutsche Reichsgewalt zu schützen, und haben nur zu kämpfen gegen die Eingeborenen. Sie müssen also für diesen Zweck ausgebildet und ausgerüstet sein; ein weiteres ist nicht notwendig. Dazu wird es genügen, wenn sie bestehen aus einem tüchtigen, ständig in der Front stehenden Kern, entsprechend vielleicht der jetzigen Schutztruppe, vielleicht aber zahlreicher, damit die faktische Besitzergreifung der Kolonien schleuniger sich vollzieht, und damit die deutsche Macht sich kraftvoller und machtvoller in den Kolonien darstellt. In dieser Truppe müssen alle in der Kolonie lebenden Reichsangehörigen, seien sie als junge Männer aus Deutschland hingezogen, seien es in den Staatsverband aufgenommene Ausländer oder Eingeborene ihrem Militärdienst genügen und dazu in den Kolonien ausgehoben werden. Die jungen Leute, die vor Erfüllung ihrer Dienstpflicht Deutschland verlassen und in den Kolonien eine Stellung gesucht und gefunden haben, müßten in der Schutztruppe ihre gewöhnliche zweijährige Dienstzeit erfüllen, sie würden also den festen Kern der Kolonialarmee ausmachen und den Eingeborenen gegenüber, die ebenfalls zwei Jahre bei der Truppe bleiben müßten, die Stellen der unteren Vorgesetzten einzunehmen berufen sein. Um die Truppen vollzählig zu halten, müßten event. in Deutschland Mannschaften für sie ausgehoben werden. Die Söhne von deutschen Ansiedlern und auch von eingewanderten naturalisierten ausländischen Ansiedlern — z. B. Buren — würden nicht in gleicher Weise zu einer zweijährigen Dienstzeit heranzuziehen sein. Ihre militärische Ausbildung brauchte nur darauf gerichtet zu sein, sie tüchtig zu machen für die mit den Eingeborenen zu führenden

Kämpfe. Dazu würde eine Einziehung von 6—8 Wochen genügen, die ja früher auch in Deutſchland genügt hat, um die Erſatzreſerviſten I. Klaſſe ſo weit auszubilden, daß ſie im Kriegsfalle gleich in die Truppen eingereiht werden könnten. Ob die Ausbildung dieſer Söhne von Anſiedlern in der Schutztruppe ſelbſt oder in abgeſonderten Truppenkörpern erfolgen könne, wird von ihrer Zahl, aber auch von anderen hier nicht zu erörternden Umſtänden abhängig ſein und kann der Heeresverwaltung zu beſtimmen überlaſſen bleiben. Wenn dann dieſe ſo ausgebildeten Anſiedler ſpäter zu kurzen Übungen wieder einberufen werden, würde man in ihnen eine für den Schutz der Kolonie ſehr wertvolle Reſerve haben, die im Falle eines Krieges mit eingeborenen Stämmen ſehr weſentliche Dienſte an der Seite der Schutztruppen oder auch im ſelbſtändigen Auftreten leiſten würde.

Wie man dieſe Reſerve organiſieren kann, ob man das vielleicht nach Art der Schweizer Milizen oder in anderer Weiſe thun ſoll, ob und wie man aus ihnen vielleicht diſtriktsweiſe beſondere Körper bilden und dieſe mit den Vorſtehern dieſer Diſtrikte in Verbindung und ihnen ſo zur Verfügung ſtellen ſoll, daß dieſe Beamten berechtigt werden, im Notfall die Reſerven aufzurufen, das und manche andere Frage ſoll hier nicht erörtert werden. Wenn unſere Reichsverwaltung erſt mit dem Prinzip, eine Kolonialarmee in dieſer Weiſe zu bilden, einverſtanden iſt, wird ſie berufen und imſtande ſein, für die Aus- und Durchführung ſchon das Richtige zu treffen.

Ob dadurch, daß den Anſiedlern in den Kolonien in der angedeuteten Weiſe die Erfüllung der Militärpflicht erleichtert wird, der Zudrang der Anſiedler ſich ſteigern wird, muß allerdings abgewartet werden. Den Verſuch aber muß man machen.

Und wenn der Verſuch gelingt, wenn wirklich infolgedeſſen der Auswandererſtrom, der ſich jetzt aus Deutſchland nach anderen überſeeiſchen Ländern ergießt, ſich den Kolonien zuwendet, dann iſt damit für die Kolonien ein weſentlicher Fortſchritt erreicht. Daß ſich infolge dieſer Erleichterung für die Erfüllung der Dienſtpflicht in den Kolonien die Auswanderung überhaupt ſteigern würde, iſt wohl nicht anzunehmen, da in dieſer Erleichterung kein Anreiz zur Auswanderung überhaupt gefunden werden kann. Aber ſelbſt wenn ein oder der andere Militärpflichtige ihretwegen aus Deutſchland fort und in die Kolonien gehen würde, könnte darin kein Unglück oder ein Mißſtand erblickt werden, da dieſe Militärpflichtigen dem Vaterlande ja erhalten bleiben; denn die Kolonien ſind ja ein Teil des Reiches, ſie ſind außereuropäiſche Reichslande.

Aufforstungsprämien für Südwestafrika.

Von Max Fellmer, Klein-Windhuk.

In einem Viehzucht treibenden Lande wie Südwestafrika ist ein naturgemäßer Gang der Dinge, daß sich ohne menschliches, d. i. gewolltes Zutun, ein junger Nachwuchs von Bäumen selbständig und mit Erfolg nicht hervorringen kann. Kommt nun noch eine so ausgedehnte Zucht der naschhaften Ziege, wie hier, hinzu, so geht das Land unweigerlich in weiteren Menschenaltern einer Entwaldung entgegen, welche die klimatischen Verhältnisse verändert und durch fortgesetzt geringer werdenden Regenfall das Land einer Verarmung entgegenführt. Dem Farbigen ist diese Erscheinung ein Unwesentliches, der Weiße dagegen, will er nicht gleichfalls ein Nomadenleben führen, wird diesem vorbeugen müssen und — unter Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse — vorausschauend, auch der folgenden Generation den Kampf ums Dasein erleichtern helfen.

Daß sich unter den Augen der heutigen Generation die Entwaldung durch die Weidewirtschaft vollzieht, erweist dem aufmerksamen Beobachter sofort eine Besichtigung der Farmen. Wo einmal ein Kraal gewesen, ist in weitem Umkreise kein Baum mehr zu finden, am wenigsten ein junger Nachwuchs, und da die verschiedensten Seuchen und die Wasserverhältnisse oft genug eine Verlegung erzwingen, so verbreitert sich fortwährend dieser öde Fleck. Die fortdauernde Entwaldung bringt aber noch andere Folgen mit sich. Durch den rückweichenden Baumwuchs wird der gute Boden unserer Höhenzüge unter Einwirkung der täglichen Temperaturschwankungen von im Durchschnitt 22° C. und dem Winde gelockert und nach eintretendem Regen die Ackerkrume den Rivieren zugeführt, welche sie fortschwemmen. Um welch bedeutende Mengen es sich dabei handelt, mögen meine eigenen Beobachtungen vom Klein-Windhuker Rivier ausführen. In der Regenzeit, Oktober 1901 bis April 1902, welche zu den schlechtesten bisher beobachteten gehört, da sie mit einer Regenmenge von nur 182 mm um fast $^3/_4$ unter dem 12jährigen Durchschnitt bleibt, ist das Rivier 7 mal abgekommen. Das Zuflußgebiet desselben beträgt bis Klein-Windhuk rund 8000 ha, die gesamte Wassermenge wurde durch Schwimmerversuche festgestellt und auf 4736000 cbm berechnet. Dem Wasser entnommene Proben der leichtesten, mitgeführten Feinerde wurden insgesamt auf 21880 cbm berechnet, m. a. W. diese Feinerde würde bei einer Aufschüttung in Höhe von 10 cm die Fläche von rund 22 ha bedecken! Daß die Bewaldung vor noch nicht langer Zeit eine sehr bedeutende gewesen sein muß, beweisen uns die vielen Elefantenknochen, die man in totgelaufenen Rivieren findet. Nach dem Zustande ihrer Verwitterung, welche unter unseren klimatischen Verhältnissen durch die zerstörende Kraft von Wind und Sonne eine überaus

raſche iſt, kann man ihr Alter auf kaum zwei Menſchenalter ſchätzen, und das auf Gebieten, welche, wie die heute noch ſo gut wie unerforſchte Gegend des Dreiecks Seeisknie-Witoley-Kowas, ungeheure Flächen mit dem beſten Graſe, aber ohne jeden Baum und Strauch aufweiſen; früher muß dieſe Gegend ein ſumpfiges Eldorado geweſen ſein.

Aus all dieſen Erwägungen geht der Wunſch hervor, Abhülfe zu ſchaffen und die Farmer zu ermuntern, eine Aufforſtung ins Werk zu ſetzen. Da hierzu aber Kapital und vor allem Ausdauer gehört, bleibt nur der Weg der ſtaatlichen Beihülfe offen, wenn dem Staat das Wohl ſeiner Untertanen am Herzen liegt.

Treten wir der Ausführung dieſes Planes näher, ſo wird man allerhand Einwendungen vorbringen. Die erſte ſtellt die Waſſerfrage dar. Gewöhnt an künſtliche Berieſelung kleiner Parzellen, glaubt man derſelben auch für die Aufforſtung nicht entbehren zu können. Das iſt ein ungeheurer Irrtum. Unſere einheimiſche Flora weiſt viele Baumgewächſe auf, welche bei verſtändiger Anwendung ohne künſtliche Waſſerzufuhr auskommen; nur fragt es ſich, enthält ſie auch Nutzholz, welches wir für die mannigfaltigſten Zwecke verwenden können. Außer anderem iſt dabei in erſter Linie an den Kameeldorn (Acacia giraffae Burch.) zu erinnern, welcher bei engſter Pflanzung im erſten Jahre und vorſichtiger Durchholzung ſchöne, ſchlanke Stämme liefern könnte. Seiner Anpflanzung, ſo wünſchenswert ſie wäre, ſteht aber das langſame Wachstum hindernd gegenüber. Aber haben wir nicht noch andere Pflanzen auf unſerer weiten Erde, die unter gleichen Lebensbedingungen fröhlich gedeihen? Beobachten wir unſeren einheimiſchen Baumbeſtand, ſo finden wir, daß er ſich insbeſondere Dürren angepaßt hat, oder anders geſagt, wir müſſen unter den ſogenannten „Wüſtenpflanzen" Umſchau halten. Führen wir nun neue Pflanzen ein, ſo werden wir in erſter Linie, abgeſehen von örtlichen Beſonderheiten, darnach trachten, Bäume zu pflanzen, die außer dem Holzertrage einen weiteren Nutzen abwerfen und die Exportmöglichkeiten unſeres Schutzgebietes vermehren helfen, und hier wiederum unſerem Mutterlande erwünſchte Artikel zuführen. Man darf dabei hervorragend an die Anpflanzung der Gerberakazien denken, deren Rinde unter dem Namen „Mimoſarinde" ein unentbehrliches Hilfsmittel der deutſchen Lederinduſtrie geworden iſt. Die durchſchlagenden Erfolge mit der Einführung auſtraliſcher Akazien, wie black wattle (Acacia decurrens var. mollissima) und golden wattle (Acacia pycnantha), deren Rinde luftgetrocknet 41,4—41,6 % Gerbſäure enthält, während die Eichenrinde nur etwa 12 % aufweiſt, in den dürrſten Gegenden von Kalifornien und der Karoo Südafrikas, ſollten ſich doch auch hier erreichen laſſen. Mit verhältnismäßig geringen Mitteln iſt der Farmer imſtande, jährlich 10 ha bei Beginn der Regenzeit mit Saatgut zu verſehen, und bei ſpäterer Ausdünung der Sämlinge, unter Entfernung der ſchwächſten, entſteht in wenigen Jahren ein Wäldchen; denn die Mühe, das Vieh von der jungen Pflanzung zurückzuhalten, iſt bei dem kleinen Umfange nicht groß. Richtet er auf dieſe Weiſe ſyſtematiſch einen 10jährigen Holzſchlag ein, ſo liefert ihm derſelbe eine gleichbleibende, wertvolle Rente. 260 heute bewirtſchaftete Farmen würden alsdann über einen Waldbeſitz von zuſammen 26 000 ha verfügen können, fürwahr ein Ziel, welches die Aufmerkſamkeit des Staates in hervorragendem Maße in Anſpruch nehmen ſollte!

Die Beſiedlungsfrage in Deutſch-Südweſtafrika.

Von R. A. Schroeder, Farmer in Uitdrooi.

Die Ausführungen des Herrn Bohſen in Nr. 39 der Deutſchen Kolonial-Zeitung über Beſiedlungsfrage und Landbeſitz möchte ich nicht unerwidert laſſen, um ſo mehr nicht, als ich mich ſeit ſieben Jahren hier an Ort und Stelle mit dieſen Fragen beſchäftige.

Es iſt bekannt, daß die Land- und Minengeſellſchaften von Deutſch-Südweſtafrika hier wie in Deutſchland angegriffen werden, und zwar nicht ganz mit Unrecht.

Man iſt hier der Anſicht, daß die Geſellſchaften der Entwicklung des Landes dadurch hinderlich ſind, daß ſie für ihre Anrechte auf Mineralien und Land zu hohe Preiſe fordern, daß ſie die beſten und am günſtigſten gelegenen Landſtriche überhaupt nicht verkaufen und in verſchiedenen Gebieten das Suchen nach Mineralien inhibieren und erſchweren.

Dieſer Anſicht muß ich mich auch anſchließen.

Vor allem betone ich, hätten die Geſellſchaften, kulantere Schürfbedingungen geſtellt, ſo wären heute einige Kupferminen im Betrieb, und damit wäre der Abſatzmarkt geſchaffen, der dem Lande gänzlich fehlt.

Dem Lande fehlen nicht vorbereitete Formen zur Aufnahme von Anſiedlern, ſondern in erſter Linie fehlen die Konſumenten, das Abſatzgebiet für die Produkte des Landes, vornehmlich für Schlachttiere. Wäre dieſer Abſatz geſchaffen, ſo könnten ſofort die Beſiedlungen in großem Maßſtabe vorgenommen werden.

Wird kein Abſatz geſchaffen, ſo muß ſich die Notlage hier noch verſchärfen.

Es iſt auch gar keine Ausſicht vorhanden, daß auf eine andere Weiſe als durch Abbau von Minen eine fühlbare Beſſerung der hieſigen Verhältniſſe eintreten kann.

Allerdings ſind jetzt die Minenunternehmen hier in ein Stadium getreten, daß man mit den größten Hoffnungen der Zukunft entgegenſehen kann.

Daß Mißtrauen, welches man den Mineralien des Landes entgegenbrachte, iſt zum Teil verſchwunden.

Unternehmungsgeiſt iſt hier im Schutzgebiet vorhanden, es fehlt uns nur die Unterſtützung unſerer Finanzleute mit Kapital.

Man hat ſich jetzt, da ſich in Deutſchland mit unendlichen Schwierigkeiten kaum Kapital aufbringen läßt, an das Ausland gewandt.

Die Engländer und Nordamerikaner ſind leichter geneigt, in Minenunternehmen Geld zu ſtecken.

Für die Entwicklung der Kolonie ist es gleich, ob Engländer oder Deutsche die Minen abbauen. Auf alle Fälle werden immer ein Drittel Deutsche Teilhaber der Minen sein.

Würden nur einige Minen abgebaut, so würde in kurzer Zeit eine Kolonie entstehen, wo noch Tausende ihr reichliches Auskommen finden könnten.

Der Kleinfarmer wird dem Lande vorerst wenig nützen, sondern vielmehr der gutsituierte Großfarmer.

Wasseranlagen, Anpflanzungen, Einzäunen mit Stacheldraht, Import von Zuchttieren sind eine kostspielige und zum Teil sehr riskante Sache.

Wollschafe, Angoras, zahme Strauße fehlen der Kolonie. Wenn wir wenigstens hiervon große Herden besäßen, so würden wir uns doch etwas frei von hiesigem Markt machen können. Damit sich aber Wollschafe und Angoraziegen rentieren, müssen wir auch ihr Fleisch verwerten können, und dafür ist kein Absatz.

Der Strauß braucht, um zu gedeihen, ausgedehnte Weideselder, die eingezäunt sein müssen. Diese Einzäunungen kann der Farmer nur in Angriff nehmen, wenn er gut verdient, d. h. er muß mindestens 40—45 Pfennig für das Pfd. Fleisch — ausgeschlachtet — erhalten. Heute kann er kaum für 25 Pfg. das Pfd. seine Tiere los werden.

Es wird behauptet die Gesellschaften würden schon Land veräußern, wenn sich nur Käuser fänden.

Vor zirka 1½ Jahren wurde mir von der Colonial-Gesellschaft für Südwestafrika mitgeteilt, daß sie die Gegend an der Matschleßmine überhaupt nicht verkaufe, und die übrigen Farmen im Komasgebirge zwischen Swakop- und Kuisibfluß kosteten 2 Mark der Hektar.

Sollten diese Ländereien zu 1 Mark bis 50 Pfg. zu verkaufen sein, so werden sich auch Käufer finden.

Ein Herr B. wollte den Platz Tinkas von genannter Gesellschaft kaufen. Es wurde ihm abgeschlagen mit der Begründung, die Gesellschaft wolle den Platz selbst benutzen. Dorstrivier und Tsaobismund wurden auch verlangt; doch die Gesellschaft forderte nicht weniger als 100 Mark per Hektar für Tsaobismund. Ich bemerke, daß alle diese Plätze ganz im Westen hart an dem Küstenstrich liegen, auf Regenfall nie sicher rechnen können und einen Wert von 30 Pfg. per Hektar haben.

Diese Plätze wären thatsächlich bewohnt, wenn die Colonial-Gesellschaft annehmbare Verkaufsbedingungen gestellt hätte.

Ein anderer Farmer, der in kurzer Zeit 20 000 Mark auf einen Platz dieser Gesellschaft gezahlt hatte, war gezwungen, seine letzten Tiere zu verkaufen, nur um die Farm und das schon gezahlte Geld zu retten. Er zahlte 1 Mk. 50 pro Hektar für eine Farm, die seit 3 Jahren kein Wasser mehr hat. Hätte dieser Farmer von der Regierung oder den Eingeborenen gekauft, so hätte er bei 30 000 Hektar 30 000 Mark gerettet.

Was die Verteilung des Landbesitzes anbelangt, so liegt heute das Land der Gesellschaften im Durchschnitt nicht ungünstiger als das der Regierung. Ist das Land in der Entwicklung mehr vorgeschritten, so wird das Regierungsland trotz des dort herrschenden Fiebers später wertvoller werden, da es zum größten Teil auf regelmäßigen Regen rechnen kann.

Wenn Herr Bohsen aber das ganze Land der Colonial-Gesellschaft und

Kaoko-Gesellschaft als zur Besiedlung ungeeignet ausscheidet, so müßten wir dementsprechend auch große Strecken der Reservate und des Regierungslandes ausscheiden.

Die Colonial-Gesellschaft für Südwestafrika hat heute 35 000 qkm besiedlungsfähiges Land. Die Kaoko-Gesellschaft wird auch wohl 15 000 qkm Land zur Verfügung haben, woraus etwas zu machen ist.

Das Regierungsland ist vom Absatzgebiet zu weit entlegen, wenn von einem Absatzgebiet überhaupt gesprochen werden kann.

Die Farmen werden dort zuerst besiedelt, wo Absatz ist oder wenigstens die Hoffnung auf Absatz vorhanden ist, und das ist jetzt das Zentrum des Landes, also auch das Land der Siedlungs- und Colonial-Gesellschaft.

Viele Farmer kaufen wohl lieber von der Regierung in der Annahme, daß die Regierung ihnen die Abzahlungen auf die Farmen länger stunden könne als die Gesellschaften.

Unbestreitbar fehlt es augenblicklich noch nicht an Land für die Besiedlung außer im Zentrum des Schutzgebietes. Die Gesellschaften, sowie das Gouvernement und die Reservate für die Eingeborenen könnten sehr bald große Strecken besiedlungsfähiges Land abtreten.

Die Gesellschaften können 85000 qkm, davon viele Farmen im Zentrum, das Gouvernement 100000 qkm, die Reservate 150000 qkm, zur Ansiedlung brauchbares Land verkaufen, welches ich heute mit kaum 30 Pfg. den Hektar einschätze. In dem Augenblick jedoch, wo der Farmer seine Produkte gegen Kasse leicht verkaufen kann, denn — seit 2½ Jahren werden die Produkte hier von den Weißen zu ⅞ gegen Waren umgetauscht — ist er imstande, 50—75 Pfg. per Hektar durchschnittlich zu zahlen.

Wenn der einzelne eine Farm kauft, so muß er sehr versichtig sein und Sachverständige zu Rate ziehen; denn der Neuling ist absolut nicht imstande eine Farm zu beurteilen. Er kann mit 1 Mark 50 per Hektar gut gekauft haben, und ein anderer mit 20 Pfg. per Hektar schlecht.

z. B. Auf einer Farm gedeihen nur Rinder, wie im Sandfelde; eine andere Farm ist nur durch Pferde und Maultiere auszunutzen, da das Wasser sehr entlegen ist. Eine dritte Farm hat salzigen Grund oder salzige Büsche und Bäume; dort gedeiht besonders das Kleinvieh, aber auch Rinder und Pferde. Im allgemeinen kann man annehmen, wo Regen genügend fällt, da ist genügend Futter.

Wie ich schon anfangs ausführte, liegt der Hauptgrund der mangelhaften Besiedlung des Schutzgebietes in dem Fehlen eines Absatzmarktes, zum Teil verursacht durch harte Bedingungen der Gesellschaften in Bezug auf ihre Mineralienanrechte, in der Eingeborenenwirtschaft und in der Furcht vor den Seuchen.

Die Raubtiere können wir unschädlich machen; ob wir die Heuschrecken mit Erfolg bekämpfen können, ist fraglich, jedenfalls muß es versucht werden.

Ich kann hier nicht eine Frage unberührt lassen, die für die Entwicklung des Landes von der weitgehendsten Bedeutung ist, und das ist die Eingeborenenfrage.

Man wird in nächster Zeit zwischen Schwarz und Weiß zu wählen haben; d. h. wollen wir eine deutsche Kolonie oder eine Eingeborenenkolonie?

Man kann sehr humane Anschauungen den Eingeborenen gegenüber haben, man darf dies aber nicht übertreiben; denn das Land wird dadurch zum Nachteil der hiesigen weißen Bevölkerung, zum Nachteil des Mutterlandes, zum Nachteil der Eingeborenen in seiner Entwicklung aufgehalten.

Der hiesige Eingeborene, welcher Nation er sei, ist kein Kind, der mehr in Schutz genommen werden muß als der Weiße.

Der hiesige Eingeborene hat im Vergleich zu anderen Eingeborenen sehr wenig gute Eigenschaften, er hat aber sehr viel Laster.

Der Übertritt zum Christentum konnte seine schlechten Charaktereigenschaften nicht ändern.

Ich habe die langjährige Beobachtung gemacht, daß die hiesige weiße Bevölkerung sehr großen Schaden durch die Eingeborenen gehabt hat, daß viele Existenzen geradezu ruiniert sind, sei es durch Diebstähle und deren Folgen, sei es durch Betrügereien oder Verschleppen von Seuchen oder durch Nachlässigkeit und Faulheit der Eingeborenen.

Wenn nun noch behauptet wird, die Eingeborenen würden öfter von der weißen Bevölkerung übervorteilt, so muß ich sagen, daß der Eingeborene beim Handel 7 Armenier betrügt, und daß der Neuling im Lande in den ersten zwei Jahren meist beständig von den Eingeborenen übervorteilt wird; ehe der Weiße aber die ganze Schule der Kniffe, Schliche, Hochstapeleien und Lügereien der Eingeborenen durchgemacht hat, hat er vielen Schaden gehabt, von dem er sich oft langsam erholt.

Ich bin der Ansicht, daß die Eingeborenen zum Teil oder ganz aus ihren Reservaten gedrängt werden müssen.

Der Viehbestand der Eingeborenen hat sich nach der Rinderpest bedeutend vermindert. Die Reservate sind zum großen Teil nicht ausgenutzt

Große Strecken davon liegen unbewohnt, weil der Eingeborene sich niemals dazu entschließen würde, einen Brunnen zu bauen, obwohl die schönsten Weiden dort vorhanden sind und Wasser in nicht zu großer Tiefe gefunden werden müßte.

Naturgemäß haben die Eingeborenen die besten Plätze des Landes in ihren Händen, weil sie seit Jahrzehnten im Lande sind und die guten Striche kennen lernten.

Die Reservate sind zur Besiedlung für Weiße vorzüglich geeignet.

Der Süden hat wohl etwas wenig Regenfall.

Sollten die Reservate, also das beste Land, in Händen der Eingeborenen bleiben, so wird dies die Entwicklung der Kolonie bedeutend hemmen und zeitweise ganz in Frage stellen.

Ich bin auch ganz entschieden dafür, daß der Viehbesitz der Eingeborenen in die Hände der Weißen übergeht; erst dann können wir das Land voll ausnutzen, erst dann werden die Seuchen aufhören. Solange die Eingeborenen in allen Teilen des Landes ihre Viehherden, und zum Teil unbeaufsichtigt, herumlaufen lassen, solange werden die für die Bekämpfung der Viehseuchen ausgeworfenen Summen umsonst geopfert sein.

Dieser Übergang des Landes und des Viehs in den Besitz der weißen Bevölkerung muß sich in der größten Friedfertigkeit vollziehen, und nichts ist leichter wie dies.

Die Eingeborenen sind zum Teil sehr verschuldet Dem Gouvernement

iſt nun die günſtige Gelegenheit gegeben, die Farmen öffentlich verſteigern zu laſſen, wie dies hier bei Weißen üblich iſt, und zwar von denjenigen Eingeborenen, die ihre Schulden nicht bezahlen wollen oder können. Es wäre dies ein ſehr humanes Verfahren. Man ließe alſo den Eingeborenen zum Teil ihr Vieh; aber ihre guten Plätze, die Waſſer haben, kämen auf dieſe Art in die Hände von weißen Farmen.

Wie ich ſchon eingangs hervorhob, haben die Eingeborenen genügend Land für ihr Vieh, ſelbſt wenn ſie die Hälfte des Landes verkauften. An Futter für ihre Herden kann es nicht fehlen.

Wir werden dieſe Landſtriche ſehr bald brauchen, um den doppelten und dreifachen Nutzen aus ihnen zu ziehen.

Die Viehzucht des Eingeborenen bleibt immer eine recht primitive.

Obwohl das Kleinvieh ſich ſehr ſchnell vermehrt, können die Eingeborenen ihre Herden nicht vorwärts bringen.

Die Hereros halten an ihren minderwertigen Rindern feſt, ohne den Verſuch zu machen, durch Zuführung von verwandten Raſſen, wie die afrikaner Rinder, ihre Tiere ſchwerer und ſchneller wachſend zu machen.

Der Eingeborene hat das Prinzip, ohne zu arbeiten zu ernten.

Wir haben die Eingeborenen zur Arbeit nötig, und durch ihre Arbeit helfen die Eingeborenen mit an der Entwicklung des Landes, aber nicht durch primitives Viehzüchten. Dies muß ausſchließlich Vorrecht der weißen Bevölkerung werden.

Iſt erſt ein großer Teil der Eingeborenen ohne Vieh, ſo werden auch die Viehdiebſtähle nachlaſſen. Arbeiter, an denen in manchen Gegenden Mangel iſt, werden dann leicht zu beſchaffen ſein.

Es gibt wohl Eingeborene augenblicklich genug, die arbeiten wollen. Jedoch ſind es zum größten Teil Gelegenheitsarbeiter, die in der Trockenzeit bei vielem Eſſen und hohem Lohn leichte Arbeit verrichten wollen, aber $^{3}/_{4}$ des Jahres von ihrer Milch leben wollen, ohne zu arbeiten.

Zum Teil ſind es auch notoriſche Faulenzer und Diebe, die überall davongejagt werden.

Der Farmer kann ſolche Leute nicht gebrauchen, während ſie in den Minen, ſtets unter Aufſicht, zur Arbeit herangezogen werden können.

Sobald einige Minen beginnen werden zu arbeiten, der Zeitpunkt liegt nicht fern, wird Arbeitermangel eintreten.

Man muß in Rechnung ziehen, daß nur eine mächtige Kupfermine 3—6000 Eingeborene beſchäftigen kann. Sollten aber 3—4 Minen in 2—3 Jahren tätig ſein, ſo werden die Löhne in die Höhe gehen, und großer Arbeitermangel wird eintreten.

Die Rentabilität einiger Minen wird aber auf billigen Arbeitslöhnen beruhen.

Ein großer Teil der Eingeborenen wird ein Jahr in den Minen arbeiten wollen, um ſich dann mit den Erſparniſſen Kleinvieh zu kaufen und ihr altes Faulenzerleben wieder aufzunehmen.

Iſt das Land aber verkauft und der Reſt in Regierungshänden, alsdann hat der Eingeborene kein Land, um Viehzucht zu treiben und Vieh zuzuſtehlen; er muß arbeiten.

Sobald der Eingeborenen aber erſt 1—2 Jahre an regelmäßige Arbeit

gewöhnt ist, so bleibt er ganz gern bei Weißen, weil er einsieht, daß wenn er arbeitet, er stets ein sorgenfreies Dasein führen kann, ohne schlecht behandelt zu werden.

Nur der Übergang zur Arbeit ist für die Eingeborenen schwer.

Herr Bohsen sagt zum Schluß seiner Ausführungen, daß dem Lande die Vorbereitung zur Aufnahme eines größeren Auswandererstromes fehlt. Ich möchte dies unterschreiben, wenn unter „Vorbereitung" Schaffung eines Absatzmarktes gemeint wäre. Anstatt dessen will Herr Bohsen fertige Farmen, namentlich bewässerungsfähige Kleinfarmen, für die Ansiedler bereit gestellt haben.

Wenn man auf diese Vorschläge einginge und mit großen Kostenbewässerungsfähige Kleinfarmen besiedelt wären, so sind wir immer wieder in derselben unglücklichen Lage wie heute; nämlich. Wohin verkaufen diese Kleinfarmer ihre Produkte?

Man wird doch nicht auf die Idee kommen und Korn von hier exportieren wollen.

Auch giebt es immer noch Leute, die an Konservenfabriken glauben oder Fleisch in gefrorenem Zustande exportieren wollen. Dies ist für die ersten 20 Jahre ganz ausgeschlossen, und ich glaube, daß wir überhaupt niemals mit Südamerika und Australien konkurrieren können. Der Farmer kann niemals so billig hier züchten wie dort. Die Qualität des Fleisches erschwert die Konservierung außerdem.

Allein auf den Export von lebendem Schlachtvieh nach den Nachbarkolonien können wir uns nicht verlassen. Er bietet auch nicht die mindeste Garantie für sicheren Absatz. Ohne ein sicheres, stetes Absatzgebiet kann hier aber der Farmer nicht existieren, und niemand kann die Verantwortung auf sich nehmen, bevor ein Absatzgebiet geschaffen ist, die Auswanderung nach dem Schutzgebiet zu befürworten. Jetzt, wo wir hofften, uns durch Verkauf der überschüssigen Schlachttiere etwas Luft zu machen, sperrt die Kapkolonie ihre Grenzen, die Einfuhr von Rindern nach der Kapkolonie ist verboten[1]).

Diesen Grenzsperrungen sind wir aber stets ausgesetzt; unser Absatzgebiet können wir in den Nachbarkolonien nicht suchen. Es bleibt nur ein Notbehelf.

Wir sind daher vorläufig auf uns selbst angewiesen.

Die Konsumenten für unsere Produkte werden wir nur in den Minenarbeitern finden.

Unsere ganze Tätigkeit wird sich daher darauf konzentrieren müssen, den Abbau der Minen möglichst schnell in Angriff zu nehmen.

Ich fasse das kurz dahin zusammen: „Ohne Schaffung eines Absatzgebietes keine Entwicklung des Schutzgebietes, und ohne Minen kein Absatzgebiet."

Wenn jemand in der Lage ist, andere praktische Vorschläge zu machen, um die Entwicklung resp. die Besiedlung zu heben, so werden wir diese mit Interesse prüfen. Aber ich glaube, es ist vergebliche Mühe, es gibt keinen anderen Ausweg.

Sobald Märkte geschaffen sind, die Seuchen einigermaßen mit Erfolg bekämpft sind und die Eingeborenenfrage geregelt ist, werden die Viehbesitzer trachten,

[1]) Das Verbot ist inzwischen aufgehoben. D. Red.

ihre Herden zu vergrößern. Dann iſt auch der einzelne in der Lage, billiger zu verkaufen, ohne daß ſeine Exiſtenz gefährdet iſt.

So wie die Verhältniſſe heute liegen, würde man mit armen Kleinbauern nur ein unzufriedenes Proletariat heranziehen, das zur Wehrhaftigkeit des Landes wenig beitragen würde.

Die Wehrhaftigkeit eines Landes liegt ja zum großen Teil in ſeiner Wohlhabenheit. Eine gewiſſe Wohlhabenheit unſeres ſüdweſtafrikaniſchen Schutzgebietes liegt in ſeinen Weideſeldern; aber der Reichtum des Landes ſind ſeine Kupfer-Lagerſtätten und andere Mineralien.

Wenn dieſe Wahrheit erſt in Deutſchland, ſowie im Auslande Fuß gefaßt hat, ſo kann man annehmen, ohne Optimiſt zu ſein, daß Deutſch-Südweſtafrika eines der reichſten Länder von ganz Afrika wird.

Mit der Viehzucht allein kommen wir nicht aus. Das Land hat nicht genug Regenfall; daher hält die Weide nicht vor. Südamerika kann auf demſelben Areal 20 mal ſoviel Rinder halten wie Südweſtafrika; ferner fehlt uns das billige Korn.

Der Norden des Schutzgebietes iſt eine Welt für ſich; wenn dieſer wie z. B. Algier ſaniert würde durch Anpflanzungen von Eukalyptusbäumen und Drainagen ꝛc., dann möchte ich dem Norden ſeine Zukunft nicht abſprechen.

Man hat hier bisher die Mineralien, die Hoffnung des Landes, nicht genügend berückſichtigt.

Die Geſellſchaften haben darin bewußt oder unbewußt zum Nachteil des Schutzgebietes, zum Nachteil von Deutſchland und zu ihrem eigenen Nachteil am meiſten geſündigt. Wenn hier nicht mit aller Energie und ohne Furcht vor Koſten Änderung geſchaffen wird, kann eine Beſiedlung der Kolonie in großem Maßſtabe nicht vorgenommen werden.

Die Geſellſchaften haben die geſamten Mineralgerechtſame von Deutſch-Südweſtafrika in Händen.

Beſonders die Deutſche Colonial-Geſellſchaft für Südweſt-Afrika hat ganz bedeutende Konzeſſionen. Wenn nun jemand nach Mineralien ſuchen will, ſo muß er dazu einen Erlaubnisſchein haben, den er mit 60 Mk. per 6 Monate vorher bezahlen muß. Hat nun der Schürfende nach ſeiner Meinung einen wertvollen Mineralfund gemacht, ſo muß er innerhalb zweier Jahre mit dem Abbau dieſer Stelle beginnen oder 21600 Mark jährlich an die Colonial-Geſellſchaft zahlen. Mit einem Erlaubnisſchein — Schürfſchein — kommt der Finder aber nicht aus, um die Funde alle zu belegen; er muß alſo meiſtens 4 bis 8 Schürfeſcheine löſen. Der Schein koſtet 240 Mark auf 2 Jahre, 5 Scheine = 1200 Mark. Dies zahlt der Schürfende im **voraus**, nur für das Recht für ſich und die Geſellſchaft nach Mineralien **ſuchen zu dürfen**. Die Geſellſchaft erhält vom Reingewinn der Minen 2½ %.

Eine gute Mine kann alſo der Geſellſchaft in 2 Jahren den ganzen Kaufpreis, welchen dieſe Geſellſchaft für ihre Konzeſſion von 135000 qkm Land- und Minenrechte zahlte, einbringen. Die Colonial-Geſellſchaft zahlte den Spottpreis von Mark 500000 für ihre ganzen Konzeſſionen. Wenn eine gute Mine 10 Millionen Mark Reingewinn pro Jahr bringt, ſo hat die Geſellſchaft bei 2½ % davon 250000 Mark Einnahmen pro Jahr.

Die um dieſe Minen gelegenen Ländereien würden naturgemäß ſofort be-

deutend steigen. Aus diesem Grunde verkaufen die Gesellschaften auch keine Landstriche an den Stellen, wo Minen eröffnet werden könnten.

Die eigenartigen Bestimmungen dieser Gesellschaft besagen weiter, daß die ganze Fundstelle mit allen Untersuchungsarbeiten und schon im voraus an die Gesellschaft gezahlten Abgaben wieder an die Gesellschaft zurückfällt, wenn nicht mit dem ordnungsgemäßen Abbau in 2 Jahren begonnen ist, oder der Finder zahlt 21 600 Mark per Jahr Abgaben an die Gesellschaft.

Die Finder sind meistens heute ohne Vermögen. Die Kapitalisten, die eine Fundstelle ausbeuten können, sind nur im Auslande zu suchen; denn Südwestafrika hat noch keine reichen Leute.

Bei den großen Entfernungen und vermöge des schlechten Rufes, den das Schutzgebiet unbegründet genießt, ist es ganz ausgeschlossen, daß diese Finder in 2 Jahren Kapital für ihre Mineralfundstelle auftreiben können.

Dem Kapitalisten müssen alle Wege geebnet sein; er hat uns und das Land nicht nötig, wir jedoch sind auf ihn angewiesen.

Es sei denn, die Regierung würde selbst den Abbau der Minen übernehmen. Jedenfalls wären die ganzen Schwierigkeiten dann mit einem Schlage aufgehoben, und die Regierung hätte bei Übernahme z. B. von 3 Minen soviel Einnahmen, daß von Hause kein Pfennig Zuschuß nötig ist. Auch wäre sie in der Lage, mit den großen Einnahmen die größten Stauanlagen, Dämme ꝛc. zu bauen.

Das Risiko zur Übernahme einer Kupfermine ist äußerst gering im Verhältnis zum Gewinn.

Mit einem Kapital von 2—400 000 Mark läßt sich meistens vollkommen in 6—9 Monaten feststellen, ob die Mine rentabel ist oder nicht.

Allerdings bleibt die Hauptsache bei der Untersuchung einer Fundstelle die richtige Wahl des Bergmannes.

Es muß dies ein erfahrener Bergingenieur sein, der Jahre lang im Auslande in Kupferbergwerken, die hier in erster Linie in Betracht kommen, tätig war.

Deutschland hat von diesen praktischen Kupferingenieuren leider sehr wenige, die überhaupt in Betracht kommen könnten.

Bis vor 3 Jahren durfte überhaupt niemand auf dem Gebiet der Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika schürfen, obwohl viele Fundstellen von Mineralien seit 10—20 Jahren entdeckt waren.

Die Gesellschaften sollten recht zufrieden sein, daß für sie geschürft wird. Bei den jetzigen Schwierigkeiten, die den Findern von Mineralien gemacht werden, bleiben viele Stellen vielleicht für immer ungehoben liegen.

Die Finder sind durch den Schaden, der ihnen zu teil wurde, aufgeklärt und geben ihre Fundstellen nicht bekannt; denn heute eine Fundstelle anmelden heißt diese auf ewig verlieren, wenn jetzt nicht eine endgültige gerichtliche Entscheidung gefällt wird, die dem Finder für immer einen bestimmten Teil seines Fundes sichert, und der Verfall des übrigen Teiles, vielleicht 90% der Fundstelle, erst nach 5 Jahren nach der Fundanmeldung rechtskräftig ist.

In Deutsch-Südwestafrika können unmöglich dieselben scharfen Bestimmungen betreffs des Abbaues von Mineralien Anwendung finden, wie in kultivierten Ländern.

In anderen Staaten sind die Abgaben für Schürfen bedeutend geringer.

Einen drastischen Fall, der meine obigen Angaben beweist, haben wir bei der Gorobkupfermine, die im Gebiet der Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika gelegen ist.

Die Teilhaber an dieser Kupferfundstelle haben an die Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika 45000 Mark zahlen müssen, bevor abgebaut werden konnte, trotzdem diese Leute, zumeist Deutsche aus dem Schutzgebiet, nichts unversucht gelassen haben, um möglichst schnell mit dem Abbau bei Gorob zu beginnen. Außerdem betrugen die Unkosten für die Untersuchung dieser Fundstelle über 150000 Mark. Bisher war Kapital für dies große Unternehmen noch nicht flüssig zu machen, obwohl die Mächtigkeit und Qualität der Erze genügend festgestellt ist, so daß der Abbau auf alle Fälle sich vorzüglich bezahlen würde.

Die Swakopmunder Minen-Gesellschaft m. b. H., welche die Anrechte auf Gorob jetzt besitzt, ist selbst nicht imstande, das nötige Kapital für den Abbau aufzubringen. Diese Gesellschaft beabsichtigt, 70% ihrer Rechte auf Gorob an die Unternehmer (Kapitalisten) abzutreten.

Nähere Auskunft über Gorob werden Interessenten im Auswärtigen Amt Berlin, bei der hiesigen Bezirkshauptmannschaft zu Swakopmund, bei dem Distriktskommando Karibib und bei der Swakopmunder Minengesellschaft in Swakopmund erhalten können.

Zum Schlusse berühre ich noch eine Maßnahme der Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika, die zur schnellen Entwicklung des Landes nicht beitragen kann. Genannte Gesellschaft hat das ganze Gebiet zwischen Swakop und Kuisibfluß 100 km breit und von der Küste bis fast nach Windhuk 200 km lang an das Haus Goertz & Co., Kapstadt, auf 15 Jahre für den Preis von 600000 Mark zum Schürfen abgetreten. So sehr man Goertz & Co. für seinen Unternehmungsgeist beglückwünschen kann, so ist das Haus Goertz doch nicht imstande, auch nur annähernd dies mächtige unzugängliche Gebirge abzusuchen.

Für jeden anderen ist dies Gebiet, in welchem die meisten Mineralien zu finden sind, verschlossen.

Schlußkapitel:

Das „ceterum censeo“ eines jeden Kolonialfreundes muß sein: „Die Land- und Minengesellschaften, die nicht kapitalkräftig genug sind, um ihren eingegangenen Verpflichtungen gegen das Schutzgebiet nachkommen zu können, müssen expropriiert werden.“

Übrigens ist dies nicht allein die Ansicht von hiesigen Ansiedlern; dem Gouvernement sind derartige Gesellschaften schon lange ein Dorn im Auge gewesen.

Wenn der Staat das Doppelte zahlt, was er s. Z. von den Gesellschaften erhalten hat, und noch 10% Zinsen zahlt, so sind die Gesellschaften reichlich entschädigt. Die eigenen Geschäfte und Farmen können ja im Besitze der Gesellschaften bleiben.

Das Deutsche Reich hat die Berggerechtsame und das Land den Gesellschaften nur unter der Bedingung fast umsonst gegeben, damit diese kolonisieren, das Land in Kultur nehmen und eine deutsche Bevölkerung heranziehen sollen.

Sind nun einige Gesellschaften nicht imstande, ihren Verpflichtungen nachzukommen, so schreitet der Staat auf Antrag der geschädigten Bevölkerung ein und expropriiert.

Niemand wird unter kolonisieren verstehen, wenn eine Gesellschaft einen Kaufladen und ein Baugeschäft aufmacht und anderen Einwanderern den Handel oder die Arbeit wegnimmt. Noch weniger verstehe ich eine koloniale Tätigkeit, die darin besteht, der weißen ansiedlungslustigen Bevölkerung durch hohe Preise eine Ansiedlung, dort, wo diese sich ansiedeln will, unmöglich zu machen.

Der Staat muß hier eingreifen und der auswandernden Bevölkerung ihre Rechte schützen.

Die Mineralien des Landes sind so bedeutend, daß die Mühe und die Auslagen für das Schutzgebiet dem Mutterlande in nicht zu langer Zeit zehnfach zurückfließen werden.

Uitdrooi, November 1902.

Singapore als Handelsplatz.

Von Aſſeſſor Paul Boether, bisher Kaiſerlicher Richter in Neuguinea.

Die ſtetig wachſende Bedeutung unſerer Handelsbeziehungen zu Oſtaſien läßt es auch für weitere Kreiſe intereſſant erſcheinen, einen Blick auf denjenigen Handelsplatz zu werfen, der mit Rückſicht auf ſeine Lage mit Recht das Thor Oſtaſiens genannt werden kann. Auf einer Inſel gleichen Namens an der Südſpitze der Halbinſel Malacca gelegen, wird Singapore von faſt allen Schiffen angelaufen, die nach China, Japan, Holländiſch-Indien und darüber hinaus nach Auſtralien gehen; es iſt ein richtiger Knotenpunkt der Schiffahrt und daher kein ſeltener Anblick, wenn man 40 bis 50 ſtattliche Dampfer und Fahrzeuge aller Nationen dort gleichzeitig löſchen und laden ſieht. Den von Europa kommenden Reiſenden bietet ſich hier zum erſten Male nach Port Said, Suez, Colombo und Penang ein ſo großartiges und mannigfaltiges Bild eines tropiſchen Stapelplatzes, daß auch dem Laien das Verſtändnis für die Wichtigkeit und Bedeutung des Überſeehandels aufgeht. Die große, durch vorgelagerte Inſeln einigermaßen geſchützte Reede mit ihren bunten Bildern gewährt einen herrlichen Anblick, bei Tage ſowohl, wo das emſige, geſchäftige Treiben von Tauſenden von Kulis und dunklen Arbeitern aller Raſſen am Pier und der unendliche Maſtenwald der Schiffe von einer glühenden Tropenſonne in meiſt klarer und durchſichtiger Atmoſphäre beleuchtet wird, und nachts, wo die unzähligen, reglementsmäßig aufgezogenen Schiffslichter im Hafen wie ein Heer von Sternen erglänzen und der ganzen Szenerie etwas Großſtädtiſches verleihen.

Singapore nimmt Hand in Hand mit der günſtigen Entwicklung der Verhältniſſe in Oſtaſien auch ſeinerſeits einen mächtigen Aufſchwung. Die eigentliche Singapore town iſt von den Hafenanlagen ziemlich weit entfernt, ſo daß man ſich gewöhnlich, um zur Stadt zu kommen, einer chineſiſchen Jinrikſha oder Kareta ſewa (Mietsfuhrwerk) bedient. Dabei iſt es ein Vergnügen, hier zu fahren; denn die breite Chauſſee, die die Hafenanlagen mit der Stadt verbindet, iſt wie überall der Wegebau in den engliſchen Kolonien tadellos und muſtergültig, und die freien, öden Plätze längs dieſer Straße werden von der Stadtſeite her allmählich immer mehr mit Häuſern ausgebaut. Seit jüngſter Zeit iſt man ſogar am Werk, durch die 14 engliſche Meilen breite Inſel eine Eiſenbahn mit normaler Spurweite zu legen, die den etwa 2 Meilen breiten, die Inſel vom Feſtlande trennenden Meeresarm bei Johore überſchreitet und auf der malayiſchen Halbinſel weiter geführt werden ſoll. Auch Deutſchlands Handel iſt an dem Aufblühen von Singapore bedeutend beteiligt; eine im Wachſen begriffene deutſche Kolonie mit großartigem, neuem Klubhauſe, das in ſeiner maſſiven und monumentalen Ausführung erſt vor

kurzem erbaut und eingeweiht ist, läßt fast vergessen, daß man sich auf englischem Boden befindet, und daher mögen die nachfolgenden statistischen Zahlen, die wir dem amtlichen Jahresbericht entnehmen, Anspruch auf Interesse erheben.

Von der Bevölkerung der Kolonie Straits Settlements, zu welcher Singapore, Malacca Territory und Penang mit der dieser Insel am Festland vorgelagerten Provinz Wellesley gehört, mit ca. 5000 Europäern und Amerikanern sind 350 Deutsche, die sich zumeist auf Singapore konzentrieren. Singapore selbst hat seit 1891 eine Zunahme von 23,7 % an Bevölkerung zu verzeichnen; die Deutschen vermehrten sich in dem gleichen Zeitraume allerdings nur um 14 Seelen. Die Zahl der Männer der Gesamtbevölkerung ist 5 mal größer als die der Frauen. Der Ausgabenetat von 1900 betrug etwa 5½ Million Dollar und war um etwa 2 Millionen höher als im Jahre vorher; die Junieinnahmen betrugen im gleichen Jahre etwa 6½ Million, überstiegen also die Ausgaben. Singapore allein figurierte unter den Einnahmen mit 1½ Million; im gleichen Etatsjahr überstieg die Gesamteinfuhr um 31 Million, ebenso die Gesamtausfuhr um etwa 20½ Million Dollar die des Vorjahres.

Im einzelnen betrug die Einfuhr in Dollar zu ca. 2 Mark:

Aus England etwa	27 Millionen,
aus den britischen Kolonien etwa . .	70 Millionen,
aus fremden Ländern etwa	147 Millionen,
aus den anderen Teilen der eigenen Kolonien etwa	6 Millionen.

Bei der Einfuhr aus Europa ist: Deutschland mit 5½ Million (das Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea mit 210 tausend Dollar) beteiligt gegen Belgien, Italien, Holland, Frankreich, deren Einfuhr nur je 1½ Million betrug, und Oesterreich und Rußland, deren Einfuhr unter einer Million blieb.

Haupteinfuhrartikel waren:

1. Lebende Tiere, Nahrungsmittel für etwa	84 Millionen,
2. Rohmaterialien für etwa	87 „
3. Industriewaren für etwa	53 „
unter letzteren in der Hauptsache Textilwaren für etwa	32 „

Die Ausfuhr betrug:

Nach England	39 Millionen,
nach den britischen Kolonien	24 „
nach fremden Ländern	135 „
nach Straits Settlements	6 „

Bei der Ausfuhr nach Europa entfallen auf Deutschland nur 4¾ Millionen, während unter den übrigen Staaten Frankreich mit 9 Millionen meist beteiligt ist.

An Gegenständen wurden ausgeführt:

1. Lebende Tiere, Nahrungsmittel für . . .	72 Millionen,
2. Rohmaterialien für	82 „
3. Industriewaren für	31 „
worunter wieder obenan die Textilwaren mit	19½ Millionen standen.

Singapore stellt sich demnach so recht als der Austauschplatz für die Erzeugnisse von Europa und Amerika mit Südostasien dar; fast alles, was aus-

geführt wird, ist vorher eingeführt. Die Erzeugnisse der malayischen Halbinsel und der Sunda-Inseln, Siam u. s. w. gehen nach Europa zurück.

Hauptartikel des Warenhandels sind Reis (geschälter und ungeschälter, genannt Paddy), Weizenmehl, Rohrzucker, Opium (Einfuhr für 13½ Millionen, ausgeführt nur 11 Millionen, sodaß der Rest die in Singapore konsumierte Menge darstellt), Medizinalwaren, Spirituosen, Tee, Tabak, Kohlen (eingeführt für 8 Millionen, davon allein aus Japan für fast 5 Millionen, aus England nur für 1¼ Millionen; die Gesamteinfuhr betrug 660 tausend Tonnen, ausgeführt nur 5 tausend Tonnen), Petroleum (an der Einfuhr, die in der Hauptsache aus Sumatra erfolgte, mit 931 tausend Kisten von im ganzen 1¼ Millionen Kisten, beteiligte sich auch zum ersten Male Borneo mit 37 tausend Kisten), Kleidungsstücke und Posamentierwaren, (von der Einfuhr, die 3½ Millionen betrug, entfielen allein auf Deutschland 1½ Millionen), Baumwollenwaren, Garne, Taschenuhren, Sarongs und Slendangs (malayische Bekleidungsstücke), Decken, Säcke, Stückseide, Schirme, Metallwaren und Industriewaren. Bei den letzteren Artikeln ist eine Gegenüberstellung der englischen und deutschen Einfuhrzahlen interessant.

Für Metallwaren gelten folgende Zahlen:

a) Maschinen
England mit . . . . . 968 Tausend,
Deutschland mit . . . . 50 „

b) Eisenwaren
England mit . . . . . 467 Tausend,
Deutschland mit . . . . 70 „

c) Stahl- und Messerwaren
England mit . . . . . 457 Tausend,
Deutschland mit . . . . 462 „

d) Messingwaren
England mit . . . . . 173 Tausend,
Deutschland mit . . . . 8 „

Für Industriewaren die folgenden:

a) Zement
England mit . . . . . 170 Tausend,
Deutschland mit . . . . 43 „

b) Porzellanwaren
England mit . . . . . 61 Tausend,
Deutschland mit . . . . 112 „

c) Glaswaren
England mit . . . . . 106 Tausend,
Deutschland mit . . . . 289 „

d) Lampen und Lampenteile
England mit . . . . . 51 Tausend,
Deutschland mit . . . . 246 „

e) Zündhölzer
obenan Japan mit . . . 700 Tausend,
Deutschland mit . . . . 57 „

f) Farben
England mit . . . . . 275 Tauſend,
Deutſchland mit . . . . 87 „
g) Papier und Papierwaren
England mit . . . . . 52 Tauſend,
Deutſchland mit . . . . 33 „
h) Lederwaren
obenan Hongkong mit . . 297 Tauſend,
England mit . . . . . 73 „
Deutſchland mit . . . . 25 „
i) Muſikinſtrumente
Deutſchland mit . . . . 94 Tauſend,
k) Parfümerien
England mit . . . . . 76 Tauſend,
Deutſchland mit . . . . 78 „

An Landes-Produkten ſind hauptſächlich ausgeführt: Zinn, Guttapercha, Kautſchuk (Borneo Rubber und India Rubber), Kopra (an der Einfuhr iſt Dtſch. Neuguinea mit 127 tauſend Dollar beteiligt), Pfeffer (weißer und ſchwarzer), Kaffee (die beſten Sorten kommen aus Niederländiſch-Indien, die anderen von der malayiſchen Halbinſel), Sago, Topioka, Stuhlrohr (kommt hauptſächlich von den Sunda-Inſeln und der malayiſchen Halbinſel und wird in Singapore gewaſchen und für die Ausfuhr vorbereitet; eine deutſche Firma, die ſich ausſchließlich mit Rottanghandel befaßt, Hauptabnehmer Deutſchland mit 2,3 Millionen), Rohrſtöcke (Rohmaterial kommt hauptſächlich aus Niederländiſch-Indien; Hauptabnehmer Deutſchland mit 67 Tauſend), Rohe Häute (kommen von den Philippinen, Celebes und Hongkong, Hauptabnehmer England), Ölkuchen (aus Franzöſiſch-Indien und Madras; die Ausfuhr überſteigt die Einfuhr, was dem Einfluß der Ölmühlen von Singapore zuzuſchreiben iſt; Ausfuhr hauptſächlich nach Java).

Bezüglich des Handels mit Deutſchland iſt beſonders hervorzuheben, daß die Geſamteinfuhr um etwa 30% geſtiegen iſt, dagegen die Ausfuhr nur um 6%. Die Geſamtausfuhr von Deutſchland betrug 5,4 Millionen.

Im einzelnen verteilt ſich dieſe Summe auf alle Sorten

1. Spirituoſen mit 428 Tauſend,
2. von ſonſtigen Gegenſtänden, deren Einfuhr über je 100 Tauſend Dollar betrug,

Decken mit . . . . . 114 Tauſend
wollene Tücher mit . . . . . 213 „
eiſerne Nägel mit . . . . . 147 „
Stahl und Meſſerwaren mit . . . . . 462 „
Glas und Glaswaren mit . . . . . 289 „
Lampen und Lampenteile mit . . . . . 246 „

Die Geſamtausfuhr betrug 4,7 Millionen und war im einzelnen von Gegenſtänden, deren Ausfuhr über je 100 Tauſend Dollar betrug,

beſſere Sorten Guttapercha . . . . . 524 Tauſend
Gambir . . . . . 282 „
ſchwarzer Pfeffer . . . . . 426 „
weißer Pfeffer . . . . . 238 „

Sago	108 Tauſend
Topioka	156 „
Stuhlrohr	1,3 Millionen.

Noch einen kurzen Überblick über die Induſtrie von Singapore, die nicht ſehr entwickelt iſt. Es ſind lediglich Anlagen vorhanden, die den lokalen Bedürfniſſen Genüge leiſten oder der Verarbeitung dienen, letztere meiſt mit nur handwerksmäßigem Betrieb, dazu zählen Reismühlen und Reisſchälbetriebe, Sagofabriken und Färbereien, in beſonders großer Zahl vorhanden und faſt ausſchließlich in der Hand von Chineſen, ferner eine Anlage zur Herſtellung ätheriſcher Öle (Zitronella und Moſchus). Von bedeutendem Umfange ſind die Zinnſchmelzwerke der Straits Trading Co. auf der Inſel Pulau Brani, die größten der Welt. Sodann 2 bedeutende Ölmühlen, eine Anzahl Rottangwäſchereien, mehrere Ananasfabriken, von denen 2 mit Dampfbetrieb arbeiten. Noch zu erwähnen ſind 2 Anlagen, die die Herſtellung von Guttapercha aus Blättern betreiben.

2 Petroleumgeſellſchaften haben ihren Hauptſitz in Singapore, die auf zwei 8 und 11 engliſche Meilen entfernten Inſeln (eine engliſch, eine holländiſch,) große Tankanlagen, beſitzen in denen Öl zum Gebrauch abgefüllt wird. Beide Geſellſchaften beſitzen auch Vorrichtungen zur Abgabe von Heizöl an Schiffe. Von weiteren Anlagen ſind noch hervorzuheben, eine Schiffswerft, eine Maſchinenbauwerkſtätte und Gießerei, 2 Anlagen füe elektriſche Induſtrie, 1 Gasfabrik, 1 Eisfabrik, 1 größere und mehrere kleinere Mineralwaſſerfabriken, eine Anzahl Dampfſägewerke, Ziegeleien, Töpfereien, Seifenfabriken, Bisquitfabriken, Druckereien, 1 Anſtalt für Kapokreinigung.

Schließlich haben noch eine Anzahl Minenunternehmungen für Zinn und Gold ihren Sitz in Singapore.

So bietet ſich durch das rege geſchäftliche Leben in Singapore auch für den Fremden, der dafür Intereſſe hat, reiche Anregung und Belehrung, was um ſo angenehmer empfunden wird, wenn das manchmal längere Warten auf den Anſchlußdampfer einen unfreiwilligen Aufenthalt auf dieſer Inſel veranlaßt.

Der Streit um die Grenzen Alaskas.

Ende Januar ist zwischen dem Staatssekretär der Vereinigten Staaten Mr. Hay und dem englischen Botschafter in Washington Sir Michael Herbert ein Abkommen wegen Niedersetzung eines Ausschusses von Vertretern beider Staaten zur Regelung der Alaskagrenze unterzeichnet worden. Trotz des Widerstandes einiger Senatoren der westlichen Staaten der Union ist die Vereinbarung am 11. Februar von dem Senat in Washington genehmigt worden. Dem Beginn der Verhandlungen der Kommission steht somit kein Hindernis mehr im Wege. Es erscheint aber nichts weniger als sehr wahrscheinlich, daß diese Erörterungen zu einem Ausgleich führen werden, der den Wünschen Kanadas und Englands entspricht. Auf der einen Seite ist nämlich die Rechtslage eine höchst zweifelhafte, und auf der andern ist bei der Stellung, welche die Vereinigten Staaten in dieser wie in anderen Streitigkeiten mit England seit langem eingenommen haben, und den materiellen Interessen, die auf dem Spiele stehen, kaum anzunehmen, daß sie diesmal nachgiebiger als sonst sein sollten.

Der Kernpunkt der ganzen Angelegenheit ist, wie so oft bei kolonialen Streitfragen, die Auslegung eines ohne die nötige geographische und Sachkenntnis von Diplomaten geschlossenen Vertrages. Wie bekannt, haben russische Fischer und Jäger sich im 18. Jahrhundert in Sibirien und auf dem nordwestlichsten Zipfel Amerikas, Alaska, festgesetzt. Das von Eisbergen starrende, damals nur für Jagd und Fischfang brauchbare Land kam so in den Besitz Rußlands, welches sich zwar im ganzen wenig darum kümmerte, aber den Besitz doch zum Anlaß eines Versuches nahm, den Meeresteil zwischen Alaska und Sibirien allen anderen Nationen zu schließen. Da hieraus Zusammenstöße der Russen mit englischen Fischern und Seehundsfängern sich entwickelten, kam es auf Verlangen der Hudsonsbay-Company, welche damals den ganzen Norden und Westen Kanadas als ihren Besitz beanspruchte, zu Verhandlungen der englischen Regierung mit Rußland und zum Abschluß eines Vertrages im Jahre 1825 über die Abgrenzung des russischen Alaska gegen das englische Gebiet. Die Grenze wurde nach dieser Abmachung durch den 141° westlicher Länge (Greenwich) vom Eismeer bis zum Eliasberge, und von dort an nach Süden durch eine Linie entlang den die Küste begleitenden Bergen. Diese Linie sollte an keiner Stelle mehr als 30 Meilen von der Küste entfernt sein. An Stellen, wo die Gebirge auf eine größere Entfernung vom Meere zurücktreten, war bestimmt, daß die Grenze in einer Entfernung von 30 Meilen der Küstengestalt folgen sollte.

Nur wenige Menschen wußten zur Zeit des Abschlusses dieses Vertrags mit der Küstengestaltung Alaskas Bescheid, und diese wenigen sind von den Regierungen

nicht befragt worden. Man ſchenkte dieſen entlegenen und anſcheinend wertloſen Gebieten eben nicht viel Aufmerkſamkeit. England hat es daher auch ruhig geſchehen laſſen, daß Alaska 1867 von den Vereinigten Staaten Rußland für wenige Millionen abgekauft wurde, und hat keinen Schritt gethan, um ſich mit dem neuen Nachbarn über die wirkliche Lage der beiderſeitigen Grenze näher auseinander zu ſetzen.

Erſt einige Jahre ſpäter, als inzwiſchen die kanadiſche Dominion geſchaffen worden war und Britiſch-Kolumbien, in der Nordweſtecke Kanadas, ſich zu entwickeln begann, machte ſich das Bedürfnis nach einer Regelung der Grenze fühlbar. Es hatte ſich nämlich herausgeſtellt, daß die Küſte Alaskas nicht, wie angenommen, wenig gegliedert war, ſondern daß ſehr lange und tiefe Fjorde die Küſtengebirge häufig durchbrachen. Sicherlich hatten bei dem Vertragſchluſſe von 1825 die Ruſſen davon nicht viel mehr als die Engländer gewußt und wohl mit einer ziemlich geraden Küſtenlinie gerechnet; aber die Tatſache lag nun einmal vor und es mußte damit gerechnet werden, da von nun an alljährlich zwiſchen den engliſchen und amerikaniſchen Abenteurern, die in jenen Gebieten ſich niederließen, Streitigkeiten entſtanden und es ſehr ſchwierig war, zu entſcheiden, welcher Staat berechtigt war, der Angelegenheiten ſich anzunehmen. Während nämlich die Kanadier behaupteten, die Fjorde kämen nicht in Betracht und die Grenze verlaufe entlang der Hauptrichtung der Küſte, ſtützten ſich die Amerikaner auf den Wortlaut des Vertrages und beanſpruchten alle Fjorde und einen ſie umgebenden 30 Meilen breiten Landſtreifen als zu Alaska gehörig.

Der Streit beſchäftigte zunächſt die Lokalbehörden. Es kam vor, daß ein kanadiſcher Sträfling auf einem von Amerika beanſpruchten Gebiete entſprang und auf kanadiſchem wieder eingefangen wurde. Die Behörden der Union verlangten darauf ſeine Freilaſſung, und die Kanadier mußten ſich dazu entſchließen. Schon 1872 baten ſie daher die engliſche Regierung um eine baldige Regelung der Grenzfrage und Auseinanderſetzung mit der Union. In England erachtete man aber die Frage für unwichtig und ſtellte ſie immer hinter andere zurück, obwohl die Kolonie jährlich aufs neue drängte. Die Angelegenheit wurde dringlicher, als die Amerikaner die Küſte mit Zollhäuſern zu beſetzen anfingen und engliſche Waren auf dem Seewege nur noch nach Erfüllung aller Zollvorſchriften der Union ins kanadiſche Gebiet ließen. Die Kanadier empfanden das nicht allein als Ungerechtigkeit, ſondern geradezu als Vergewaltigung und wurden immer ſtürmiſcher in ihren Klagen beim Mutterlande. Doch von dieſer Seite geſchah noch immer nichts.

Mittlerweile regte ſich in den Vereinigten Staaten erhöhtes Intereſſe für Alaska. Ein von dort nach Boſton zurückgekehrter Miſſionar Barnum ſchilderte es 1895 als ein an Fiſchen, Wäldern und Mineralien gleich reiches Land und lenkte die Aufmerkſamkeit der öffentlichen Meinung auf Verſuche Kanadas, amerikaniſches Eigentum dort in Beſitz zu nehmen Die Bewohner eines kleinen, von Amerikanern erbauten, aber durch die Behörden an Kanada abgetretenen Ortes erhoben auch lautes Geſchrei gegen Übergriffe Kanadas. Und als nun gar bald darauf Gold in Klondike gefunden wurde, kam Alaska plötzlich in aller Mund. 1897 und 1898 begannen Tauſende von Abenteurern trotz der größten natürlichen Schwierigkeiten nach Klondike zu ziehen, und wie Pilze ſchoſſen amerikaniſche Anſiedlungen aus der Erde. Einige davon lagen auf zweifellos kanadiſchem Boden; andere aber wurden in dem ſtreitigen Streifen an einem der großen Fjords angelegt.

Diese letzteren Orte waren den Kanadiern ein besonderer Dorn im Auge; denn sie sperrten ihnen ein für allemal den Wasserweg nach dem Goldgebiete. Amerika errichtete dort Zollhäuser und machte den Kanadiern das Leben mit Hülfe seines verwickelten Zollgesetzes schwer. Was das für Kanada bedeutet, kann man ermessen, wenn man aus der Statistik sieht, daß 1901/2 allein nach dem Yukongebiete Waren für 5½ Million Dollar eingingen, wovon Kanada mehr als 67 % lieferte. Abgesehen hiervon wird die Entwicklung des Eisenbahnwesens in jenen Gegenden durch die unklaren Grenzverhältnisse sehr stark gehemmt, und alle Lebensverhältnisse werden dadurch in Mitleidenschaft gezogen.

Die ganze Angelegenheit macht in Kanada sehr böses Blut. Man fühlt sich vom Mutterlande nicht genügend unterstützt und sieht sich der Rücksichtnahme auf den guten Willen der Vereinigten Staaten in anderen Dingen geopfert. Als der Andrang der Einwanderer 1899 immer größeren Umfang annahm, entschloß sich England zwar, endlich ernstliche Schritte bei der Union wegen einer Auseinandersetzung zu tun; aber der Versuch scheiterte. Die Amerikaner wollten nur auf eine vorläufige Untersuchung der Lage an Ort und Stelle eingehen und dabei die von ihnen im streitigen Gebiete errichteten drei Orte gleich von vornherein als unzweifelhaft amerikanisch anerkannt sehen. England und Kanada wollten von letzterer Bedingung nichts wissen und forderten außerdem, daß die Kommission den Charakter eines Schiedsgerichts erhalten solle, in dem zu den sechs Unterhändlern ein siebentes neutrales Mitglied gesellt würde, dessen Stimme den Ausschlag gäbe. Darauf gingen begreiflicher Weise die im tatsächlichen Besitz des Streitobjektes befindlichen Amerikaner nicht ein, und man mußte schließlich englischerseits zufrieden sein, daß die Union Kanada das Gebiet an der Spitze des langen Lynnfjords vorläufig überließ.

Den Bedürfnissen und Wünschen Kanadas genügte dieser Modus vivendi indessen auf die Länge nicht, und es verlautete gleich, als der kanadische Premierminister 1902 in London zur Kolonialkonferenz eintraf, daß er Vorschläge zur Erledigung des Streites machen werde. Wie es hieß, wünschte man kanadischerseits, daß England einen Hafen am Yukon von Amerika durch Abtretung einer westindischen Insel erkaufen möge. Hierauf einzugehen, konnte man sich in England nicht entschließen. Vielleicht versprach man sich von solchem Anerbieten auch keinen Erfolg. Dagegen hat man die Verhandlungen mit Washington wieder aufgenommen und hat Amerika zum Fallenlassen seiner Klausel dadurch zu bestimmen gewußt, daß man auf Zuziehung eines siebenten Mitglieds zur Kommission verzichtete.

Die Lage ist also nunmehr genau dieselbe wie im Jahre 1899. Jede Macht wird 3 Kommissare stellen, und diese werden zusammen die ganze Sachlage zu prüfen haben. Die Entscheidung aber wird bei den beiden Regierungen bleiben. Die Frage ist nur, ob es den Kommissaren angesichts der oben geschilderten Sachlage möglich sein wird, zu einem den beiderseitigen Interessen entsprechenden Ausgleich zu gelangen. Sehr wahrscheinlich ist das bei der vorteilhaften Lage und dem Selbstbewußtsein der Vereinigten Staaten nicht. Jedenfalls würden sie sich ein etwaiges Zugeständnis teuer bezahlen lassen. England aber wird bei der Welt schwerlich viel Mitleid finden. Es erntet in dieser Frage nur, was es seit langem aus Uebelwollen gegen Europa gesäet hat. Die ganze Angelegenheit ist wieder einmal ein Beleg, in welche immer größere Abhängigkeit von dem guten Willen der Union das englische Reich auf dem heutigen Wege geraten ist.

***

Meine Expedition 1900 ins nördliche Kaokofeld und 1901 durch das Amboland.

Mit besonderer Berücksichtigung der Zukunftsaufgaben in Deutsch-Südwestafrika.

Vortrag, gehalten in der Abteilung „Dresden" der deutschen Kolonialgesellschaft.

Von Dr. Georg Hartmann.

(Mit 16 Abbildungen.)

Ich habe bereits in der hiesigen Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft im Winter 1896 einen Vortrag über Deutsch-Südwestafrika gehalten. Ich hatte damals eine allgemeine Beschreibung unserer südwestafrikanischen Kolonie gegeben und daran eine Schilderung meiner Kaokofeld-Expedition geknüpft, die ich kurz vorher beendet hatte.

Die Aufgabe dieser Expedition hatte darin bestanden, die ganze Küste des Kaokofeldes zwischen der Kunene-Mündung und Kap Croß auf Landungsstellen und auf Guano zu untersuchen. Das Kaiserliche Gouvernement hatte zu diesem Zweck 3 Offiziere beurlaubt, welche die Expedition mitmachten, den jetzigen Major von Estorff, die Oberleutnants Helm und Volkmann. Uns war es in der Tat gelungen, diese außerordentlich schwierige Aufgabe auszuführen und fast die ganze noch unbekannte Küste von 450 Kilometer Länge zwischen Kap Croß und Kap Frio zu erforschen. Es würde dies der Entfernung von Dresden bis Hamburg entsprechen. Das Resultat dieser Expedition war kurz gesagt das gewesen, daß wir verschiedene Lager Guano und an der Khumib-Mündung 2 günstige Landungsstellen gefunden hatten. — Der nördlichste Teil der Küste zwischen Kap Frio und der Kunene-Mündung hatte uns damals einen unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt und war unerforscht geblieben. Die Ursache hierzu war der ungeheure Sanddünen-Wall und der Wüstengürtel, der hier wegen des gänzlichen Wassermangels ganz besonders schwierig zu passieren war und wie eine Barrière das Hinterland von der Küste abschloß.

Dieser Wüstengürtel erstreckt sich an der ganzen Küste entlang in 60—70 Kilometer Breite, also etwa eine Entfernung wie von Königstein bis Riesa, er beginnt in der Kap-Kolonie, erreicht seine größte Intensität, was Wüstenhaftigkeit anbelangt, in unserm Schutzgebiet, und setzt sich bis weit in die portugiesische Kolonie Angola fort, wo er sich allmählich verliert. Dieser Wüstengürtel hat unser Schutzgebiet so in Verruf gebracht. Es ist aber durchaus Unrecht, diesen Wüstengürtel mit dem Hinterland zu identifizieren. Das ganze Hinterland, also

der bei weitem größte Teil des ganzen Schutzgebiets, ist ein subtropisches Steppengebiet, nicht besser aber auch nicht schlechter als das übrige Südafrika. Auf Deutschland übertragen würde man einen Streifen von der Breite Mecklenburgs an der ganzen Küste entlang als Wüste und Wüstensteppe auszuscheiden haben, das ganze übrige Deutschland noch um $^1/_3$ vergrößert, würde das wertvolle Hinterland von Deutsch-Südwestafrika darstellen. Gerade weil unser Schutzgebiet genau von derselben Beschaffenheit ist, wie das übrige Südafrika, hat es auch denselben Wert in landwirtschaftlicher Beziehung und als Besiedlungskolonie.

Diese Kaokofelderpedition im Jahre 1895/96 hatte ich im Auftrage der South West Africa Co. ausgeführt, jener englisch-deutschen Gesellschaft, die bei uns in Deutschland auf das lebhafteste angegriffen und bekämpft worden ist. Auf diese Angriffe will ich hier nicht weiter eingehen. Bei Beurteilung dieser Gesellschaft müssen wir aber an die Zeit unserer kolonialen Depression im Jahre 1891/92 zurückdenken; es war damals unmöglich, deutsches Kapital für Südwestafrika zu finden. Da blieb gar nichts anderes übrig, als das Kapital, was man überhaupt bekommen konnte, zu ergreifen, sonst wäre die ganze koloniale Bewegung und Entwicklung damals gänzlich ins Stocken geraten. Dieser Zeit der Depression verdankte die South West Africa Co. ihre Entstehung. Wenn überhaupt ein Vorwurf erhoben werden soll, so darf er am wenigsten gegen diejenigen gerichtet sein, die in jener Zeit des kolonialen Niederganges das Kapital fanden, welches wir zur Weiterführung unserer kolonialen Wirtschaftsentwicklung brauchten, als vielmehr gegen das deutsche Großkapital, welches sich nicht bereit finden ließ und das sich sogar heute noch nicht bereit findet, die Mittel aufzubringen, die zur wirtschaftlichen Aufschließung und Entwicklung unserer Kolonien notwendig sind.

Der wertvollste Teil der Konzession der South West Africa Co. ist ein Landbesitz von 15 000 qkm Größe, also etwa von der Größe des Königreichs Sachsen, ferner eine Minenkonzession, die sich auf den ganzen nördlichen Teil unseres Schutzgebiets erstreckt und die von alters her bekannten Otavi-Minen einschließt. Diese Otavi-Minen sind sehr reichhaltige Kupferminen. Sie liegen etwa 600 km von der Küste entfernt und sind eben keine Goldminen.

Damit schon kennzeichnet sich ihr relativer Wert. Zur Untersuchung ihrer Abbauwürdigkeit hat die South West Africa Co. von 1892 bis 95 eine Minenexpedition (vgl. die Abbildungen S. 401 und 403) in diesem Gebiet arbeiten und im Jahre 1892 bereits eine Eisenbahntrasse von Swachopmund nach Otavi festlegen lassen. Wenn diese Minen nun bisher noch nicht abgebaut worden sind, so lag dies an den niedrigen Kupferpreisen und an der daraus folgenden geringen Aussicht auf Rentabilität sowohl für diesen Minenabbau, als auch für den Eisenbahnbau von den Otavi-Minen bis zur Küste.

Es ist nun in den letzten Jahren eine günstigere Wendung hierin eingetreten. Erstens haben sich durch die ungeheure Entwicklung unserer ganzen Elektrizitätstechnik die Kupferpreise wesentlich gebessert, und zweitens hat sich eine unserer größten Banken, nämlich die Diskonto-Gesellschaft in Berlin, an den großen Unternehmungen der S.W.A. Co. mit erheblichem Kapital beteiligt. Diese Mitwirkung der Diskonto-Gesellschaft führte im Jahre 1900 zur Gründung der Otavi-Minen und Eisenbahngesellschaft, die sich — wie der Name schon sagt — den Abbau der Otavi-Minen und die Verbindung dieser Minen mit der Küste durch eine Eisenbahn als Aufgabe gesetzt hat.

Lager bei Tjameb (Otavimünen).

Da es sich sowohl bei dem Eisenbahnbau als auch bei dem Minenabbau um sehr bedeutende Kapitalien, um viele Millionen, handelt, war es bei der unserm deutschen Kapital eigenen Vorsicht notwendig, die Otavi-Minen nochmals auf ihre Reichhaltigkeit prüfen zu lassen, um ein endgültiges Urteil über ihre Abbauwürdigkeit zu erhalten. Dies führte zu der Entsendung einer abermaligen Expedition, deren geschäftliche Leitung ich als Direktor der Otavi-Gesellschaft übernahm. Ein in England sehr bekannter Mineningenieur, Namens James, erhielt die technische Leitung übertragen.

Zu gleicher Zeit erhielt ich den Auftrag, unter Mitwirkung eines Eisenbahn-Ingenieurs, Namens Toennesen, eine Eisenbahntrasse von den Otavi-Minen direkt nach der Küste und zwar nach der im Jahre 1896 von mir entdeckten Landungsstelle am Khumibmund zu finden und diese Landungsstelle nochmals zu prüfen. Dies gab die Veranlassung zu meiner letzten Kaokofeld-Expedition im Jahre 1900.

Die Aufgabe bezog sich außerdem auf die Untersuchung der Angra Fria, einer kleinen Bucht nördlich von Khumibmund, die mir ja im Jahre 1896 nicht gelungen war, sowie auf die Untersuchung des sogenannten Kaiserin Viktoria Augusta-Hafens, welchen ein Dr. Esser südlich von der Kunene-Mündung angeblich entdeckt hatte.

Diese Kaokofeld-Expedition bestand außer mir noch aus dem Ingenieur Toennesen und 17 Eingeborenen. An Beförderungsmitteln nahmen wir mit: 1 Ochsenwagen, 2 Ochsenkarren, 70 Treckochsen und 9 Reitpferde.

Die Winterzeit hatte schon begonnen, als wir anfangs Juli von Outjo aus unsern Marsch ins Kaokofeld antraten.

Outjo war damals unsere nördlichste Militärstation auf dem Wege nach dem Amboland. Weiter östlich etwa auf derselben Breite liegen die Stationen Otavi und Grootfontein, weiter westlich die Station Franzfontein. Bis zu dieser Linie Franzfontein, Outjo, Otavi, Grootfontein konnte unser Schutzgebiet als gänzlich unterworfen gelten. Weiter nach Norden waren noch keine Stationen errichtet, sondern nur vorübergehende Streifzüge und Patrouillenritte unternommen worden.

Bei Otjitambi etwa erreichten wir die westliche Grenze des innerafrikanischen Hochplateaus. Dasselbe erstreckt sich bei einer durchschnittlichen Seehöhe von 1000 bis 1100 m über den ganzen inneren Teil Südafrikas und reicht besonders im nördlichen Teil unseres Schutzgebiets weit nach Westen bis zu einer Entfernung von 200 km von der Küste. Auf deutsche Verhältnisse übertragen, würde bereits Berlin, welches ungefähr 200 km von unserer Nord- und Ostseeküste entfernt liegt, eine Seehöhe von 1000 bis 1100 m haben, das würden fast dieselben Höhen sein, wie die höchsten Gipfel des Erzgebirges.

An diesem westlichen Rande beginnt erst die Flußbildung. Sie können sich vorstellen, daß diese Flüsse, die fast das ganze Jahr trocken sind, ein außerordentlich großes Gefälle haben, und daß in der Regenzeit das Wasser rapide talabwärts strömt. Dieses ganze westliche Kaokofeld ist ein mächtiges Gebirgsgebiet (vgl. die Abbildungen S. 405 und 407), netzartig durchfurcht und zerrissen von Hunderten und Tausenden von Tälern und Tälchen, die sich als verschiedene Flußsysteme gliedern lassen. Die stehen gebliebenen Berge sind meist Tafelberge, unter ihnen einige von ungeheurer Ausdehnung, sie sind

Zeugen einer längst vergangenen geologischen Zeitepoche, als sie noch mit dem innerafrikanischen Hochplateau in Verbindung standen.

Nach einem beschwerlichen Marsche von 4 Wochen erreichten wir endlich die Wasserstelle Sanitatas, die am Westrande dieser Tafelgebirge liegt. Hier schlugen wir unser Hauptlager auf; denn hier war noch Gras und Wasser für unser Vieh hinreichend vorhanden.

Welch ungeheure Schwierigkeiten wir auf unserm Marsche zu überwinden hatten, ohne Weg und Steg querfeldein, bergauf, bergab in dem wilden Gebirgsgebiet, in den vom Dschungelgebüsch fast undurchdringlichen Flußtälern, oder an steilen Gebirgswänden und Felsenabhängen entlang über die Wasserscheiden aus einem Flußsystem ins andere, — kann sich nur der ausmalen, der schon in S.W.-Afrika unter ähnlichen Verhältnissen gereist ist. Von Sanitatas aus weiter nach Westen

Tsumeb (Otaviminen), Schacht und Erzlager.

mußten wir jenen Wüstengürtel überwinden, von dem ich vorhin schon sprach. Im allgemeinen macht die Durchquerung dieses Wüstengürtels deshalb keine Schwierigkeiten, weil sich in den Flußtälern Wasser und Weide fast bis unmittelbar an den Strand befinden. Diese Flußtäler sind die Brücken aus dem Innern zur Küste. Durch das Grundwasser, welches sie das ganze Jahr hindurch enthalten, zeigen sie eine üppige, perennierende Galerie-Wald-Vegetation (vgl. die Abbildung S. 409). Aus der Vogelperspektive gesehen, durchziehen diese Flußtäler wie dunkelgrüne Bänder das ganze Land. Und sogar durch den Wüstengürtel hindurch erstreckt sich dieses dunkle Band. Die nördlichen Flüsse enthalten alle Palmen, so der Uniab, Hoanib und Hoarusibfluß.

Bis Sanitatas hatten wir vom Innern aus eine gute Eisenbahntrasse gefunden, u. zw. in der Linie des Hoanibflusses. Dieser Fluß bildete die schiefe Ebene, die uns in Schlangenwindungen von dem Hochplateau bis zur ersten Küstenterrasse, der sogenannten Namib-Ebene, geführt hatte.

Auch bis zur Khumibmündung ergab ſich keine Schwierigkeit für einen Eiſenbahnbau. Die von uns im Jahre 1896 entdeckten Landungsſtellen an der Khumibmündung ſahen diesmal nicht ſo gut aus, wie damals im Jahre 1896. Vielleicht war die Jahreszeit die Urſache hierzu; denn im Jahre 1896 war es im Januar geweſen, als wir die Landungsſtellen beſichtigt hatten, und im Jahre 1900 hatte die Beſichtigung im Juli ſtattgefunden. Die Brandung war weſentlich ſtärker, ſogar ſtärker noch als in Swachopmund.

Der ſchwierigſte Teil unſerer Expedition lag im Norden und beſtand in der Erforſchung der Küſte von der Kunene-Mündung bis Angra-Fria. Hier waren keine Flußtäler vorhanden als Brücken aus dem Innern nach der Küſte. Wir verlegten unſer Lager nach der nordweſtlichſten Waſſerſtelle, die uns bekannt war, Nadas, und die in Luftlinie etwa 70 km von der Küſte, d. i. alſo größer als die Entfernung Dresden—Bautzen, und 120 km von der Kunene-Mündung, d. i. größer als die Entfernung Dresden—Leipzig, entfernt war.

Bei unſerm erſten Verſuch, die Kunene-Mündung zu erreichen, war der Ingenieur Toenneſen durch Verdurſten beinahe ums Leben gekommen. Bei meinem zweiten Verſuch nahm ich nur einen Hottentotten und 4 gute Pferde mit und erreichte auch glücklich und wohlbehalten nach Überwindung des mächtigen Sanddünenwalles die Mündung des Kunene. Als ich von der letzten hohen Sanddüne plötzlich die friedlich dahinfließenden Waſſer des Kunene wie einen breiten Silberſtreifen mit friſchgrünen Schilfflächen zu beiden Seiten vor mir liegen ſah, beſchlich mich ein Gefühl des Entzückens. Dieſe Oaſe voll Leben und Kraft war ein Bild des Friedens und Glückes. Unberührt lag ſie da in ihrer jungfräulichen Urwüchſigkeit. Wie ein Eindringling kam ich mir vor, der unberufen als ſogen. Kulturträger hier eintrat. — Andrerſeits empfand ich ein Gefühl des Bedauerns, daß dieſe Süßwaſſermengen unbenutzt dem Schutzgebiet verloren gingen! Wenn wir einen ſolchen Fluß mitten in unſerm Schutzgebiet hätten!

Auf dem Rückmarſch wollte ich von der Kunene-Mündung an der Küſte entlang bis Angra Fria reiten und hatte dorthin eine Ochſenkarre mit Proviant, Hafer und einigen Fäſſern mit Süßwaſſer geſchickt. An einem Dienstag- (den 25. Sept. 1900) Morgen, ritten wir von der Kunene-Mündung ab. An dem ganzen Tage ging es nur langſam vorwärts, weil ich die Brandung und die Küſtenbeſchaffenheit genau beobachten wollte. Wir legten an dieſem Tage etwa 50—60 Kilom. zurück und verbrachten die folgende Nacht, die ſehr kalt, feucht und ſtürmiſch war, hinter einer kleinen Sanddüne.

Mit Tagesanbruch ſattelten wir auf und ritten weiter.

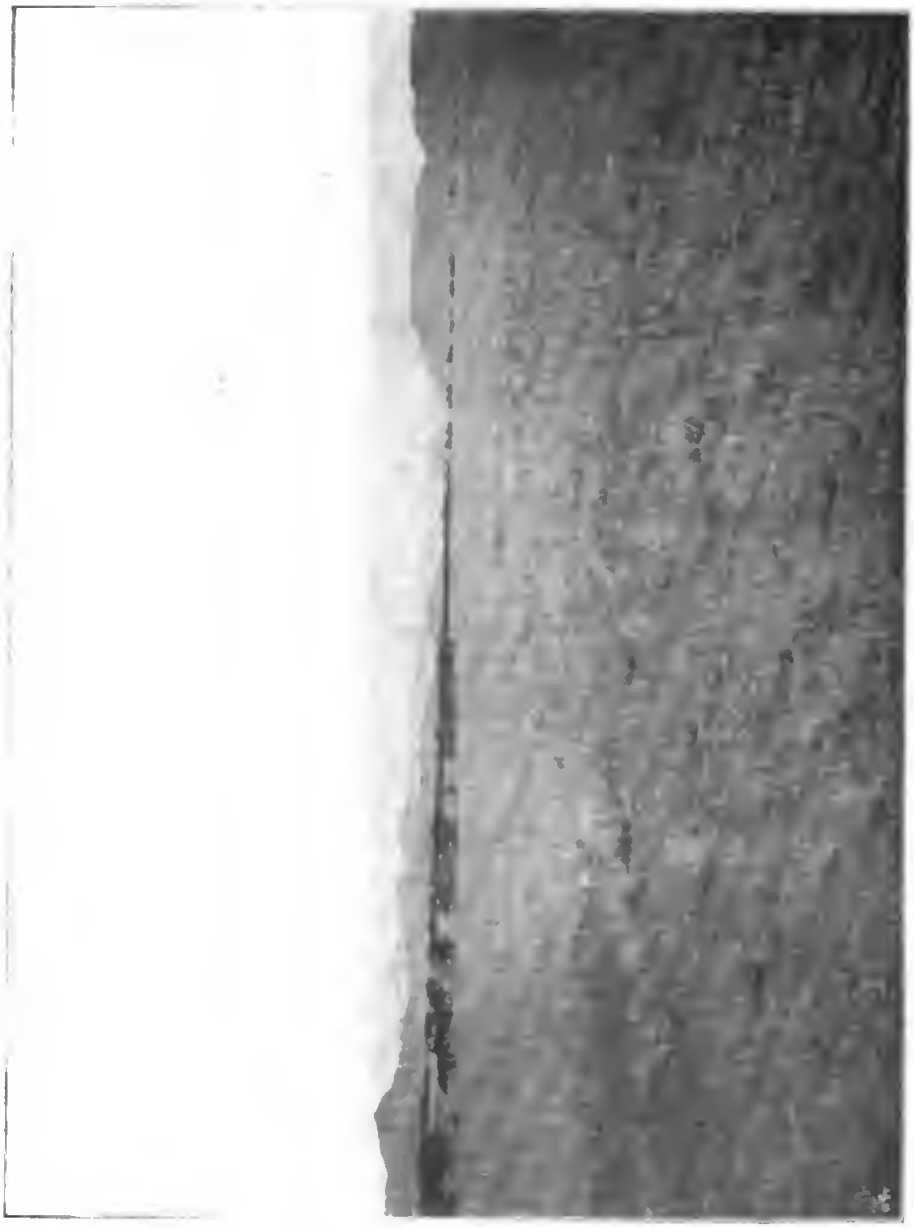
Sie erlauben, daß ich ihnen die folgenden Erlebniſſe aus meinem Tagebuch vorleſe, weil ſie Ihnen am friſcheſten ein Bild von den Strapazen geben, die wir damals erduldet haben:

„Mittwoch, den 26. Sept. noch vor Tagesanbruch aufgeſattelt. Es iſt ſehr kalt. Der Wind weht noch immer. Am Strande in ſüdlicher Richtung weiter. Dieſelbe Schwierigkeit wie geſtern mit den beiden ſcheuen Pferden. Dazu der Wind, der immer ärger wird. Indem er ſich nach Süden wendet, artet er gegen 7 Uhr morgens zu einem Sandſturm aus Dabei eiskalt, daß uns entſetzlich friert. Die Luft iſt ganz mit Sand gefüllt, ſodaß man nicht fünf Schritt weit ſehen kann. Die Sonne ſteht als matte Scheibe am Himmel. Außer dem Sand

Im Hochgebirge des Kaukasus.

bringt der Sturm noch kleine Steinchen von Erbsengröße, die mit ihren scharfen Spitzen und Zacken das Gesicht zerschlagen und zerkratzen. Mit zugekniffenen Augen erzwingen wir uns den Weg vorwärts. Nur im Schritt können wir reiten, dem Sandsturm entgegen. Meine Hoffnung sinkt immer mehr, heute noch nach Angra-Fria zu kommen. Die Lage wird sehr kritisch. Gegen 8 Uhr gehts nicht mehr vorwärts. Die Pferde wollen selbst im Schritt nicht mehr gegen den Sturm angehen. Wir müssen auf offener Fläche dicht am Strande absatteln. Nicht einmal eine Sanddüne ist da, hinter der wir Schutz suchen können. Ein Meer von Sand umgibt uns. Wir stellen die Sättel aufrecht, dahinter die Satteldecken, legen uns platt auf die Erde und verbergen den Kopf hinter den Sätteln. Es hilft wenig, doch etwas. Alles füllt sich mit Sand: Augen, Ohren, Nase und Mund, alle Taschen und Oeffnungen. Die Lage wird immer bedenklicher. Josiah hofft, daß der Sturm mittags vorüber sein wird. Wir bleiben geduldig liegen bis Mittag. Wir sind vom Sand fast zugeweht. Der Wind tobt weiter. Wohl oder übel entschließe ich mich, aufzusatteln und weiterzureiten. Mit großer Anstrengung bringen wir die Satteldecken und Sättel auf die Pferde. Selbst stehen kann man kaum, so heftig weht der Sturm. Im Schritt langsam weitergeritten am Strand entlang dem Sturm entgegen. Doch bald versagt das eine Pferd, Peter. Trotz allen Schlagens ist es nicht mehr vorwärts zu bringen. Wir müssen es stehen lassen. Jetzt gilt es nur „vorwärts“. Bald versagt auch das zweite Pferd, Jonker. Wir müssen den Packsattel liegen und das Pferd stehen lassen. Jetzt wird die Lage sehr ernst; denn wenn die beiden anderen Pferde auch versagen, sind wir verloren. Ich sehe ein, daß es nach Süden dem Sturm entgegen nicht mehr geht. Es bleibt nur die Wahl, entweder zum Kunene zurück oder rechtwinklich zum Sturm direkt nach Osten quer durchzureiten und uns durchzuschlagen. Nach meiner Schätzung waren wir etwa 45—50 Kilom. vom Kunene entfernt, also etwa halbwegs zwischen Kunene und Angra-Fria. Ich entschließe mich schnell, nach Osten zu reiten. Ich tue es auch, um die hungrigen Pferde so bald als möglich ins Gras zu bringen, und um Josiah einen Gefallen zu erweisen, der mich inständig bittet, nicht nach dem Kunene zurückzureiten Unterdessen tobt der Sturm immerfort. Nach einer Stunde haben wir die Küstenebene hinter uns. Es geht bergauf in die felsigen und steinigen Hügelketten hinein.

4 Uhr nachmittags eine Stunde abgesattelt. Dann weiter, unausgesetzt bergauf, bergab; aber mit der Tendenz des Aufsteigens. Wir befinden uns auf dem westlichen Abfall des Namib-Plateaus, das nach dem Meere zu von Hügelreihen begrenzt wird. Das Reiten rechtwinklich zum Sturm geht etwas besser. Vorsichtig und langsam gehts weiter. An steilen Stellen steigen wir ab und führen die Pferde, um sie nicht zu überanstrengen. So gehts die halbe Nacht durch. Auf den Höhen, über die wir hinweg müssen, weht der Sturm am heftigsten. Er geht einem durch Mark und Bein und bläst bis auf die Knochen. Josiah schlottert vor Kälte am ganzen Leibe. Mitternachts ist der Sturm wieder so entsetzlich, daß wir hinter einem Granitblock, der eine kleine Höhle hat, absatteln müssen. Mit den Köpfen kriechen wir in die Höhle hinein. Der Körper bleibt draußen und wird von Sand zugeweht. Die Pferde halten wir an den Zügeln. So warten wir den Morgen ab. Noch vor Tagesanbruch satteln wir auf. Der arme Josiah dauert mich. Er zittert vor Kälte am ganzen Leibe, ich



Grassteppe zwischen Rubas und Anabib (Rautofeld), im Hintergrund Tafel- und Regelgebirge.

nicht minder. Der Sturm nimmt aber zu unſerer Freude allmählich ab. Unaufhörlich gehts in öſtlicher Richtung weiter, entmutigend iſt es, daß wir gar kein Ende der Hügelreihen ſehen, die wir erklimmen. Haben wir eine Hügelreihe erſtiegen, ſo ſteigt eine neue Reihe dicht vor uns auf, die wir vorher nicht geſehen, weil wir uns aus der Tiefe in die Höhe bewegen. Gegen 7 Uhr morgens wird auch das dritte Pferd ſchlapp. Wenn das vierte Pferd auch verſagt, ſind wir verloren. Ich halte mich nicht für fähig, die ganze Strecke bis Nadas zu Fuß zu machen; denn wir ſind ohnehin ſchon ſehr müde. Joſiah erbietet ſich freiwillig, zu Fuß zu laufen. Er belädt ſich außerdem mit ſeiner Schlafdecke, trägt ſein Gewehr, Patronengürtel und einen Waſſerſack, der noch halb voll iſt. Das übriggebliebene Pferd, Hans, der ſcheue Blauſchimmel, läuft aber noch ganz gut. Ich habe außerdem noch einen etwas mehr als halb gefüllten Waſſerſack, mit dem ich bequem noch einen Tag auskommen kann, an Proviant haben wir nur noch ein Stück Springbockfleiſch von Handgröße. Stetig und langſam gehts weiter. Eine Höhe nach der andern wird erklommen. Endlich um 9 Uhr früh haben wir die höchſte Höhe erreicht und ſehen vor uns die mächtige Namibfläche und fern, genau im Oſten, den Kegel von Omatjenguma. Nun ſehen wir doch ein Ziel und ein Ende vor uns. Meine Berechnung war alſo richtig geweſen. Ich hatte vermutet, auf der Höhe von Omatjenguma herauszukommen. Wir raſteten ein Weilchen. Dann ſtiegen wir in das unmittelbar vor uns liegende Tal hinab, das mit ſchweren Sanddünen angefüllt war. Unterdeſſen war Windſtille eingetreten, und die Sonnenhitze machte ſich drückend geltend. Mit großer Mühe überwanden wir die Sanddünen und erreichten mittags ein trockenes Rivier, in welchem wir den erſten Baum, ein kleines verkrüppeltes Ding, fanden, in deſſen Schatten wir abſattelten. In den Sanddünen war eine Gemsbockherde an uns vorbeigejagt, ohne daß wir zu ſchießen imſtande waren. Unſere Gewehre waren ſo verſandet, daß wir ſie nicht einmal zum Laden öffnen konnten. Unter dem von uns hochgeprieſenen Zwergbaum verzehrten wir das letzte kleine Stück Springbockfleiſch. Dann ſchliefen wir ſofort ein. Unſer Hans ſteckte den Kopf unter den Schatten des Baumes und ſchlief auch. Er war zu durſtig zum Freſſen, obwohl gute Weide ringsumher war. So lagen wir bis 3 Uhr, reinigten unſere Gewehre ſo gut es ging und brachen um vier Uhr wieder auf. Joſiah war ſo glücklich, ſein Gewehr wieder ſchußfertig machen zu können, während ich mit meinem Gewehr nichts angeben konnte.

Ich ritt voraus, führte das Pferd wieder an allen ſchwierigen Stellen. Joſiah folgte meiner Spur. Meine Hoffnung war, noch vor Mitternacht unſere Karrenſpur weſtlich von Omatjenguma zu erreichen. Wenn wir dieſelbe erſt hatten, waren wir gerettet. Auf dieſer Spur würden uns zuerſt die Leute ſuchen, die zu unſerer Rettung ausgeſandt werden würden. Um 6 Uhr, als es dunkelte, wartete ich auf einer hohen Pült auf Joſiah und zündete ein großes Feuer an. Gegen 7 Uhr abends kam Joſiah an. Eine Stunde raſteten wir, dann gings weiter, immer in öſtlicher Richtung. Um 10 Uhr abends erreichten wir endlich die heiß erſehnte Karrenſpur. Von hier aus waren es noch 8 Stunden bis Nadas. Bis 11 Uhr abends ſattelten wir ab. Ich ließ nun den alten Joſiah ein Stück reiten und marſchierte zu Fuß voraus. Unſer nächſtes Ziel war ein trockenes Rivier, welches quer über die Namib läuft, dort, wo unſere Karrenſpur dasſelbe ſchneidet, (vgl. die

Galeriewaldung des Hoarusibflusses (Kaokofeld).

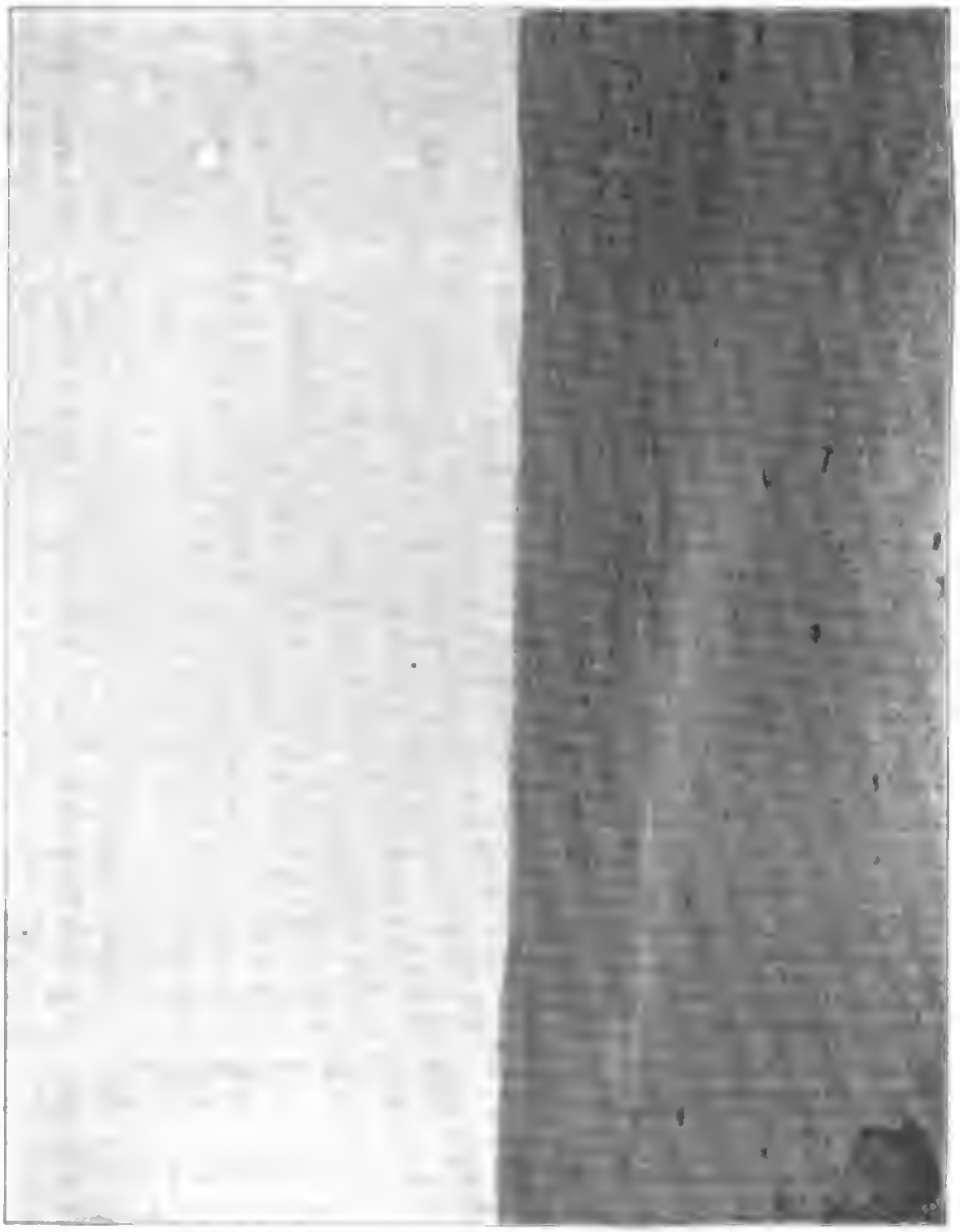
Digitized by Google

Abbildung S. 411). An derſelben Stelle geht eine andere Karrenſpur von uns nach Omatjenguma, die wir das erſte Mal benutzt hatten. Mein Streben war, den Vereinigungspunkt der beiden Spuren im Munutum-Fluß zu erreichen, weil unter Umſtänden die Leute gerade die andere Spur wählen konnten, um uns zu ſuchen. Mitternacht ritt ich voraus, querfeldein, und zwar nur die Hauptrichtung einhaltend, weil ich die Spur in der Finſternis vom Pferde aus nicht ſehen konnte. Joſiah blieb auf der Spur und folgte langſam nach. Wölfe heulten in der Nähe. Sie folgten uns einige 100 Schritt nach. Es war im Dunkel der Nacht nicht ungefährlich hier zu reiten, weil auch Löwen bis hierher kamen. Mein Pferd lief ganz munter. Um 2 Uhr nachts erreichte ich glücklich die Vereinigungsſtelle der beiden Karrenſpuren. Ich ſattelte ab und machte unter einem mächtigen Copaiferabaum ein großes Feuer an. Es fand ſich viel Holz dort. Dann ſchlief ich ſofort ein. Als ich gegen 3 Uhr erwachte, ſah ich zu meinem großen Erſtaunen den alten Joſiah auch daliegen und ſchnarchen. Noch ein Stündchen blieben wir am Feuer liegen, dann ſattelte ich auf. Ich ließ meinen letzten Reſt Waſſer bei Joſiah zurück und verſprach ihm, von Nadas ſofort einen Reitochſen, Waſſerſack und Proviant entgegenzuſchicken.

Querfeldein auf der Namib ritt ich in Richtung nach Nadas. Um 5 Uhr begann es im Oſten Licht zu werden. Ich ritt nun ſchräg nach unſerer Karrenſpur, die ich bald wieder fand. Auf ihr gelangte ich um 8 Uhr morgens nach Nadas. Nun war ich gerettet! Die zurückgebliebenen Diener bemühten ſich aufs beſte um mich. Dem alten Joſiah ſchickte ich 2 Eingeborene mit einem Reitochſen, Waſſer und Proviant entgegen. Am Abend desſelben Tages traf er wohlbehalten in Nadas ein.

Ferner ſandte ich einen Boten nach Angra-Fria, um den Leuten der Karre mitzuteilen, daß ſie nicht vergeblich auf mich warten oder nach mir ſuchen ſollten. Sie hatten auch ganz entſetzlich unter dem Sandſturm zu leiden gehabt und waren in der größten Angſt und Aufregung um mich geweſen, weil ſie fürchteten, ich habe mich in dem Sandſturm verritten und ſei umgekommen. Die Karre traf wohlbehalten Sonnabend, den 29. September, abends in Nadas ein. Die größte Leiſtung hatte von allen das übrig gebliebene Pferd hinter ſich, der kleine Schimmel Hans. Er war drei volle Tage, vom Dienstag-Morgen bis Freitag-Morgen ohne Waſſer und ohne Futter gegangen und hatte ſich doch faſt fortwährend in ſehr ſchwierigem Gelände im Marſche befunden. Wenn er auch kaput gegangen wäre, wären wir unrettbar verloren geweſen.

Die Reſultate dieſer Expedition waren kurz geſagt die folgenden: Von dem Kaiſerin Viktoria Auguſta-Hafen, den Dr. Eſſer ſüdlich von der Kunene-Mündung entdeckt haben wollte, hatten wir nichts wahrnehmen können. Bei Angra Fria hatten wir eine geringe Brandung konſtatiert; es war alſo zu hoffen, daß ſich Angra Fria als günſtige Landungsſtelle erweiſen würde. Günſtige Eiſenbahnſtraßen ſowohl nach Angra Fria, wie auch nach der Kunene-Mündung waren gefunden. Die einzige offene Frage blieben die Landungsſtellen, und wir kamen zu dem Reſultat, daß es notwendig war, dieſe Landungsſtellen nochmals, und zwar von der See aus, durch Sachverſtändige unterſuchen zu laſſen.



Namibfläche des Kaokofeldes.

Digitized by Google

Ich will nun gleich hier vorausschicken, daß diese Untersuchung von der See aus einige Monate später durch einen Hafenbau-Ingenieur mittelst Dampfers und Brandungsböten stattgefunden und kein günstiges Resultat ergeben hat. Nach dem Urteil dieses Sachverständigen würden ungeheure Geldmittel notwendig sein, um eine von diesen Landungsstellen zu einem auch nur annähernd brauchbaren Hafen auszubauen. Dieses Urteil muß für uns maßgebend sein. Nach reiflichster Überlegung hat aus technischen und finanziellen Gründen davon Abstand genommen werden müssen, das nördliche Kaokofeld zum Ausgangspunkt einer Eisenbahn nach den Otavi-Minen zu wählen.

Interessant sind die geographischen Resultate dieser meiner Kaokofeld-Expedition. Unsere astronomischen Beobachtungen haben ergeben, daß alle Wasserstellen und Flußläufe auf den bisherigen Karten zu weit nach Norden gezeichnet sind.

Über den eigentümlichen orographischen Aufbau des Landes habe ich schon gesprochen. Bisher unbekannt war, daß die Sanddünen nicht gleichmäßig an der ganzen Küste auftraten, sondern an einigen Stellen ein Maximum an Größe und Mächtigkeit zeigen.

Diese Maxima liegen an der Hoanib- und an der Kunene-Mündung. Dazwischen treten die Sanddünen schwächer auf und erreichen an einigen Stellen ein Minimum der Ausbildung, z. B. bei Angra Fria, wo man bequem mit dem Ochsenwagen bis zur Küste fahren kann. Es hat dies seine geologischen Gründe. Interessant ist auch der geologische Aufbau der Tafelberge. Ich habe nicht nur von den einzelnen Schichten dieser Tafelberge, sondern auch über das ganze Gebiet des Kaokofeldes Gesteinsproben mit nach Hause gebracht, die zur Zeit von der geologischen Landesanstalt in Berlin untersucht werden. Es haben sich bereits eine Reihe bisher unbekannter Gesteine ergeben, und sie werden zur Erweiterung der geologischen Kenntnis des Landes beitragen. Interessant ist das Auftreten krystallinischer Schiefer im Kaokofeld, aus denen man auf das Vorhandensein von Erzlagerstätten schließen kann. In der Tat haben wir eine ganze Reihe von Kupfererzen, einige Goldproben und gewaltige Eisenerzlager gefunden.

Was die Vegetation anbelangt, so ist zu bemerken, daß die breiten Täler zwischen den Bergketten mit einer üppigen Grasvegetation überkleidet und daß die Flußtäler von schönen Galerie-Waldungen eingefaßt sind, die nach Norden zu immer tropischer werden. Die Palmengrenze reicht, wie schon gesagt, sehr weit nach Süden, nämlich bis zum Uniabfluß.

Zum Unterschied gegen das ganze übrige Küstengebiet dehnt sich hier im Norden die Vegetation sehr weit nach Westen aus bis in den Dünengürtel hinein. Ausgezeichnete Grasweide findet man sogar zwischen den Sanddünen. Auch Wasser muß hier und da vorhanden sein. Das beweisen die zahlreichen Gemsböcke und Strauße, die wir zwischen den Sanddünen sogar ganz nahe an der Küste antrafen.

Das Kaokofeld scheint seine eigene Tierwelt zu haben. Wie der bekannte Zoologe Matschie festgestellt hat, bildet die Tierwelt des Kaokofeldes einschließlich des nördlich angrenzenden Teiles von Angola einen abgeschlossenen Bezirk.

Matſchie weiſt ferner nach, daß der Nordoſten unſeres Schutzgebiets einen zweiten unabhängigen Bezirk darſtellt, den wir den Kalachari-Bezirk nennen könnten, und daß wir im Süden einen dritten Bezirk vor uns haben. Es beſteht wohl kein Zweifel, daß auch die Flora derartige Unterſchiede aufweiſen wird. Erſt gründliche wiſſenſchaftliche Unterſuchungen werden hier Licht in die Sache bringen. Dieſe Unterſuchungen ſind auch von hohem praktiſchen und wirtſchaftlichen Intereſſe. Aus der Verſchiedenartigkeit der Vegetation können wir heute

Gruppe verkommener Hottentotten, an der Küſte des Kaokofeldes lebend.

ſchon Schlüſſe auf die verſchiedenartige landwirtſchaftliche Verwertbarkeit ziehen. Es gibt große Gebiete, wo Süßgras vorwiegend auftritt, andere Gebiete, wo Sauergras vorherrſcht, wieder andere Gebiete, wo ſogen. „Brack-Vegetation“ die Regel bildet. Endlich können wir die Galeriewaldungen der Riviere von den Buſchwäldern der Hochfläche und den Buſchſteppen an den Abhängen der Gebirge unterſcheiden. Alle dieſe verſchiedenen Vegetationsformen werden von verſchiedenen Pflanzenarten zuſammengeſetzt, die ſich landwirtſchaftlich verſchieden verwerten

laſſen. Der Ochſe frißt nicht dasſelbe, was das Pferd als Nahrung vorzieht, und das Kleinvieh verhält ſich wieder anders, als Pferd und Rind. Auch der Strauß hat ſeine beſondere Nahrung. Der Eingeborene und der Bur weiß alle dieſe verſchiedenen Pflanzenarten wohl zu unterſcheiden und vermag ſogar eine Speiſekarte für die verſchiedenen Haustiere zuſammenzuſtellen. Als intimer Kenner der Natur, als vorzüglicher Beobachter aller ihrer Erſcheinungen vermag der Bur oder Eingeborene auch für das Wild genau anzugeben, welche Pflanzenarten dieſes Tier vorzieht und jenes verſchmäht. Selbſt in den verſchiedenen Jahreszeiten iſt dieſe Speiſekarte verſchieden, und das Wild treckt dann von Platz zu Platz, indem es mit den Jahreszeiten auch die Weidegebiete vertauſcht. So einförmig die afrikaniſche Natur auf den erſten Augenblick für den Laien ausſieht, ſo mannigfaltig iſt ſie in ihren Arten und Individuen, und es iſt in hohem Maße intereſſant, dieſe ſeine Abſtufungen und Schattierungen in ihren Wirkungen auf die Tierwelt zu ſtudieren. Der Neu-Ankömmling, auch wenn er Landwirt iſt, muß dieſe Verſchiedenartigkeit und ihre Nutzanwendung in landwirtſchaftlicher Beziehung erſt genau ſtudieren und ſeine Erfahrungen oft teuer bezahlen, bis er imſtande iſt, es dem Buren oder dem Eingeborenen gleich zu tun. Es liegt auf der Hand, daß dem Europäer der Bur und der Eingeborene in dieſer Beziehung weit überlegen iſt. Um ſo mehr iſt es aber notwendig, daß dem deutſchen Anſiedler, wenn er nach Afrika kommt, in konzentrierter Form, ich möchte ſagen in planmäßiger und ſyſtematiſcher Form, gewiſſermaßen in Form eines Leitfadens oder Handbuches möglichſt kurz und klar das geboten werde, was der Bur und der Eingeborene ſozuſagen ſchon mit der Muttermilch eingeſogen und von Kindesbeinen an durch ein intimes Zuſammenleben mit der Natur gelernt hat. Und hier komme ich auf den Ausgangspunkt deſſen zurück, was ich ſagen wollte: auf die kolonialwirtſchaftliche Bedeutung gewiſſer theoretiſcher Unterſuchungen, insbeſondere geographiſcher Forſchungen. Für das eben Geſagte kommen vor allem botaniſche und pflanzengeographiſche Unterſuchungen in Betracht. Man mag gegen die „Theorie" ſagen, was man will, heutzutage kann niemand mehr, auch die Landwirtſchaft nicht, der wiſſenſchaftlichen Methode entraten. Das iſt ja gerade der große Vorteil der Wiſſenſchaft, daß ſie in konzentrierter Form die Erfahrungen langer Zeiträume klar zuſammenfaßt und ordnet. Deshalb iſt aber auch das Studium der Geographie in allen ſeinen Arten als klimatiſche, als Pflanzen-, Tier- und Menſchengeographie von größter Bedeutung für unſere Kolonialwirtſchaft. Es iſt in hohem Maße zu bedauern, daß unſere geographiſche Wiſſenſchaft auf den Univerſitäten ſich noch zu ſehr abſeits hält von Kolonialwirtſchaft und Kolonialpolitik. Es iſt aber notwendig, daß dieſe wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen in unſeren Kolonien nicht um ihrer ſelbſt willen, alſo als Selbſtzweck, ſondern mit dem ausgeſprochenen Zweck der Feſtſtellung des wirtſchaftlichen Wertes der Kolonie geführt werden. Zu dieſem Zwecke muß die Geographie mit allen ihren Hilfswiſſenſchaften noch viel mehr als bisher zu unſerer Kolonialpolitik herangezogen werden. Eingehende klimatiſche Unterſuchungen werden uns aufklären über die Regen-, Wärme- und Windverhältniſſe und werden uns Schlüſſe ziehen laſſen auf die Möglichkeit des Anbaues tropiſcher oder ſubtropiſcher Pflanzen, auf die Verwendung von Windmotoren u. ſ. w. Von der Bedeutung der Pflanzengeographie habe ich ſchon geſprochen, und es wäre ſehr zu empfehlen, wenn man jedem Anſiedler bei ſeiner Abreiſe aus der Heimat keinen

Hütten der verkommenen Hottentotten am Hoarusibmund (Kaokofeld).

dickleibigen Band über Pflanzengeographie mit unzähligen lateiniſchen Namen, ſondern ein kleines, überſichtliches, allgemein verſtändliches Büchlein mit allen wirtſchaftlich verwendbaren Pflanzen Südweſtafrikas in ſeine neue Heimat mitgeben könnte. Mit Abbildungen verſehen, würde ein ſolches Büchlein von großem praktiſchen Werte ſein. Dasſelbe ließe ſich mit Bezug auf die Tier- und Menſchengeographie, auf Hydrographie, Orographie und Geologie bezw. Mineralogie ſagen. Laſſen Sie mich hier ſchließen; denn es würde mich zuweit führen, dies noch näher auszuführen. Ich möchte nur an den ausgezeichneten Vortrag des Profeſſors Dr. Hans Meyer erinnern, den er auf dem Kolonialkongreß gehalten hat und der gerade die Frage behandelte, inwiefern die Geographie mit allen ihren Hilfswiſſenſchaften die Grundlage unſerer modernen Kolonialwiſſenſchaft bilden müſſe.

Die herrſchenden Eingeborenen des Kaokofeldes (Vgl. die Abbildungen S. 413 und 415) ſind 2 kleine Hottentottenſtämme, die Toppnaers und die Swartboois. Sie zählen nur einige Hundert Menſchen und werden in einigen Jahren gänzlich verſchwunden ſein. Es iſt alſo nicht nötig, praktiſch mit ihnen zu rechnen. Es lebt außerdem ein ſehr rätſelhafter Menſchenſtamm hier, die ſogen. Bergdamaras, die bisweilen als die Ureinwohner von Südafrika bezeichnet werden. Sie ſind in die Gebirge zurückgedrängt und leben wie die Paviane hoch oben in den Bergen ſcheu und verborgen. Sie ſind übrigens beſchränkt auf den mittleren und ſüdlichſten Teil des Kaokofeldes. Am weiteſten nach Norden leben ſie in den weſtlichen Tafelbergen. Ihre nördlichſten Niederlaſſungen fanden wir im Khumibfluß. Es iſt ſehr ſchwer, ihre Zahl feſtzuſtellen. Sie bedeuten aber abſolut keine Gefahr für uns und werden im Gegenteil als Arbeiter ſehr wichtig ſein. Genau dasſelbe gilt von den Ovatjimba, welche den mittleren und nördlichen Teil des Kaokofeldes bewohnen. Die Ovatjimba ſind eine ganz andere Raſſe, es ſind Bantuneger, und zwar genau dieſelben Ovaherero oder Damaras, welche das ſüdöſtlich gelegene Damaraland bewohnen. Ihre Identität kann nicht ſcharf genug hervorgehoben werden. Die Ovatjimba leben auch nördlich vom Kunene bis in das Moſſamedesgebiet hinein. Ich traf auf meiner nächſten Expedition im Jahre 1901 alte Ovatjimba mit grauen Haaren bei Otjabikua weit nördlich im portugieſiſchen Gebiet, welche ſogar noch den alten Kambazembi kannten, den großen Häuptling von Waterberg, deſſen Wiege im nördlichen Kaokofeld geſtanden hat. Die Ovatjimba ſcheinen identiſch mit den Baſhimba zu ſein, welche im 16. Jahrhundert zwiſchen dem Congo und oberen Zambeſi ſaßen und den Anſtoß zu der damaligen großen Völkerwanderung gaben. Ein großer Teil ging nach Weſten und geriet mit den Portugieſen in Konflikt, die bis zur Küſte zurückgedrängt wurden. Von dieſer Zeit ab blieb der portugieſiſche Einfluß in ganz Angola und Mozambique lediglich auf die Küſte beſchränkt. Es beſteht immer die irrtümliche Meinung, daß die Portugieſen einen Einfluß von alters her bis ins Amboland gehabt haben. Es iſt dies durchaus nicht der Fall. Vor dem 16. Jahrhundert ſind allerdings portugieſiſche Durchquerungen von Afrika erfolgt, und auch die großen Seen ſind damals den Portugieſen bekannt geworden. Nach dem 16. Jahrhundert hat das aber gänzlich aufgehört.

Erſt das Jahr 1884, nämlich unſere Beſitzergreifung von Südweſtafrika, gab den in Südafrika engagierten Nationen den Portugieſen

Ovambo-Mann und -Frau.

und Engländern, den Ansporn, nun auch ihrerseits ihre Interessensphäre nach dem Innern möglichst weit vorzuschieben. Wir dürfen dies bei der Beurteilung und Behandlung der südafrikanischen Frage nicht außer acht lassen.

Was die Wanderung der Ovatjimba oder Damaras anbelangt, so besteht kein Zweifel, daß sie aus dem portugiesischen Gebiet gekommen sind und zunächst das Kaokofeld in Besitz genommen haben. Erst im Anfang des vergangenen Jahrhunderts haben sie vom Damaraland Besitz ergriffen, und sie haben keine Berechtigung, ihr Besitzrecht auf das Damaraland auf althergebrachte, auf Generationen beruhende, historische Rechtstitel zu gründen. Sie sind erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit ins Damaraland eingewandert, und diese Tatsache sollte bei der Behandlung der Damarafrage nicht unberücksichtigt bleiben.

Wie schon gesagt, hatte die Untersuchung der Landungsstellen des Kaokofeldes von der See aus kein günstiges Resultat gezeitigt. Die Otavi-Gesellschaft befand sich deshalb in der Zwangslage, die Otavi-Minen nach einer anderen Richtung mit der Küste zu verbinden.

Es lagen nun sehr wichtige wirtschaftliche Gründe vor, welche die Otavi-Gesellschaft veranlaßten, eine Eisenbahnlinie in nordwestlicher Richtung in Erwägung zu ziehen. Der Hauptgrund hierfür war der, daß die Otavi-Gesellschaft und die SWA Co. ihre ganzen Interessen im Norden unseres Schutzgebietes haben. Ihr Minengebiet erstreckt sich über den ganzen Nordwesten bis zum 20. Breitengrad, ihr Landgebiet von 15000 □-Kilometern liegt auch nördlich vom 20. Breitengrad. Es ist ja vom rein wirtschaftlichen Rentabilitätsstandpunkt aus ganz selbstverständlich, daß sie ihre mit eigenen Mitteln gebaute Eisenbahn in ihrem eigenen Interessengebiet zu bauen versuchen werden. Das Idealste wäre in dieser Beziehung die Eisenbahn von Otavi nach der Küste des Kaokofeldes gewesen, weil dann jedes Kilometer im eigenen Interessengebiet gelegen hätte. Das nächstgünstige in dieser Beziehung ist eine Eisenbahn in nordwestlicher Richtung, von welcher $^{3}/_{4}$ der ganzen Länge, nämlich 600 Kilometer, auf dem eigenen Interessengebiete liegen würden.

Zwei andere wichtige Gründe will ich nur nebenbei berühren, nämlich den, daß man von einem der portugiesischen Häfen um 800 Kilometer, das sind 2 bis 3 Tage Seereise, näher nach Europa liegt, und den, daß man mit einer solchen Bahn den Anstoß zu einer großen westöstlichen Querbahn durch Südafrika gibt.

Wer die südafrikanischen Verhältnisse und ihre ganze Entwicklung kennt, dem wird sich die Überzeugung aufdrängen, daß Südafrika noch lange nicht auf dem Höhepunkt seiner wirtschaftlichen Entwicklung angelangt ist. Sowohl als Besiedelungsland in wirtschaftlicher Beziehung, als auch als Minen-Industriegebiet wird es noch eine große Zukunft vor sich haben. Es ist meine feste Überzeugung, daß diese große Entwicklung eher oder später eintreten wird. Südafrika ist als Besiedelungsland zu gesund, in landwirtschaftlicher Beziehung zu wertvoll und als Minen-Industriegebiet zu hoffnungsreich, als daß seine Entwicklung jemals gehemmt werden könnte.

Das haben die Engländer erkannt, und sie werden große Geldmittel anwenden, um nach einem großen genialen Plan Südafrika wirtschaftlich zu entwickeln.

Unsere südwestafrikanische Kolonie ist ein Teil von Südafrika, innig mit ihm verwachsen, in jeder Beziehung, in meteorologischer, botanischer, zoologischer und

ethnologiſcher Beziehung ihm ähnlich oder gleich. Deshalb trifft auch das, was ich von dem übrigen Südafrika geſagt habe, wörtlich auf unſere Kolonie zu. Aus dieſer Erkenntnis heraus ſollten wir verſuchen, Schritt zu halten mit dieſer allgemeinen Entwicklung in Südafrika, und ſollten auch die Geldmittel hierfür finden. Aus derſelben Erkenntnis heraus dürfen wir auch nicht kurzſichtig und engherzig ſein in den großen Verkehrs- und Eiſenbahnfragen, wie ſie ſich im Laufe der Zeit in Südafrika geſtalten werde. Eingeengt zwiſchen fremdem Kolonialbeſitz müſſen die Engländer aus den zentralen Teilen Südafrikas nach der Küſte ſtreben. Das naheliegendſte für Europa iſt die Richtung nach Weſten, nach den portugieſiſchen Häfen. Es wäre doch nun töricht und kurzſichtig von uns, wenn wir uns nicht beizeiten einen Anteil an dieſem Verkehrsſtrom, der wie immer auf der Erde belebend und befruchtend wirkt, ſichern würden. Aus

Gruppe Ovambofrauen.

dieſer Erwägung heraus hat es die Otavi-Geſellſchaft, ohne ſich irgendwie zu binden, für notwendig gehalten, auch in nordweſtlicher Richtung die Vorarbeiten für eine Eiſenbahn ausführen zu laſſen.

Dies führte im Jahre 1901 zu meiner Expedition aus dem Otavigebiet durch das Amboland und dem ſüdlichen Teil der portugieſiſchen Kolonie bis nach Port Alexandre.

Das Amboland iſt der nördlichſte Teil unſeres Schutzgebiets und noch vollſtändig unabhängig. Es iſt in mehrere von einander unabhängige Stämme geteilt. An der Spitze eines jeden Stammes ſteht ein Häuptling, der noch Despot im wahrſten Sinne des Wortes iſt. An Bevölkerung (vgl. die Abbildungen S. 417, 419, 421) wird das Amboland nach Anſicht der Miſſionare mehr als 100000 Menſchen zählen, und man kann annehmen, daß die Ovambo mindeſtens 10 bis

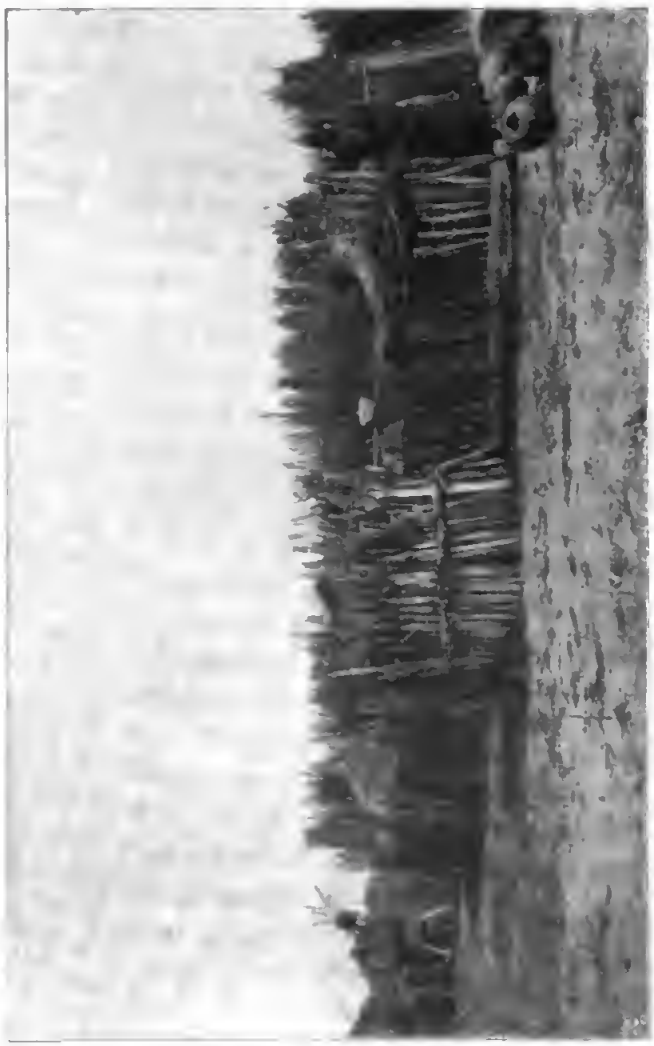
15000 Krieger aufbringen könnten. Sie gelten aber als außerordentlich feig, und die Handvoll Hottentotten des Kaokofeldes, die jahrelang mit ihnen Krieg geführt und Tausende von Rindern geraubt hatten, hatten wenig Respekt vor ihnen. Auch ist ihre militärische Kraft nicht einheitlich organisiert, sondern zersplittert in viele kleine Stämme, die aufeinander eifersüchtig und in gegenseitiger Fehde fortwährend begriffen sind.

Was den Zustand im Amboland für den Europäer so unsicher und unzuverlässig macht, ist der Umstand, daß Recht und Gerechtigkeit in unserm Sinne nicht existiert, sondern daß alles von der Willkür des Häuptlings abhängt. In diesem Sinne kann man europäerfreundliche und europäerfeindliche Stämme unterscheiden. Als europäerfeindlich gelten z. B. die beiden Häuptlinge Regale und Nechumbo, die auch von ihren eignen Untertanen sklavisch gefürchtet werden. Ich weiß nicht, wieviel Morde einem jeden von ihnen nachgesagt werden. Als europäerfreundlich gelten dagegen Kambonde und Uejulu, in deren Gebieten sich auch Missionare befinden. Aber auch in diesen Gebieten ist der Europäer seines Lebens nicht mehr sicher, sobald ein Häuptling stirbt. Dann herrscht wochenlang die vollste Anarchie, Mord und Totschlag sind an der Tagesordnung, der ganze Stamm befindet sich in Aufruhr, und wehe den Weißen, die sich gerade in dieser Zeit in dem Gebiet aufhalten. Das wissen die Missionare ganz genau, mit denen ich mich gerade über diese Unsicherheit auf das ausführlichste unterhalten habe. Sie wissen, daß ihnen der Tod droht, wenn einer der Häuptlinge stirbt. Es ist nicht das erste Mal, daß sämtliche Missionare des Ambolandes ermordet worden sind. Überhaupt spielt das Leben eines Menschen dort eine geringe Rolle. Sogar in der Familie des Häuptlings ist der gegenseitige Mord nichts Ungewöhnliches, was stets in hinterlistiger Weise geschieht, ohne daß die Außenwelt viel davon erfährt.

An meiner Expedition durch das Amboland nahm als Gast der Oberleutnant v. Winkler teil, ein alter Regimentskamerad vom 102. Regiment in Zittau, der Adjutant des Gouverneurs in Windhoek war. Ich nahm ferner noch 3 Weiße und meine alten Diener mit, so daß ich im Notfall über 25 zuverlässige Gewehre verfügen konnte. Als Transportmittel hatte ich zur Verfügung 2 Ochsenwagen, 2 Ochsenkarren, 50 Treckochsen und 14 Pferde, sowie Proviant für 2 Monate.

Unsere ganze Reise durch das Amboland ist glatt verlaufen ohne irgendwelche Störung oder Schwierigkeit mit den Ovambo. Der Grund hierfür mag wohl der gewesen sein, daß mein Name bei den Ovambo in freundlicher Weise bekannt war. Wir hatten schon seit dem Jahre 1892 Hunderte von Ovambo in den Otavi-Minen beschäftigt gehabt, die sich als Arbeiter sehr bewährt hatten; und die Ovambohäuptlinge hatten schon seit Jahren den Wunsch ausgesprochen, mich kennen zu lernen. In der Tat wurden wir auch überall auf das freundlichste aufgenommen, was schon dadurch zum Ausdruck kam, daß wir in allen Dörfern auf das reichlichste mit Kaffern-Bier bewirtet wurden.

Interessant war unser Besuch bei dem Häuptling Regale, einem der gefürchtetsten Häuptlinge. Die Ovambohäuptlinge haben die Gewohnheit, die Besucher, auch wenn es Weiße sind, gewöhnlich recht lange warten zu lassen. Ich hatte Regale mitteilen lassen, daß ich nicht warten, sondern sofort wieder meiner Wege gehen würde. In der Tat wurden wir auch sofort empfangen. Winkler



Ovambowerft.

Digitized by Google

hatte für alle Fälle einen geladenen Revolver in der Taſche. Negale ſaß auf einem Stuhl, er hatte europäiſche Kleidung an. Neben ihm kniete ſein Ratgeber, ein dicker großer Ovambo mit einem ſchlauen Bauerngeſichte. Für uns ſtanden 2 Stühle dem Häuptling gegenüber bereit.

Ich habe ſelten ein ſo häßliches Geſicht geſehen wie das von Negale. Er blickte unausgeſetzt vor ſich hin, nur ſelten ſtreiſte uns ein ſcheuer Blick. Nach dem Austauſch einiger Begrüßungsworte entſtand eine Verlegenheitspauſe, die ich abſichtlich etwas lang werden ließ, weil ich merkte, daß Negale etwas verlegen oder nervös wurde. Endlich ſagte ich, daß wir ſehr durſtig ſeien und daß wir gern etwas Bier trinken möchten. Faſt unmerklich glitt ein Lächeln über ſeine Züge. Ganz leiſe ſprach er einige Worte. Plötzlich erſchien eine Ovambofrau, ließ ſich auf die Knie vor ihm nieder, erhielt mit geſenktem Blick ihren Auftrag, wobei wir nur hörten: I ongeama omuhona (ja Herr und Löwe). Dann erhob ſie ſich, ging, den Blick auf den Boden, rückwärts bis zur Tür und verſchwand eiligſt. Sie brachte 2 Becher Bier, wir leerten dieſelben und verabſchiedeten uns auf das freundlichſte von Negale.

Weit gemütlicher war der Empfang bei dem nächſten Häuptling Kambonde, der wegen ſeiner Gutmütigkeit bekannt iſt. Er hat nur einen Fehler, daß er von morgens 10 Uhr ab ſich in angeheitertem Zuſtand befindet. Man muß ihn deshalb in geſchäftlichen Angelegenheiten vorher aufſuchen. Eines Tages paßte es mir nicht, und ich kam erſt nach 10 Uhr. Da ich warten mußte, war ich ſchon wieder weggegangen. Ein Ovambo-Vormann holte mich aber wieder zurück mit der Entſchuldigung, daß ſein Herr ſich noch ankleiden müſſe. Ich merkte dem Häuptling natürlich gleich an, daß er nicht ganz normal war. Er nahm mich bei der Hand und führte mich durch allerlei Gänge in das Allerheiligſte, wo die Hauptfrau ſich befand. Kambonde, der ſich auf einen Stuhl neben ſie ſetzen wollte, fiel auf der anderen Seite gleich wieder herunter, und als noch einige Ovambofrauen hereinkamen, die mir einige ſchmachtende Blicke zuwarfen, wurde mir die Sache unheimlich, und ich drückte mich auf franzöſiſch. Meine Diener waren ſchon wegen meines langen Ausbleibens etwas beſorgt und waren froh, als ich wieder zum Vorſchein kam.

Der Marſch durch die herrlichen Parklandſchaften des Ambolandes (vgl. die Abbildungen S. 423 und 424) mit ihren Palmenhainen, den Eingeborenen-Dörfern und Ackeranlagen wird uns unvergeßlich bleiben. Da das nordweſtliche Gebiet des Häuptlings Nechumbo im Aufſtand begriffen war, konnte ich die Eiſenbahntraſſe von Omkonda aus nicht direkt nach dem 1. Katarakt des Kunene ſuchen, ſondern mußte einen weiten Umweg nach Norden machen. Ohne Schwierigkeit erreichten wir den Kunene bei Otjipempadiva. Der Übergang über denſelben (vgl. die Abbildungen S. 425, 427 und 429) war wegen der vielen Krokodile nicht ganz ungefährlich, ging aber ohne Unfall von ſtatten. In Humbe, der erſten portugieſiſchen Militärſtation, teilte ich meine Expedition, ſchickte die ſchwerfälligen Ochſenwagen direkt nach Moſſamedes auf der großen Transportpaad über Umpata und ging, nur von dem allernotwendigſten Perſonal begleitet, direkt nach Weſten nach dem erſten Kunene-Katarakt. Dieſes Gebiet unterhalb der Katarakte war faſt unbekannt, und wir hörten die tollſten Gerüchte über ſeine Wildheit und Unwegſamkeit. In der Tat übertraf die Wirklichkeit noch dieſe Gerüchte. Während das Land oberhalb des

Palmenhain im Amboland.

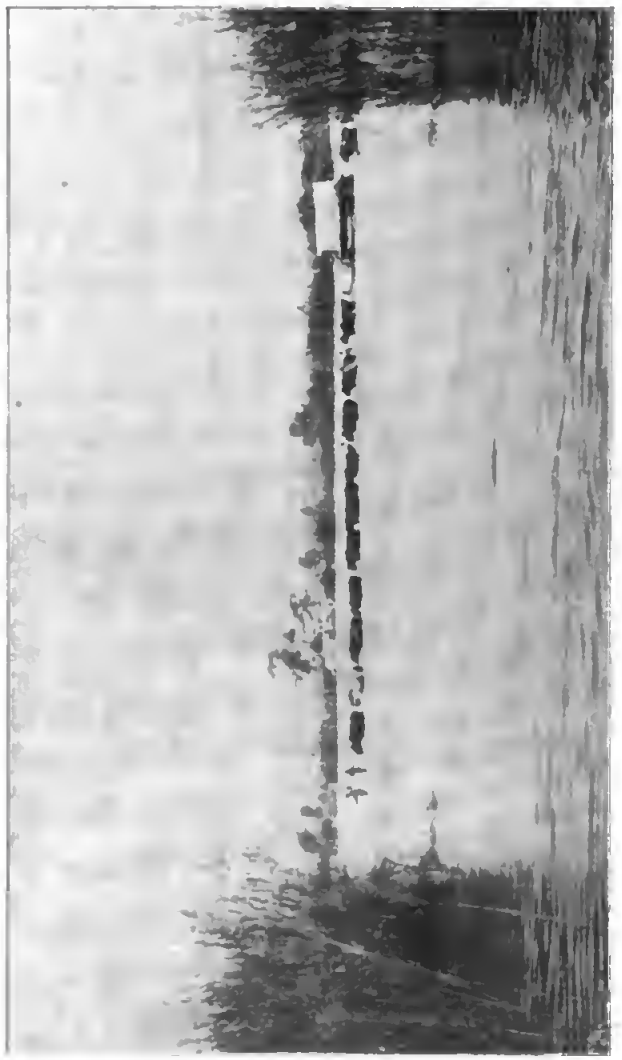
1. Katarakts den Charakter des Ambolandes hat und zum Hochplateau gehört, treten wir unterhalb desſelben in ein wildes Gebirgsgebiet ein, das von einer faſt undurchdringlichen Dornbuſchſteppe überdeckt iſt. An die Ritte durch dieſes Gebiet, an unſere Fußmärſche zum Beſteigen der Hügel und Berge behufs Triangulation und Peilungen werden wir zeitlebens zurückdenken. Hier iſt noch das wildeſte Afrika. Hier iſt auch noch das afrikaniſche Großwild in großer Zahl vertreten: Elefantenherden zu mehreren hundert Stück, Rhinoceroſſe, Flußpferde, Giraffen und alle Antilopenarten. Auch der Löwe tritt hier zahlreich auf. Eines Nachts beſuchte uns ein großer männlicher Löwe ſogar im Lager und richtete eine tolle Verwirrung unter unſern Pferden an, die ſich alle losgeriſſen hatten und ſchnaubend und ſtampfend umherliefen. Mit Feuerbränden konnten wir ihn noch vertreiben. Natürlich ſchoſſen wir auch, trafen aber nicht.

Parklandſchaft im Amboland.

Das Reſultat dieſer Expedition war aber ſehr günſtig. Ich entdeckte einen ausgezeichneten Uebergang über den Kunene unterhalb des 2. Katarakts, wo man mit Spannung von 120 m den Kunene überbrücken kann.

Auch die weitere Straße von dieſem Übergang in nordweſtlicher Richtung bis Port Alexandre erwies ſich als günſtig. Die Aufgabe meiner Expedition war damit gelöſt.

Das landſchaftlich intereſſanteſte und großartigſte Schauſpiel bot der 3. Kunene Katarakt, den wohl noch kein Weißer geſehen hatte. 100 m tief ſtürzt hier der Kunene in ein enges Felſental. Stellen ſie ſich den höchſten Kirchturm vor, und eine Waſſermaſſe aus dieſer Höhe herunterbrauſen, ſo können Sie ſich ein Bild machen von dem gewaltigen Waſſerabſturz. In der Regenzeit, wenn der Kunene ſeinen höchſten Waſſerſtand hat, wird dieſer Waſſerfall kaum dem Niagaraſall in Nordamerika oder den Viktoria-Fällen des Zambeſi nachſtehen.



Mein Ochsenwagen, den Kuene durchquerend.

Zum Schluß gestatten Sie noch einige allgemeine Bemerkungen über das Nordgebiet. Das ganze Kunenegebiet müssen wir als ein einheitliches Gebiet auffassen. Der orographische Aufbau, wie ich ihn für das Kaokofeld geschildert habe, wiederholt sich in genau derselben Weise nördlich vom Kunene. — Klimatisch befinden wir uns hier schon in den Tropen, was durch das Auftreten schwerer Malaria und durch die üppige Vegetation zum Ausdruck kommt.

Während das Hochplateau, also das Amboland, als dicht bevölkert bezeichnet werden kann, leben nach Westen zu, zu beiden Seiten des Kunene nur sehr wenig Menschen. Das Amboland kann also schon wegen der dichten Bevölkerung, dann aber auch des Klimas wegen als Besiedlungsgebiet für Deutsche nicht in Frage kommen. Es ist uns aber wertvoll wegen seiner Bevölkerung, gewissermaßen ein Reservoir von Menschenkraft, dem wir später die Arbeiter für unsere großen wirtschaftlichen Unternehmungen in Südwestafrika entnehmen werden. Allein schon aus diesem Grunde halte ich es für notwendig, uns dieses wertvolle Menschenmaterial zu erhalten. Das Kaokofeld wird aber als Besiedlungsgebiet eine große Bedeutung erhalten. Das kalte und rauhe Küstenklima beeinflußt wohltätig das ganze Gebiet, so daß auch die Malaria hier nicht so schwer zur Geltung kommt wie im Amboland. Der gebirgige Charakter des Landes hindert nicht, daß ausgedehnte Weideflächen mit vorzüglichem Gras und genügend Ackerboden in den zahlreichen Flußbetten vorhanden sind. Ich glaube, daß man mindestens 50 % des Gebietes landwirtschaftlich nutzbar machen könnte. — Auch den Mineralwert des Landes halte ich für sehr hoch. Mehrere Kupferfundstellen, einige Goldfundstellen und ganz gewaltige Eisenlagerstätten sind bereits konstatiert.

Wegen der außerordentlich dünnen Bevölkerung bietet sich im Kaokofeld keine Eingeborenenfrage. Wir werden ohne irgend welche Komplikationen das Kaokofeld in Besitz nehmen können. Tatsächlich haben wir ja schon seit 1902 eine Militärstation in Seßfontein errichtet.

Schwieriger liegt die Sache im Amboland. Die Eingeborenenfrage wird hier sofort akut werden, wenn eine Eisenbahn durch dieses Gebiet gebaut werden soll. Es ist nicht nur meine Ansicht, sondern auch die Ansicht aller Kenner des Ambolandes, daß ein Eisenbahnbau unter den jetzigen Verhältnissen ganz ausgeschlossen ist. Dazu ist die Etablierung einer Regierungsautorität nötig, auf die man sich verlassen kann, und das kann nur eine deutsche sein. Wenn man mich fragt, ob dies ohne Waffengewalt möglich sein wird, so möchte ich auf die Entwicklung der letzten 10 Jahre unseres Schutzgebiets hinweisen. Es hat sich hier ebenfalls um die Beantwortung der Eingeborenenfrage gehandelt, und die Hottentotten und Damaras waren ungleich schwieriger zu behandeln, als es bei den Ovambo der Fall sein wird. Man muß bedenken, daß die Damaras und Hottentotten zusammen vielleicht 200000 Menschen mit mehr als 20000 waffenfähigen Männern ausmachen. Die Eingeborenenfrage in Südwestafrika ist aber nicht dadurch gelöst worden, daß man einen großen allgemeinen Krieg geführt hat, — denn dazu wären Regimenter deutscher Soldaten notwendig gewesen, — sondern sie ist in einer geradezu glänzenden Weise vom Gouverneur Leutwein mit einem Minimum von Kraft, in vereinzelten Fällen durch lokalisiertes energisches

Kanoe, Eingeborenenböte auf Krokodilsjagd.

Vorgehen, im großen und ganzen durch diplomatiſches Geſchick, durch Würde und Ruhe gelöſt worden. Ich bin der Ueberzeugung, daß es unſerer oberſten Leitung des Schutzgebiets auch im Amboland gelingen wird, die deutſche Regierungsautorität in derſelben geradezu vorbildlichen Weiſe zu errichten, und ich hoffe, daß dann auch für den ganzen Norden unſeres Schutzgebiets die Grundlage für deſſen wirtſchaftliche Entwicklung geſchaffen wird.

Zum Schluſſe danke ich Ihnen, daß Sie meinen etwas ausführlich gewordenen Ausführungen gefolgt ſind. Ich hoffe, daß meine Worte beigetragen haben, Ihre Kenntnis des bisher noch wenig bekannten Kunenegebiets und des rätſelhaften Kaokofeldes zu erweitern und Ihr Intereſſe für unſere ſüdweſtafrikaniſche Kolonie zu erhöhen.

Leider iſt dieſes Intereſſe in unſerer ganzen Nation nicht allgemein genug. Wenn man bedenkt, wie viel Hunderttauſende von Deutſchen auf dem Erdball verſtreut ſind und wie viel hunderte Millionen deutſchen Kapitals überall auf der Erde in fremden Gebieten angelegt ſind — ſogar in Venezuela! — ſo muß man ſich doch wundern, wie wenig Deutſche im Verhältnis hierzu in den deutſchen Kolonien leben, und wie wenig deutſches Kapital daſelbſt inveſtiert iſt. Wir beſitzen unſere Kolonien doch nun ſchon faſt 20 Jahre! Man bedenke, daß z. B. in Deutſch-Südweſtafrika heute eine weiße Bevölkerung von etwas mehr als 4000 Köpfen, darunter 2500 Deutſche ſich befindet, d. i. noch nicht der zehnte Teil der Stadt Zittau, und zwar auf einen Flächenraum verteilt, der $^1/_3$ mal größer als das ganze Deutſche Reich iſt. Ich weiß ſehr wohl, daß man eine ganze Reihe von Gründen anführen kann, die dieſen Zuſtand erklären und entſchuldigen. Dieſes Mißverhältnis wird aber auch mit hervorgerufen durch den Mangel an Vertrauen zu dem kaufmänniſchen Wert oder beſſer wirtſchaftlichen Wert unſerer Kolonien. Ich betrachte es geradezu als eine der vornehmſten Aufgaben der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft in dieſer Beziehung aufklärend zu wirken und mitzuhelfen, daß dieſes Mißtrauen beſeitigt werde, und daß ein größeres Vertrauen zu dem kaufmänniſchen und wirtſchaftlichen Wert unſerer Kolonien in den breiten Schichten unſerer Nation Platz greife. Durch ihre großartige Organiſation iſt niemand beſſer als die Deutſche Kolonialgeſellſchaft dazu berufen, dieſe Aufgabe auszuführen, und ihre Bemühungen und Beſtrebungen ſind deshalb nicht hoch genug anzuſchlagen.

Solange nicht unſere ganze Nation an der Kolonialbewegung teilnimmt, nicht theoretiſch allein, ſondern auch praktiſch, nämlich mit dem Geldbeutel und mit Menſchenkraft, werden wir wirtſchaftlich Großes nicht fertig bringen.

Wir Sachſen ſind allerdings mit dem guten Beiſpiel vorangegangen. Gerade in Südweſtafrika ſind eine ganze Reihe von Sachſen bereits tätig. Nach der Bevölkerungszahl ſtehen wir im Verhältnis zur Größe unſeres engeren Vaterlandes mit unſerm Anteil ſogar voran, und zwar befinden ſich die Sachſen durchaus nicht in untergeordneten Stellungen, ſondern nehmen auch ganz hervorragende Stellungen als Offiziere, Beamte, Kaufleute und Landwirte ein.

Wollen wir hoffen, daß dieſe Anteilnahme in unſerm engeren Vaterlande an unſerer deutſchen Kolonialbewegung nicht nur ſo weiter beſtehen bleibe, ſondern ſich noch vielmehr vertiefen und verbreiten und vor allem auch praktiſch betätigen möge!

Erster Kunene-Katarakt.

Alle diejenigen, die kein Kapital zur Verfügung haben, ſich an kolonialen Unternehmungen zu beteiligen, oder die nicht ſelbſt in die Kolonien gehen können, können ihr Intereſſe wenigſtens dadurch beweiſen, daß ſie möglichſt zahlreich der Kolonialgeſellſchaft beitreten.

Betrachtungen über die deutsche Kolonisation von Südbrasilien.

Von Hauptmann a. D. Meinhold auf Schweinsburg.

Immer eindringlicher hört man neuerdings das Losungswort wiederholen: Der deutsche Auswandererstrom müsse von Nordamerika nach Südbrasilien abgelenkt werden.

Die zu diesem Zweck getriebene Propaganda zeigt jedoch so wenig Erfolg, daß die Auswanderung nach Südbrasilien in den letzten 10 Jahren anstatt zuzunehmen, ständig zurückgegangen ist, so daß im Jahre 1901 einer Zahl von 20000 deutschen Auswanderern nach der Union 400 solcher nach Brasilien gegenüber standen.

Der Grund dieser Erscheinung liegt in einer Reihe schwerer Schäden und Mängel, denen die Ansiedler in Brasilien ausgesetzt sind. Und es ist eine Selbsttäuschung, denen sich die Interessenten und Schwärmer für die Kolonisation Südamerikas hingeben, wenn sie ihre Augen gegen die Schäden verschließen und glauben, dadurch würden sie aus der Welt geschafft. Die oben angeführten sprechenden Zahlen sollten sie davon überzeugen, daß die Auswanderungslustigen über die tatsächlichen Zustände in Brasilien durchaus nicht im Unklaren sind. Keine Auskunftsstelle, und wenn sie noch so staatlich ist, genießt soviel Vertrauen bei der Menge, wie die Erkundigung auf privatem Wege. Es hieße die unsichtbaren Fäden, die sich über den Ozean vom Mutterlande nach den Kolonien hinüberspinnen, vollkommen vergessen, wenn man glaubte, daß man durch eine Propaganda von außen her den Auswandererstrom künstlich ablenken könne.

Die augenscheinliche Unklarheit in der Beurteilung der ganzen Frage rührt zweifellos daher, daß sie zu sehr vom Gesichtspunkte der Kolonisationsunternehmer und zu wenig von dem der bäuerlichen Kolonisten betrachtet wird. Um die wahren Bedürfnisse der letzteren zu durchschauen, um die Übelstände mit zu empfinden, die sich ihrem Wohlbefinden entgegenstellen, und an deren Beseitigung zu arbeiten, ist es notwendig, daß solche Leute sich dem Studium der Frage widmen, welche den deutschen Bauern, sein wirtschaftliches System und seine Lebensbedingungen kennen. Dagegen dürfte es feststehen, daß weder der fünfjährige noch auch der zwanzigjährige Aufenthalt in irgend einer Küstenstadt Brasiliens die Legitimation erteilt, um für die Beurteilung der dortigen bäuerlichen Verhältnisse als Autorität aufzutreten. Oder wird jemand vergleichsweise bestreiten, daß es bei uns Leute gibt, die 70 Jahre in Deutschland gelebt haben und keine schwache Ahnung von den Existenzbedingungen unseres hiesigen Bauerntums besitzen?

Daß es ein erfreuliches Bild wäre, wenn ſich in Südamerika deutſche Kultur entwickelte, wird niemand bezweifeln, zumal da beſonders Rio Grande do Sul eine ſo beiſpielloſe Gunſt der Lage, Bodenbeſchaffenheit und natürlichen Schätze beſitzt, die es mehr als irgend ein anderes Land auf der ſüdlichen Halbkugel für bäuerliche Koloniſation geeignet erſcheinen läßt, ſo daß es ein Fehler wäre, dieſen zukunftsreichſten Teil von Südamerika aus dem Auge zu laſſen. Aber je ſchwerer es ſein wird, den verrotteten Zuſtänden, die ein ſüdamerikaniſches Staatsweſen eo ipso an ſich trägt, ein für deutſche Menſchen exiſtenzermöglichendes Äußere zu geben, deſto mehr muß man ſich gewöhnen, bei Betrachtung der Kolonien Südbraſiliens mit Jahrzehnten zu rechnen.

Geſetzt es gelänge plötzlich, den deutſchen Auswandererſtrom nach Braſilien zu lenken, ſo iſt die Frage berechtigt, ob dieſes Land im ſtande wäre, einer bunten Maſſe von Menſchen aller Berufsarten, wie ſie beiſpielsweiſe in den Jahren 1891—96, 810000 an der Zahl, aus Deutſchland auswanderten, ein Fortkommen zu gewähren.

Da das braſilianiſche Staatsſyſtem ein Aufblühen von Handel, Induſtrie und Bergbau nicht ermöglicht und ſonach alle Beteiligten an dieſen Branchen, die in Deutſchland Millionen von Menſchen ernähren, für Braſilien ausgeſchloſſen wären, da ferner bei der Bedürfnisloſigkeit der Koloniſten die Zahl der Handwerker, die dort Beſchäftigung finden kann, ſehr gering iſt, Lohnarbeiter endlich in den Kolonien faſt gar nicht gebraucht werden — denn der Koloniſt wirtſchaftet mit Frau und Kindern allein — ſo beſchränkt ſich der Beſtandteil der Bevölkerung, der gegenwärtig in Südamerika ſeinen Lebens-Unterhalt zu erwerben vermag, lediglich auf ſolche Leute, die an Feldarbeit gewöhnt ſind, und bei denen außerdem noch ein Kapital vorausgeſetzt wird, das ihnen den Ankauf einer Kolonie geſtattet. Es wird einleuchten, daß dieſe Vorausſetzungen ſich nur bei einem Bruchteil des Auswandererſtromes erfüllen, der jährlich Deutſchland verläßt. Dazu kommt aber noch, daß in einem Lande die Vermehrung der bäuerlichen Produzenten ſeine natürlichen Grenzen finden muß, wo nicht die Zunahme der Konſumenten bäuerlicher Produkte gleichen Schritt hält. Dieſes geſunde Verhältnis wird ſchon durch den erſtaunlichen Kinderreichtum der Koloniſtenbevölkerung im Lande ſelbſt ungünſtig beeinflußt und verträgt unmöglich noch eine ſcharenweiſe Einführung von Koloniſten aus Deutſchland; denn die Überproduktion wird durch das Sinken der Preiſe für ländliche Erzeugniſſe bereits nachgewieſen, die im Verlauf von wenigen Jahren um ⅓ gefallen ſind.

Zwar behaupten einige wohlmeinende Theoretiker, es gebe noch eine Anzahl Produkte, die mit Erfolg angebaut werden könnten, da ſie gegenwärtig importiert würden, das ſind: Tabak, Baumwolle, Reis und Zuckerrohr. Dieſer Vorſchlag aber fußt auf einer Unkenntnis des bäuerlichen Syſtemes und einer Vermengung von Plantagenwirtſchaft und bäuerlicher Wirtſchaft. Die letztere beruht darin, daß der Bauer ſolche Produkte erzielt, von denen er ſelbſt leben kann; wenn das ſchon in Deutſchland eine volkswirtſchaftliche Tatſache iſt, ſo wird das in den unberechenbaren braſilianiſchen Verhältniſſen zur elementaren Notwendigkeit. Die Überſchüſſe verkauft er, um vom Erlös unentbehrliche Lebensbedürfniſſe einzuhandeln, die er nicht aus ſeiner eigenen Wirtſchaft entnehmen kann, wie Salz, Kaffee, Seife, Petroleum, Kleidung, Küchen- und Feldgeräte ꝛc. Daraus allein geht ſchon die Bedingung hervor, daß er Waren erzeugen muß, die ohne induſtrielle

Umarbeitung marktfähig ſind, was bei den vier vorgeſchlagenen Produkten nicht zutrifft, ganz abgeſehen davon, daß ſie — auch für den Fall der Gleichwertigkeit mit dem in Nordbraſilien unter tropiſchem Klima wachſenden gleichen Produkt — der Konjunktur unterſtehen, auf deren Schwankungen ſich der Bauer niemals einlaſſen kann. Die Mahnungen an die Koloniſten werden alſo trotz aller wohlgemeinten Belehrung auf unfruchtbaren Boden fallen.

Allerdings gibt es zwei Produkte, in denen noch eine lohnende Entwicklung möglich wäre. Das ſind Schmalz und Molkerei-Erzeugniſſe.

Der Abſatz des erſteren hat ſehr geſchwankt; denn der Export war in den letzten 10 Jahren einmal auf 11, einmal auf 8 Millionen geſtiegen. Beidemale ſank er auf 1 bez. 3 Millionen, weil die Kaufleute den Betrug nicht laſſen konnten, mit Hülfe einer beſonderen Maſchine Waſſer beizumiſchen, welches in der Pfanne eine exploſivartige Wirkung hervorbringt, ſo daß das Rio Grandenſer Schmalz im Handel zurückgewieſen und nur noch nordamerikaniſches begehrt wurde.

Die Molkerei-Erzeugniſſe aber können erſt dann geſteigerte Einnahmen gewähren, wenn die Milchviehzucht auf eine erhöhte Stufe gebracht worden iſt. Auch dem Unkundigen wird das einleuchten, wenn er erfährt, daß in Südbraſilien keine Kuh zu haben iſt, die mehr als 6 Ltr. Milch am Tage gibt, während man in Deutſchland bis zu 24 Ltr. täglich von einer Kuh erhält.

Immerhin wird auch ein vermehrter Abſatz von Schmalz, Butter und Käſe ſeine Grenzen finden, und ſofern man zugibt, daß der Bauer Abſatz braucht, um vom Erlös unerläßliche Lebensbedürfniſſe beſtreiten zu können, ſo wird man bei verſtärkter Einführung von Koloniſten gleichzeitig für die Vermehrung der Konſumenten ſorgen müſſen; ſonſt bildet ſich zum Ruin des Bauerntumes mehr und mehr das Syſtem heraus, das ſich in entlegenen, ein Abſatzgebiet entbehrenden Kolonien eingebürgert hat und in der völligen wirtſchaftlichen Abhängigkeit vom Vendemann beſteht, der mit Hülfe des Tauſchhandels die Bauern um die Früchte ihrer Arbeit bringt. — Die Zunahme der Konſumenten wiederum wird ſich allein aus der Entwickelung von Handel, Induſtrie und Bergbau ergeben, und dieſe wird davon abhängen, ob ſich Kapital findet, das den Mut beſitzt, ſich in Braſilien zu etablieren. Seine Anlage wird ſich hochgradig verzinſen, wenn es gelingt, es durch vorſichtig ausgearbeitete Verträge und geſchützt durch deutſche Schiffskanonen vor der Raubſucht braſilianiſcher Behörden ſicherzuſtellen.

Ein ſchwerer wirtſchaftlicher Schaden, der einen weiteren Teil der Früchte des Fleißes vernichtet, iſt die zunehmende beſorgniserregende Entartung der Körner. Die Schuld daran wird wie gewöhnlich auf den Bauern geſchoben, der es angeblich verſäumt, neues Saatkorn einzuführen. Dieſe Annahme wird bei eingehenderer Unterſuchung hinfällig. Man dürfte vielmehr der wahren Urſache auf den Grund kommen, wenn man von der Erfahrung ausgeht, daß in Braſilien alles auf Betrug baſiert, und annimmt, daß die Kaufleute ſich altes Saatkorn als importiertes neues teuer bezahlen laſſen.

Wenn nach alledem die wirtſchaftlichen Fragen Schwierigkeiten aufweiſen, die dem Koloniſten das Fortkommen erſchweren, ſo iſt die ſtaatliche Fäulnis noch mehr geeignet, Braſilien bei den Auswanderungsluſtigen in Verruf zu bringen. — Die politiſche und juriſtiſche Rechtloſigkeit der Deutſchen, die Tendenz der braſilianiſchen Behörden und Privatleute, die Koloniſten wo irgend angängig auszubeuten, der Landſchwindel und die Unſicherheit des Beſitzes — dies alles kann

unmöglich den Gesamteindruck dieses Landes günstig gestalten. Und je weniger eine Einwirkung vom deutschen Mutterlande aus staatsrechtlich zulässig ist, jemehr eine solche sogar von den partikularistisch veranlagten Deutschen Brasiliens die schärfste Zurückweisung erfahren würde, destomehr muß man die Wandlung der Verhältnisse allein von der Zeit erwarten, die fortschreitend in langsamer Entwicklung ein neues Gebilde an die Stelle des Alten setzt — wie es etwa die starke Vermehrung der drüben befindlichen deutschen Bevölkerung, der allmähliche Übergang des Grundbesitzes in deutsche Hände und die schleichende Verarmung der Brasilianer zur Folge haben mag.

Daß aber gegenwärtig die ganze Sachlage einen nicht abzuleugnenden ungünstigen Einfluß auf die Auswanderung ausübt, beweisen, wie wiederholt betont werden muß, die oben angeführten Zahlen. Und wem es schwer wird, das zu begreifen, der lege sich die Frage vor, wohin er selbst, wenn er die Wahl hätte, auswandern würde: nach Nord- oder nach Südamerika?

In konsequenter Einzelarbeit werden Werbungen für Brasilien glücken; aber von einer Ablenkung des Auswandererstromes dorthin wird in den nächsten Jahrzehnten nicht die Rede sein können. Die Zeit dazu ist noch nicht reif. Nordamerika wird bis auf weiteres den Strom noch aufnehmen, und der politische Beobachter wird darin kein Unglück sehen; denn für das Deutschtum geht das auswandernde deutsche Element in Nordamerika nicht mehr und nicht weniger verloren als in Südamerika. Daß in den Jahren 1891—96 763000 Deutschen, die in die Vereinigten Staaten einwanderten, nur 259000 eingewanderte Engländer gegenüberstehen, kann, wenn sich dieses Verhältnis auf Jahrzehnte ausdehnt, für das dortige Deutschtum kaum ohne stärkenden Einfluß sein.

Bezüglich der Auswanderung nach Südamerika aber wird es einsichtsvoller sein, mit Tatsachen zu rechnen, als sich Illusionen hinzugeben. Und wer dennoch ein aktuelles Interesse an der Beschleunigung der Besiedlung hat, der wird auf die Dauer besser tun, mit kluger Abwägung die hindernden Dämme wegräumen zu helfen, damit sich der Strom ins neue Bett ergießen kann, als in langwieriger Arbeit das Wasser mit Eimern hinüberzuschöpfen.

Dazu aber verhilft eine Aufdeckung der Schäden und keine Verheimlichung derselben.

Die Eingeborenenfrage in Deutsch-Südwestafrika und ihre Lösung.

Von R. A. Schroeder, Farmer in Uitdrooi.

In der Deutschen Kolonialzeitung vom 6. November bespricht der ehemalige Landeshauptmann von Südwestafrika, Major a. D. von François, die Eingeborenenpolitik von früher und jetzt.

Im allgemeinen kann ich den Auslassungen zustimmen, da sie sachlich gehalten sind und dieselben Mängel in der Verwaltung aufgedeckt werden, dieselben Verbesserungen gewünscht werden und auf dieselben unhaltbaren Zustände bezüglich der Minen- und Landgesellschaften hingewiesen wird, die schon seit Jahren hier von den interessierten Kreisen zur Sprache gebracht wurden.

Herr von François sagt: In der Beurteilung der Angriffe wegen der Eingeborenenpolitik und der Behandlung der Ansiedler und Kaufleute sollte man sehr vorsichtig sein, auch wenn dieselben einen tatsächlichen Hintergrund zu haben scheinen.

Wenn Herr von François diese Angriffe auf das Gouvernement mit den Gesellschaften in Verbindung bringt, so wird er seine Beweise dazu haben.

Jedenfalls können die Kolonialabteilung und das Gouverment versichert sein, daß die schärfsten Maßnahmen gegen die Land- u. Minengesellschaften von der hiesigen Bevölkerung nicht nur gutgeheißen, sondern auch als äußerst dringend gewünscht werden.

Für Angriff möchte ich Kritik setzen, ohne die wir nicht weiterkommen. Angriffe gegen Behörden lassen sich im allgemeinen nur gutheißen, wenn alle Schritte in sachlicher Weise getan sind, um Mißstände abzustellen, aber dadurch nichts erreicht wurde.

Die Kritik hat entweder einen Hintergrund, und dann muß das Übel abgestellt werden, oder es muß wenigstens versucht werden. Oder die Kritik trifft nicht das Richtige und die Angriffe beruhen auf Unwahrheiten, alsdann müssen die Gerichte einschreiten; aber daß sie nur einen Hintergrund zu haben scheinen möchte ich nicht zugeben.

Es ist nun eine eigentümliche Erscheinung, daß die Bewohner von Südwestafrika mit dem Lande an und für sich, das allerdings wenig bietet, nicht unzufrieden sind.

Der Grund zur Unzufriedenheit ist an anderen Orten zu suchen.

Der hierher Auswandernde findet nicht die Freiheit, auf die er rechnete. Überall stößt er auf Beschränkungen, die die Behörden angeordnet haben. oder die die Minen- und Landgesellschaften für sich in Anspruch nehmen.

Die Bevölkerung will nicht bevormundet sein. Im Gegenteil, sie will sich mit an der Verwaltung beteiligen. Sie will ihre Erfahrungen und ihr Wissen in den Dienst der Allgemeinheit stellen. Hierzu muß ihr unbedingt das Recht zugesprochen werden.

Es erzeugt die höchste Mutlosigkeit und Unwillen, wenn man sieht, daß die so knapp bemessenen Gelder für das Schutzgebiet so oft an unrechten Stellen verausgabt werden, und daß eine Menge an sich unbedeutender Verordnungen und Beschränkungen die Bevölkerung in der freien Bewegung und Unternehmungslust behindert.

Je länger dieser unglückliche Zustand dauert, um so mehr verschärfen sich die Gegensätze, und immer trägt das Schutzgebiet mit seiner Bevölkerung zuerst den daraus resultierenden Schaden und naturgemäß dann auch das Mutterland.

Man sei versichert, daß es den Farmern, die an eine einfache, ruhige Lebensweise gewöhnt sind, sehr peinlich ist, sich bei den großen Sorgen, die fast jeder zu tragen hat, noch in das politische Kampfgewühl zu begeben. Nur gezwungen begeben wir uns dorthin, um uns vor Verlusten zu schützen und unser Recht und Ansehn selbst zu wahren, weil man noch zu wenig Interesse für uns zu Hause hat. Wir wären andernfalls schon weiter in der Entwicklung, und der größte Teil der hiesigen Übelstände wäre beseitigt.

Herr von François gibt im Absatz 10 zu, daß die Eingeborenen auf Kosten der Weißen bevorzugt werden.

Hier finden wir wieder einen triftigen Grund zur Unzufriedenheit, der sehr leicht vermieden werden könnte.

Es heißt weiter: „Zahlt der Weiße Steuern, so muß der Eingeborene sie auch entrichten u. s. w."

Ja, diese Auffassung teilt man hier allgemein, und doch zahlt nur der Weiße allein eine Jagdsteuer und Gerichtskosten, die recht bedeutend sind. Nur der Weiße wird auf Antrag sofort gepfändet.

Der Farbige kann nicht zum Offenbarungseid gezwungen werden; also wenn es notwendig für ihn ist, besitzt er einfach nichts.

Bei den Eingeborenen sieht man es nicht als Betrug an, wenn sie auf die raffinierteste Weise Waren von den Weißen herausschwindeln.

Wie ungesund dadurch die Lage des Schutzgebietes geworden ist, geht daraus hervor, daß die Schulden der Eingeborenen an die Weißen wohl 2,000,000 (zwei Millionen) Mark betragen. Zum großen Teil sind die Gläubiger unbemittelte oder zu Grunde gegangene Händler und Farmer.

Von dieser enormen Schuld wird unter den jetzigen Umständen sehr wenig von den Behörden eingezogen; denn freiwillig zahlt der Eingeborene äußerst selten etwas. In sehr vielen Fällen behaupten sie, nie Schulden gemacht zu haben. Im Todesfalle des Schuldners ist gewöhnlich alles verloren, da niemand angibt, wo das Erbteil geblieben ist.

Wären die Eingeborenen beizeiten gepfändet, als sie noch mehr Vieh besaßen, so hätten sie sich wohl gehütet, wieder neue Schulden zu machen; denn ein Eingeborener, der einmal gepfändet ist, macht sehr selten wieder Schulden.

Der hiesige Eingeborene, der den meisten Stämmen von Afrika an Geriebenheit und Unverschämtheit überlegen ist, übersah sofort die Situation und nutzte sie zu seinem Vorteil in der dreistesten Weise aus. Er machte Schulden, wo es

möglich war, er kaufte alle möglichen Güter, die er gar nicht brauchen konnte, weil er sich ziemlich sicher vor der Pfändung fühlte.

Besonders die Neulinge im Lande wußte er durch regelmäßige Zahlungen in Sicherheit zu wiegen, um dann größeren Kredit zu nehmen und zu verschwinden, um nicht zu zahlen.

Man kann sich erklären, daß daher die Zahlungen im Lande stockten. Die Eingeborenen zahlten nicht mehr. Infolgedessen stockten auch die Zahlungen der Händler und Farmer; denn jeder Farmer war mehr oder weniger auch auf den Handel mit den Eingeborenen angewiesen. Er konnte der schlechten Viehpreise wegen von Farmwirtschaft allein nicht leben.

Das Gouvernement sah sich nun auch nach Jahren genötigt, etwas für die von den Eingeborenen ausgebeuteten Weißen zu tun.

Einige große Gläubiger erhielten Farmen.

Im vergangenen Jahre sollten auch die Bastardsschulden geregelt werden. Die Gläubiger erhielten Farmen. Leider fehlte es am Notwendigsten, am Wasser.

Die kleineren Gläubiger erhielten zu rund 10 Personen eine Farm von 10,000 Hektar, zu 1 Mark der Hektar = 10,000 Mark.

Farmen, besonders wasserlose, sind jetzt nicht zu verkaufen, zumal der Preis von 1 Mark allgemein als zu hoch anerkannt ist; sie sind also wertlos.

Die Gläubiger der Bastards wollen statt wertloser Ländereien Geld oder auch Vieh als Zahlung haben. Mit Farmen wäre ihnen absolut nicht geholfen.

Die Folge davon war, daß die weiße Bevölkerung ihre Bestände an Vieh zu Geld machen mußte, um einen Teil ihrer Gläubiger zu befriedigen.

Inzwischen war noch der Preis des Viehs um 40—50 % gefallen.

Die größeren Kaufleute, bei denen hauptsächlich die weiße Bevölkerung verschuldet war und ist, warteten, so weit es möglich war, auf die Zahlungen. Wäre dies nicht geschehen, so wären schon vor 3 Jahren 25 % der Händler und Farmer ruiniert gewesen.

Den Kaufleuten wurden massenhaft Rinder, Kleinvieh, Pferde angeboten. Da hierfür aber kein Absatz war, konnten sie die Tiere in nur beschränkter Zahl in Zahlung nehmen.

Kamen die Tiere auf die Auktion, so wurden Spottpreise erzielt.

Es regnete Klagen, Pfändungen, Offenbarungseide für die Weißen, und mancher Weiße sah sich einem Nichts gegenüber. Nur die Eingeborenen blieben zum großen Teil mit **Pfändungen verschont** und behielten ihre Herden.

Dies hatte die weiße Bevölkerung nicht verstehen können.

Um die Situation noch zu verschlechtern, gesellten sich Trockenheit, an vielen Orten Rinderpest und Viehdiebstähle dazu.

Wenn nun wenigstens ein Absatzgebiet vorhanden gewesen wäre, so wäre die Krisis überstanden worden, wenn auch sehr schwer.

Es wird nun oft von Leuten, die keinen genügenden Einblick in die Verhältnisse haben, behauptet, es solle überhaupt kein Kredit genommen und gegeben werden, weder an Weiße noch an Schwarze.

Wenn dies Prinzip rigoros durchgeführt wäre, so hätte sich das Land noch weniger entwickelt. Viele Weiße wären dem Hungertode preisgegeben, und die Diebstähle und Betrügereien hätten kein Ende erreicht.

In einem Lande, wo die Zahlungen größtenteils in Vieh, Fellen, Häuten,

Hörnern, Butter, Eiern ꝛc. geleiſtet werden, weil es an dem üblichen Zahlmittel, dem Bargelde fehlt, iſt man auf das Kreditgeben und -nehmen abſolut angewieſen.

Der Eingeborene, der ſich ſchon an gewiſſe Bedürfniſſe gewöhnt hat, kann nicht jedesmal, wenn er notwendig etwas braucht, ein Schaf zum Verkauf bringen. Der Eingeborene erhält ſehr ſelten bar Geld, wenn er etwas dem Weißen verkauft. Auch der Weiße kann heute kaum ein Drittel für ſeine Produkte in Bar erhalten, den Reſt muß er in Gütern nehmen. —

So unglücklich heute die Verhältniſſe in Deutſch-Südweſtafrika liegen, ſo iſt bei gutem Willen und Energie doch noch ſehr vieles zu retten und ins rechte Fahrwaſſer zu bringen. —

Mein Vorſchlag wäre folgender:

Das Reich bewillige dem Gouvernement 2 Millionen Mark, um den Eingeborenen einen Teil ihrer guten Ländereien abzukaufen, z. B. zu 50 Pfg. den Hektar.

Das Geld erhalten aber nicht die verſchuldeten Eingeborenen, ſondern die weißen Gläubiger derſelben.

Die am höchſten verſchuldeten Eingeborenen müſſen ihre Plätze hergeben. Da die verſchiedenen Eingeborenenſtämme über hinreichende Ländereien verfügen, die unbeſetzt ſind, ſo könnten ihnen andere kleinere Plätze angewieſen werden.

Auf dieſe Weiſe beläßt man den Eingeborenen ihr Vieh und hilft ſehr vielen Weißen wieder auf die Beine oder rettet ſie vor dem Zuſammenbruch

Es kommt vor allem wieder Bargeld ins Land und der Handel und die Viehzucht beleben ſich.

Dem Gouvernement ſtänden dann aber vorzügliche Ländereien zur Verfügung, welche es wohl in zwei Jahren mit 75 Pfg. per Hektar leicht verkaufen könnte, da nur erſtklaſſige Farmen gekauft werden müſſen. Außerdem könnten gleich einzelne Farmen an unbemittelte Anſiedler billig verpachtet oder verkauft werden.

Die Zinſen für das verauslagte Kapital würden ſomit teilweiſe gedeckt werden.

Dieſe guten Farmen der Eingeborenen haben immer ihren Wert, ein Riſiko iſt ausgeſchloſſen.

Die Eingeborenen aber, die jetzt bedeutend weniger Vieh als früher beſitzen, ſind gar nicht im ſtande, dieſe großen ſchönen Farmen auszunutzen. Außerdem haben ſie ſich dieſe verſcherzt durch ihre Liederlichkeit, Trägheit, Leichtſinn und Wohlleben.

Der Eingeborene iſt kein Kind; er weiß genau was er tut, und er iſt auch genügend gewarnt worden.

Auf alle Fälle muß etwas für das Schutzgebiet getan werden, wenn man nicht will, daß alles bisher in das Land geſteckte Geld zum Fenſter hinausgeworfen iſt.

Ein großer Teil der Eingeborenen iſt an Arbeit und gewiſſe Bedürfniſſe gewöhnt. Es mangelt jetzt aber an Arbeit. Daher nehmen die Diebſtähle anſtatt ab ſtetig zu.

Nützliche und rentable Arbeiten zu machen, daran iſt hier kein Mangel, es fehlt nur das Geld.

Im Farmbetrieb, überhaupt jetzt bei den ſchlechten Viehpreiſen, können kaum ¾ der Eingeborenen Beſchäftigung finden.

Wenn Waſſerwerke in Angriff genommen werden, alsdann können zeitweiſe mehr Eingeborene Arbeit finden. Alle dieſe kleinen Arbeiten, die auf Farmen, bei Waſſeranlagen, an Wegen, an der Bahn ꝛc. nötig ſind, reichen nicht aus um den hungerleidenden Eingeborenen Nahrung zu geben.

Es bleibt immer nur ein Ausweg, um mit einem Schlage die traurigen Verhältniſſe für Weiße und Farbige zu ändern, das iſt der Abbau der Minen, die hier tatſächlich feſtgeſtellt wurden, und zwar reiche, ſehr rentable Kupferminen. Bei dieſen könnten auf 50—100 Jahre Tauſende und Abertauſende Arbeiter guten Verdienſt haben.

Auch dann erſt kann der Farmer ſeinen Viehſtand vergrößern und mit einiger Sicherheit der Zukunft entgegenſehen.

In bezug auf die Behandlung der Eingeborenen iſt viel zu ändern.

Selbſtverſtändlich müſſen die Eingeborenen denſelben Geſetzen wie die Weißen unterworfen werden, alſo auch gepfändet werden können.

Bei Diebſtählen muß die Prügelſtrafe auf 100 Hiebe erhöht werden. Zur Erklärung bemerke ich, daß der hieſige Eingeborene ein ſo dickes Fell hat, daß 50 Hiebe à 25 nicht genügen, er verzieht oft keine Miene bei der Prozedur. Der durch Diebſtahl angerichtete Schaden muß von dem Täter erſetzt werden, im Unvermögensfalle muß er den Schaden abarbeiten.

Den Eingeborenen müſſen innerhalb ihrer Reſervate ganz beſtimmte Wohnplätze angewieſen werden, damit das Verſchleppen von Viehkrankheiten und das Nomadiſieren nach Möglichkeit gehindert wird.

Die Großleute der Eingeborenen dürfen keine Leibeigenen halten, weil der Farmer, der ſeine Leute bezahlen muß, nicht mit ihnen konkurrieren kann.

Gewehre ſollten ſelbſtverſtändlich vom Gouvernement unter keinen Umſtänden an die Eingeborenen verkauft werden.

Patronen erhalten nur Eingeborene, die unbeſtraft ſind, und höchſtens 20 Stück pro Jahr.

Jeder Eingeborene, der als unzuverläſſig bekannt iſt oder zu Unverſchämtheiten neigt, dürfte kein Gewehr führen. Jeden Eingeborenen, der Unfug mit ſeinem Gewehr treibt, wird das Gewehr konfiſziert, und der Erlös ſollte in einen Fond kommen, der zum Aufmachen von neuen Waſſerſtellen auf den Eingeborenenreſervaten verwandt werden könnte.

Die Kapitäne und Unterkapitäne ſowie die Werſtälteſten haben dafür zu ſorgen, daß jeder Eingeborene in ſeinem Diſtrikt angemeldet iſt, und zwar mit ſeinem Eingeborenennamen.

Es muß verboten ſein, zwei oder mehrere verſchiedene Namen zu führen, da es dann unendlich ſchwer iſt, Miſſetäter zu fangen.

Jeder Eingeborene müßte einen Paß bei ſich führen.

Das Betteln und Vagabondieren ſollte beſtraft werden.

Ein Strafregiſter ſollte geführt werden, damit die Miſſetäter, die ſchon 4—10 mal vorbeſtraft ſind, nicht dieſelben Strafen erhalten, wie die, welche zum erſtenmal beſtraft werden.

Um die Eingeborenen einigermaßen beaufſichtigen zu können, ſollte die Hälfte

der Schutztruppe in eine Polizeitruppe umgewandelt werden, damit die Truppe dem Lande doch zum Nutzen wäre.

Aufstände der Eingeborenen sind wohl ziemlich ausgeschlossen, aber unmöglich wenn die Eingeborenen ein bißchen kürzer gehalten würden.

Mit 300 Mann könnte man innerhalb eines Jahres die sämtlichen Eingeborenen-Stämme des Schutzgebietes entwaffnen. Selbstverständlich würde es vielleicht einige Tote geben, wenn den Eingeborenen noch genügend Patronen vorher verkauft würden.

Zu fürchten ist von den Eingeborenen nichts, sowie sie so behandelt werden, wie sie von den Buren in Transvaal und dem Freistaat behandelt wurden. Diese behandelten alle Eingeborenen, auch die Reichsten, als ihre Diener, und stellten sie eine Stufe unter sich; daher wurden die Buren auch leichter mit ihnen fertig als wir. Die Eingeborenen fürchten die Buren, aber uns Deutsche leider nicht genug; darum werden wir auch von ihnen so ausgenutzt.

Die Eingeborenenfrage wird ohne bedeutende Geldmittel nicht geregelt werden. Sie ist zu eng mit der Entwicklungsfrage des Schutzgebietes verbunden.

Sie wird gelöst sein, sobald die Mineninduſtrie sich entwickelt.

Das Reich sollte sich die aufgefundenen reichen Minen doch nicht entgehen lassen. Die Einnahmen aus denselben würden so hoch sein, daß wir keine Reichszuschüsse jemals nötig hätten; es würden aber bedeutende Überschüsse sein, und diese, zum Teil für die Entwicklung des Schutzgebietes verwandt, würden dasselbe Transvaal, wie es vor dem Kriege war, gleichwertig machen.

Die Zukunft Deutsch-Ostafrikas.

Von A. Seidel.

Wenn es sich um die Beurteilung der wirtschaftlichen Entwicklung unserer Schutzgebiete handelt, zeigt sich meist so recht die Unerfahrenheit des deutschen Volkes und seiner Wirtschaftspolitiker in kolonialen Dingen. Eine gänzlich unentwickelte Kolonie von dem doppelten Umfange des Deutschen Reiches mit unkultivierter und daher fast gänzlich bedürfnisloser Bevölkerung wirtschaftlich zu erschließen, ist eine Aufgabe, die nicht nur große Geldanlagen, sondern vor allen Dingen sehr beträchtliche Zeiträume zu ihrer Verwirklichung verlangt. Jahre sind seit der ersten Besitzergreifung verflossen, ehe soweit Ruhe und Ordnung geschaffen war, daß an eine wirtschaftliche Betätigung überhaupt gedacht werden konnte. Jahrelange Aufklärungsarbeiten sind ferner erforderlich gewesen, um das Schutzgebiet bei seiner kolossalen Ausdehnung und seinen so verschiedenartigen Verhältnissen soweit kennen zu lernen, daß man sich über die besten Wege des wirtschaftlichen Vorgehens wenigstens im großen und ganzen klar zu werden vermochte. Diese Arbeiten waren notwendig; denn es konnte dem deutschen Kapital nicht zugemutet werden, auf Grund der ersten flüchtigen, von kolonialem Enthusiasmus nicht selten angekränkelten Werturteile seine Haut zu Markte zu tragen.

Diese Periode der Erforschung des erworbenen Besitzes ist bei weitem noch nicht abgeschlossen, und es ist zu wünschen, daß die Regierung wie private Kreise nach dieser Richtung hin die Hände auch ferner nicht in den Schoß legen. Aber die bisher gewonnene Aufklärung hat wenigstens einigermaßen verläßliche Unterlagen für die Anstellung wirtschaftlicher Versuche geliefert. Als wirtschaftliche Versuchsgesellschaften betrachte ich denn auch im großen und ganzen mit wenigen Ausnahmen alle in unserm Schutzgebiet bisher arbeitenden Gesellschaften. Die Erfahrungen fremder Kolonialvölker lehren uns, daß noch viele Jahre darüber vergehen können, bis es uns gelingt, aus dem Stadium der Versuche heraus und auf feste Grundlagen zu kommen. Mehr als 30 Jahre hat es z. B. gedauert, bis den Engländern die Einführung der Teekultur in Indien gelungen ist. Zahlreiche Versuche sind fehlgeschlagen und oft ist man drauf und dran gewesen, das Unternehmen überhaupt aufzugeben, wenn nicht Dr. Jameson, der Direktor des Botanischen Gartens in Saharanpore immer wieder zum Ausharren gemahnt und neue Versuche angestellt hätte. Millionen sind bei den ersten Unternehmungen verloren worden. Heute aber sind über 200000 Hektar in Indien mit Tee bepflanzt und der jährliche Exportwert beträgt mehr als 100 Millionen Mark. So werden auch wir Lehrgeld zahlen müssen, ehe wir die Ernte einheimsen können.

Nach den ersten, stark optimistisch gefärbten Berichten über den wirtschaft-

lichen Wert des Landes trat naturgemäß eine Reaktion ein, die sich nach der entgegengesetzten Seite hin vergriff. Damals sprach Professor Dr. Hans Meyer seine Ansicht dahin aus, daß neun Zehntel des ganzen deutsch-ostafrikanischen Gebietes unbewohnte Sawanne sei, ein Urteil, das dem Schutzgebiet viel geschadet hat. Eingehendere Untersuchungen haben seitdem gezeigt, daß diese Auffassung übertrieben gewesen ist.

Wenn man ein Urteil über den wirtschaftlichen Wert des Landes gewinnen will, so ist es bei unbefangener Würdigung seiner natürlichen Verhältnisse von vornherein klar, daß man dabei nicht das ganze Gebiet als ein einheitliches Ganzes ins Auge fassen darf, sondern zwischen den einzelnen, natürlich differenzierten Landstrichen scharf unterscheiden muß. Nach einer Berechnung, die Dr. Karl Peters auf Grund einer von ihm entworfenen Wertschätzungskarte des Schutzgebietes angestellt hat, kann das Schutzgebiet seinem wirtschaftlichen Charakter nach in folgende vier Kategorien eingeteilt werden:

a. unbewohnte Steppengebiete ca.	150000	qkm
b. Kultivationsgebiete für Eingeborene . . .	500000	„
c. Plantagengebiete	50000	„
d. Siedlungsgebiete für Europäer	220000	„
Summa	920000	qkm.

Der Rest entfällt auf die Wasserflächen.

Was zunächst die Steppengebiete anlangt, so gehören dahin die Landstrecken, welche die Bergländer von Usambara, Pare, das Massiv des Kilimandjaro und den Meru einschließen. Ferner die Massaisteppe, der westliche Teil von Westmassai, die Gebiete nördlich vom mittleren Ruvuma, die Marenga Mkali, die Mgunda Mkali sowie weite Flächen zwischen Turu und Uyansi und endlich im Norden vom Rikwasee. Auch diese Gebiete sind nicht als völlig verlorenes Land zu betrachten. Einmal kann in der tiefer gelegenen nördlichen Hälfte der Massaisteppe Viehzucht durch Eingeborene betrieben werden, und sodann haben die auf Veranlassung des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, wirtschaftlichen Ausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft, vorgenommenen Untersuchungen einzelner Steppengebiete durch Dr. W. Busse mancherlei neue Aufschlüsse ergeben. Besonders wichtig ist auch die Feststellung Busses auf Grund der noch erhaltenen Pflanzenformen gewesen, daß in Ugogo die Steppe keineswegs eine natürliche Vegetationsform ist, sondern lediglich das Ergebnis der periodisch wiederkehrenden Brände darstellt, welche in maßlosester Weise durch die Trägerkarawanen veranlaßt worden sind.

Das Kultivationsgebiet für Eingeborene umfaßt Ländereien im Umfange des Deutschen Reiches, Ländereien, die nach ihrem Klima für die Ansiedlung des Europäers nicht geeignet sind, auch für wertvolle Plantagenkulturen nicht die Bedingungen bieten, aber doch den Eingeborenen eine seßhafte Lebensführung ermöglichen. Hierher gehören die Landschaften Usegua, Ussagara, Gedja, Khutu, Teile von Mahenge und der größte Teil der Gebiete südlich vom Rufidji und Ulanga. Ferner gehören dahin die südlichen Grabenlandschaften Ugogo, Unyamwesi nebst den im Norden, Osten und Süden sich anschließenden Landschaften.

Als Plantagengebiet sind die Landstriche anzusehen, die zwar infolge ihres Klimas dem Europäer die dauernde Niederlassung versagen, aber den

lohnenden Anbau wertvoller Plantagenprodukte gestatten. Für Hochlandkulturen (vornehmlich für Kaffee, Tee, Kardamom, Chinchona ꝛc.) eignen sich hauptsächlich Handei sowie manche Gebiete des Usambara- und Paregebirges, des Kilimandjaro, Westukami, das Ssamangaplateau sowie Teile des Makondeplateaus, des Kondelandes und des Zwischenseengebietes. Tieflandkulturen (Tabak, Baumwolle, Reis, Kokospalmen, die meisten Gewürze ꝛc.) finden überall an der Küste, in Bondei, in den Niederungen des Pangani, des Luengera und des Mkomasi, des Wami, des Kingani, des Rufidji und des Ulanga, des Ruvuma und in tiefer gelegenen Teilen des Kondelandes günstige Vorbedingungen. Auch große Strecken des für die Ansiedlung von Europäern vielleicht geeigneten Landes werden gleichzeitig für Plantagenkulturen nutzbar zu machen sein.

Beruhen schon die voraufgehenden Werturteile immerhin vielfach noch auf unsicheren Unterlagen, so ist das natürlich noch viel mehr der Fall in Bezug auf die sogenannten Besiedlungsgebiete, da eine ganze Anzahl von Vorfragen, welche für die Siedlung wichtig sind, nur durch praktische, womöglich in größerem Umfange angestellte Versuche gelöst werden können. Für die Ansiedlung von Viehzüchtern eignen sich vermutlich die Landschaften zwischen dem Viktoria und Tanganyika einerseits und die zwischen dem Tanganyika und dem Njassa andererseits, ferner Uhehe, Ubena und Ussango sowie die Gebiete unmittelbar östlich vom Njassa, ferner vielleicht auch der nordöstliche Teil von Westmassailand. Die Gebiete, in denen in erster Linie Ackerbau von europäischen Ansiedlern betrieben werden könnte, sind schon viel spärlicher gesäet. Nach den natürlichen Verhältnissen des Landes könnte daran gedacht werden, solche Ansiedler niederzusetzen, in Usambara, dem Paregebirge, dem Kilimandjaro, den Unguubergen, in einzelnen Teilen von Ukami und Ussagara und vielleicht auch hier und da in den Gebieten östlich vom Njassa und vom Tanganyikasee. Es muß aber ausdrücklich nochmals betont werden, daß es sich hier vorläufig nur um Möglichkeiten handelt, deren Verwirklichung aus später zu erörternden Gründen zum Teil noch in weiter Ferne liegt.

Daß das Land sich nur langsam entwickelt, liegt zunächst in der spärlichen Bevölkerung. Die Volksdichte des ganzen Schutzgebietes, das auf etwa 995 000 qkm etwa 6 Millionen Einwohner zählt, verhält sich wie 1 : 6, während sie sich im Deutschen Reiche wie 1 : 104 stellt. Wenn auch anzunehmen ist, daß die Bevölkerungsziffer nach der Beseitigung der verwüstenden Sklavenjagden sich mit der Zeit wieder heben wird, so findet eine gesunde Besiedlungspolitik, welche die betriebsamsten Stämme dort anzusiedeln bemüht ist, wo sie wirtschaftlich am nützlichsten sind, doch hier ein weites Feld zu ihrer Betätigung. In diesem Sinne sind besonders die Ansiedlungen von Wanyamwesi im Hinterlande von Tanga zu begrüßen, die seitens der Regierung in den letzten Jahren vorgenommen wurden. (Vergl. Deutsche Kolonialzeitung 1903 Seite 30). Auch die Mission kann hier helfend eingreifen, indem sie Aberglauben und laxe Sitte beseitigen hilft, durch welche alljährlich tausende von Eingeborenenkindern dem Untergange verfallen.

Ein weiteres Hindernis ist der Mangel geeigneter Verkehrsverhältnisse. Der Trägerverkehr lohnt sich höchstens für Gummi und Elfenbein; für andere Produkte ist er zu langsam und zu teuer. Auch kann er im allgemeinen nur Gepäckstücke von geringerem Gewicht befördern. Natürlich wird man ihn

nicht ohne weiteres beſeitigen können. Aber eine Reorganiſation desſelben in dem Sinne, wie es ſeiner Zeit ſchon Dr. Peters vorgeſchlagen hat (Das deutſch-oſtafrikaniſche Schutzgebiet Seite 396 ff.), wäre dringend erwünſcht. Auch die Verbeſſerung der Schiffbarkeit der Flüſſe, unter Umſtänden durch Einſchaltung von Eiſenbahnverbindungen zur Umgehung nicht ſchiffbarer Stellen, iſt eine dringende Notwendigkeit. Auf dieſe Weiſe wird beiſpielsweiſe der Pangani bis in die Kilimandjaroniederung hinein ſchiffbar gemacht werden können. Auch der Wami und der Ruvuma bieten in dieſer Beziehung gute Ausſichten. Am wichtigſten aber iſt die Waſſerſtraße des Rufidji-Ulanga, die, unter Umgehung der Strecke von den Pangani- bis zu den Shuguli-Fällen durch eine Eiſenbahn (etwa 95 km Luftlinie), bis in die großen Siedlungsgebiete Uhehes führt.

Die wichtigſte Aufgabe des Gouvernements für die nächſten Jahrzehnte iſt indeſſen die Herſtellung geeigneter Wege und Straßen im ganzen Schutzgebiet. Zwar erfreut ſich die Kolonie ſchon eines ausgedehnten Wegenetzes, das die einzelnen Stationen und Hauptverkehrsplätze mit einander verbindet und in die fünf großen Karawanenſtraßen einmündet, die das Land durchziehen. Doch oſtafrikaniſche Karawanenſtraßen ſind nur groß in der Länge, nicht in der Breite, und auch ſonſt europäiſchen Fahrſtraßen auch nicht entfernt zu vergleichen. Gute Fahrwege aber, wie wir ſie heute nur an der Küſte ſchon beſitzen, ſind uns dringend nötig, ſowohl für die Rentabilität des Plantagenbaues und ſeine fortſchreitende Ausdehnung, wie für die Entwicklung der Eingeborenen-Landwirtſchaft und der Landeskultur im allgemeinen. Vor dem Eiſenbahnbau haben ſie den Vorzug billigerer Herſtellung, wenn wir nach dem Muſter des Wegebaues in Togo von den Eingeborenen die Arbeit an den Wegen durch Vermittlung der Häuptlinge als Steuerleiſtungen verlangen, und für den oſtafrikaniſchen Verkehr werden ſie ähnliches leiſten wie jene, ſofern wir ſie mit der neueſten Errungenſchaft der Verkehrstechnik, mit Automobilen, befahren. Das Gouvernement iſt von dieſen Erwägungen völlig durchdrungen und z. B. neuerdings damit beſchäftigt, eine große Fahrſtraße von der Küſte nach dem Njaſſaſee anzulegen. Hand in Hand damit muß natürlich die Fürſorge für geeignetes Zugvieh gehen, gleichfalls eine Frage, die noch der Beantwortung harrt. Neuerdings werden immer mehr Stimmen für die Einführung des ſüdafrikaniſchen Ochſenwagens laut.

Das Wichtigſte aber iſt die Anlage von Eiſenbahnen, und zwar von großen Linien, die das ganze Land durchſchneiden, damit wir den Durchgangshandel in der Hand behalten. Stichbahnen von der Küſte in die bevorzugten küſtennahen Plantagen- oder Bergwerksgebiete, wie ſie von mancher Seite empfohlen werden, können für dieſe vitale Aufgabe nichts leiſten. Die Ablenkung des Durchgangshandels durch die Ugandabahn, die Kongobahn und die Verkehrserleichterungen auf der Njaſſa-Shire-Route iſt eine der Haupturſachen für die immer ungünſtiger ſich geſtaltende Handelsentwicklung unſeres Schutzgebietes.

Was den Plantagenbau anlangt, ſo ſind die bisher bei den Pflanzungsbetrieben erlebten Enttäuſchungen im weſentlichen darauf zurückzuführen, daß ohne genügende Kenntnis der Bedingungen des Plantagenbaues in Deutſch-Oſtafrika in übereilter Weiſe vorgegangen worden iſt. Wir ſind durchaus noch nicht darüber im klaren, welche Gewächſe lohnenden Anbau in oſtafrikaniſchen Pflanzungsbetrieben verſprechen, und die techniſchen Methoden ihrer Aufzucht und Zubereitung ſind noch völlig unſicher. Es ſcheint heute, daß der Kaffeebau in Uſambara und

anderen Bergländern Oſtafrikas ihm zuſagende Wachstumsbedingungen finden wird. Ob die Kaffeekultur aber jemals von erheblicher Bedeutung für die Kolonie werden kann, das zu entſcheiden reichen die bisher gewonnenen Erfahrungen nicht aus. Auch der Anbau von Zuckerrohr, Tabak und Vanille wird vermutlich lokal beſchränkt ſein und in ſeinen Erträgen einen mäßigen Umfang nicht überſchreiten. Mehr verſprechen ſchon die Kulturen von Reis, Mais und Baumwolle. Beſonders gute Ausſichten eröffnen ſich neuerdings den Öl- und Faſerpflanzen, wie z. B. Erdnüſſen, Kokospalmen und den Siſalagaven. Am meiſten verſpreche ich mir von den Agaven und den Erdnüſſen. Einzelne der feineren Kulturen, wie z. B. Kakao und Pfeffer, ſcheinen im großen und ganzen ausgeſchloſſen zu ſein.

Bei alledem muß feſtgehalten werden, daß die gewonnenen Erfahrungen zu einem ſicheren Urteil über alle dieſe Fragen noch nicht ausreichen, und daß wir über das Stadium der Verſuche noch lange nicht hinaus ſind.

Neben den Plantagenkulturen iſt in neuerer Zeit beſonders die Wichtigkeit der Eingeborenen-Kulturen hervorgehoben worden. Die Regierung bemüht ſich ſowohl um die Hebung des Ackerbaues der Eingeborenen, der noch recht primitiv und verbeſſerungsfähig iſt, als auch um die Hebung ihrer Viehzucht. Sie hat in der Denkſchrift über die Entwicklung der deutſchen Schutzgebiete im Berichtsjahre 1900/1901 eine Anzahl von Grundſätzen aufgeſtellt, denen man nur vollauf beiſtimmen kann, und deren Durchführung dem Schutzgebiet ſicher zum Segen gereichen wird:

1. Durch Hebung der Bevölkerungsanzahl, ſodaß die Notwendigkeit der Arbeit und Produktion an jeden einzelnen herantritt. Eine Generation lang Friedenszeit wird darin ſchon viel leiſten.
2. Durch Schaffung von Abfuhrwegen (Bahnen), damit im Innern nutzlos liegende Produkte zu verwerten ſind. Die Leute können nur dann mehr anbauen, wenn ſie eine Möglichkeit des Abſatzes haben.
3. Anregung zur Ausbildung und Entwicklung vorhandener Kulturen, eventuell unter Anwendung eines leichten Druckes ſeitens der Verwaltung. In Frage kommt vor allem die Kokospalme, Ölfrüchte und Baumwolle, demnächſt Mais, Sorghum. Eine Entwicklung dieſer Kulturen iſt nur möglich, wenn Abnehmer der Produkte und Vorrichtungen zur Erntebereitung vorhanden ſind (Entkernung der Erdnüſſe und der Baumwolle, Preſſen der Baumwolle).

   Dieſe Vorrichtungen können von den Kommunen oder Geſellſchaften angelegt werden. Eine Baumwollproduktion iſt nur zu erreichen in engem Anſchluß an eine Verſuchsſtation und Aufbereitungsanſtalt, die am beſten wie in Togo vom Kolonial-Wirtſchaftlichen Komitee oder von einem Konſortium von Intereſſenten eingerichtet wird. Für die Entwicklung der Maiskultur müſſen, da das Getreide ſich ſonſt ſchlecht hält, ſachgemäße Aufbewahrungsräume von den Kommunen oder Privaten gebaut werden.
4. Zur Unterſuchung von Krankheiten der Kulturpflanzen, zur Auskunftserteilung und für Anbauverſuche mit allen möglichen Gewächſen muß beim Gouvernement eine mit den nötigen wiſſenſchaftlichen Kräften ausgeſtattete Anſtalt errichtet werden. Auch iſt es notwendig, daß über die hieſigen wirtſchaftlichen Verhältniſſe und über Unterſuchungen dieſer Zentrale Veröffentlichungen herausgegeben werden.
5. Endlich aber wird man verſuchen müſſen, gewiſſermaßen als Ferment, ein Bevölkerungselement, das beſſere Wirtſchaftsverhältniſſe hat und auf höherer Kulturſtufe ſteht, heranzuziehen, und da kommen einerſeits die Wanyamweſi

in Betracht, deren Siedlungen ſich gut bewährt haben, andererſeits indiſche Ackerbauer, ganz beſonders für die Reis- und Baumwollkultur.

Ebenſo wichtig iſt aber auch die Einſchränkung des jetzt noch vielfach beſtehenden Raubbaus, unter dem beſonders der Kautſchuk leidet. In manchen Bezirken ſind die Beſtände an Kautſchukpflanzen nahezu vernichtet, und es iſt dankbar zu begrüßen, daß die Regierung hier nicht nur regelnd eingegriffen hat, ſondern auch bedacht geweſen iſt, Verſuche zum Zwecke der Einführung einer rationellen Kautſchukkultur anzuſtellen. Es handelt ſich darum, feſtzuſtellen, welche von den verſchiedenen Kautſchukpflanzen im Schutzgebiet am beſten fortkommen, und ob die Produktionskoſten einen rentablen Betrieb ermöglichen. Zwar haben die in den Kautſchukgebieten Oſtafrikas gelegenen Stationen bereits umfangreiche Verſuche mit der Anpflanzung von Kautſchukbäumen gemacht; aber die Frage iſt heute noch ungelöſt.

Der Mangel einer dichten und arbeitſamen Bevölkerung machte ſich beſonders in den erſten Zeiten in den Plantagenunternehmungen der Europäer fühlbar. Jede neue Unternehmung hat zunächſt für ſich die ſehr ſchwierige Arbeiterfrage zu löſen, einen Stamm von Arbeitern durch Gewährung von allerlei wirtſchaftlichen Vorteilen an ſich zu feſſeln. Hierunter leidet die Möglichkeit der Rentabilität von vornherein in hohem Grade. Die Plantagenunternehmungen früherer Zeiten, die mit Sklavenarbeit betrieben werden konnten, waren in dieſer Beziehung erheblich vorteilhafter daran. Es hat daher in neuerer Zeit nicht an Stimmen gefehlt, die ſich dafür ausgeſprochen haben, den Eingeborenen an Stelle der Wehrpflicht eine Art Arbeitspflicht für öffentliche wie für private Zwecke, natürlich unter ſtaatlicher Beaufſichtigung, aufzuerlegen. Es ſind auch hier wie in anderen Schutzgebieten von einzelnen Stationsleitern unter der Hand praktiſche Verſuche nach dieſer Richtung hin gemacht worden, die recht gute Erfolge gehabt haben. Daß die Steuer von den Eingeborenen in Form von Arbeit entrichtet werden kann, iſt eine ganz verwandte Erſcheinung. Nichtsdeſtoweniger wird heute angeſichts unſerer humanitären Anſchauungen die allgemeine Einführung einer Arbeitspflicht, ſelbſt in milder Form, kaum den Beifall der Mehrheit finden, abgeſehen davon, daß die Rentabilität der Maßregel in Frage geſtellt wird durch die Aufwendungen, die durch eine allgemeine Durchführung derſelben zweifellos bedingt werden würden.

Was den Handel des Schutzgebietes anlangt, ſo ſind Kautſchuk und Elfenbein bisher die Hauptausfuhrprodukte geweſen. Die Ausfuhr derſelben befindet ſich jedoch im Rückgange. Der Grund dafür liegt aber nicht in der Minderwertigkeit der natürlichen Verhältniſſe des Schutzgebietes, ſondern darin, daß die beiden Produkte im Raubbau gewonnen wurden und die Produktionsgebiete an vielen Stellen nach und nach verſagten ſowie an der bereits oben erwähnten Ablenkung des Durchgangshandels infolge Verbeſſerung der Verkehrsverhältniſſe in den benachbarten Kolonien. Die eingeleiteten Verſuche zu einer rationellen Kautſchukgewinnung werden hier vielleicht in Verbindung mit verbeſſerten Verkehrsverhältniſſen mit der Zeit wieder Wandel ſchaffen; mehr aber iſt zu hoffen, daß an Stelle dieſer Produkte allmählich andere, auf geſunder wirtſchaftlicher Grundlage gewonnene Erzeugniſſe treten werden. So iſt z. B. die Ausfuhr von Kopra, Seſam, Wachs, Bauholz und Kaffee erheblich im Wachſen.

Eine geſunde Hebung der Einfuhr kann nur durch die Stärkung der

Kaufkraft der Eingeborenen erreicht werden. Auch das ist eine langwierige Aufgabe. Sie hängt eng zusammen mit der Frage der Hebung der Eingeborenenkulturen und mit der allmählichen Heranziehung der Schwarzen zur regelmäßigen Arbeit in den Plantagengebieten und bei den sonstigen Unternehmungen der Europäer. Wenn die Verhältnisse so bleiben wie sie jetzt liegen, wird eine Steigerung der Haupteinfuhrartikel — heute sind es die Baumwollenwaren — in irgendwie erheblichem Maße nicht erwartet werden können. In den letzten Jahren ist die Einfuhr von Baumwollenwaren infolge der durch die Hungersnot geschwächten Kaufkraft der Eingeborenen sogar zurückgegangen. Also auch hier nur die Aussicht auf eine allmähliche und langsame Entwickelung. Aber auch hier soll der Hinweis nicht unterlassen werden, daß die Ausdehnung der Eingeborenenkulturen schon in einiger Entfernung von der Küste nutzlos bleiben würde, wenn nicht durch Verbesserung der Verkehrsverhältnisse für die Möglichkeit des Absatzes rechtzeitig Sorge getragen wird.

Die Besiedlung des Schutzgebietes mit weißen Ansiedlern ist eine der schwierigsten Fragen, die zur Zeit als noch nicht völlig geklärt gelten muß. Da die für eine solche Siedlung in Betracht kommenden Gebiete zum großen Teile in einiger Entfernung von der Küste gelegen sind, so ist der Eisenbahnbau die nächste Voraussetzung, die vor der praktischen Inangriffnahme der Siedlungsarbeiten erfüllt sein muß. Die klimatischen Gefahren, die auf den Hochländern ohnehin geringer zu sein scheinen, werden vielleicht infolge der neueren Arbeiten von Koch und anderen Forschern noch mehr herabgemindert werden können. Die schwierigste Frage aber ist die nach den Absatzmöglichkeiten der von den Ansiedlern gezogenen Produkte. Es kann nicht allein darauf ankommen, daß der weiße Ansiedler im Schutzgebiete eben nur sein Leben fristet; es muß ihm auch die Möglichkeit geboten sein, durch fleißige Arbeit etwas vor sich zu bringen. Sonst werden wir vergebens auf Ansiedler warten. Mit Bezug auf diese Frage liegt aber vorläufig noch alles im Dunkeln. Vielleicht läßt sich auf dem Wege der Bildung von Produktivgenossenschaften vorankommen. Doch alles das sind Dinge, die erst Bedeutung gewinnen, wenn die Vorbedingung schneller und billiger Verbindung mit der Küste und den etwaigen sonstigen Absatzgebieten gelöst sein wird.

Das nächste Ziel der Kolonialregierung wird es sein müssen, daß die Kolonie die Kosten ihrer eigenen Verwaltung selbst aufbringt. Dem Reiche können billigerweise nur die Ausgaben für die Begründung und Aufrechterhaltung der Reichsgewalt in den Schutzgebieten zugemutet werden, also insbesondere die Kosten der Schutztruppen, der Flottenstationen, des kaiserlichen Gouverneurs, die vertragsmäßige Subvention der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, eventuell auch die Kosten der Reichspost in den Kolonien. Ein Blick in den Etat des Schutzgebietes lehrt, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo diese erste Etappe der Entwicklung des Schutzgebietes erreicht sein wird. Die steigenden Erträge der den Eingeborenen auferlegten Hüttensteuer werden hierzu mit der Zeit das Ihrige beitragen.

Aber auch wenn dieser Zustand erreicht ist, so fehlt es der Kolonie doch immerhin noch an Mitteln für produktive Anlagen aller Art. Ob es möglich sein wird, dieselben schon in der nächsten Zeit im Wege eigener Anleihen zu erhalten, scheint bei den noch wenig entwickelten Verhältnissen und der finanziellen Unselbständigkeit des Schutzgebietes wenig wahrscheinlich. Die Kolonie wird des-

halb darauf angewieſen ſein, auch in dieſer Beziehung auf das Mutterland zunächſt noch zurückzugreifen. Die für ſolche Anlagen vom Mutterlande gewährten Darlehen ſollten aber nur mit der Verpflichtung ſpäterer Rückzahlung gegeben werden.

Die Ausgaben für die Aufrechterhaltung der Reichsgewalt und die Aufwendungen für produktive Anlagen ſind es alſo in der Hauptſache, die jetzt und auch für die nächſte Zukunft den Etat von Deutſch-Oſtafrika, wie er dem Reichstag alljährlich vorgelegt wird, immer noch ungünſtig erſcheinen laſſen. Von einer jungen, völlig unentwickelten Kolonie kann man aber auch nicht verlangen, daß ſie die Mittel für dieſe Ausgaben auch nur zum Teil ſchon jetzt ſelbſt aufbringt. Genug, wenn ſie zunächſt die Koſten ihrer eigenen inneren Verwaltung zu zahlen vermag. Stäke die Erfahrung des deutſchen Volkes in kolonialen Dingen nicht noch ſo völlig in den Kinderſchuhen, ſo würde man über alle dieſe Dinge kein Wort zu verlieren brauchen.

Automobilbetrieb in Deutsch-Ostafrika.

Von Dr. Karl Dieter.

Während der letzten 10 Jahre ist in Ostafrika viel Geld und viel Mühe darauf verwendet worden, durch den Bau fahrbarer Wege und Straßen den Verkehr im Schutzgebiet zu erleichtern und so das Hinterland einer fruchtbaren wirtschaftlichen Tätigkeit zu erschließen. Die Erfahrung hat nun aber gezeigt, daß auf vielen Strecken, und gerade auf den wichtigsten, ein Fahrverkehr mit Ochsen, Pferden, Eseln u. s. w. unmöglich ist, weil die Tiere in kürzester Zeit tödlichen Krankheiten zum Opfer fallen. Die Güter müssen daher nach wie vor in mäßigen Lasten (zu 25—30 kg) auf Negerköpfen befördert werden. Dieser Umstand birgt die große Gefahr in sich, daß die mühsam angelegten Wege und Straßen in kurzem völlig verwahrlost sein werden.

Die Regierung selbst hat ihr Interesse neuerdings mehr und mehr dem Bau von Eisenbahnen zugewendet, ohne damit bis jetzt beim Reichstag sonderlich viel Gegenliebe gefunden zu haben.

Und doch muß etwas geschehen, soll die Entwicklung unserer Kolonie nicht in der beschämendsten Weise stecken bleiben.

Unter diesen Umständen bleibt es verwunderlich, daß man es bis jetzt noch nie mit Automobilfahrten auf den geschaffenen Wegen und Straßen versucht hat. In den europäischen Großstädten verkehren Speditionswagen mit Automobilbetrieb, in den Manövern werden, zum Teil auf ungünstigem Terrain, Automobile für Personen- und Lastenbeförderung verwendet, in Colombo auf Ceylon haben die „Schnauferl" schon seit Jahren ihren siegreichen Einzug gehalten: in Deutsch-Ostafrika aber ist die idyllische Ruhe nicht gestört worden. Die „Töff-Töff" sind aller Wahrscheinlichkeit nach gegen Tsetsefliegen, Dugs, Texasfieber, Surrahkrankheit, Rinderpest, Pferdesterbe u. s. w. gefeit. Sollten sie es nicht wagen können, die Konkurrenz mit den teuren, langsamen und nicht immer zuverlässigen Negerträgern aufzunehmen?

Es scheint z. B. zweifellos festgestellt zu sein, daß in Westusambara in einer Höhe von 1200—1700 m fruchtbare und gesunde Gebiete der Besiedlung durch deutsche Bauern harren (vgl. die von der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegebene Schrift: „Westusambara und seine Besiedelungsfähigkeit"). Eine 84 km lange Bahn führt von Tanga nach Korogwe. Von hier an aber mußten die Ansiedler bisher selbst für die Beförderung ihres Gepäcks durch Träger sorgen. Eine etwa 45 km lange weitere Eisenbahnstrecke von Korogwe (320 m ü. M.) nach dem am Fuß des Berglands gelegenen Mombo (460 m ü. M.) ist im Bau begriffen.

Trotz der schwierigen Verbindungsverhältnisse hatte der Bezirk Westusambara-Wilhelmstal schon im Jahre 1901 eine weiße Bevölkerung von 104 Seelen. Gemüse, Kartoffeln, Getreide geben reiche Ernten. Für Kartoffeln ist ein Ertrag von 200—400 Ztr. auf 1 ha festgestellt. Der Superior der Trappistenmission schreibt: „Ich glaube, daß wir in ganz Usambaraland über den größten und reichlichsten Gemüsegarten verfügen, der aber infolge Mangels an Absatz nicht rentieren kann." Natürlich! Die Transportkosten bis Korogwe betrugen bisher mindestens 10—12 M. per Zentner. An der Küste herrscht eifrige Nachfrage nach Gemüse, Kartoffeln, Fleisch; man zahlt z. B. für 1 Ztr. Kartoffeln 14—20 M. Ein Automobilverkehr Kwai-Mombo würde daher nach Fertigstellung der Bahn Korogwe-Mombo die wirtschaftliche Existenz der Ansiedler sicher stellen.

Über die Rentabilität des Betriebs kann ein Zweifel gar nicht bestehen. Die in Wilhelmstal, Kwai u. s. w. ansässigen Kaufleute, Beamten, Pflanzer und Missionare beziehen heute schon eine, wenn auch nicht zahlenmäßig bekannte, doch jedenfalls sehr beträchtliche Menge von Waren von der Küste. Deren Beförderung würde ohne Ausnahme dem Automobil zufallen. Mit Beginn der Besiedlung würde eine ungeahnte Steigerung des Personenverkehrs und der Transportgüter eintreten (Ackergerätschaften, Werkzeuge, Lebensbedürfnisse, wie Kleider, Schuhwerk, Zucker, Petroleum u. s. w.; ferner Zuchttiere wie Edelschafe und Zuchteber u. s. w.). — An Rückfracht nach Mombo wird nie Mangel sein. Während an der Küste keine Viehhaltung möglich ist, gedeihen in den Bergländern neben Rindvieh Schweine, Schafe, Ziegen aufs vorzüglichste. Damit könnten nicht bloß die Plantagen- und Küstengebiete selbst, sondern auch die Dampfer der deutschen Ostafrika-Linie versorgt werden. Auf den Absatz von Gemüse u. s. w ist schon oben hingewiesen worden.

In ähnlicher Weise könnten z. B. die Straßen Bagamoyo (Dar es Salam)-Kilossa, Dar es Salam-Kisakki, die von Kilwa ausgehende Dondestraße u. s. w. ins Auge gefaßt werden. Auch in andern deutschen Kolonien, z. B. in Togo, sind die günstigsten Vorbedingungen gegeben.

Die technischen Fragen zu untersuchen und zur Lösung zu bringen, muß den Fachmännern überlassen bleiben. Es sollte aber nicht unmöglich sein, mit einer Fracht von 30—50 Ztr. z. B. die Strecke von Kwai bis Mombo und zurück (zusammen etwa 50 km bei einer allmählichen Steigung von 460 auf 1608 m ü. M.) in einem Tag zu durchfahren. Damit aber könnten sowohl die Frachtkosten als auch die Beförderungszeit mindestens auf die Hälfte reduziert werden (40 Ztr. durch Träger befördert kosten auf 50 km gegen 200 M.).

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß in 10 Jahren Hunderte von „Töff-Töff" in unserem Schutzgebiet ihre Kulturaufgaben erfüllen werden. Der Automobilbetrieb muß in Deutsch-Ostafrika als Pionier dem Bahnbau voranschreiten und der fertigen Bahn auf den Zufahrtsstraßen zur Seite gehen. — So wäre recht sehr zu wünschen, daß der Bahn Tanga-Mombo in einigen Jahren mindestens zwei Automobil-Seitenlinien angeschlossen würden: die eine, gewissermaßen als Fühler für die Bahn, hinüber zu dem gleichfalls für Besiedlung geeigneten Paregebirge (evtl. mit Gabelung in eine West- und eine Ostlinie); die zweite von Korogwe aus das Panganital hinauf. Auch könnte heute schon ein fahrbarer Weg von Korogwe durch das Luengeratal ins Bergland hinein geschaffen werden.

Ähnlich wie bei uns die fahrende Landpoſt in Staatsbetrieb iſt, würde in Deutſch-Oſtafrika am beſten das Gouvernement die Leitung des Betriebs übernehmen, beſonders weil die Anlage, Inſtandhaltung und Verbeſſerung der Straßen die natürliche Aufgabe der Landesverwaltung iſt und zugleich fortan durch ein ſehr reelles Intereſſe mit dem Automobilverkehr verknüpft wäre. — Es würde ein gutes Geſchäft und ein patriotiſches, weil wirtſchaftlich fruchtbares Werk ſein.

Konkursrechtliches.

Von Dr. iur. Hermann Hesse.

Die stetig wachsenden Handelsbeziehungen zwischen dem Reich und den Schutzgebieten geben den heimischen Gerichten in immer steigendem Maße Veranlassung, bei ihren Verfügungen die besonderen Bestimmungen des kolonialen Rechtes zu beachten, sowie Rücksicht auf die räumliche Entfernung der Schutzgebiete vom Reiche zu nehmen.

Die Außerachtlassung dieser Rücksicht kann unter Umständen große Nachteile für die Beteiligten zur Folge haben, welche der Gesetzgeber sicherlich nicht gewollt hat. Insbesondere kommt dies bei der Ansetzung von Fristen in Betracht, mit deren Ablauf Rechte entstehen oder endigen oder die Rechtsverfolgung erschwert wird.

Im Nachstehenden soll an der Hand eines praktischen Falles dargetan werden, welche Unzuträglichkeiten sich ergeben können, wenn die räumliche Entfernung zwischen dem Reich und den Schutzgebieten nicht in Betracht gezogen wird.

Die Lindihinterlandgesellschaft m. b. H. hatte ihren Sitz in Koblenz und ihre gewerbliche und Handelsniederlassung in Lindi in Deutschostafrika. Sie geriet am 12. Juli 1902 in Konkurs, und der Konkurs wurde von dem Amtsgericht zu Koblenz eröffnet. Hier erhebt sich schon ein Zweifel, ob nicht das Kaiserliche Gericht für den Südbezirk in Daressalaam anstelle des Amtsgerichts Koblenz für die Konkurseröffnung zuständig gewesen wäre; denn nach § 71 der Konkursordnung (KO.) ist für das Konkursverfahren dasjenige Amtsgericht ausschließlich zuständig, bei welchem der Gemeinschuldner seine gewerbliche Niederlassung oder in Ermangelung einer solchen seinen allgemeinen Gerichtsstand hat. Sind mehrere Gerichte zuständig, so schließt dasjenige, bei welchem zuerst die Eröffnung des Verfahrens beantragt worden ist, die übrigen aus. Durch § 2 des Schutzgebietsgesetzes (SchGG.) und § 7 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes (KGG.) wird die Zuständigkeit des Kaiserlichen Bezirksgerichts Daressalaam für die durch die KO. den Amtsgerichten zugewiesenen Sachen begründet; § 3 SchGG. und § 19 KGG. begründen die Anwendbarkeit des § 71 KO. für das Schutzgebiet Ostafrika, so daß demnach, da Lindi der Ort der gewerblichen Niederlassung der Gesellschaft war, für das Konkursverfahren das Bezirksgericht Daressalaam ausschließlich zuständig gewesen sein dürfte. Diese Auffassung wird durch die Erwägung unterstützt, daß die Realisierung der Konkursmasse durch das Gericht in Daressalaam zweckmäßiger erfolgen konnte als durch das Amtsgericht in Koblenz. Die Abschätzung des Wertes der Liegenschaften und sonstigen Vermögensbestandteile der Gemeinschuldnerin ließ sich von der Heimat aus nur sehr schwer bewerkstelligen.

Die Konkurseröffnung wurde am 12. Juli 1902 in dem für die amtlichen

Bekanntmachungen des Koblenzer Gerichts bestimmten Blatte in folgender Form veröffentlicht:

Konkursverfahren.

Über das Vermögen der Handelsgesellschaft „Lindi-Hinterland G. m. b. H." mit dem Sitze in Koblenz wird heute am 12. Juli 1902 Nachmittags 6 Uhr das Konkursverfahren eröffnet.

Der R.-A. Loenartz II in Koblenz wird zum Konkursverwalter ernannt.

Konkursforderungen sind bis zum 1. Oktober 1902 bei dem Gericht anzumelden.

Es wird zur Beschlußfassung über die Beibehaltung des ernannten oder die Wahl eines anderen Verwalters, sowie über die Bestellung eines Gläubigerausschusses und eintretenden Falls über die in § 132 der K.O. bezeichneten Gegenstände — auf den 9. August 1902 Vormittags 10 Uhr — und zur Prüfung der angemeldeten Forderungen auf den 18. Oktober 1902 Vormittags 10 Uhr — vor dem unterzeichneten Gerichte, Zimmer Nr. 6, Termin anberaumt.

Allen Personen, welche eine zur Konkursmasse gehörige Sache in Besitz haben oder zur Konkursmasse etwas schuldig sind, wird aufgegeben, nichts an den Gemeinschuldner zu verabfolgen oder zu leisten, auch die Verpflichtung auferlegt, von dem Besitze der Sache und von den Forderungen, für welche sie aus der Sache abgesonderte Befriedigung in Anspruch nehmen, dem Konkursverwalter bis zum 1. Oktober 1902 Anzeige zu machen.

Königl. Amtsgericht in Koblenz.

Erst zu Anfang Oktober erschien in der Ostafrikanischen Zeitung in Daressalaam folgende

Bekanntmachung.

Im hiesigen Handelsregister wurde eingetragen, daß über das Vermögen der Lindi-Hinterland-Gesellschaft m. b. H. durch Beschluß des Amtsgerichts 4 Koblenz am 12. Juli 1902 nachmittags 6 Uhr das Konkursverfahren eröffnet worden ist.

Daressalaam, den 20. September 1902.

Der Kaiserliche Bezirksrichter.

In demselben Blatte erschien dann in Nr. 49 vom 13. Dezember 1902 die Bekanntmachung der Konkurseröffnung, obwohl diese Bekanntmachung dort schon am 10. August hätte erfolgen können, sofern sie sofort bei Eröffnung des Verfahrens verfügt worden wäre.

Der Richter war allerdings auf Grund des § 76 der Konkursordnung nur zur Bekanntmachung in dem Koblenzer Blatte verpflichtet; er konnte aber auch weitere Bekanntmachungen anordnen, und hat dies auch, wenn auch etwas sehr verspätet, getan.

Da die öffentliche Bekanntmachung als Zustellung an alle Beteiligten gilt, auch wenn daneben noch eine besondere Zustellung vorgeschrieben ist, so konnte die Unterlassung der sofortigen Bekanntmachung der Konkurseröffnung in der Ostafrikanischen Zeitung für die in Ostafrika, insbesondere in Lindi, dem Sitze der gewerblichen Niederlassung der Gemeinschuldnerin, wohnenden Konkursgläubiger erhebliche Nachteile im Gefolge haben.

Es ist deshalb wünschenswert, daß in ähnlichen Fällen die Praxis sich

einbürgert, sofort auch die Bekanntmachung der Konkurseröffnung in demjenigen kolonialen Blatte zu veröffentlichen, welches am Sitze der gewerblichen Niederlassung der Gemeinschuldnerin erscheint, sofern diese ihren Sitz nur im Reiche hat, und wenn dort keine Zeitung erscheint, im amtlichen Kolonialblatt, damit die in den Kolonien wohnenden Gläubiger, hauptsächlich die Angestellten und eingeborenen Arbeiter der Gemeinschuldnerin, rechtzeitig Kenntnis von der Konkurseröffnung erlangen.

Gemäß § 111 Abs. 2 KO. ist die Bekanntmachung des Eröffnungsbeschlusses neben der im § 76 KO. vorgeschriebenen Veröffentlichung auszugsweise in den Deutschen Reichsanzeiger einzurücken. Da die Behörden in den Schutzgebieten vermutlich den Reichsanzeiger beziehen, wäre es angebracht, wenn ihnen zur Pflicht gemacht würde, alle Bekanntmachungen in demselben, welche für die Schutzgebiete von Interesse sind, von Amtswegen auch im amtlichen Kolonialblatt und in dem Amtsblatt des Schutzgebietes zu veröffentlichen. Bei einer im Schutzgebiet erfolgenden Konkurseröffnung muß eine Bekanntmachung nach neuem Recht im Reichsanzeiger auf Grund des § 111 KO. erfolgen, da der § 45 des alten KGG. vom 10. Juli 1879, wonach die Einrückung einer öffentlichen Bekanntmachung in den Reichsanzeiger in den Fällen der §§ 111, 116, 163, 190, 198, 205 KO. nicht erforderlich war, weggefallen ist.

Es ist ferner wünschenswert, daß im Falle der Eröffnung des Konkursverfahrens über das Vermögen einer Gesellschaft oder Privatperson, die im Reiche und in den Schutzgebieten Sitz und gewerbliche Niederlassung hat, die Fristen nicht zu kurz bemessen werden. In der Bekanntmachung des Koblenzer Gerichts war, nachdem die Eröffnung des Konkurses am 12. Juli erfolgte, der erste Versammlungstermin bereits auf den 9. August angesetzt; nach § 110 KO. konnte der Richter diese Versammlung allerdings nicht über einen Monat nach der Konkurseröffnung hinaus anberaumen. Wird der Konkurs im Schutzgebiet ereröffnet, so könnte dieser Termin auf Grund des § 3 SchGG. und § 47 KGG. allerdings auf 2—3 Monate hinausgeschoben werden. Es empfiehlt sich daher eine Ergänzung des § 110 KO. dahin, daß, wenn anzunehmen ist, daß Beteiligte in den Schutzgebieten wohnen, die Frist angemessen verlängert werden könnte; entsprechende Ergänzungen müßten auch eine Anzahl anderer, im weiteren Verlauf der Darstellung angeführte Bestimmungen der KO. erhalten. Anstatt am 9. August wäre der erste Versammlungstermin zweckmäßig erst gegen Ende September anberaumt worden, damit die Gläubiger in Lindi wenigstens Zeit gehabt hätten — vorausgesetzt, daß sie die Konkurseröffnung rechtzeitig, d. h. anfangs August, erfahren hätten —, einen Bevollmächtigten in Koblenz zu ernennen, der ihre Interessen bei der Wahl eines anderen Verwalters und bei der Bestellung eines Gläubigerausschusses wahrgenommen hätte.

Daraus, daß dieser Termin dann mit dem Termin zur Anmeldung der Forderungen — nach § 138 KO. 2 Wochen bis 3 Monate — zusammengefallen wäre, könnten sich Unzuträglichkeiten nicht ergeben.

Ferner liegt es auch im Interesse der kolonialen Gläubiger, daß der allgemeine Prüfungstermin möglichst weit hinausgeschoben werde. Er soll nach § 138 KO. 1 Woche bis 2 Monate nach dem Ablaufe der Anmeldefrist anberaumt werden; bei einer Konkurseröffnung durch das Kaiserliche Bezirksgericht soll gemäß SchGG. § 3 und KGG. § 47 die dazwischen liegende Frist mindestens

2 Wochen und höchstens 3 Monate betragen. Hierdurch können den kolonialen Gläubigern vielfach die Kosten eines besonderen Prüfungstermins erspart werden, und das wäre nur recht und billig, da sie als säumig kaum zu bezeichnen sind.

Es ist ferner wünschenswert, daß der offene Arrest unbedingt sofort auch in einem kolonialen Blatte veröffentlicht wird, und daß die Frist zur Anzeige über den Besitz von Sachen des Gemeinschuldners wenigstens für die kolonialen Interessenten auf mindestens 3 Monate bemessen wird. Geschieht das erstere nicht, so können diejenigen kolonialen Interessenten, welche noch an den Gemeinschuldner leisten, zu Schaden kommen, da sie nur insoweit befreit sind, als das Geleistete in die Konkursmasse gekommen ist. Wird dagegen die Anzeigefrist zu kurz bemessen, so können die kolonialen Interessenten, selbst wenn ihnen die Bekanntmachung der Konkurseröffnung rechtzeitig zugegangen ist, Schaden erleiden, weil sie für allen aus der Unterlassung und Verzögerung der Anzeige entstehenden Schaden haften.

Auch müssen diejenigen kolonialen Konkursgläubiger, deren Forderungen nicht festgestellt sind, eine angemessene Frist für den Nachweis erhalten, daß sie die Feststellungsklage erhoben haben. Die jetzige Ausschlußfrist von 2 Wochen nach der Bekanntmachung ist völlig unzureichend, und da sie den Nachweis nie rechtzeitig führen könnten, so würden ihre Forderungen bei der vorzunehmenden Verteilung überhaupt nicht berücksichtigt werden. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei denjenigen kolonialen, d. h. in den Kolonien wohnenden Gläubigern, von welchen eine abgesonderte Befriedigung beansprucht wird.

Endlich können bei der Einstellung des Verfahrens auf den Antrag des Gemeinschuldners die Konkursgläubiger binnen einer mit der öffentlichen Bekanntmachung beginnenden Frist von einer Woche Widerspruch gegen den Antrag erheben. Da diese Bekanntmachung in den Kolonien erst lange nach Ablauf dieser Frist veröffentlicht wird oder zur Kenntnis der Gläubiger gelangt, so sind auch in diesem Falle die kolonialen Interessenten benachteiligt und außer stande, ihre Interessen wahrzunehmen.

Es steht zu hoffen, daß alle diese Verhältnisse, die im Vorstehenden in kurzen Umrissen nur angedeutet worden sind, bei der Schaffung eines allgemeinen Kolonialrechts gebührende Berücksichtigung finden werden.

Die Tanganyika-Dampferexpedition 1898—1901.

Von Direktor Fr. Waechter, Danzig.

I.

Der Gedanke, zerlegbare Dampfer auf die zentralen Seenbecken Afrikas zu bringen, ist durchaus nicht neu. Die englischen Missionare haben schon vor mehr als 20 Jahren die „Domira“ auf den Nyassa-See, die „Morning star“ auf den Tanganyika-See gebracht und dort zusammengebaut, so daß sie noch heute, wenn auch mit vielfacher Unterbrechung, in Tätigkeit sind.

Die Deutschen sind in den Versuchen, Ähnliches zu leisten, anfangs ohne Erfolg gewesen. Der „Hermann v. Wissmann“, ursprünglich nach dem Viktoria-See bestimmt, ist endlich bis zum Nyassa gebracht worden, nachdem kein Geringerer als Major v. Wissmann selbst die Leitung der Expedition übernommen hatte. Die Teile des Antisklaverei-Dampfers „Peters“ sind wohl kaum mehr als wenige Tagereisen von der Küste ins Innere gekommen, dann mühsam zusammengesucht und in Dar-es-Salaam montiert worden; ohne Kessel und Maschine dient das einst so stolz gedachte Schiff heute Leichterzwecken im Hafen.

Wenn daher ein dritter Versuch, Meinung und Kapital in Deutschland dafür zu gewinnen, ein Schiff nach dem von der Küste fernsten Seenbecken, dem Tanganyika, zu schaffen, im Anfang auf die allergrößten Bedenken aller offiziellen Kolonialmänner stieß, so war dieses nicht nur nicht wunderbar, vielmehr sagte sich jedermann, daß man sich in Deutschland hüten müsse, zwei Mißerfolgen noch einen dritten folgen zu lassen; denn daß das Werk gelingen könnte, glaubte zunächst niemand.

Im Jahre 1896 trat Herr Oberleutnant Otto Schloifer mit einem Projekt hervor, welches nichts Geringeres enthielt als die Verwirklichung jenes Gedankens.

Schloifer hatte als Teilnehmer an den Antisklavereiexpeditionen nach und an dem Viktoria-See Gelegenheit gehabt zu erkennen, welch enormer Vorteil zur Erhaltung des Friedens, zur Verbreitung der Zivilisation und zur Hebung des Verkehrs ein von Wind und Wetter unabhängiges Fahrzeug auf den großen Gewässern bedeute.

Hatte Wissmann den Nyassa-See mit einem Dampfer besetzt, so wollte Schloifer einen Schritt weiter gehen und einen solchen auf den Tanganyka-See bringen, indem er, nicht quer durch die Kolonie gehend, sondern die vorhandenen Transportmittel auf dem Wasserwege Zambesi-Schire-Nyassa benutzend, dieser Kette ein neues Glied anfügte.

Wie sehr wirksam bei Beherrschung der Binnengrenze einer Kolonie, welche zu mehr als der Hälfte in schiffbaren Gewässern besteht, ein Dampfer sein müsse, war ohne weiteres einleuchtend; wie folgerichtig das Benutzen der vorhandenen zur

Herſtellung neuer Verkehrsmittel ſei, gleichfalls nicht abzuleugnen, und ſo gelang es Herrn Schloiſer, zunächſt einige Perſönlichkeiten zu gewinnen, welche ſich zu einem Komitee zuſammentaten mit dem beſonderen Zweck, den Plan, einen deutſchen Dampfer nach dem Tanganyka-See zu bringen, zu verwirklichen. An der Spitze ſtand Herr Major von Wiſſmann, als techniſcher Berater für den Bau wurde Herr Ingenieur Thuleſius gewonnen, welcher als Direktor einer Hamburger Werft bereits die Bauten des „Peters" und „Hermann v. Wiſſmann" geleitet hatte. Im Winter 1896—97 trat das Tanganyka-Dampfer-Komitee zunächſt an die Deutſche Kolonialgeſellſchaft heran und gewann deren Unterſtützung, indem Herrn Oberleutnant Schloiſer die Wege geebnet wurden zu einer Vortragsreiſe, auf welcher er ſeinen Plan begründete und die Ausführung erörterte. Das war der erſte, aber bedeutende Schritt, das Intereſſe daran in weitere Schichten zu tragen.

Allmählich gelang es denn auch, das Wohlwollen offizieller Stellen, des Kolonialamts und anderer, dem Unternehmen zu gewinnen. Die Frage der Aufbringung der nötigen Geldmittel, welche auf ca. 300000 Mk. veranſchlagt wurden, ſollte zunächſt durch Sammlungen freiwilliger Beiträge aus allen intereſſierten Kreiſen gelöſt werden.

In der Tat iſt es durch unermüdliche Arbeit gelungen, einen bedeutenden Teil der Koſten auf dieſe Weiſe aufzubringen. Die Deutſche Kolonialgeſellſchaft verſtand ſich ebenfalls zu einer pekuniären Unterſtützung, und endlich wurde der noch fehlende Reſt durch den ſtets bereiten Förderer aller kolonialen Zwecke, S. Hoheit den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, garantiert.

Nachdem die Finanzierung des Unternehmens geſichert war, folgte die behördliche Genehmigung, und mit Eifer wurden die Vorarbeiten für die Ausführung betrieben.

* * *

Im Frühjahr 1897 wurde die „Hedwig v. Wiſſmann", — dieſen Namen ſollte der Tanganyika-Dampfer führen, der Gemahlin des eifrigen Förderers des Unternehmens zu Ehren — auf der Werft von Jantzen & Schmilinski A.-G. in Hamburg-Steinwärder auf den Helling geſtellt, und der Bau ſo gefördert, daß das Schiff anfangs Auguſt faſt vollſtändig fertig geſtellt war. Seine Maße waren folgende: Länge 20 m, Breite 4,65 m, Tiefe 2,65 m; das Material beſtand aus deutſchem Stahl. Das kleine, ſehr ſcharf und ſeetüchtig gebaute Fahrzeug wurde mit einer Compoundmaſchine ausgerüſtet, für welche der Dampf in zwei kleinen Zylinderkeſſeln von 9 Atm. Druck mit Holzfeuerung erzeugt wurde, und welche ihm eine Geſchwindigkeit von ca. 9 Seemeilen p. Stunde geben ſollte. Ein auf dem Deck aufgebauter Salon diente zum Aufenthalt der Weißen und konnte als Schlafraum zurechtgemacht werden; für die Mannſchaft war ein kleines Logis vorn unter Deck eingebaut, im Hinterteil des Schiffes hatte man einen Laderaum vorgeſehen. Die Steuervorrichtung befand ſich auf einer über dem Salon gelegenen geräumigen Brücke. Das ganze Schiff war mit doppelten Sonnenſegeln von vorn bis hinten verſehen und mit zwei ſtählernen zerlegbaren Böten ausgerüſtet.

Bei der Konſtruktion des Schiffskörpers und der Maſchine, ſowie der beiden Keſſel war mit größter Umſicht darauf Bedacht genommen worden, die

einzelnen Stücke derart zu zerteilen, daß möglichſt geringe Gewichte erzielt wurden, um dieſelben der Leiſtungsfähigkeit eines afrikaniſchen Trägers, welche im Durchſchnitt auf 25—30 kg geſchätzt werden kann, nach Möglichkeit anzupaſſen. Alle Teile auf ein ſolches Minimalgewicht zu bringen, war natürlich nicht möglich; erreicht aber wurde in der Tat, daß ſelbſt das ſchwerſte nicht weiter zerlegbare Konſtruktionsſtück das Gewicht von 250 kg nicht überſtieg. Jedenfalls iſt der ausführenden Werft alle Anerkennung zu zollen, daß ſie ſoweit das ſchwierige Problem löſte.

Während des ganzen Winters 1897 zu 98 ſtand der Dampfer auf der Werft, den Tag ſeiner Abnahme und Verpackung erwartend, da.

In dieſer Zeit war auch bereits das für die Expedition notwendige Perſonal an Europäern gewonnen worden. Herr Oberleutnant Schloifer war Chef der Expedition, als Führer des Schiffes ſollte Herr Kapitän Prager fungieren, welcher als Teilnehmer der Wiſſmannſchen Dampfer-Expedition und Führer des „Hermann v. Wiſſmann" bereits mit afrikaniſchen Arbeiten und Seefahrten vertraut war. Zum Techniker während des Baues und Maſchiniſten für den Betrieb des Dampfers wurde ein ebenfalls im Tropendienſt erprobter Ingenieur Waechter gewählt und ihm als Gehülfe und Vertreter Herr Engelke beigegeben, der in gleicher Eigenſchaft die Wiſſmanniſche Expedition mitgemacht hatte. Ferner waren ein Schiffszimmermann und mehrere Schiffbauer und Keſſelſchmiede engagiert worden; ein Steuermann und ein Lazarettgehülfe ſollten ſeitens des kaiſerlichen Gouvernements geſtellt werden.

Am 1. Februar 1898 erfolgte die Abnahme des Schiffes auf der Werft, zu welcher ſich neben Herrn Schloifer einige Mitglieder des Komitees und als Sachverſtändiger Herr Maſchinenbaudirektor Hack aus Berlin einfanden.

Unmittelbar darauf begannen die Abbruchs- und Zerlegungsarbeiten und das Verpacken der einzelnen Teile. Letzteres geſchah ſo viel wie möglich gleich derart, daß die Colli für den Überland-Transport in Afrika fertig waren. Außer den Schiffs- und Maſchinenteilen ſelbſt wurden alle Arten von Materialien für den Betrieb, Öle, Farben, Werkzeuge jeder Sorte und die geſamte Ausrüſtung an nautiſchen Inſtrumenten, ferner Möbel, Wäſche und Geſchirr verpackt; desgleichen eine Anzahl zweirädriger Karren zum bequemeren Transport der ſchweren Teile.

Es waren im ganzen ca. 80 Tons Ladung in mehr als 1500 Colli, welche, als die Ordre eintraf, durch D. O. A.-Dampfer „Bundesrat" am 30. März verſchifft wurden.

* * *

Wohlgemut machte ſich mit dem gleichen Reichspoſtdampfer das Maſchinen- und Handwerkerperſonal auf den Weg; doch ſchon in Neapel erlebten die Leute die erſte Enttäuſchung. Anſtatt, wie vorgeſehen, den Chef dort vorzufinden und unter ſeiner Führung weiterzureiſen, fand man nur die Nachricht, daß ſich deſſen Ausreiſe dringender Verhandlungen wegen verſchoben habe und erſt mit dem nächſtfolgenden Dampfer geſchehen könne

In ſeiner friſchen und ermutigenden Art wies Schloifer ſeine Angeſtellten an, ruhig ihre Reiſe fortzuſetzen, in Chinde zu landen und gut Obacht zu geben, daß die ganze Ladung auch wohlbehalten ausgeſchifft würde. In dem Hafenorte ſollten ſie ſich mit einer engliſchen Firma in Verbindung ſetzen, welche den Geſamt-

transport der Menſchen und Güter von der Küſte bis zum Südende des Nyaſſa-Sees übernommen hatte.

Glücklich wurde zur fahrplanmäßigen Zeit am 18. Mai Chinde erreicht und alles gelandet. Der Ort bot wenig Sehenswertes. Eine Reihe leichtgefügter Holz- und Wellblechbauten, zum größten Teil Warenlager, zum kleineren Teil menſchliche Wohnungen, erhoben ſich an dem flachen Ufer eines mächtig breiten Zambeſiarmes, des einzigen ſchiffbaren, der ſich unmittelbar davor über eine vorgelagerte Barre in den Ozean ergießt.

Der Schiffbarkeit dieſer Mündung für Seedampfer verdankt Chinde ſein Entſtehen und ſeine Bedeutung als Umſchlagsplatz aller Import- und Exportgüter des ganzen weiten Zambeſigebietes, von Britiſch-Zentralafrika und dem zentralafrikaniſchen Seengebiete bis zum Tanganyika hinauf. Unter portugieſiſcher Herrſchaft ſtehend, iſt der Strom der Schiffahrt aller Nationen geöffnet, und Engländer, Franzoſen, Portugieſen und Deutſche betreiben Transportgeſchäfte darauf mit mehr oder weniger Geſchick und Erfolg.

Die älteſte und größte Transport- und Handelsgeſellſchaft in jenen Gegenden iſt die African-Lakes-Corporation Lmtd., deren Sitz in Glasgow iſt, und welche eine Kette von Fahrzeugen und Stationen über das ganze Fluß- und Seengebiet verſtreut hat und damit einen bedeutenden Einfluß auf Transport und Handel ausübt. Mit ihr hatte Schloiſer Kontrakte gemacht. Dieſe engliſche Geſellſchaft, hervorgegangen aus dem Transport- und Handelsdepartement der ſchottiſchen Miſſion, auch heute noch in engſter Fühlung mit derſelben und zum großen Teile von Miſſionaren geleitet, ſchreitet zielbewußt vor und hat aus den kleinſten Anfängen ſich zu einem Inſtitute erſten Ranges entwickelt. Überall im Verlauf der Expedition werden wir den Namen der Geſellſchaft wiederfinden und ihren bald günſtigen, bald ſchädlichen Einfluß auf den Gang des Unternehmens beobachten können. So war es angezeigt, etwas näher auf ſie einzugehen.

In den Lagerplätzen der A. L. C. wurde die große Menge der Expeditionsgüter nun untergebracht. Zu den Hamburger Kolli kam noch eine große Anzahl Kiſten und Ballen mit Proviant, Getränken, Tauſchartikeln, Bedarfsgegenſtänden, Waffen und Munition, ſo daß die Weißen genügend zu tun hatten, um an Hand genauer Liſten alles durchzugehen und auf Vollzähligkeit, guten Zuſtand der Verpackung u. dergl. zu unterſuchen. Mit Trauer fand man eine laut Liſte Kognak enthaltende Kiſte mit Stroh vollgeſtopft, der frühere Inhalt war in die Kehlen weißer oder ſchwarzer Schiffsarbeiter gefloſſen; mit Ärger hörte man in einem Tiſchgeſchirr enthaltenden Kolli vernehmlich klirren und klingen, und voll Wehmut nähte man den klaffenden Spalt an dem Bezuge eines Ballens wieder zuſammen; der Stoff, welchen der findige Neger dem Innern entnommen, war unwiederbringlich dahin.

So wurden die Tage verbracht, und die Langeweile drohte Platz zu greifen; denn der engliſche Agent erklärte, daß fürs erſte noch keine Ausſicht ſei, die Reiſe ins Innere anzutreten; Dampfer und Leichterfahrzeuge ſeien unterwegs und noch eine Menge Gut ſei aufgeſammelt, welches vor dem deutſchen verladen werden müſſe.

Als dann eines Tages wieder einmal ein flacher, breiter Dampfer mit mächtigem Rade am Heck den Fluß herabkam und einige Leichter mitbrachte, gelang es den lauten Mahnungen des Technikers der Expedition, den Agenten

dazu zu bewegen, wenigſtens ein Fahrzeug mit den liegenden Gütern zu beladen und mit dem Dampfer auch einige Weiße zu befördern.

Bevor jedoch noch die Abreiſe erfolgte, traf nach ungemein ſchneller und glücklicher Fahrt Oberleutnant Schloiſer in Chinde ein und brachte, außer einem die Expedition als Sportsmann begleitenden Major von Berg, einen bisherigen Unteroffizier mit, welcher als Lazarettgehilfe Dienſte tun ſollte. Der als Führer des Dampfers in Ausſicht genommene Kapitän Prager hatte ſich noch im letzten Augenblick von dem Unternehmen zurückgezogen. Dagegen war vom Gouvernement in Dar-es-Salaam Herrn Schloiſer einer der dortigen Kapitäne zur Verfügung geſtellt worden mit dem Verſprechen, daß derſelbe ſich in Langenburg am Nyaſſa der Expedition anſchließen ſolle, wohin er mit einer Regierungskarawane über Land marſchieren würde.

Zwei Tage, nachdem ſich ſo das ganze weiße Expeditionskorps zum erſten Mal zuſammengefunden hatte — es waren im ganzen 10 Europäer, — ging der erſte Transport von Chinde ins Innere ab, beſtehend aus dem Techniker Waechter mit den 5 Handwerkern und etwa 20 Tonnen Ladung. Am Abend vorher vereinte ein gemütlicher Kneipabend die Schar mit anderen Landsleuten in dem gaſtfreien Hauſe eines Hamburger Kaufmannes in Chinde, und mancher gute Wunſch begleitete die kleine Kolonne ins Innere.

* * *

Die aus der tropiſchen Regenzeit ſtammenden großen Waſſermengen, welche die afrikaniſchen Flüſſe im Frühjahr zu mächtigen Strömen anwachſen laſſen, nehmen gegen Ende Mai ſchon erheblich ab. Die niedrigen Waſſerſtände erſchweren die Schiffahrt in dem Maße, daß zu Ende des Sommers kaum genügend Waſſer für Fahrzeuge von wenigen Zoll Tiefgang vorhanden iſt.

Nicht nur unter dieſen Schwierigkeiten hatte der flotte Fortgang der Expedition zu leiden, ſondern noch darunter, daß die Dampfer der African-Lakes-Corporation ſich in einem derartigen Zuſtande befanden, daß kaum ein einziger Tag verging, an dem nicht irgend ein Keſſel- oder Maſchinendefekt die Fahrt unterbrach. So brauchte der erſte Transport für die Strecke von Chinde, den Zambeſi und Schire aufwärts bis zur Grenze von deſſen Schiffbarkeit anſtatt regulärer ſechs, volle 14 Tage; ein anderer Zug blieb ganz liegen und mußte durch ſpäter requirierte Dampfer einer anderen Geſellſchaft mit großer Verzögerung nachgebracht werden. Und als dann endlich Katanga, die vor den Stromſchnellen liegende Dampferſtation, erreicht war, von wo man in einem 3tägigen Marſch ein Hochland zu überwinden hatte, um denſelben Fluß, in ſeinem Oberlauf von neuem ſchiffbar, wieder zu gewinnen, da ſtellte ſich klar heraus, daß die Leiſtungsfähigkeit der Kompanie, was ihr ſchwarzes Trägermaterial anbetraf, noch weit hinter der ihrer Flottille zurückſtand. Ja, der Hauptagent der engliſchen Geſellſchaft, ein Mr. Gilbs in Blantyre, dem Zentrum des Schirehochlandes, erklärte rund heraus, er habe keinen Mann für den Transport der Expedition disponibel und keine Berufung auf das in Europa geſchloſſene Abkommen, kein Hinweis auf die bedeutende Vorſchußzahlung konnte etwas daran ändern. So mußte Oberleutnant Schloiſer ſich entſchließen, unter Zurücklaſſung einiger Weißer und der ganzen Ladung nach dem Nyaſſa aufzubrechen, um in der deutſchen Gouvernementsſtation Langenburg eigene Träger für ſeine Zwecke anzuwerben und die Handwerker bis zum Eintreffen der Güter am Nordende des Sees dort einzuquartieren.

Es gelang ihm auch, etwa hundert Träger zu gewinnen, mit welchen er unter Zuhilfenahme anderer, von deutschen Händlern im Schirehochlande zur Verfügung gestellter Arbeiter es ermöglichte, in etwa 2 Monaten die gesamten Expeditionsgüter von Katanga über Blantyre bis Mpimbi am Schire zu überführen und von hier aus in großen Booten und Leichtern bis zum Ausfluß des Stromes aus dem Nyassa, an welcher Stelle die englische Niederlassung Fort Johnston liegt, zu schaffen.

Von hier aus übernahm der deutsche Gouvernements-Dampfer „Hermann v. Wissmann", der in etwa dreiwöchentlichen Intervallen von Langenburg herunterkommt, den Transport von Menschen und Gütern über den See, und es war ein gewisser Abschnitt in der Geschichte des Unternehmens erreicht, als am 16. Oktober 1898 der letzte Warenballen das Südufer des Nyassa erreicht hatte. Einige Tage später nahm der „Hermann v. Wissmann" die beiden letzten Expeditionsmitglieder, Waechter und Engelke, welche bis dahin den Transport am Schire überwacht hatten, mit nach Norden.

Als Stapelplatz für die Güter der Expedition war von Leutnant Schloifer eine Stelle am nordwestlichen Ufer des Nyassa ausgesucht worden, Kambwe Lagoon in der Nähe der englischen Station Karonga, wo eine geschützte Ankerstelle das Löschen und Landen ermöglichte, und wo bereits ein großes Transportlager der Rhodesschen African Transcontinental Telegraph Cy. Ltd. aufgeschlagen war.

Dicht daneben schlugen die Deutschen ihre Zelte auf, die Handwerker, bisher in Langenburg weilend, kamen herüber; vergeblich aber erwartete man die vom Gouvernement in Dar-es-Salaam in Aussicht gestellten Weißen, einen Kapitän und einen Kesselschmied, welche anstatt an das Nordende des Nyassa nach Ujiji am Tanganyika-See gesandt und von dort allmählich nach Kituta, dem Südende des letzteren Sees, gereist waren.

In Kambwe nun, als am Ausgangspunkte des großen Gebirgsmarsches, traf man alle zu demselben nötigen Vorbereitungen. Die eisernen Karren wurden von neuem zusammengestellt, sorgsam nachgesehen und mit den schwersten Teilen bepackt; diejenigen großen Kisten und Ballen, welche kleinere Gegenstände enthielten, wurden zerlegt und auf Trägerlasten gebracht; die Hunderte und Aberhunderte von Kisten wurden geordnet, nachgezählt, in Bezug auf ihren Inhalt geprüft — kurz alles aufs sorgfältigste einmal wieder revidiert, um etwa eingetretene Verluste herauszufinden.

In solcher Tätigkeit verging der November, und schon begannen die ersten Schauer an die nahende Regenzeit zu mahnen, ohne daß vom Chef, welcher schon im September Langenburg verlassen hatte, um nördlich vom Nyassa ungezählte Scharen von Trägern anzuwerben, etwas zu hören oder zu sehen war. Dagegen traf eine Viehherde von ca. 50 Stück ein, welche, im Kondegebiet angekauft, für die Tanganyikastation bestimmt war.

Endlich, endlich am 1. Dezember traf Schloifer ein, begleitet von Runge und leider nur 350 Trägern. Die bevorstehende Regenzeit hatte die Schwarzen, welche um diese Zeit ihre Felder bestellen, abgehalten, sich als Träger zu verdingen. Das war wieder ein großer Mißerfolg, für welchen allein die bisherige Verzögerung des Transportes, hervorgerufen durch die geringen Leistungen der englischen Gesellschaft, verantwortlich gemacht werden konnte, und welcher stark hindernd auf den Fortgang des Unternehmens wirkte.

* * *

Um die Schwierigkeiten ganz verſtehen zu können, welche ſich dem Transport einer ſo großen Gütermenge mit teilweiſe recht ſchweren Stücken durch das zwiſchen dem Nord-Nyaſſa und Süd-Tanganyika liegende Gebiet entgegenſtellen, benötigt es, einen kurzen Blick auf dieſe Gegenden zu werfen.

Der Nyaſſa liegt 460, der Tanganyka 780 m über dem Meeresſpiegel, das wäre alſo eine Steigung von 320 m. Zwiſchen beiden Seen aber türmt ſich ein Hochland, in ſeinen Rändern ſteil anſteigend und wild zerklüftet, in ſeiner Mitte plateauartige Formationen mit weiten Ebenen bergend, welchen Höhenzüge aufgeſetzt ſind, deren Gipfel bis zu 2000 m anſteigen. Durch dieſes Gelände führt in nordweſtlicher Richtung eine Straße, hochklingend Stephenſon-Road genannt, in Wirklichkeit kaum mehr als ein etwas verbreiterter Negerpfad, welcher ſchon dem einzelnen Wanderer in dem Anſteigen der Randgebirge, beim Paſſieren von Flußläufen, beim Erklimmen der nackten Felspartien oder beim Durchqueren ſumpfiger Niederungen der Unbequemlichkeiten genug bietet, wieviel mehr erſt einer ſchwer bepackt reiſenden Karawane, welche Karren mit ſich führt, mit Laſten bis zu 12 und 15 Zentnern beſchwert.

Die eingeborene Bevölkerung hat ſich aus Furcht vor Räubereien der Träger weit von der Straße zurückgezogen und iſt jedem Handelsverkehr abgeneigt. So bietet die Verproviantierung einer langſam reiſenden Kolonne große Schwierigkeiten. Alles aber wird noch unbequemer, noch ermüdender, noch zeitraubender und anſtrengender, wenn die Reiſe in der Regenzeit gemacht werden muß.

Nachts von erkältenden Gewitterregen übergoſſen, tags den ſengenden Strahlen der Sonne ausgeſetzt, im aufgewühlten Lehm ausgleitend, in jeder Steppe bis an die Knöchel im Waſſer watend, muß der Reiſende alle Energie zuſammennehmen, um nicht mutlos zu werden und ſeine Leute bei Laune zu erhalten. Malaria und Dyſenterie bei den Weißen, Ruhr und Pocken bei den Schwarzen, wunde Füße und Verletzungen aller Art treten beläſtigend hinzu, um ſolch eine Reiſe im afrikaniſchen Gebirge während der Regenzeit zu einer Probe für die Ausdauer und Standhaftigkeit der Unternehmer zu geſtalten.

Dem Schloiferſchen Marſch über das Gebirge ſtellten ſich alle die angedeuteten Schwierigkeiten entgegen. Das Trägermaterial war nicht ſehr gut und zur Arbeit unluſtig, die Jahreszeit ſo weit vorgeſchritten, daß Regengüſſe an der Tagesordnung waren, die Karren infolge Unkenntnis der zu überwindenden unwegſamen Pfade überladen.

Und doch marſchierte man am 4. Dezember guten Mutes vom Nyaſſa ab. Die Karawane beſtand aus dem Chef, fünf anderen Weißen — zwei waren als nicht brauchbar vom See aus nach der Heimat zurückgeſandt worden — und den ca. 400 Trägern, deren Hälfte mit Einzellaſten beladen war, während die anderen 20 eiſerne Karren zu ziehen hatten. Bei den zurückbleibenden Gütern, es war der größte Teil, blieb der Techniker Waechter am Nyaſſa zurück.

Wehrpflicht in den Kolonien.

Von E. v. Keller-München.

Bei Erörterung der Frage der „Wehrpflicht in den Kolonien" muß man sich gegenwärtig halten, daß hier der öffentlich-rechtliche Anspruch auf militärische Dienstleistung nicht in dem gleichen gegensätzlichen Verhältnis zum persönlichen Interesse des Verpflichteten steht, wie im Heimatlande. Die Ableistung der aktiven Dienstpflicht in der Heimatsarmee ist zwar, den dortigen Anforderungen der militärischen Ausbildung entsprechend, von längerer Dauer, sie ist aber nicht mit allzu großen Abweichungen von den gewöhnlichen Lebensverhältnissen verknüpft und stellt keinen Entgang produktiver Tätigkeit dar, der für das wirtschaftliche Gedeihen des Landes nicht zu ertragen wäre. Hier kann also der staatliche Anspruch ohne Beschränkung geltend gemacht werden.

Anders liegt die Sache in den Kolonien, wenigstens so lange diese erst durch Einwanderung Deutscher gehoben, entwickelt, nutzbar gemacht werden müssen. Der Einwanderer ist dort weder für sich imstande, lange Zeit seinem Geschäfte ferne zu bleiben, noch kann seine Tätigkeit überhaupt in der Wirtschaft der Kolonie lange entbehrt werden; ihm legt der Aufenthalt in der Kolonie eine Reihe von Anstrengungen, Entbehrungen, Gefahren auf, die nur übernommen und ertragen werden, wenn die Aussicht auf Gewinn und wirtschaftliches Gedeihen, durch welche sie kompensiert werden, nicht durch öffentlich-rechtliche Verpflichtungen geschmälert wird. Eine Wehrpflicht von der Ausdehnung der heimatlichen würde nicht nur den Pflichtigen belasten, sondern auch die Entwicklung der Kolonie schädigen, weil sie von der Einwanderung abschreckt und die Leistung der Eingewanderten empfindlich schmälert. Wer in eine Kolonie einwandert, sei es als Pflanzer, als Kaufmann, als Gewerbetreibender, als Landwirt, ist nicht bloß Privatwirtschafter, sondern ist auch für die Kolonie ein Wertobjekt, und zwar um so mehr, je weniger er in der Entfaltung seiner produktiven Tätigkeit gestört wird. Hier tritt also dem einen öffentlichen Interesse der militärischen Dienstpflicht ein anderes öffentliches Interesse, das des allgemein-wirtschaftlichen Gedeihens der Kolonie gegenüber. Während dem reinen Privatinteresse gegenüber der öffentliche Anspruch zu Zugeständnissen sich nicht herbeizulassen braucht, muß er, sobald ihm ein anderer öffentlicher Anspruch gegenübertritt, mit diesem einen Ausgleich eingehen.

Solche Ausgleiche zwischen der Wehrpflicht und der wirtschaftlichen Wohlfahrt sind schon früher vorgekommen und kommen auch jetzt vor. Die zahlreichen Exemptionen, welche das alte Kantonsystem aufstellte, waren weniger als Negation des Grundgedankens der allgemeinen Wehrpflicht, denn als der Ausdruck der Erkenntnis aufzufassen, daß gewisse Personen und Stände in ihrer bürgerlichen

Berufstätigkeit für das Gesamtwohl von höherem Werte seien, wie in der Ableistung militärischer Dienste. Auf ähnlicher Basis beruhen auch heute noch verschiedene Abweichungen von der allgemeinen, gleichen Wehrpflicht, das Einjährigfreiwilligen-Wesen, die zeitweise Befreiung von Familienstützen, die vorzeitige Entlassung auf Reklamation ꝛc. Es wäre also schon überhaupt gar nichts Neues, wenn die Regelung der Wehrpflicht in den Kolonien ihre eigenen Wege ginge.

Praktisch ist die Frage bis jetzt nur in Südwestafrika*); hier ist eine weiße Schutztruppe, eine größere Anzahl weißer Ansiedler und ein leidlich günstiges Klima. Hier ist durch die Kaiserliche Verordnung vom 5. Dezember 1902 die Ableistung der Wehrpflicht nach den heimischen Grundsätzen, also mit einer allgemeinen zweijährigen bezw. einjährigfreiwilligen ununterbrochenen aktiven Dienstzeit eingeführt. Nun ist ja klar, daß auch in Südwestafrika kein Ansiedler es wirtschaftlich ertragen könnte, zwei Jahre seinem Berufe entzogen zu sein. Abkürzung und Unterbrechung der aktiven Dienstzeit müßte hier allgemein zugelassen werden.

Das Minimum der Dienstzeit ergibt sich aus der Bestimmung der Schutztruppe. Die Schutztruppe ist nur zum Sicherheitsdienste, zur Niederwerfung lokaler Aufstände, Zurückweisung von Grenzverletzungen, also lediglich zu einer Verwendung bestimmt, welche für die Ausbildung jene in der Kompagnie als oberste Grenze setzt. Die diesem Minimum entsprechende Ausbildungsdauer ist zwar für die einzelnen Individuen verschieden hoch zu bemessen, liegt aber — nach den Erfahrungen der heimatlichen Ausbildung zu urteilen — allgemein erheblich unter Jahresdauer, und sicherlich nicht über 6 Monaten. Die Rekrutenausbildung kann also in einen Teil des Jahres verlegt werden, in welchem die Leute wirtschaftlich leichter abkömmlich sind. Unter dieses Minimum kann sogar noch herabgegangen werden bei Wehrpflichtigen, deren Beruf ohnedies schon eine gewisse Gewandtheit im Reiten und Schießen mit sich bringt. Über das Minimum hinauf wäre nur zu gehen bei Einwanderern fremder Nationalität, welche die Reichsangehörigkeit erst im Schutzgebiete erworben haben und bei deutschen Wehrpflichtigen aus anderen deutschen oder fremden Überseegebieten, welche ihre Dienstpflicht bei der Schutztruppe ableisten wollen. Es ergibt sich hieraus das Bild einer ziemlich ungleichen, fast individualisierenden Bemessung der ersten Ausbildungszeit und die Notwendigkeit einer ausgedehnten diskretionären Befugnis in vorzeitiger Entlassung oder Beurlaubung.

Der ersten Ausbildung muß im folgenden Jahre eine Wiederholungsübung folgen, die an Dauer erheblich unter jener der ersten Ausbildung bleiben und dadurch noch leichter in das Wirtschaftsjahr eingefügt werden kann. Dadurch kann der Grundsatz allgemeiner zweijähriger Dienstzeit wenigstens in der Fiktion aufrecht erhalten werden; es liegen eben innerhalb dieser zweier Jahre verschiedene Urlaubsepochen, auch kann innerhalb dieser Zeit im Falle dringenden Bedürfnisses die Wiedereinziehung zum aktiven Dienst vorbehalten bleiben. Gleichwohl wird auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Ansiedler weitgehendste Rücksicht genommen. Im Beurlaubtenstande die Übungen in der gleichen Weise und Frequenz festzusetzen wie im Heimatlande unterliegt keinen Bedenken.

*) Von Kiautschou will hier abgesehen werden. Doch werden auch für dieses Gebiet die nachfolgenden Ausführungen in gewissen Grenzen Geltung haben.

Man sieht also, daß selbst unter grundsätzlicher Beibehaltung einer zweijährigen aktiven Dienstpflicht die tatsächlichen Ansprüche auf ein Maß herabgesetzt werden können, welches weder durch Abschreckung von Einwanderern noch durch übermäßige Abziehung der Ansiedler von ihrem Erwerbe die Entwicklung der Kolonie schädigt. Nötig ist dazu nur, daß im Vollzuge von der diskretionären Befugnis, welche § 7 der Kais. V.-O. v. 5. Dezemb. 1902 dem Gouverneur einräumt, von diesem ein einsichtsvoller, weitgehender Gebrauch gemacht werde.

Weniger einfach liegt die Sache in den andern Schutzgebieten. Man mag auch hier an der allgemeinen Wehrpflicht festhalten, man muß aber gleichwohl einsehen, daß der tatsächlichen Ableistung der Dienstpflicht in den Kolonien — wenigstens jetzt und auf lange Jahre hinaus — große Schwierigkeiten entgegenstehen. Und zwar neben den allgemeinen wirtschaftlichen Bedenken das Tropenklima und die Vereinzelung der Weißen. Ersteres würde die militärische Ausbildung entweder zeitraubend oder verlustreich gestalten, letzteres die Schutztruppe, da ihr nur ab und zu der eine oder der andere Wehrpflichtige zugeführt würde, unverhältnismäßig belasten. Dazu kommt aber, daß in einzelnen Schutzgebieten Schutztruppen überhaupt nicht bestehen, und daß da, wo solche sind, ihre Mannschaften, ja selbst ein Teil ihrer Unteroffiziere, Schwarze sind. Erfahrungsgemäß muß der Weiße dem Neger stets als ein höheres Wesen erscheinen, eine Untermischung weißer Rekruten unter schwarze Mannschaften ausgeschlossen sein. Also müßten in Kamerun und Ostafrika deutsche Wehrpflichtige abgesondert ausgebildet werden, und zwar soweit, daß sie bei der Einstellung in die Kompagnie gleich als Unteroffiziere fungieren könnten Aber auch die Sonderausbildung würde nur möglich sein, wenn jeder Schutztruppe eine zur Heranbildung von Chargen bestimmte — weiße — Depottruppe zugehören würde. Die Nützlichkeit einer solchen Stamm- oder Depottruppe, welche, in der Kolonie selbst stationiert, die tropendienstliche Aus- und Fertigbildung der weißen Chargen besorgte, ist an anderer Stelle (Jahrbücher für Armee und Marine 1891 „Über Kolonialtruppen") schon nachgewiesen worden; zur Zeit besteht aber noch keine solche, und damit entfällt das einzige Mittel, Wehrpflichtigen die Ableistung ihrer Dienstpflicht in Kamerun oder Ostafrika zu ermöglichen.

Es frägt sich nun: In welcher Weise sollen Wehrpflichtige in Togo, Kamerun, Ostafrika, Neuguinea und auf den Südseeinseln ihre Wehrpflicht ableisten? Der Einzelne ist in diesen Kolonien noch kostbarer als in Südwestafrika. Man kann von ihnen doch nicht verlangen, daß sie, um ihrer Dienstpflicht zu genügen, ihre Stellen verlassen, in denen sie kaum und nur mit Schaden ersetzt werden können!

Hier führt auf den richtigen Weg wieder nur der Gedanke, daß ein weißer Ansiedler, so lange er in einer jener Kolonien tätig ist, auch dort dem Vaterlande einen wichtigen und opfervollen Dienst leistet, daß er also für diese ganze Zeit von der Wehrpflicht befreit sein soll. Hat er die Kolonie erst nach Erreichung des militärpflichtigen Alters betreten — was ja doch die Regel sein wird — so wird er in der Regel seiner Dienstpflicht bereits genügt haben; wenn nicht, so sollte er „aus Berufsgründen" auf fünf Jahre zurückgestellt werden; kehrt er vor Ablauf der Zurückstellung in die Heimat zurück, so kann er dort noch nachträglich zum Dienst herangezogen werden Hat ein Wehrpflichtiger aber die Zeit vom Beginn bis zum Ende einer um 5 Jahre zurückgeschobenen aktiven Dienstpflicht in einer tropischen Kolonie zugebracht, so hat er dem Heimatlande damit

gewiß einen mindestens ebenso schweren und wichtigen Dienst geleistet, wie ein Wehrpflichtiger im Heimatlande. Man könnte also kühnlich, ohne gegen den Grundgedanken der allgemeinen Wehrpflicht zu verstoßen, aussprechen: „Wehrpflichtige, welche sich in deutschen Schutzgebieten aufhalten, in welchen eine zur Ableistung der Dienstpflicht geeignete Truppe nicht besteht, sind auf die Dauer ihres dortigen Aufenthaltes von der Dienstpflicht befreit."

Man sieht, es ist nicht schwer, zu einem dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht ebenso wie dem Interesse der kolonialen Entwicklung Rechnung tragenden Verfahren zu gelangen. Und dabei braucht, was im Gegensatze zu dem Aufsatze: „Die Besiedelung unserer Kolonien und die Wehrverfassung" (Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft, IV. Jahrg., Heft 12, S. 376f.) gesagt sei, weder in dem Gefüge der einzelnen Schutztruppen, noch in ihrem Unterstellungsverhältnis etwas geändert zu werden. Noch weniger braucht hierfür eine eigene Kolonialarmee geschaffen zu werden. Die Schutztruppen sind lediglich lokalem Bedarfe entsprechend gestaltet, sie passen auch gar nicht in das Reichsheer, weil dieses kein kaiserliches, sondern ein Kontingentsheer ist, während die Schutztruppen keinem Kontingente angehören, sondern kaiserlich sind, gerade wie die Marine. In der Unterstellung unter die Marineverwaltung findet das Schutzgebiet Kiautschou, in jener unter das Auswärtige Amt, solange ein besonderes Kolonialamt nicht besteht, finden die übrigen Schutztruppen ihre verfassungsmäßig richtige und ihren Zwecken durchaus genügende Einfügung.

Erst wenn mit der besonderen Bestimmung für größere Überseeexpeditionen besondere Kolonialtruppen im Heimatlande dauernd bereit gestellt würden, wäre es an der Zeit, die Beseitigung der verschiedenartigen Unterstellungsverhältnisse in Erwägung zu ziehen.

Die Tanganyka-Dampfer-Expedition 1898—1901.

Von Direktor Fr. Waechter, Danzig.

II.

Unter unſäglichen Mühen und Anſtrengungen gelang es der Expedition, in mehr als vier Wochen die Hälfte des Hochlandes zu durchreiſen und die Laſten bis zu der etwa 25 deutſche Meilen vom Nyaſſe entfernten engliſchen Station Fiſe zu ſchaffen. Hier aber verſagten die vollſtändig erſchöpften Träger gänzlich. Eine Menge waren bereits auf dem Marſche deſertiert, und von den verbliebenen erklärte die Mehrheit, unter keinen Umſtänden weitergehen zu wollen. Nach langen Verhandlungen und mit Verſprechungen ganz bedeutender Geſchenke gelang es, einen kleinen Teil zu bewegen, mit den Einzellaſten — die Wagen wollte niemand mehr anfaſſen — die Weißen bis zum Tanganykaſee nach Kituta zu bringen.

Während dieſer ſchweren Tage traf auch noch ein ſchmerzlicher Trauerfall die unermüdlichen Reiſenden. Herr Major von Berg, welcher die Expedition als Jäger begleitete, hatte ſich mit dieſer um Weihnachten wieder vereinigen wollen, nachdem er wochenlang abſeits von der Straße dem Sport obgelegen hatte. Da raffte am Neujahrstage 1900 ein ſchweres Schwarzwaſſerfieber den liebenswürdigen und rüſtigen Offizier dahin. Dem auf die Nachricht der Erkrankung hin vorausgeſandten Lazarettgehülfen Runge war es noch gelungen, den Kranken vor ſeinem Ende zu erreichen und ihm die letzten Lebenstage zu erleichtern. Der Chef ſelbſt traf erſt am Tage nach dem Tode des Freundes ein.

Verhältnismäßig ſchnell erreichte dann der erſte Trupp der Karawane Kituta gegen Ende Januar. Die Wagen und eine Menge Laſten waren in Fiſe unter Obhut des Maſchiniſten Engelke zurückgelaſſen worden, nur Tauſchartikel, Proviant und Werkzeuge hatte man mitführen können. In Kituta erwarteten zwei arabiſche Segelboote, Dhaus genannt, die Eintreffenden und brachten ſie unter Führung des Kapitäns Reimers, der ſeine wochenlange Muße am See dazu benutzt hatte, geeignete Plätze für die Niederlaſſung ausfindig zu machen, nach dem nur wenige Stunden von Kituta nördlich im deutſchen Gebiete gelegenen Dorfe Kaſſanga.

Ein friſcher Bach kam hier von den Bergen hernieder, ein flacher Strand bot günſtige Gelegenheit zum Bauen, gut bevölkerte Dörfer in der Nähe konnten Arbeiter ſtellen und Verpflegung liefern, und ein nicht allzu ſteiler Pfad zog ſich hier die Höhen hinauf zum Plateau. So beſtimmte Schloiſer dieſe Stelle für die Station und taufte den Platz Wiſſmannhafen.

* * *

Aber nur wenige Tage gönnte der Chef sich Ruhe. Sowie er die in nächster Zeit vorzunehmenden Arbeiten im großen vorgezeichnet hatte, überließ er die junge Kolonie sich selbst und ging in nordöstlicher Richtung in die weiten, dicht bevölkerten Ebenen Ufipas, um neue Träger zu sammeln und sie den unterwegs Harrenden zuzusenden, damit auch sie endlich ihren Bestimmungsort erreichen könnten.

Von großem Werte war es hierbei für ihn, in Ufipa mit dem Chef des Distriktes und Führer der 6. Kompagnie der Kaiserlichen Schutztruppe, Herrn Hauptmann von Prittwitz und Gaffron zusammenzutreffen, welcher ihn mit seiner Autorität beim Anwerben von Leuten erheblich unterstützte.

In etwa zwei Monaten hat Schloifer denn auch mehr als 3000 Träger aufgebracht, welche truppweise unter Bedeckung und Führung einzelner Askari zum Nyassa hinunterzogen. Die ersten waren nach Fife bestimmt und beförderten den dort wartenden Engelke mit seiner Wagenkolonne nach Kituta. Ein zweiter Trupp traf im Lager von Kambwe ein, wo sie dem seit 17 Wochen auf Beförderung harrenden Waechter wie Retter erschienen.

Er trat mit ihnen am 7. April 1900 den Marsch über das Plateau an. Das Menschenmaterial war vorzüglich und zahlreich genug, und so gelang es dieser Kolonne, welche auf sieben Wagen die in schwere Stücke zerlegten Dampfkessel mit sich führte, in verhältnismäßig kurzer Zeit, in 6 Wochen, den Weg vom Nyassa zum Tanganyka zurückzulegen, obwohl die Jahreszeit noch vollständig unter der Einwirkung des Regens stand und man überall auf angeschwollene Ströme und Bäche, überschwemmte Wiesen und Steppen und grundlose Sümpfe stieß. Genau am Jahrestage der Landung in Chinde, am 18. Mai, erreichte Waechter mit seiner Karawane den Tanganyka, und das Pfingstfest vereinigte die Genossen des Unternehmens, ohne den Chef allerdings, zum ersten Male in der Station Wissmannhafen. Einer der Weißen, der Kapitän Reimers, hatte inzwischen seine Tätigkeit bei dem Unternehmen aufgeben und die Heimreise zur Küste antreten müssen.

Schloifer selbst war um diese Zeit am Nyassa und expedierte in 4tägiger Arbeit mehr als 2000 Träger mit Lasten. Erleichtert mag er aufgeatmet haben, als die haushohen Stapel von Kisten und Ballen, von Platten und anderen Eisenteilen allmählich abnahmen und er die letzte der Lasten ihrem Beförderer übergeben hatte.

In der Tat ist denn auch jedes noch so kleine Stück glücklich und im wesentlichen unbeschädigt am Tanganyka angekommen. Mit Neid und stillem Grimm haben damals die Herren der African-Lakes-Corporation in Karonga diese Leistung deutscher Energie betrachtet und die schönen alten Zeiten herbeigewünscht, wo Ufipa mit seiner enormen Bevölkerung, damals noch nicht unter deutsche Verwaltung genommen, der Hauptmarkt für ihre Trägeragenten war.

* * *

Am sandigen Tanganykastrande bei Kassanga war inzwischen reges Leben erblüht. Hunderte von schwarzen Tagelöhnern hatten Stangen und Gras herbeigeschleppt, aus welchem lange Schuppen als Werkstätten und Magazine aufgerichtet waren; auch der Helling, auf welchem der Kiel der „Hedwig von Wissmann" gelegt werden sollte, war, um den Arbeitern Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne zu gewähren, mit einem hohen, breiten Dache überdeckt worden.

Digitized by Google

Auf einem kleinen Sandwalle etwas zurück vom See erhob sich ein ganz aus Gras erbautes geräumiges Messegebäude und daneben eine Küche, während ein gegen 100 m langer Schuppen die Zelte der Weißen beherbergte und vor Regen, Sturm und Sonnenbrand schützte. Mitten davor wehte vom hohen Mast die mächtige Expeditionsfahne, dem Lande verkündend, daß hier deutscher Fleiß und Unternehmungsgeist seine Stätte aufgeschlagen habe.

Frohen Mutes und mit heiterer Zuversicht schafften die wenigen Weißen im Verein mit den Schwarzen an ihrem Werke. Hier zogen mit lautem Gesang zahlreiche Neger schwere Bäume heran, an denen die Nachbarschaft reich war. Dort waren andere unter Anleitung des Zimmermanns Gröning eifrig dabei, die Stämme zu bearbeiten, in Balken oder Bretter zu zerlegen. Aus jenem Schuppen klang munterer Hammerschlag und kündete die flotte Arbeit der Kesselschmiede und Schiffbauer.

Die schweren Platten der Kessel wurden zusammengefügt, die Schrauben- und Rahmenstücke für den Dampfer aneinandergesetzt und die fertiggestellten auf dem am 16. Mai gelegten Kiel aufgerichtet.

Die Teile der Maschine wurden vom schützenden Farbanstrich und Rost gesäubert und zur Montage hergerichtet, und im Magazin und Küchenhaus waltete der die Ökonomie führende Lazarettgehülfe Runge seines Amtes. Der See lieferte schmackhafte Fische, die Schaf- und Ziegenherde frisches Fleisch, das Rindvieh Milch und Butter und an Festtagen auch einmal ein Schlachtkalb, die Schweinezucht gedieh prächtig und gab manch saftiges Ferkelchen dem Koch an den Bratspieß. Hühner, Eier, sowie Mais und andere Feldfrüchte brachten die Weiber der benachbarten Dörfer zu Markte, und mit frischen europäischen Kartoffeln und allerlei Gemüsen versorgte eine auf dem Plateau gelegene Missionsstation Kawimbe die Deutschen. Aus den Kistenstapeln des Magazines stieg manche gute Flasche ans Tageslicht und labte die durstigen Kehlen.

So schwanden die Wochen in emsiger Arbeit dahin, und als Schloifer anfangs Juni in Wissmannhafen eintraf, konnte man ihm melden, daß die „Hedwig von Wissmann" in Spanten fertig stehe. Man überrechnete die Arbeiten und hatte Grund anzunehmen, daß am Geburtstage Ihrer Majestät der Kaiserin, also am 22. Oktober, der Stapellauf des Schiffes werde stattfinden können. Nachdem der Chef sich von dem rüstigen Fortgang der Arbeiten überzeugt hatte, begab er sich mit einer kleinen englischen Dampfjacht, „Good-News" genannt, auf die Reise, um eine Rundtour um den See zu machen, die Häfen und Stationen der Weißen kennen zu lernen und Beziehungen anzuknüpfen für Transportgeschäfte, die er vermittelst des fertiggestellten Dampfers zu übernehmen gedachte.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel fuhr da das Schicksal plötzlich vernichtend auf das aussichtsreiche Unternehmen herab.

In der Nacht vom 25. zum 26. Juli wurden die Weißen durch gellende Rufe aus dem Schlafe geweckt. Eine hohe Feuergarbe stieg aus dem mittelsten der Arbeitsschuppen am Strande empor, und mit unheimlicher Schnelligkeit erweiterte sich der Brand auf den von der Sonne ausgetrockneten Strohdächern und sprang, vom frischen Winde getragen, auf die anderen Schuppen über. An ein Löschen war nicht zu denken. Das gierige Element fand in den aufgestapelten Holzvorräten und in dem Material der Schuppen zu reichliche Nahrung. Mit

großer Anſtrengung gelang es, das Magazin auszuräumen, ſo daß wenigſtens Tauſchartikel, Proviant und Munition vor den Flammen bewahrt wurden.

In wenig mehr als einer halben Stunde ſtürzten die brennenden Dächer zuſammen. Im Innern des vollbeplatteten Schiffes brannten die Holzteile weiter und ſetzten an manchen Stellen das Eiſen in Rotglut; die Stapelklötze, auf denen der Kiel ruhte, und die Stützen des Schiffes fingen Feuer. Da war höchſte Gefahr, daß der Dampfer umfallen und vollſtändig zerſchellen würde.

In langen Ketten wanderten Gefäße aller Art mit Waſſer von Hand zu Hand, und ganz allmählich gelang es, langſam gegen das glutſtrahlende Schiff vorzurücken und die brennenden Strohmengen und Holzteile abzulöſchen.

Es mochte gegen drei Uhr nachts ſein, da dieſe ärgſte Gefahr abgewendet war; aber was war alles vernichtet?

Verkohlt die Mengen bearbeiteten Holzes für den Stapellauf und die Einrichtung des Dampfers, zerſchmolzen die Ausrüſtungsgegenſtände und die metallnen Zubehöre, ausgeglüht und unbrauchbar geworden die Werkzeuge, vernichtet und unwiederbringlich dahin die emſigſte, treuſte Arbeit von 6 Monaten.

Mutloſer und trauriger haben wohl ſelten Menſchen dem kommenden Morgenrot entgegengeharrt, als jene ſechs Weiße, welche auf einem Baumſtamm ſitzend auf das Bild der Verwüſtung vor ihnen blickten: ſchwelende Trümmerhaufen, aus denen kleine Flämmchen züngelten, wo vor wenigen Stunden wohlgeordnete Werkſtätten ſich erhoben.

Und wo war nun der Chef? Wie ſollte man ihm dieſe Unglücksbotſchaft ſenden?

Vier Tage nach dem Brande traf er ein; ein in Eile ausgeſandtes Boot hatte ihn gefunden und benachrichtigt. Ernſt und gefaßt nahm er die Berichte über die Kataſtrophe entgegen, kalt und ruhig beſichtigte und prüfte er alles, was der Zerſtörung entgangen war. Dann hieß es kategoriſch: „Es wird weitergearbeitet.“ Und nichts charakteriſiert das Verhältnis zwiſchen Chef und Teilnehmern der Expedition wohl beſſer, als das Vertrauen und die Sicherheit, mit welcher die Leute die einmal zerſtörte Arbeit wieder aufnahmen.

Zunächſt ſtellte man genau feſt, was dringend erſetzt werden mußte; dieſe Teile wurden telegraphiſch in der Heimat beſtellt, dann entſchied man ſich, alle verbrannten Holzteile, welche zum Schiff gehörten, an Ort und Stelle anzufertigen, um die großen Koſten des Transportes zu ſparen. Es wurde berechnet, daß die Neubeſchaffung der notwendigen Ausrüſtung einen Aufwand von ca. 60 000 Mk. erfordern würde.

Zum Zwecke der Beſchaffung dieſer Mittel und derjenigen, welche für Beſoldung und Lebensunterhalt der Handwerker notwendig waren, entſchied ſich Schloiſer, ſofort nach Deutſchland aufzubrechen. Am 6. Auguſt verließ er Wiſſmannhafen, marſchierte über Langenburg und Wiedhafen nach Kilwa, ging von dort aus nach Dar-es-Salaam und benutzte den nächſten Dampfer, ein franzöſiſches Boot der „Messageries maritimes“, zur Heimreiſe.

* * *

Auf der Station am See, über welche er für die Dauer ſeiner Abweſenheit Herrn Waechter den Oberbefehl übertragen hatte, begann nun Arbeiten und

Wirken von neuem. Mit Hülfe von Werkzeugen, welche eine engliſche Miſſionsſtation zur Verfügung ſtellte, begann man, Ordnung in das Chaos zu ſchaffen.

Zunächſt wurden die Eiſenarbeiten mit allem Eifer betrieben und ſo gefördert, daß ſie im November ſo gut wie vollendet waren. Nun begaben ſich die Schiffbauer und Keſſelſchmiede, Wedler und Zack, auf die Heimreiſe. Leider fiel Zack einige Tage nach Verlaſſen der Station einem ſchweren Schwarzwaſſerfieber zum Opfer und wurde in afrikaniſchem Boden auf einer engliſchen Station, wo er die letzten Tage verbracht hatte, beerdigt. Er hatte den Lohn für ſeine treue Mitarbeit an dem großen Werke nicht mehr in der Heimat genießen dürfen.

Jetzt waren nur noch vier Weiße in Wiſſmannhaſen zurückgeblieben. Herr Engelke und Gröning, der Zimmermann, begaben ſich in eine nahe, ſtark bewaldete Bucht am See und fällten und ſägten mit Hülfe einer Anzahl zugelernter Schwarzen einen ſo großen Vorrat von Brettern und Planken, als man für die Auszimmerung des Dampfers für nötig erachtete. Sie haben Monate damit zugebracht.

Lazarettgehülfe Runge, als gelernter Bauhandwerker, ging mit großem Eifer daran, Ziegel zu formen und zu brennen, wofür ſich guter Lehm in unmittelbarſter Nähe der Station vorfand. Einige Miſſionsleute, im Backſteinbau erfahren, gingen ihm zur Hand, und ſo entſtand im Laufe der Wintermonate der Rohbau eines geräumigen Wohnhauſes von ca. 50 m Länge und 5 m Tiefe, flankiert von zwei Türmen.

Herr Wächter ſorgte in erſter Linie für Arbeiter und erledigte die Verwaltungsgeſchäfte, auch montierte er in dieſer Zeit die Maſchine und war wochenlang im Buſch, um mächtige Bäume zu fällen und zur Station zu ſchaffen, aus welchen ſpäter die Balken und Klötze der Ablaufvorrichtung für das Zuwaſſerbringen des Schiffes gezimmert werden ſollten.

So ſchwanden in ſtillem, emſigem Wirken Tage, Wochen und Monate, bis endlich im Februar die Nachricht eintraf, daß es dem Chef in Berlin gelungen ſei, die Übernahme des geſamten Unternehmens und die Hergabe der noch fehlenden Gelder zur Fertigſtellung des Dampfers durch das Auswärtige Amt zu erwirken. Dieſe Nachricht regte den Mut und die Hoffnung der einſamen Pioniere von neuem an.

Im Winter 1899 war die 6. Kompagnie der Kaiſerlichen Schutztruppe am See erſchienen und hatte einen Platz in unmittelbarer Nähe der Niederlaſſung als längeres Lager für ſich gewählt. Die Anweſenheit der Weißen brachte neben dem anregenden Verkehr auch das Gute für die Unternehmung mit ſich, daß der behördliche Einfluß zu gunſten der Sache nötigenfalls geltend gemacht werden konnte.

So ging die Regenzeit von 1899—1900 vorüber, und aus dem verkohlten Trümmerhaufen erhoben ſich allmählich neue Gebäude. Ein maſſives Magazin barg die Vorräte; dem Wohnhauſe wurde langſam der Dachſtuhl aufgeſetzt, und am Dampfer wurden die Keſſel eingebaut, das Deck gelegt, die Aufbauten gezimmert und die ſogenannte Slip, d. h. die Bahn für das Hinabgleiten des Dampfers in ſein Element vorbereitet.

Da ergriff ein ſchweres Fieber den überaus fleißigen Zimmermann. Sei es Überanſtrengung, die den immer tätigen Mann aufs Krankenlager warf, oder war die Konſtitution des 46jährigen den fortgeſetzten Angriffen des Klimas nicht mehr

gewachsen, kurz — Gröning mußte die Arbeit einstellen und mit allen Anzeichen eines Schwarzwasserfiebers das Bett hüten.

Der Stationsarzt Herr Dr. Diesing von der Schutztruppe behandelte den Kranken, die Genossen pflegten ihn und wachten bei ihm, und so gelang es, ihn über die Krisis hinwegzubringen. Aber der Arzt bestand auf Luftveränderung, und so wurde Gröning im Juni von dem See fort auf die kühleren Berge des Plateaus gebracht, wo er bei den englischen Missionaren in Kawimbe eine überaus freundliche Aufnahme fand.

Durch seinen Fortgang wurden die Arbeiten, welche in der Hauptsache in sein Ressort fielen, von neuem unterbrochen, und Herr Leutnant Schloiser, der um jene Zeit bereits wieder auf dem Rückmarsche im Schirehochlande angelangt war, wurde benachrichtigt, daß der Arzt ein ferneres Verbleiben des Genesenden am See nicht für unbedenklich hielte, und ersucht für Ersatz zu sorgen. Das war in Afrika nicht so leicht.

Am 6. August 1900, genau ein Jahr nach seiner Abreise, traf der Chef wieder in Wissmannhafen ein, seine Gemahlin hatte ihn bis ins Herz von Afrika begleitet, und so war es gut, daß das Wohnhaus so weit fertiggestellt war, daß einem Beziehen desselben nichts im Wege stand.

Leider war Zimmermann Gröning nach der Heimat abgereist, da traf als Retter in der Not ein Tischler aus Dar-es-Salaam ein, welcher mit 4 goanesischen Handwerkern heraufgeschickt war, um die Vorarbeiten zum Bau eines Stationsgebäudes für dos Gouvernement zu betreiben.

Der Stationschef trat diese Leute zunächst an die Expedition ab, und nun begann man die Zimmerarbeiten für das Zuwasserbringen des Schiffes ernsthaft in Angriff zu nehmen. Leider stellte sich dabei heraus, daß sich vor die Stelle, auf welcher das Schiff stand, eine ziemlich große Sandbank etwa 80 m vom Strande vorgelagert hatte. So ergab es sich, daß der Dampfer nicht von selbst würde ablaufen können, sondern auf seiner Slip abgeschleppt werden müßte

Am 20. September begannen diese Arbeiten. Die Taufe ging in aller Form vor sich und wurde von Frau Oberleutnant Schloiser vollzogen.

Etwa 400 Schwarze waren aufgeboten worden, um den Dampfer zu bewegen. In 14 Tagen schwerster und unermüdlichster Arbeit gelang es, das Fahrzeug Zoll für Zoll und Fuß für Fuß über den seichten Strand vorwärts zu bringen, bis es endlich am Morgen des 4. Oktober mit einem letzten mächtigen Ruck in das tiefe Wasser schoß.

Großer Jubel herrschte bei Weißen und Schwarzen, manch gutes Glas ward geleert. Die Aufgabe der Expedition war so gut wie gelöst. Ein Telegramm meldete die frohe Tatsache den Interessenten in der Heimat.

Nun wurde noch einige Wochen emsig gearbeitet, um den inneren Ausbau des Schiffes zu vervollständigen und alle Zubehörteile, die von Schloiser aus Europa mitgebracht waren, einzubauen.

Anfangs November konnte die „Hedwig von Wissmann" zum ersten Male die Anker lichten und unter eigenem Dampf die Bucht von Wissmannhafen verlassen, um die deutsche Flagge über den See zu tragen.

Der vom Gouvernement angemeldete Kapitän war nicht eingetroffen, so mußte Herr Waechter nun auch diese erste Fahrt des Schiffes leiten. Sie ging um den ganzen See, und überall, wo der Dampfer bei den Stationen der Weißen

Digitized by Google

ankerte, auf engliſchem, kongoſtaatlichem und deutſchem Gebiete, wurde bewundernde Anerkennung dem Erfolg ſo unermüdlicher Arbeit gezollt. Ja ſelbſt eine in Blantyre erſcheinende engliſche Zeitung ſtellte die von den Deutſchen am Tanganykaſee geleiſtete Arbeit als muſtergiltig dar.

Nach der Rückkehr von der erſten Fahrt traten Herr Waechter und der Lazarettgehilfe Runge ihre Heimreiſe an, da ihre Geſundheit unter den dauernden Einwirkungen des Klimas arg gelitten hatte.

Schloiſer blieb mit ſeiner Gattin noch bis zum Eintritt der trockenen Jahreszeit des Jahres 1901 am See und begab ſich dann vom Nordende des Tanganyka über den Kivu- und Viktoriaſee, von hier aus die engliſche Ugandabahn benutzend, auf die Heimreiſe.

Die von ihm geplante, ins Werk geſetzte und geleitete Unternehmung war glänzend gelungen. Trotz der vielen zufälligen widrigen Umſtände, die aus Mangel an Trägern, aus ungünſtiger Jahreszeit, aus dem Brande und aus Krankheiten der Teilnehmer reſultierten, war die „Hedwig von Wiſſmann" in 2½ Jahren von Europa nach dem Herzen Afrikas geſchafft, dort zuſammengebaut, zu Waſſer gebracht worden und hatte eine Probe ihrer Leiſtungsfähigkeit abgelegt.

Möge dem Schiffe eine lange, glückliche Fahrzeit auf dem afrikaniſchen Seenbecken beſchieden ſein, zum Wohle der Entwicklung der Kolonie und als glänzendes Zeugnis deutſchen Fleißes und deutſcher Tatkraft.

Die evangelischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten.

Von Pastor E. Hoefer.

I.

Tätigkeitsbericht von ca. 1901—1902.

Im folgenden handelt es sich nur um eine summarische Aufzählung der wirtschaftlichen Tätigkeit der evangelischen Mission in unseren Kolonien für den oben angegebenen Zeitraum. Dieselbe macht deshalb keinen Anspruch, bis in die Einzelheiten hinein vollständig zu sein. Diese Aufgabe, bis ins einzelne die wirtschaftliche Tätigkeit zu verfolgen, stellten sich vielmehr die in der „Deutschen Kolonialzeitung" und den „Beiträgen zur deutschen Kolonialpolitik etc." Jahrgang 1901/02 gebrachten Aufsätze: „Aus dem Bereich der Missionen" von demselben Verfasser.

Togo.

In unserer Kolonie Togo arbeitet die Norddeutsche Missionsgesellschaft (Sitz in Bremen) mit 16 Missionaren und 5 Missionsschwestern auf 4 Hauptstationen: Lome, Ho, Amedzowhe, Agu, und 32 Nebenstationen. Die Gesellschaft besitzt in unserer Kolonie 35 Schulen mit 1467 Schülern, überwiegend Knaben, welche von den Missionaren und Missionsschwestern und von 59 eingeborenen Gehilfen unterrichtet werden. Da sich der Verkehr von dem englischen Keta immer mehr nach dem deutschen Lome zieht, hat die Mission in letzterem Orte ein Speditions- und Logierhaus errichtet, um von da aus die Stationen im Innern ohne Zollschwierigkeiten versorgen zu können. Neben dem bisherigen Missionsbetrieb ist in Lome im letzten Jahre eine Kleinkinderschule errichtet worden. Augenblicklich ruht das Schwergewicht der norddeutschen Missionsarbeit in Ho; denn es gehören zu dieser Station nicht weniger als 14 Außenstationen mit 546 Schülern. Die Station repräsentiert inmitten einer sonnenverbrannten Grasfläche ein gut Stück europäischer Kultur, auch die Haltung der Christen in diesem Gebiet ist eine musterhafte. Auch befindet sich in Ho eine Mädchenschule mit 4 Klassen. In Abutia, einer Außenstation von Ho, ist eine saubere Schule mit Lehrerwohnung im obengenannten Zeitraum gebaut worden. Amedzowhe mit Stationsschule, Mittelschule und Seminar ist geistiger Mittelpunkt dieses Missionsgebietes, zugleich hat sich hier auch Gelegenheit zu einer umfassenden ärztlichen Tätigkeit der Missionare geboten. Seit Gründung der Station zieht sich hierher auch der Handel. Milchvieh- und Pferdezucht wird ebenfalls auf dieser Station getrieben. Auf der Hauptstation Agu wurde im Sommer 1901 eine einfache Kirche und das Missionshaus unter besonderen Schwierigkeiten fertig gestellt. Die Station Tove Dzikbe, zur Hauptstation Agu gehörig, ist im letzten Jahre neu errichtet,

Digitized by Google

ſie grenzt an die Baumwollenplantagen des Kolonial-Wirtſchaftlichen Komitees; die Station Tavia, ebenfalls Außenſtation von Agu, hat eine neue Schule erhalten. In dieſem einen Jahre iſt bereits die ganze Umgegend unter den Einfluß der Miſſion und der europäiſchen Kultur geſtellt und die Macht des Fetiſch-Dienſtes gebrochen worden. In Agome Kpalime, in der Nähe der Faktorei Vietor, wurde von dem Miſſionsinſpektor, welcher im Oktober 1901 ſeine Inſpektionsreiſe nach Togo angetreten hatte, zur Errichtung einer Miſſionsſtation Land gekauft. Ebenſo zu gleichem Zweck in Fodome, Yo, beide in der Nähe von Miſahöhe. Auch in Atakpame, im Norden der Kolonie, wurde ein Stück Land zur Anlegung einer Miſſionsſtation erworben. In Summa ſind in den letzten Jahren außer der Hauptſtation Agu 7 Nebenſtationen gegründet worden: Badza bei Lome, Nyive bei Ho, Kpoeta im Bezirk Amedzowhe, desgleichen Kpedze am Fuße des Noadime-Gebirges, dazu Agudewe, Gbeme und Le in der zu Agu gehörigen Landſchaft Kzele.

Trotz des augenblicklichen Defizits der Miſſionsgeſellſchaft von 50 600 Mark iſt dieſelbe im Hinblick auf die erfreuliche Entwicklung dieſes Miſſionsgebietes gewillt, neue Stationen zu gründen und auch die an der Küſte liegende Station Klein-Popo mit 4 Nebenſtationen und mit im ganzen 7 Schulen, welche von Wesleyanern unterhalten werden, zu übernehmen. Auch iſt die Norddeutſche Miſſionsgeſellſchaft mit der Baſeler Miſſionsgeſellſchaft in Unterhandlungen getreten, um die 15 auf deutſchem Gebiete liegenden Außenſtationen der letzteren in ihr Arbeitsgebiet einzubeziehen. Es würde hiermit die Norddeutſche Miſſionsgeſellſchaft abgerundet und der Miſſionsbetrieb beſonders dadurch erleichtert werden, daß die ſämtlichen Volksſtämme, welche Ewhe ſprechen, unter Einfluß derſelben Miſſion geſtellt würden. Zugleich würde die Baſeler Miſſion den Schwierigkeiten aus dem Wege gehen, die ihr dadurch erwachſen, daß ihre Stationen zum Teil auf engliſchem, zum Teil auf deutſchem Gebiet liegen.

Deutſch-Südweſtafrika.

In dieſer Kolonie arbeiten 2 evangeliſche Miſſionsgeſellſchaften: ſeit 1840 die Rheiniſche, ſeit 1870 die Finniſche Miſſionsgeſellſchaft. Die Rheiniſche überſpannt das Nama- und Herero-Land mit 26 Stationen, 28 Außenſtationen, 51 Schulen; ihr chriſtlicher Einfluß macht ſich durch die ganze Kolonie hin und insbeſondere im ſüdlichen Teil geltend. Die Miſſion zählt 12 515 Gemeindeglieder. An einzelnen wirtſchaftlichen Leiſtungen iſt aus dem letzten Jahresbericht hervorzuheben, daß die neue Station Khoës in dem Stamme der Velſchöndrager nunmehr vollendet und durch einen Miſſionar beſetzt iſt. Mit dieſer Station ſind ſämtliche Stämme der Namas miſſionariſch verſorgt. In Berſeba und Hoachanas wurden umfaſſendere Kirchenreparaturen beendet. Die Hauptſtation Windhuk bedarf durchgreifenden Ausbaues. Der Grundſtein zur Kirche iſt bereits gelegt worden. Sämtliche bisherige Bauten wurden von den Eingeborenen unter Aufſicht und Anleitung der Miſſionslaienbrüder ausgeführt. Die Station Grootfontein hat aufgegeben werden müſſen, da die Bewohner dieſes Platzes in einen Aufruhr verwickelt und nach ihrer Unterwerfung von der Regierung aus dieſem Platz entfernt wurden.

Für die Herero-Miſſion wird die Landfrage immer brennender. Das

brauchbare Land wird von den Eingeborenen in leichtsinniger Weise, insbesondere durch Schuldenmachen an die Weißen verschleudert und noch ist die Regierung nicht zur Bildung von Reservaten zu bewegen, um in Zukunft den Hereros auskömmlichen Landbesitz zu ihrer Existenz gewähren zu können. Dagegen hat die Rheinische Mission durch Ankauf von Land an 2 Stellen für die beiden Gemeinden Otjimbingue und Gaub genügend großen Grund und Boden reserviert. In Gaub ist bereits für die Bewirtschaftung des Landes ein Ökonom angestellt, welcher die umwohnenden Leute an sich zieht und dort fest ansiedelt. Jede Familie erhält ein genau abgegrenztes Stück Land zur Urbarmachung und Bebauung. Die eingefleischte Trägheit der Eingeborenen beginnt deshalb hier schon zu schwinden. Zur Heranbildung von Missionsgehülfen für die Hereros ist in Otjihaënena ein Lehrerseminar in Bildung begriffen. Zu den beiden bisherigen Stationen im Ambolande ist im Laufe des Jahres eine neue 3. hinzugekommen, Namakunde. Es scheint gerade dort die Aussicht für die Arbeit besonders günstig.

Im Norden der Kolonie, in Ambo, missioniert die Finnische Missionsgesellschaft. Sie hat des ungesunden Klimas wegen mit viel Krankheiten ihrer Missionsarbeiter zu kämpfen. Trotzdem hat sie zu den 3 Stationen Olukonda, Oniipa, Ondangua eine neue Station in Ojowu im letzten Jahre gegründet. Die Gesellschaft beschäftigte in diesem Gebiet 8 Missionare und unterrichtete 600 Schüler.

Kamerun.

In Kamerun wirkt seit 1886 die evangelische Missionsgesellschaft von Basel, die Missionsgesellschaft der Baptisten seit 1891, und der Board of Foreign Missions of the Presbyterian Curch in the United States of America seit 1875. Die Baseler Mission besitzt nach dem letzten Jahresbericht 9 Hauptstationen mit 140 Nebenstationen; sie sind besetzt mit 37 Missionaren, 16 Missionarsfrauen und 2 unverheirateten Missionsarbeiterinnen. Die bedeutendsten Stationen sind: Bonaku, Bonaberi, Bombe, Mangamba, Nyasaso, Edea, Viktoria, Buea. Es befindet sich in Buea ein Predigerseminar mit 21 Schülern; eine höhere Anstaltsschule mit 24 Schülern in Bonaberi, in Lobethal eine solche mit 72 Schülern. Knabenanstalten sind errichtet in Mangamba und Buea mit 24, respektive 45 Schülern, Mädchenanstalten in Bonaku und Edea mit 35, respektive 24 Schülern. Im ganzen werden von dem oben genannten Missionspersonal mit Hilfe von 107 eingeborenen Katechisten und 34 Hilfskatechisten in 137 Schulen 3185 Schüler unterrichtet. Der Aufwand der Baseler Mission für ihr Kameruner Missionsgebiet betrug im letzten Jahre 277 381 M.

Das Predigerseminar in Buea hat in diesem Jahre die ersten Zöglinge ins Lehramt einstellen können; hiermit wird in dem Schulwesen eine planmäßige Entwicklung eintreten. Auf den einzelnen Stationen zeigte sich im letzten Jahre eine rege Bautätigkeit: In Bonamateke ist von den Eingeborenen eine, wenn auch im Äußern primitive Kirche gebaut worden, in Mangamba desgleichen ein Schulhaus. In Nyasaso ist der Missionshausbau beendet, die Arbeiter wurden hierbei zugleich im Zimmer- und Maurerhandwerk ausgebildet, auch ist auf dieser Station eine Wasserleitung angelegt worden. Auf der Außenstation Mpako bauten die Eingeborenen ohne Anleitung der Europäer selbst eine Kapelle und eine Schule. Überhaupt macht sich im Inlande seit dem letzten Jahre eine große

Bewegung zu Gunſten der Schule geltend, die dortigen Stämme wollen den Dörfern am Meere in der Schulbildung nicht nachſtehen, um ſich von ihnen nicht wirtſchaftlich ausnützen zu laſſen. Schwierigkeiten, Fuß zu faſſen, erwachſen der Miſſion beſonders in und um Edea, weil die Eingeborenen weit zerſtreut wohnen, aus Aberglauben keinen feſten Wohnſitz anlegen, und an Stelle der Duala-Sprache das Baſa tritt. Die Bakwiri auf den Stationen Viktoria und Buea machen in ihrer Kultivierung nur langſame Fortſchritte; denn die großen Pflanzungen ſind für den Betrieb der Miſſion inſofern ſtörend, als die Eingeborenen ſehr ſtark beſchäftigt ſind und deshalb nur ſelten zu Hauſe angetroffen werden; zugleich ſind diejenigen Eingeborenen, die ſie von den Pflanzern aus ihrem Grundbeſitz gedrängt ſind, noch weniger ſeßhaft und gegen die Weißen mißtrauiſch geworden.

Hinderlich ſind der Ausbreitung der Miſſion in Kamerun die geheimen Loſangoverbindungen; doch kommt in der Bekämpfung dieſer geheimen heidniſchen Kulte das energiſche Eingreifen der Regierung der Miſſion zu Hülfe, ihr Einfluß hat ſich deshalb im letzten Jahre nach Nordoſten in dem Gebiete des Fluſſes Dibamba geltend machen können. Im allgemeinen leiſten die Miſſionare in der Kolonie auch durch ihre ärztliche Praxis beſondere kulturelle Förderung, nicht minder auch durch Schlichtung von Streitigkeiten unter dem zum Teil ſehr geckenhaften und eiteln Eingeborenen, ſo daß in vielen Fällen die Regierung nicht erſt noch einzugreifen braucht. Da an und für ſich die Eingeborenen Kameruns der Arbeit nicht geneigt ſind und daher die öffentlichen Arbeiten der Regierung vielfach ungern verrichten, ſo iſt auch nicht zu verkennen, daß die Miſſion durch Anleitung der jüngeren Generation zu geregelter Arbeit auf ihren Stationen der Regierung und der zukünftigen kulturellen Entwicklung der Kolonie große Dienſte leiſtet.

Die Miſſionsgeſellſchaft der deutſchen Baptiſten beſitzt in Kamerun 5 Stationen, und zwar Duala, Bonakwaſi, Nyamtan, Sopo und Viktoria, und 44 Nebenſtationen. 14 europäiſche Miſſionsarbeiter, und zwar 9 Miſſionare und 5 unverheiratete Miſſionsgehülfinnen arbeiten mit Hülfe von 40 eingeborenen Lehrern in 44 Schulen, welche von 1200 Kindern beſucht werden. In Bonakwaſi befindet ſich eine Schule zur Ausbildung von Lehrgehülfen. Auf jeder Station ſind die zum Lebensunterhalt nötigen Feldkulturen und Bauten vorhanden.

Im ſüdlichen Kamerun im Batangalande und weiter öſtlich nach dem Innern zu im Mpangwelande arbeitet ſeit 1885 die amerikaniſche Presbyterianer-Miſſion; ſie weiſt im Jahre 1901 6 Miſſionare, 4 Ärzte, 2 Miſſionsſchweſtern und 1 eingeborenen Geiſtlichen als Miſſionsperſonal auf. Die Hauptſtation Batanga mit 3 Nebenſtationen iſt die größte auf dieſem Gebiet; denn auf ihr wirken allein 4 Miſſionare, 2 Miſſionsſchweſtern und 1 Arzt. Im letzten Jahr ſind Teile des neuen Teſtamentes in die Sprache der Eingeborenen überſetzt worden. In den Mpangwe-Stämmen ſind im Laufe des letzten Jahrzehntes nach einander die Stationen Efulen, Elat und Lolodorf entſtanden. Efulen beſitzt eine Schule mit ca. 60 Schülern und ein Krankenhaus; die Station Elat iſt, da auf dem Platz eine Regierungsſtation errichtet wurde, verlegt worden; für die von der Regierung erhaltene Entſchädigung iſt ſie in einiger Entfernung ſchöner aufgebaut worden. Auch hier iſt ein Miſſionsarzt ſtationiert, in der Stationsſchule werden 200 Schüler unterrichtet. Von Lolodorf aus beabſichtigte die Miſſionsgeſellſchaft, unter den dort unſtät umherziehenden ſogenannten Zwerg-

völkern Miſſion zu treiben. Nach langem Bemühen, dieſen ſcheuen Nomadenſtämmen näher zu kommen, iſt es jedoch erſt im letzten Jahre gelungen, hier eine Schule mit 50 Schülern zu gründen.

Deutſch-Oſtafrika.

In Deutſch-Oſtafrika miſſionieren vier evangeliſche Miſſionsgeſellſchaften, auf der Oſtſeite der Kolonie die evangeliſch-lutheriſche Miſſionsgeſellſchaft mit dem Sitz in Leipzig und die evangeliſche Miſſionsgeſellſchaft für Deutſch-Oſtafrika (Berlin III). Im Innern von der Nordſpitze des Nyaſſa an breitet ſich nach Nordnordoſten die Geſellſchaft zur Beförderung der evangeliſchen Miſſion unter den Heiden aus (Berlin I), und von demſelben Ausgangspunkt aus nach Nordnordweſt ſich wendend die Miſſion der evangeliſchen Brüder-Unität (Brüdergemeine).

Die evangeliſch-lutheriſche Miſſion (Leipzig), die ihre Tätigkeit im Schutzgebiet 1893 begonnen, und zwar im Bezirk Kilimandjaro unter den Wadſchagga, hat fünf Hauptſtationen: Madſchame, Mamba, Moſchi, Schigatini und Schira. Auf den genannten Stationen wirken 10 Miſſionare in 14 gottesdienſtlichen Gebäuden und in 12 Schulen mit 787 Schülern; unter ihnen 116 ſogenannte Koſtſchüler, welche eine ausgedehntere Schulbildung erhalten und für ſpäter zu Miſſionsgehülfen auserſehen ſind. Ein Zeichen beſonderen Vertrauens der Eingeborenen zu den Miſſionaren iſt die Tatſache, daß im letzten Jahre (1901) die Schule auf dieſem Miſſionsgebiet einen beſonderen Aufſchwung erlebte, die Schülerzahl hat ſich verdoppelt; um die für dieſe Schulen nötigen Lehrkräfte zu gewinnen, iſt ein Lehrerſeminar in Moſchi eröffnet worden. Die Station Schira hat ihre Bautätigkeit auch im abgelaufenen Jahre noch nicht beendet. Neu begründet iſt eine Station am Meru, ſie liegt in der Nähe der Station, welche vor Jahren bei dem am Meru ausgebrochenen Aufſtand zerſtört wurde; die Anſiedlungsbauten wurden von zwei Miſſionaren geleitet.

Die Miſſionsgeſellſchaft Berlin III, welche ſpeziell für Deutſch-Oſtafrika gegründet wurde, hat 1887 ihre Tätigkeit daſelbſt begonnen. Sie hat acht Hauptſtationen: Dar-es-Salaam, Kiſſarawe, Maneromango, Tanga, Hohenfriedberg, Neu-Bethel, Wuga, Bumbuli. Auf dieſen arbeiten 18 Miſſionare und neun Hilfsarbeiter, darunter eine Hilfsſchweſter, ſowie 26 eingeborene Helfer. Jede Station hat ihre Schule, welche zuſammen 429 Schüler zählen. Die Mittelſchule in Kiſſarawe wird von 17 Zöglingen beſucht. Die Geſamtausgaben der Geſellſchaft für Leitung und Unterhaltung der Stationen betrug im letzten Jahre 136536 Mark. Jede Station bietet ein freundliches Bild in induſtrieller und wirtſchaftlicher Beziehung. Dar-es-Salaam, ſeiner Perſonenzahl nach nur eine kleine Station, beſchäftigte im letzten Jahre einige ſeiner Bewohner mit Stuhlflechterei. Tanga gewährt beſonders den eingeborenen Frauen dauernde und lohnende Arbeit in ſeiner Wäſcherei für die anlaufenden Dampfer. Durch Eröffnung der Eiſenbahn von Tanga nach Korogwe hofft man auf regeren wirtſchaftlichen Verkehr zwiſchen Tanga und Uſambara. In Kiſſarawe wurde ein maſſives Wohnhaus gebaut, zugleich wurde die Außenſtation Mſimwaſi gegründet. Hohenfriedberg bietet ein ganz beſonders erfreuliches Bild kulturellen und wirtſchaftlichen Lebens: Die Sauberkeit der Häuſer und ihrer Einwohner, ſowie die Reinlichkeit der Wege und Anlagen, der Geiſt der Ordnung und Ruhe, der Zudrang zur Schule, läßt die Station als Muſterſtation erſcheinen; die in den letzten

Jahren eingeführte Kirchensteuer, eine Rp. pro Kopf, wird willig und gern gezahlt. Schmiede, Klempnerei und Tischlerei ist eingerichtet. Der Bau einer Missionarswohnung gab Gelegenheit zur Erlernung resp. Weiterbildung der Maurer und Zimmerleute. Die Eingeborenen fangen nach dem Vorbild der Europäer an, Kartoffeln, Getreide und Gemüse zu bauen. In Wuga ist im letzten Jahre das durch Blitz zerstörte Wohnhaus des Missionars wieder aufgebaut, auch fangen die Eingeborenen an, ihre Häuser nach europäischer Art zu bauen. Die Station wird durch eine Leitung mit Wasser versorgt, welche in regenarmer Zeit auch die anliegenden Felder gegen die Dürre schützen wird.

Durch Beschluß vom 1. Dezember 1902 wurden die drei Stationen Dar-es-Salaam, Kissarawe und Maneromango endgültig in die Verwaltung der Missionsgesellschaft Berlin I übernommen. Es war dafür namentlich die Erwägung maßgebend, daß die erfreuliche Ausdehnung von Berlin I, vom Nyassa durchs Kondeland und Heheland sich vorschiebend, ganz von selbst der Küste zustrebt. Man hofft mit der jetzigen Übernahme den ersten Schritt zur völligen Vereinigung mit Berlin III zu tun. Auch darf das Abkommen namentlich deswegen begrüßt werden, weil der Eintritt einer großen leistungsfähigen Missionsgesellschaft in Dar-es-Salaam mehr Regsamkeit in das Stillleben der Station und eine kräftigere Vertretung der evangelischen Interessen in der Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas bringen wird.

Berlin I hat seine Arbeit im Schutzgebiete 1891 begonnen und bereits 13 Hauptstationen mit 4 Außenstationen angelegt. Auf ihnen sind 16 Missionare, 20 Nationalhelfer und 5 Kolonisten beschäftigt. Außerdem ist für diesen Missionsbezirk ein Missionsarzt in Kidugala stationiert. In 6 Schulen werden 221 Schüler unterrichtet. Die Missionsgesellschaft wandte für den Missionsbezirk im letzten Jahre 75 185 M. auf. In Wangemannshöh ist im letzten Jahre ein Gehülfenseminar gegründet worden; der gesamte Bezirk wurde von dem Missionsdirektor Gensichen visitiert. Dieses Missionsgebiet erstreckt sich über das Konde-, Kinga-, Bena- und Heheland und hat ungefähr 101 000 Eingeborene in seinen Einfluß gezogen. Im allgemeinen ist zu sagen, daß alle Stationen sich in reger Bautätigkeit befinden, Kirchen, Wohnhäuser und Schulgebäude, Wasserleitungen werden bei den verschiedenen Stationen erbaut, auch verspricht eine Kaffeeplantage in Wangemannshöh im nächsten Jahre (1903) guten Ertrag. Bei den Bauten helfen die Eingeborenen fleißig mit, sie schleppen auf die Stationen, welche Mangel an Baumaterial haben, von weither Holz und Steine auf ihren Schultern, denn Wagen kennen die Eingeborenen noch nicht; auf den meisten Stationen findet man jetzt schon geräumige massive Wohnhäuser, saubere Weganlagen und Brücken. Wo Acker- und Gartenbau möglich ist, finden sich gutgepflegte Gärten und Felder. Da die in den Ansiedlungen am Nyassa und die in den Vorbergen gelegenen Stationen fiebergefährlich sind, ist 2000 Fuß über dem Nyassa die Gesundheits- und Erholungsstation Bubopelo errichtet worden. Auf der höchsten im Gebirge liegenden Station Magoge (6500 Fuß) leiden die Eingeborenen wie Europäer vielfach an katarrhalischen Erkrankungen und Augenkrankheiten. Die Missionare leben in äußerst friedlichem Verhältnis mit den Eingeborenen und ebenso mit den europäischen Beamten und Pflanzern. Die äußere Haltung der eingeborenen Christen in ihrer Kleidung, Wohnung, in ihrem gesamten Benehmen unterscheidet sie wesentlich von den umwohnenden Heiden.

Die Brüdergemeine trat in Deutsch-Ostafrika 1894 in die Missionsarbeit ein. Sie besitzt jetzt 6 Stationen im Nyassagebiet und 2 Stationen nördlich davon in dem Bezirk Unyamwesi. Auf den 6 Stationen des Nyassagebiets (Rungwe, Rutenganio, Ipiana, Utengule, Mbosi, Isoko) arbeiten 14 Missionare, 12 Missionsfrauen, 17 Nationalhelfer. Jede Station hat ihre Schule. Die Gesamtzahl der Schüler beträgt 357. In Rungwe befindet sich eine Gehülfenschule. Auf den beiden Stationen Urambo und Kituda in Unyamwesi arbeiten 6 Missionare, 3 Missionsfrauen und 3 unverheiratete Schwestern. In Urambo ist eine Schule gegründet worden. Die Ausgaben der Missionsgemeinde betrugen für das Nyassagebiet im letzten Jahre 68 329 M., für Unyamwesi 14 752 M. Für Bauten wurden im Nyassagebiet allein 24 865 M. gebraucht. Dagegen betrug der wirtschaftliche Gewinn in demselben Gebiet 7824 M. Nach dem letzten Jahresbericht wurden zur übersichtlicheren Leitung dieses Missionsgebietes die auf dem Generalvorsteher ruhenden Amtspflichten in der Weise geteilt, daß alles auf Handel und Geschäft sich Beziehendes einem Geschäftsinspektor übertragen wurde, welcher den Ort Kyimbila zwischen Rungwe und Rutenganio, zugleich an der Regierungsstraße gelegen, zur neuen Zentrale des Handels für den gesamten Bezirk errichtet hat. Der Mission ist in ihrer Wirksamkeit durch die Verlegung des Bezirksamts nach Neulangenburg (Hohenkondet) manche Erleichterung und Annehmlichkeit verschafft worden; denn die Nähe des Bezirksamtes ist nicht ohne Einfluß auf die Ordnung in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Bezirks geblieben. Die Entwicklung des Nyassagebietes schreitet wirtschaftlich unter Mitwirkung der Mission sichtlich vorwärts, was sich auch darin zeigt, daß immer mehr Kupfer- und Silbermünzen statt Tauschwaren als Zahlmittel gebraucht werden. Manche Stationen sind zu kleinen Dörfern geworden, die mit ihren Gärten und Feldern einen freundlichen, einladenden Eindruck machen. Der Wasserkalamität in manchen nördlicher gelegenen Dörfern ist durch Legung einer Wasserleitung Abhülfe geschaffen worden. Auf 3 Stationen wurden im letzten Jahre größere Bauten ausgeführt; Stürme, Feuersbrünste und die gefräßigen Termiten nötigten auf verschiedenen Stationen, zur Kelle, Axt und Säge zu greifen, und so finden sich in den Dörfern statt der Strohbauten immer mehr massive Häuser mit Wellblech oder Ziegeln gedeckt. Im letzten Jahre hat die Missionsgesellschaft mit der Arbeit in der nördlich gelegenen Landschaft Kiwere in Unyamwesi eingesetzt. Die dort neu gegründete Station Urambo ist im Ausbau begriffen. Die Eingeborenen hielten sich zunächst befremdend zurück, griffen aber allmählich zu und werden jetzt in den Bauhandwerken angelernt. Die mancherlei ansteckenden Krankheiten unter den Eingeborenen machten hier zugleich den Bau eines Isolierhauses nötig; ebenso ist hier bereits eine Schule gegründet. Die Station Kitunda in der Landschaft Kiwere befindet sich noch im Anfang ihres Bestehens; doch wurden ihr bereits von der Regierung etliche Kinder zur Erziehung übergeben.

Neben den 4 deutsch-evangelischen Missionsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika arbeiten 2 englische Gesellschaften: Die Universitätenmission und die Kirchenmissionsgesellschaft. Die Universitätenmission wirkt auf 2 räumlich von einander getrennten Gebieten innerhalb dieser deutschen Kolonie: im Hochland von Usambara und auf der Südgrenze der Kolonie am Rovumafluß, dem sogenannten Rovumagebiet. 1867 setzte sie sich zunächst in Usambara fest, Mittelpunkt dieses Gebietes ist die Station Magila im Stamme der Bondei am

Südoſtabhang der Uſambaraberge. Außer den unmittelbar zum Miſſionsbetrieb gehörigen Gebäuden befindet ſich auf dieſer Station auch eine Apotheke, ein Hoſpital und ein Lager von Lebensbedürfniſſen für das geſamte Miſſionsperſonal dieſes Diſtriktes. Dieſe Miſſionsgeſellſchaft legt in beſonderem Maße den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit auf die Heranbildung eingeborener Geiſtlicher und Gehülfen, ſo hat ſie bis jetzt bereits 13 eingeborene ordinierte Paſtoren in ihren Dienſt geſtellt. Segensreich iſt auch die ärztliche Tätigkeit dieſer Miſſionsgeſellſchaft; in Magila hat ſie einen eigenen Miſſionsarzt ſtationiert und 4 Miſſionsſchweſtern zur Beaufſichtigung der oben erwähnten Apotheke und des Hoſpitals angeſtellt. Die Miſſionare ſind zugleich auch bemüht, das Volksſchulweſen ihrer Bezirke zu fördern; in 20 Schulen des Diſtrikts werden ca. 700 Schüler unterrichtet. Wenngleich die Schulgebäude und die Lehrmittel mangelhaft ſind, lernen doch faſt alle Schüler wenigſtens Leſen und Schreiben, die Begabteren werden in Magila und auf Sanſibar zur Fortbildung aufgenommen. Die dort eingerichtete Druckerpreſſe ſtellt alljährlich eine größere Anzahl Schul- und Erbauungsbücher in der Bondeiſprache fertig. Von Magila aus ſind im Laufe der Zeit noch 6 weitere Stationen angelegt worden.

Das zweite Miſſionsgebiet dieſer Geſellſchaft am Rovuma wird von der Station Newala aus geleitet, ſie iſt den Intentionen der Geſellſchaft gemäß, die aus dem Gebiet des Nyaſſa ſtammenden und befreiten Sklaven zu ſammeln, eine Art großer Sklavenfreiſtätte; mit ihren Nebenſtationen zählt ſie insgeſamt 22 Schulen mit ca. 900 Schülern. Die ſtatiſtiſchen Angaben von Oſtern 1902 betreffs der Wirkſamkeit dieſer Miſſionsgeſellſchaft in Deutſch-Oſtafrika lauten dahin: 8 Hauptſtationen, 47 Nebenſtationen, 11 Miſſionare, 85 eingeborene Gehülfen, 62 Schulen mit 3400 Schülern.

Die zweite in Deutſch-Oſtafrika arbeitende engliſche Miſſionsgeſellſchaft iſt die Kirchenmiſſionsgeſellſchaft, ſie wirkte in dem jetzigen Deutſch-Oſtafrika bereits ſeit 1875; die auf deutſchem Gebiet liegenden Stationen bildeten früher zu der nördlich vom deutſchen Gebiet gelegenen und im Großen angelegten engliſchen Ugandamiſſion die Unterwegsſtationen oder Zwiſchenſtationen. Von den 6 jetzt noch beſtehenden derartigen Stationen iſt in der Uſagaralandſchaft vor anderen Mpapua zu nennen, an der großen von Dar-es-Salaam nach dem Nyanſa führenden Karawanenſtraße gelegen. Ihre Umgebung iſt ſehr ſpärlich bevölkert und unfruchtbar, trotzdem iſt ſie ein ſowohl für die Miſſionserpeditionen wie für die militäriſchen Operationen der Schutztruppe immer noch wichtiger Punkt, auch nachdem der Handels- und Miſſionsverkehr nach Uganda ſie verlaſſen hat und ſich jetzt auf der engliſchen Ugandabahn ſchneller und leichter vollzieht. Weſtlich von Mpapua findet ſich die ebenfalls an der Karawanenſtraße liegende Station Mvumi; nordöſtlich am Ende der Karawanenſtraße am Südufer des Nyanſa ganz vereinſamt die Station Naſſa, ſie diente früher, als der Verkehr nach Uganda noch durch Deutſch-Oſtafrika ging, als Stapelplatz für die Waren, welche über den Nyanſa verſchifft werden ſollten. Die Statiſtik gibt an, daß in Deutſch-Oſtafrika Oſtern 1902 dieſe Miſſionsgeſellſchaft 8 Stationen beſaß, 11 Miſſionare und 41 eingeborene Helfer in 36 Schulen 1364 Schüler unterrichteten.

Sitten und Gebräuche der Bakoko in Kamerun.

Von Eberhard v. Schkopp.

I.

Wohnsitze und physische Beschaffenheit.

Die Bakoko wohnen auf beiden Ufern des mittleren und unteren Njong. Im Norden bildet der Sanagafluß, im Süden der Lukundje die natürliche Grenze. Im Osten wird ihr Land von den Stämmen der Balinga, Jaúnde und Ngumba eingeschlossen, während sie im Westen durch die Batanga- und Jasukuleute von der Küste des atlantischen Ozeans getrennt werden. Ebensowenig wie auf dem südlichen Ufer des Lukundje Bakokodörfer sich befinden, ebensowenig wohnen sie auf dem nördlichen Sanagaufer und am Kwakwa, obwohl einzelne Karten hier Bakokodörfer verzeichnen. Die Bewohner des Landes nennen sich selbst Bakoko, die Bezeichnung Mwelle ist ihnen unbekannt. Wenn trotzdem diese Bezeichnung Platz gegriffen hat, so kann das Wort nur von Eingeborenen fremder Stämme gebraucht worden sein. Der Schreiber dieses hörte ein einzigesmal einen Malimbamann die Bezeichnung Mwelle auf die Bakoko anwenden.

Die Gesamtbevölkerung dürfte eine Million übersteigen. Wie die übrigen umwohnenden Stämme, mit alleiniger Ausnahme der Bako (Zwerge), gehören auch die Bakoko, sowohl nach ihrem Körperbau als auch ihrer Sprache zu schließen, zu den Bantunegern. Ihre Farbe ist meist dunkelbraun bis tiefschwarz, hellere Tönung wird selten angetroffen. Die Männer sind über Mittelgröße, wohl proportioniert mit breiter hochgewölbter Brust, die in ihrer Haltung und ihrem Gang eine gewisse Würde zur Schau tragen.

Die Frauen sind mittelgroß und altern früh. Unter der männlichen Bevölkerung sind Schönheiten im europäischen Sinn nicht selten zu finden. Charakterköpfe mit scharf geschnittenen Zügen, Adlernase und kühnem furchtlosen Blick. Bei manchen scheint auch semitischer Typus unverkennbar. Ihre heutigen Wohnsitze haben sie noch nicht lange in Besitz. Die Zeit ihrer Einwanderung ist etwa anderthalb Jahrhunderte zurückzuverlegen. Damals fand ein größeres allgemeines Vordringen der Stämme zur Küste des Ozeans statt, und nahmen auch die Duala erst von dem Lande Besitz, welches sie heute bewohnen. Nach den Überlieferungen stammen die Bakoko von dem Oberlauf des Sanagaflußes. Dieses Land verließen sie vor einem mächtig auf sie eindringenden Feinde.

Tracht.

Die eigentliche Tracht der Bakoko besteht aus einer aus feinem Bast geflochtenen Lendenbekleidung. Die Frauen nehmen zur Bedeckung der Schamteile die getrocknete Rinde der Pisangpflanze. Ein etwa 35 cm langes Stück

von 7 cm Breite wird zwiſchen den Beinen hindurchgezogen, und vorne an einer dünnen um die Hüften geſchlungenen Baſt- oder Perlenſchnur befeſtigt. Das andere Ende wird zwiſchen den beiden hinteren Backen in den After geſteckt. Beim Gehen und Bücken verliert die primitive Befeſtigung oft ihren Halt, wird dann aber ſofort wieder in Ordnung gebracht. Die Kinder gehen bis zum fünften Lebensjahre ganz nackt. Die Frauen werden es ſelten verſäumen, jeden Tag in neuer Toilette zu erſcheinen. In der Nähe der europäiſchen Faktoreien ſehen die Bakoko von ihrer urſprünglichen Tracht ab und ſuchen bunte Lendentücher europäiſcher Induſtrie zu erwerben. Mit beſonderer Vorliebe kaufen ſie dunkelblaues Tuch, grelle Farben ſchätzen ſie wenig. Die Frauen bekleiden ſich mit zwei Lappen, wobei der dunkelblaue ſtets auf dem Leibe getragen wird, darüber eine hellere Farbe. Arme, Brüſte und die Beine vom Knie ab bleiben unbedeckt. Beſonders geſchätzt ſind alte Uniformröcke mit möglichſt hohen Kragen. Die Füße bleiben ſtets unbedeckt. Beinkleider finden durch die anſäſſigen Firmen langſam Eingang. Die Frauen gehen ſtets barhäuptig, während die Männer, wo ſie mit den Handelshäuſern in Berührung kommen, gern Stroh- und weiche Filzhüte kaufen. Sehr beliebt ſind zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung Regenſchirme. Wer keinen europäiſchen Schirm beſitzt, ſchützt ſich gegen den Regen vermittelſt eines Piſang- oder Maniokblattes, welches über den Kopf gehalten wird. Die Bakoko ſind gegen Regen ſehr empfindlich, da derſelbe einen merklichen Temperaturniedergang mit ſich bringt.

Schmuck.

Frauen wie Männer tragen Tätowierungen im Geſicht. Als Farbſtoff wird Holzkohle von Ölpalmen genommen, die den Kindern im zweiten Lebensjahre in die beigebrachten Hautwunden eingerieben wird. Beſonders geſchickte und kunſtverſtändige Männer vollziehen die Operation mit einem zugeſpitzten Holzſtäbchen. Beinahe alle Bakoko tragen auf ihrer Stirn zwei tätowierte Kreiſe, einen kleineren inmitten eines größeren und an den Schläfengegenden eine Pfeilſpitze. Die Wangen zeigen Kreiſe, Punkte oder kurze Striche. Schmucktätowierung, Ziernarben am Bauche, ſind nicht ſelten, doch ſoll die Prozedur langwierig und ſchmerzhaft ſein. Die Männer ſchmücken ſich mit elfenbeinernen Armringen und breiten Manſchetten, Meſſing-Beinringen, die um die Fußknöchel getragen werden und Ketten von aneinandergereihten Affenzähnen. Die Zähne des Leoparden darf nur der Bakoko tragen, der eine ſolche Katze erlegt hat. Dieſer Schmuck gilt als Zeichen von ganz beſonderer Kühnheit und bewieſenen Mutes. Auch europäiſche Perlen werden gern gekauft, wobei große ſchwarze ſehr begehrt ſind. Allen derartigen Schmuck tragen auch die Frauen; Affen- und Leopardenzähne ſind ihnen jedoch verboten. Sehr verunſtaltet werden die Ohren bei ihnen durch das Tragen von Gras und Blätterpfropfen, die in die aufgeſchlitzten Ohrläppchen geſteckt werden. Auch andere Dinge finden hier Platz, kleine Schnupftabakdoſen, Pomadenſchachteln u. a. m. An den Fingern ſtecken Ringe aus Meſſing oder Silber. Zum Zeichen der Trauer bemalen die Bakoko ihren Körper mit weißer Farbe, die ſie aus einem oft vorkommenden erdigen Ton mit Zuſetzung von Waſſer bereiten. Auch im Falle von Krankheiten wird der Körper mit weißen Ringen und Strichen bemalt. Im Gegenſatz zu andern Negern, Buli-, Bane- und Jaúndeſtämmen, verwenden die Bakoko auf ihre Haarfriſuren nicht beſondere Sorgfalt. Die Männer und Frauen tragen das Haar meiſtens kurz geſchoren. Manchmal wird bei den jungen Männern der Kopf bis auf die

Skalplocke am Wirbel glatt rasiert, oder die eine Hälfte des Schädels wird rasiert, oder man rasiert eine Schneckenlinie, die in den Wirbel verläuft. Bartwuchs ist sehr spärlich. Beide Geschlechter tragen kunstvoll geschnitzte Kämme aus Ebenholz im Haar.

Von Ungeziefer werden die Leute weniger geplagt, da sie sich einer gewissen Reinlichkeit befleißigen und ihre Läuse sich gegenseitig absuchen. Gegessen wird das Ungeziefer nicht. Die Zähne werden sehr gepflegt, und das blendende Weiß derselben ist nicht allein der vegetabilischen Nahrung, sondern besonders der fortwährenden Reinigung nach jeder Mahlzeit zuzuschreiben. Kein Bakoko wird es versäumen, nach gehaltener Mahlzeit nicht nur ein Ausspülen des Mundes, sondern auch eine intensive Reinigung der Zähne vorzunehmen. Vermittels eines Stück weichen Holzes werden die Zähne nach allen Regeln der Kunst behandelt. Inwendig und auswendig wird gebürstet und gerieben und auch die Mahlflächen der Hinterzähne werden nicht vergessen, worauf ein nochmaliges Ausspülen des Mundes erfolgt. Hinter dem Ohr, im Kopfhaar oder im Lendentuch tragen die Bakoko ihre Zahnbürste stets bei sich.

Sie haben weder die Gewohnheit, einzelne Zähne auszubrechen, noch spitz zu feilen.

Wenn es irgend möglich ist, nehmen die Bakoko ein Morgen- und ein Abendbad; wo dies infolge von fließendem Wasser unmöglich ist, sind die Leute bestrebt, eine Waschung des ganzen Körpers oder wenigstens von Gesicht und Händen vorzunehmen. Die Einwohner manches Dorfes gehen oft eine halbe Stunde weit, nur um nicht den Genuß eines erfrischenden Bades zu entbehren. Die Frauen nehmen ihre Säuglinge mit ins Wasser und waschen sie dort gründlich ab. Männer und Frauen baden nicht an derselben Stelle zu gleicher Zeit, wenn auch die Schamhaftigkeit nicht so weit geht, daß die Frauen sich im Baden durch das plötzliche Erscheinen von männlichen Wesen stören lassen. Den Körper nach dem Bade mit Palmöl einzureiben ist weniger üblich, dagegen benutzt man gern zu diesem Zweck die in den Handel gebrachten Pomaden aus Europa, sowie Lawendelwasser. Kurz vor dem Schlafengehen ist es üblich, sich mit Palmöl einzureiben, wodurch gerade der üble Geruch der Ausdünstungen des Körpers gesteigert werden soll, weil — wie man mir versicherte — darin ein großer Schutz gegen die zahlreichen Giftschlangen liegt. Dies, und nicht die Eitelkeit, eine schön glänzende Haut zu besitzen, welche auch ohne Palmöl-Anwendung vorhanden ist, ist der Hauptgrund, ihren Körper zu salben. Auch bei bestimmten Krankheiten wird das Palmöl zur Einsettung des Körpers benutzt. Hierüber Weiteres an anderer Stelle.

Waffen. Man unterscheidet bei den Bakoko zwei Arten von ursprünglichen Waffen. Angriffswaffen und solche zur Verteidigung. Zu ersteren gehören Speere und Haumesser, während letztere in einem kurzen keulenartigen Stock bestehen. Die Speere haben die mannigfaltigsten Formen, und besonders sind die großen schweren Kriegslanzen der Basáleute, eines Unterstammes der Bakoko, erwähnenswert. Vielfach besteht die Spitze des leichten Jagdspeeres aus Messing.

Die Haumesser sind zweischneidig und an ihrem unteren Ende spitz zugeschliffen. Der Holzgriff ist mit Messingdraht umwickelt. Diese Waffe steckt gewöhnlich in einer Scheide von Krokodil- oder Elefantenleder. Sehr gebräuchlich ist auch eine Art Armbrust, welche zur Jagd auf Vögel und kleine Affen gebraucht

wird. Das Geſchoß beſteht aus ungefiederten, einfach zugeſpitzten Holzpfeilen, die vergiftet ſind. Die Kriegsſpeere werden ebenfalls vergiftet. Die Bakoko kennen zweierlei Gifte, Pflanzen- und tieriſche Gifte. Unter erſtere fallen die Kalabarbohnen (Physostigma venenosum) ſowie Caſſa, die Rinde des überall wachſenden Saſſybaumes (Erythrophloeum guineense). Auch ſcheinen die Bakoko aus den Wurzeln des Kaſſaveſtrauches (manihot) Blauſäure zu bereiten. Tieriſche Gifte werden von Schlangen (Bitis arietans und Bitis gabonica) gewonnen.

Vielfach ſind ſelbſt Leute im Innern des Landes im Beſitz von Perkuſſionsgewehren. In Ermangelung von Zündhütchen werden in ſinnreicher Weiſe die Kuppen von ſchwediſchen Streichhölzern verwandt. Auch Steinſchloßgewehre finden neuerdings Eingang. Die Ladung beſteht aus kleinen Glas-, Eiſen- und Meſſingſtückchen oder gehacktem Blei, welches oft erſt vergiftet wird. Die Gewehre werden mit geſtreckten Armen abgeſchoſſen. Meiſtens nehmen die Bakoko eine zu große Quantität Pulver, ſo daß die Läufe der Gefahr des Zerplatzens ausgeſetzt ſind. Das Pulver wird in kleinen Kalebaſſen, die mit Meſſingdraht umwickelt ſind, mitgeführt; die Geſchoßſtücke befinden ſich in kleinen Taſchen aus dem Felle von Antilopen, Zibethkatzen oder Leoparden und werden unter der linken Achſelhöhle an einem Baſtſtrick über der rechten Schulter getragen. Um das Gewehrſchloß und die Pulverladung gegen Näſſe zu ſchützen, wird eine Schutzkappe aus Ziegenfell darüber geſtülpt. Die Waffen werden ſtets ſehr ſauber und blank gehalten, oft auseinandergenommen, mit Palmöl eingefettet und mit großem Geſchick wieder zuſammengeſetzt. Hinterlader zu führen iſt den Bakoko vom Gouvernement nicht erlaubt. Das Verbot beſteht mit wenigen Ausnahmen für alle Eingeborenen Kameruns.

Ortſchaften.

Die Bakoko wohnen in Dörfern, welche aus drei bis fünfzig und mehr Hütten beſtehen. Zu beiden Seiten der ſich quer durch ein Dorf ziehenden Straße werden die einzelnen Hütten in einem Abſtande von ungefähr einem Meter errichtet. Geſondert von ihren Haustieren bewohnen die Bakoko die eine Seite der Straße, während auf der anderen in kleineren Hütten ihr Vieh, Schafe und Ziegen, nächtigen. Das Federvieh wird in kleinen Verſchlägen an der der Straße abgekehrten Seite ihrer Hütten untergebracht, ebenſo die Schweine; die Hunde wohnen mit den Schwarzen zuſammen. Für die verheirateten Frauen gibt es beſondere Hütten, und die Männer wohnen nur mit ihren Lieblingsfrauen zuſammen. Die Kinder verbleiben in der Hütte der Mutter. Mit Eintritt der Geſchlechtsreife (14. Lebensjahr) bauen ſich die männlichen Bakoko ihre eigene Hütte. Das Wohnhaus des Häuptlings zeichnet ſich durch ſeine Größe von den übrigen aus und ſteht entweder zu Anfang einer Häuſerreihe oder quer zur Straße. Ebenfalls rechtwinklig zur Straße ſteht in jedem größeren Dorfe ein allgemeines Verſammlungshaus, welches den durchziehenden Fremden gleichzeitig als Unterkunftsort dient. Abgeſehen von dieſer regelmäßigen, an die Jaúndeleute erinnernde Dorfanlage wird auch ganz unregelmäßig gebaut, wobei die einzelnen Hütten um einen großen Platz ſich gruppieren, auf welchen das Palaverhaus ſteht. Gern läßt der Bakoko auf ſeinem Marktplatz einige Ölpalmen ſtehen, in deren Schatten er zu ruhen pflegt. Man ſieht ſehr darauf, daß Plätze und Wege in ordentlichem Zuſtande ſich befinden. Die Küchenabfälle werden außerhalb des Dorfes niedergelegt. Nicht ſo ſorgfältig werden die ſchmalen Buſchpfade, welche die einzelnen Dörfer mit einander verbinden, in Stand gehalten. Ein geſtürzter Baum, der

den Weg verſperrt, wird umgangen; er bleibt ſo lange liegen, bis er vermodert iſt. Falls die Regenzeit die Pfade ungangbar macht, ſucht man ſich andere Wege aus und vermeidet die ausgewaſchenen Stellen oder vollen Waſſertümpel, die ſich gebildet haben. Die Bakoko machen lieber einen großen Umweg, als daß ſie ein Hindernis beſeitigen. Sie ſagen ſich: „Wenn ich die Wege in Ordnung halte, ſo arbeite ich nicht nur für die eigene Bequemlichkeit, ſondern für die aller Fremden, die dieſen Weg gehen.“ Nicht ſelten wird ein Bakokodorf mit einem Wall von gefällten Bäumen umgeben zum Schutz gegen Elefanten, Büffel und Leoparden. Den Zugang über dieſes Hindernis bilden ſchräg gelegte Baumſtämme oder primitiv hergeſtellte Leitern.

Hausbau. Für den Hausbau wird auf dem ſorgfältig geebneten Erdboden ein 1½ Fuß hoher Aufſatz aus Lehm errichtet und feſtgeſtampft. Hierauf wird der rechtwinklige Grundriß abgeſteckt. Die Eckpfoſten beſtehen aus armdicken geſchälten Stämmen, dazwiſchen werden zur Bildung der Seitenwände fingerdicke Stöcke in die Erde gerammt. Dieſe werden auf beiden Seiten mit querlaufenden geſpaltenen Bambus feſtgebunden. Der Firſtbalken wird in einer Höhe von 2½ Meter von ſtarken Stämmen getragen und entſpricht der Länge der Hütte. Die Dachſparren ſind aus den Rippen der Raphiapalme gebildet, liegen ziemlich dicht bei einander und tragen die aus Palmblättern geflochtenen Matten, die ſelten länger als 1½ Meter hergeſtellt werden. Die Dachdeckung beginnt an den Längswänden, damit die höher liegenden Matten über die tiefer liegenden ragen und das Regenwaſſer gut abträufelt. Zum größeren Schutz gegen eindringenden Regen wird das Haus doppelt gedeckt. Nach beiden Seiten abfallend ſind die Dächer ziemlich flach. Eine Ausnahme bilden die an den Wohnhäuſern angebauten Viehſtälle, deren Dach ſteil nach einer Seite abfällt. Längs- und Querwände werden mit Lehm bekleidet. Zu dieſem Zweck wird der überall in geringer Tiefe vorhandene Lehm in Gruben unter Zuführung von Waſſer gehörig mit den Füßen durchgeknetet und dann verwandt. Genau wird darauf geachtet, daß die Lehmbekleidung erſt drei Bambusſtäbe oberhalb des erhöhten Erdbodens anſetzt und unterhalb der oberſten beiden Bambusſtäbe, kurz unter dem etwas überſtehenden Dach, aufhört. Dies geſchieht, um der Luft ungehinderten Zutritt in das Innere der Hütten zu verſchaffen. Fenſter werden nicht eingebaut, nur eine in der Mitte der Längswand befindliche enge und niedrige Tür, durch welche man nur mit großer Umſtändlichkeit in das Innere gelangen kann. Jede Hütte beſteht nur aus einem Raum und wird bei Abweſenheit der Bewohner oder des Nachts durch eine kleine Schiebetür geſchloſſen. Die Länge der Hütten beträgt etwa 7—8 Meter, die Breite 3 Meter. Die Palaverhäuſer ſind von größeren Dimenſionen. Zeigt die Lehmwand durch die Hitze hervorgerufene Riſſe, ſo werden dieſe ſofort mit friſchem Material verklebt. Zeigt eine Hütte einen weißen Anſtrich, ſo bedeutet dies, daß der Beſitzer geſtorben iſt. Dieſe Sitte kommt immer mehr in Vergeſſenheit.

Innere Einrichtung. In den Hütten der Bakoko befinden ſich die niedrigen, aus Bambus gebauten Bettſtellen. Für den Europäer gehört es gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, auf ſolchem Geſtell zu ruhen. Die unzureichende Länge dieſes harten Lagers zwingt den Reiſenden, mit gekrümmten Beinen zu liegen, wofern man die Beine nicht über das Fußende hinaus hängen laſſen will. Als Kopfkiſſen dient ein Stück Holz. Während der Nacht wird in den Hütten ein glimmendes Feuer unterhalten. Am Tage befindet ſich der Herd meiſt außerhalb

der Hütte, und nur bei eintretendem Regen wird das Essen in dem Wohnraume bereitet. Der selbstbereitete irdene Topf steht auf drei zuckerhutförmigen, oben abgeplatteten, ca. 30 Zentimeter hohen selbstgebrannten Ziegelsteinen, zwischen denen das Feuer angefacht wird. Zur Beleuchtung der Hütten wird Palmöl oder Baumharz gebrannt. Vielfach gebraucht man hierbei die von den Europäern eingeführten Blechlampen. An den Dachsparren im Innern der Hütten sind die geschnitzten Holzlöffel befestigt. Am Firstbalken werden in hängenden Körben Feldfrüchte aufbewahrt, und in den Ecken stehen Töpfe und Feldgeräte. Ehe die Hütte bezogen wird, werden zum Austrocknen derselben und auch zur Konservierung des Mattendaches gegen gefräßige Käfer und deren Maden, große qualmende Feuer entzündet. Zum Reinigen von Hütten und Wegen werden Palmblätter als Besen verwandt. Zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten, wie Palmöl und Wasser, dienen große irdene Töpfe, die bis 12 Liter Inhalt fassen oder Kalebassen. Als Trinkgefäße werden ebenfalls Kalebassen gebraucht. Auf dem Marsche trinken die Bakoko, wenn sie an fließendes Wasser kommen, aus der hohlen Hand oder stellen sich aus großen Blättern Schöpfapparate her, oder aber werfen sich platt auf den Bauch und schlürfen in langen Zügen das kühle Naß.

Industrie.

Man kann bei den Bakoko von einer gewissen Hausindustrie sprechen. Sie sind geschickt im Schnitzen von zierlichen Holzlöffeln; irdene Töpfe mit Arabesken und Figuren werden angefertigt, Matten und Körbe aus Bast geflochten, hölzerne Schüsseln hergestellt, mit gegerbtem Ziegenfell überspannte Trommeln gemacht und vielerlei anderes mit mehr oder weniger Kunstverständnis. Aus kleineren Elfenbeinzähnen werden Kriegshörner verfertigt, deren lauter, durchdringender Schall weithin vernehmbar ist. Auch das Gehörn von Antilopen und Büffel wird in solche Musik- oder besser Lärminstrumente umgewandelt. Musikinstrumente haben die Bakoko verschiedene: Trommel, eine Art Xylophon, drei Arten von fünfsaitigen Mandolinen und ein sehr interessantes Instrument, welches einem Baßbogen ähnelt. Ein frisches Stämmchen wird von seiner Rinde befreit und vermittelst einer dickeren Bastfaser der Raphiapalme im Bogen gespannt. Der ausübende Künstler nimmt den Bogen mit der linken Hand, während die rechte ein kleines Stäbchen hält, und führt die straff gespannte Bastseite zum leicht geöffneten Munde. Durch Einatmen der Luft gerät die Saite in Schwingungen und tönt. Die Höhe und Tiefe der Töne wird mit dem kleinen Stäbchen hervorgerufen, welches jenachdem entweder nahe dem Munde oder nahe dem Bogenholze an die Saite gehalten wird. Sind auch die Melodien äußerst einfach, so tönt dieses Instrument doch lieblich und dem Ohre angenehm. Da der Schreiber dieses kein Musikverständiger ist, so muß er sich's versagen, auf die Beschreibung der übrigen Instrumente näher einzugehen.

Viehzucht.

Als Haustiere halten sich die Bakoko Hühner, Enten, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde.

Die Hühner sind sehr klein und von erbärmlichem Aussehen. Wie alle Tiere, müssen sie sich ihr Futter selbst suchen. Schafe und Ziegen sind kurzhaarig und ebenfalls von kleiner Gestalt. Schweine kommen seltener vor, ebenso Enten; letztere sind erst von Accra und Duitta eingeführt worden, da sie in Kamerun nicht autochthon sind. Die kleinen Hunde von schmutzig grauer Farbe sind fast nackt. An Gestalt und Größe kommen sie den Foxterriers nahe. Lange ungestutzte Behänge, kahle herunterhängende Rute, von großer Magerkeit,

falſchem, mit unſteten Blick irren ſie mit geſenktem Kopf lautlos umher und verſchlingen gierig die widerlichſten und ekelhafteſten Dinge. Bellen können die Hunde nicht; ihre Stimme klingt ähnlich dem heiſeren Gelächter der Schakale. Kommt ein fremder Hund in das Dorf, ſo ſtürzen ſich die einheimiſchen wütend auf den Eindringling und beißen ihn tot.

Feuerung. Die Bakoko bedienen ſich zum Feuermachen zweier Holzſtäbe. Es iſt durchaus nicht erforderlich, daß dieſe Holzſtäbe von zwei verſchiedenen Holzarten ſein müſſen, auch bedienen ſie ſich keineswegs immer einer beſtimmten Holzart. Sie verwenden zu ihrem Feuerzeug alles Holz, welches weder zu weich noch zu hart iſt. Zwei fingerdicke Stöckchen von etwa 30 Zentimeter Länge, werden nach Entfernung der Rinde gut ausgetrocknet und vollſtändig durchräuchert — nicht angekohlt. Sind die Hölzer vollkommen trocken, dann ſind ſie zum Gebrauch fertig. Man legt einen Stab auf die Erde und hält den zweiten Stab ſenkrecht auf den liegenden zwiſchen den Handflächen. Durch raſches Hin- und Herbewegen der Hände — Quirlen — werden die Holzſtäbe an der Reibungsfläche glühend und durch Zuſetzung von Tuchzünder oder getrockneten Baſt wird unter fortwährendem Blaſen ein hellbrennendes Feuer entfacht. Die ganze Prozedur des Feuermachens dauert 10—15 Sekunden, und erfordert keineswegs große Anſtrengung. Nach Gebrauch der Stäbe werden dieſelben ſorgfältig in trockene Blätter oder Tuchfetzen eingewickelt und in der Hütte aufgehangen, damit ſie keine Feuchtigkeit von der Luft anziehen. Neuerdings finden Schwediſche Streichhölzer Eingang. Vier von den bekannten kleinen Schachteln haben im Innern des Bakokolandes einen Wert von 2 Mark.

Genußmittel. Wenn die Bakoko in ihren Dörfern ſind, ſo eſſen ſie eigentlich den ganzen Tag. Früh um 9 Uhr und abends gegen 6 Uhr halten ſie ihre Hauptmahlzeiten. Das Eſſen beſteht aus Fleiſch, Fiſchen und Gemüſe. Vegetabilien werden in großen Quantitäten verſpeiſt, Fleiſch wird als Leckerbiſſen betrachtet. Die hauptſächlichſte Nahrung liefert die Piſangpflanze. Unter Piſang iſt eine Abart von Musa sapientium, der eigentlichen Eßbanane zu verſtehen. Die Engländer bezeichnen dieſe Abart mit dem Namen plantain, woraus man in Kamerun die Bezeichnung Plante gebildet hat. In Ermangelung eines anderen deutſchen Wortes und zur genauen Unterſcheidung von der Banane iſt das Wort Plante ſehr empfehlenswert, denn Piſang iſt genau genommen viel zu allgemein gehalten. Wir ſollen wirklich nicht ſo kleinlich ſein, bloß weil das Wort Plante vom Engliſchen abgeleitet iſt, meinetwegen auch eine Verballhornifierung des Wortes plantain iſt, dieſe neue Bezeichnung a priori zu verdammen, damit haben wir noch keine beſſere Bezeichnung für einen bisher unbekannten Gegenſtand und machen uns bloß lächerlich. Jedenfalls hat der Ausdruck Plante alle Berechtigung zu exiſtieren.

Die Planten ſind perennierend und durch Wurzelſchößlinge leicht zu vermehren. Jede Staude trägt einen Büſchel bis zu 90 Früchten. Ehe die einzelnen Früchte völlig gereift ſind und die grüne Schale gelb wird wie bei musa sapientium, werden die Früchte durch Umhauen der ganzen Staude, die nur einmal trägt, geerntet. Die einzelnen Früchte erreichen eine Dicke bis zu 7 Zentimeter und eine Länge von 28 Zentimeter. Nach Abhäutung der grünen, lederartigen Schale wird das weiße Fleiſch teils gekocht, teils in heißer Aſche geröſtet, um gegeſſen zu werden. Sehr beliebt iſt dazu eine Tunke — um für zartbeſaitete Gemüter nicht das Fremdwort Sauce

zu gebrauchen — aus Palmöl, ſtark gewürzt mit ſcharfem Kubebenpfeffer, der überall wild wächſt. Erdnüſſe, Erdeichel, Erdmandel oder Grundnüſſe, arachis hypogaea, werden viel gegeſſen, indem die zerſtampften Früchte mit dem bereits erwähnten Pfeffer zu einem dicken Brei gekocht werden. Weiterhin bilden die viel Stärkemehl enthaltenen Wurzeln des Kaſſaveſtrauches, manihot utilissima, ein geſchätztes Nahrungsmittel. Durch gründliches Auswaſchen oder Kochen wird aus den etwa 45 Zentimeter langen ſchindelförmigen Wurzeln der giftige Blauſäure enthaltende Milchſaft ausgeſchieden. Die Wurzeln werden ſodann zerrieben und der gekochte Brei, wenn nicht gleich gegeſſen, wurſtförmig in friſche Plantenblätter gewickelt und zu den Mahlzeiten aufbewahrt. Den nicht gereiften, noch weißkörnigen Mais ißt man roh oder in heißer Aſche geröſtet mit Palmöl; Makabo (arum esculentum) wird unzerſchnitten in Waſſer gekocht und dann mit Palmöl genoſſen. Yams (dirscorea sativa), iſt weniger bekannt. Können die Bakoko den von den Firmen importierten Siam-Reis erhalten, ſo kochen ſie ihn körnig und verſpeiſen ihn mit Wohlbehagen. Irgend welche Blätter als Gemüſe à la Spinat zubereitet ſind ihnen unbekannt. Hühner-Eier werden ſelten gegeſſen, nie aber roh. Man behält ſie zur Zucht. In einem weltentlegenen Bakokodorf, das noch nie einen Europäer beherbergt hat, wurde der Schreiber als ein Wundertier angeſtaunt, weil er außer Eiern noch andere Nahrung zu ſich nahm. Hierdurch rückte ich den Bewohnern menſchlich bedeutend näher, büßte allerdings auch viel von meinem Nimbus ein. Man findet die Annahme unter den unziviliſierten Negern ſehr verbreitet, daß die Weißen nur von Eiern leben; aus dieſem Grunde bieten die Eingeborenen jedem weißen Fremdling, wenn irgend möglich, als Begrüßungsgeſchenk Eier an. Ziegen, Schafe, Schweine, Hunde, Hühner, Enten und alles erreichbare Wild wird gegeſſen. Als beſte Biſſen gelten die Eingeweide. Auch Fiſche, Krebſe und Krabben werden nicht verſchmäht. Im Nyong ſoll eine giftige Fiſchart vorkommen, die den Eingeborenen wohl bekannt iſt und nicht gegeſſen wird, da nach dem Genuß dieſes Fiſches die Leute ſtarkes Erbrechen und Krämpfe befällt. Als Gegengift wird Palmöl innerlich verordnet.

Ehe die Bakoko ein Tier ſchlachten, hetzen ſie es eine halbe Stunde umher, weil dadurch das Fleiſch wohlſchmeckender wird. Das Töten der Tiere erfolgt durch Aufſchneiden der Halsſchlagadern. Die Haare werden von der Haut heruntergeſengt und das Fell mit verſpeiſt. Als ich meinen Koch, einen Bakokomann, fragte, warum die Leute auch das Fell miteſſen, entgegnete er: „Herr, ißt Du nicht auch das Fell von Hühnern?“ Das Fleiſch wird gekocht, geröſtet oder geräuchert.

Kannibalismus iſt den Bakoko nicht unbekannt und wahrſcheinlich heute noch Sitte. Wenn der Menſch vom Menſchen vielleicht auch nicht als Nahrung betrachtet wird, ſo ſollen doch Schwerbeleidigte den Kränker ihrer Ehre töten, und, nicht genug damit, einen Teil des Körpers verſpeiſen, um ſich des Genoſſenen wieder auf natürlichem Wege durch den Magen und Darm zu entledigen, erſt dann iſt die Sühne vollkommen. Hinweiſe hierauf findet man auch in den religiöſen Anſchauungen der Bakoko. Als Nachtiſch genießen die Bakoko Mangopflaumen (mangifera) in rohem Zuſtande. Dem Genuße dieſes wohlſchmeckenden Obſtes werden heilſame Wirkungen zugeſchrieben, daher iſt die Frucht als einheimiſches Medikament geſchätzt. Ich glaube beobachtet zu haben, daß der Genuß von Mangopflaumen günſtig auf die Tätigkeit der Nieren wirkt und reichliche Harnabſonderungen bedingt. Vielleicht könnte die Frucht bei Schwarzwaſſerfieber von

günſtigem Einfluß auf die davon betroffenen Europäer ſein, um einer Nierenverſtopfung vorzubeugen, in welchem Falle ſonſt regelmäßig der Tod erfolgt. Gern wird von den Bakoko die Kolanuß gegeſſen. Das Kapitel Kolanuß iſt in letzter Zeit zu häufig behandelt worden, als daß ich dem Geſagten Neues hinzufügen könnte.

Einheimiſche Getränke ſind Palmwein und Waſſer. Zur Erlangung des Palmweins werden die Palmen umgehauen, und nach Abſchlagung der Baumkrone fängt man den herausträufelnden Saft in Kalebaſſen auf, oder die Palmen werden an der Krone angebohrt und der herausfließende Saft durch einen aus Baſt hergeſtellten Trichter in den Hals der Kalebaſſen geleitet, welche unterhalb der Wunde des Baumes angebunden ſind. Man trinkt den Palmwein friſch, gegohren und angewärmt. Die Europäer gebrauchen Palmwein zum Backen anſtatt Hefe. Bier und Rum ſind ſehr begehrt; dieſe Getränke werden von den Faktoreien eingeführt.

Die in Europa verbreiteten Behauptungen von den entſetzlichen Wirkungen des Rums auf die Eingeborenen ſind mehr als übertrieben. Und daß der Rum ſchlimmere Folgen zeitigen ſoll als Palmwein iſt eine haltloſe Vermutung. Beide Getränke berauſchen. Während meines mehrjährigen Aufenthaltes unter den verſchiedenſten Negerſtämmen Kameruns, habe ich ſtets beobachtet, daß die Schwarzen bei ihren Zechereien vielmehr Haltung bewahren als die Weißen in Europa oder gar Afrika. Ich habe noch nie einen Neger im Zuſtande ſinnloſer Betrunkenheit geſehen, leider kann ich dies von Weißen nicht behaupten.

Geraucht und geſchnupft wird bei den Bakoko viel. Außer dem in Blätter gebündelten Kentucky-Tabak, der von den Europäern eingeführt wird, beſitzen die Bakoko einheimiſche Tabakspflanzen. Die Blätter derſelben werden zuerſt über Bambusſtöcken an der Sonne und dann auf heißen Steinen getrocknet, ſodann in kleine Stücke gerupft und in die von den Weibern gemachten Tonpfeifen geſtopft und geraucht. Als Schnupftabak werden die Blätter pulveriſiert, mit etwa zehn Teilen auf hundert afrikaniſchen Pfeffers vermiſcht und die Naſen vollgeſtopft. Geſchnupft wird mit Daumen und Zeigefinger oder aus der flachen Hand oder aus kleinen ſelbſtverfertigten Löffeln. Als Behälter dienen Schneckengehäuſe, kleine Hörner von Antilopen und von Europäern in den Handel gebrachten Blechdoſen mit dem Bilde Wilhelms II.

Die Mucury-Kolonien.

Nach Aufzeichnungen aus dem Nachlaß des † evangelischen Geistlichen in Theophilo Ottoni (Brasilien), Pastor Hollerbach.

Von Dr. Alfred Rauter (Buenos Aires).

Die deutsche Kolonisation in Brasilien ist seit ihren Anfängen, im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, in Deutschland selber mannigfachen Anfeindungen unterworfen gewesen. Es steht außer Frage, Gründe für eine solche Gegnerschaft waren genugsam vorhanden; aber sie hätten nicht, wie es geschehen ist, in der brasilianischen Kolonisation an sich gesucht werden müssen. Kolonisationsarbeit ist überall und ganz besonders in tropischen Landstrichen mit unzähligen Mühen und Gefahren verknüpft, und kein Kampf um das tägliche Brot ist härter, als der auf jungfräulicher Scholle. Das trat natürlich auch bei der Urwaldkolonisation in Brasilien zu Tage. Etwas anderes kann man der brasilianischen Kolonisation aber auch nicht zum Vorwurf machen. Besonders die Behauptung, daß die europäischen Einwanderer damals in Brasilien durchweg wie Sklaven behandelt worden seien, entbehrt jeder Begründung. Im Gegenteil, die damalige kaiserliche Regierung von Brasilien war sehr auf das Wohl der Einwanderer bedacht und überwachte die Tätigkeit der Siedelungsgesellschaften und der Siedelung treibenden Privatleute überaus scharf. Einzelne Fälle einer Art von Sklaverei mögen trotzdem vorgekommen sein; aber ähnliches ist auch anderweitig passiert, ohne deswegen gleich verallgemeinert zu werden. Die Schuld daran, daß die brasilianische Kolonisation in Deutschland in Verruf kam, trugen einzig und allein die europäischen Agenten, die den Auswanderern Luftschlösser vorspiegelten, anstatt ihnen wahrheitsgemäß zu sagen, daß ihrer ein schweres, an Entbehrungen reiches Leben harrte und daß sie die bessere und bequemere Zukunft mit einer Reihe arbeitsvoller Jahre erkämpfen müßten.

Die europäischen Einwanderer kamen damals meistens mit der ihnen von den Agenten eingeflößten Meinung in das Land, daß fortan alle Arbeit und alle Not ein Ende hätten, und waren gewöhnlich sehr enttäuscht, wenn sie dann sahen, daß Arbeit und Not jetzt erst so recht für sie begannen. Dazu kamen klimatische Einflüsse und allerlei tropische Krankheiten. Da warf mancher deutsche Ansiedler dann die Flinte in das Korn und zog von dannen; und was er in der alten Heimat oder anderweitig über Brasilien und die dortigen Siedelungen zu berichten hatte, lautete nicht gerade günstig. Im großen und ganzen war es aber nichts anderes, als das, was man auch heute aus tropischen und subtropischen Kolonien zu melden hat: Die Anlage neuer Siedelungen und Pflanzungen ist mit harter

Arbeit und vielen Entbehrungen verbunden; die Bearbeitung des jungfräulichen Bodens erzeugt Fieber; die Hitze erschlafft den Körper des Europäers. Der Unterschied ist nur der, daß der Auswanderer heute weiß, was ihm bevorsteht, und daß er daher mit größerer Willenskraft und stärkerer moralischer Widerstandsfähigkeit an seine Aufgabe herantritt, als der von dem Agenten betrogene, in seinen Hoffnungen bitter enttäuschte deutsch-brasilianische Kolonist aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auch stehen dem Ansiedler in unseren Tagen wohl etwas bessere technische Hilfsmittel zur Verfügung, und in der Behandlung der Tropenkrankheiten sind wir heute erheblich weiter vorgeschritten, als damals. Aber sonst — die mühselige Urwaldarbeit ist dieselbe geblieben. Nur geht heute eben niemand mehr mit so unklaren und törichten Vorstellungen nach Brasilien, wie jene ersten, deutschen Kolonisten, die nach den Angaben der Agenten ein Paradies erwartet hatten und dann in eine Hölle gekommen zu sein glaubten.

Auch die Klagen, die damals über die schlechte Behandlung der europäischen Einwanderer seitens der brasilianischen Kolonieleiter laut wurden, dürften nach meiner Ansicht kaum eine größere Berechtigung gehabt haben, als die, welche gegen die Urwaldkolonisation an sich erhoben wurden. Ein Teil der Kolonisten scheute sich vor der schweren Urwaldarbeit und wollte wieder fortziehen; aber das Verlassen der Kolonien war mit Schwierigkeiten verknüpft. Viele der Einwanderer hatten von den Siedelungsgesellschaften oder siedelnden Privatleuten bare Vorschüsse erhalten und sollten diese erst abarbeiten. Aus dieser nicht unberechtigten Forderung der Kolonieleiter entsprang die Märe von dem Leibeigenschaftssystem in den brasilianischen Koloniedistrikten. Es ist das alles sicherlich bei weitem nicht so schlimm gewesen, wie es dargestellt wurde. Wenn die Einwanderer nicht vorwärts kamen und in Not und Elend gerieten, so trugen sie vielfach selber die Schuld daran. Das beweist die Tatsache, daß auch die vortrefflich verwalteten Regierungs- und Militärkolonien des Kaiserreichs Brasiliens anfangs nie recht gedeihen wollten, obwohl die Ansiedler in den Regierungskolonien erhebliche Unterstützungen und in den Militärkolonien gar eine bare Löhnung, die zudem ziemlich hoch war, Jahre lang erhielten. Aber auch diesen Leuten waren bei ihrem Fortgang aus Europa von den Auswanderungsagenten die Köpfe verdreht worden, so daß sie in Brasilien absolut nicht mehr arbeiten wollten und es, bei Aufhören der Unterstützungen und der baren Löhne, fast sämtlich noch zu nichts gebracht hatten. Erst dann, wenn die Not an sie herantrat, bequemten sie sich gewöhnlich zur Arbeit und wurden brauchbare Kolonisten.

Die Schreckensberichte über die brasilianische Kolonisation veranlaßten im Jahre 1859 die preußische Regierung, ein Gesetz zu erlassen, das jegliche Propaganda für die Auswanderung nach Brasilien verbot und mit strengen Strafen belegte. Diese Verordnung, die nach dem den Erlaß zeichnenden Minister von der Heydt'sches Reskript genannt wurde, war entschieden ein kolonialpolitischer Mißgriff; sie machte freilich dem Treiben der Agenten ein schnelles Ende, aber sie unterband zugleich auch, zumal andere deutsche Staaten sich Preußen anschlossen, der deutschen Kolonisation in Brasilien die Lebensader. Es hätte völlig genügt, falsche Vorspiegelungen seitens der Agenten mit harten Strafen zu ahnden, eine vernünftige Propaganda, zumal für die Auswanderung nach Südbrasilien, aber zu gestatten. Dann würden die Hunderttausende deutscher Auswanderer, die ihren Weg nach Nordamerika genommen haben, wenigstens teilweise nach Brasilien

gegangen sein, und dieses wäre heute eine kolonialpolitische Interessensphäre des deutschen Reiches. So aber ist durch die deutsche Kolonisation Brasiliens ein Riß gegangen, und diesen zu verkleistern ist unter den jetzigen Verhältnissen kaum noch möglich.

Unter den traurigsten Beispielen brasilianischer Koloniegründungen, bei denen auch deutsche Ansiedler in Betracht kamen, werden die Ansiedlungen am Mucury (Staat Minas Geraes) stets in der vordersten Reihe genannt. Unzweifelhaft ist dort auch manches falsch gehandhabt worden, und Not und Elend haben zeitweise in nicht unerheblichem Maße unter den Kolonisten geherrscht. Aber die Berichte, die damals darüber in Deutschland verbreitet wurden und wohl den direkten Anstoß zum Erlaß des von der Heydt'schen Reskriptes gegeben haben, waren übertrieben. Das lehren uns die Ausführungen des früheren, deutschen evangelischen Geistlichen in Theophilo Ottoni, Herrn Pastor Hollerbach, der schon 1862 nach dem Mucury kam und seit dieser Zeit mit der dortigen deutschen evangelischen Gemeinde bis zu seinem Tode Freud und Leid geteilt hat; das lehren uns nicht minder die Anmerkungen, mit denen Herr J. H., ein angesehener deutscher Geschäftsmann, der in den Mucury-Kolonien seit ihrer Begründung lebt, die Hollerbach'schen Ausführungen versah.

Wenige Tage, nachdem Pastor Hollerbach die nachstehenden Aufzeichnungen beendete, starb er, im Juni 1899, 66 Jahre alt, betrauert von seiner Gemeinde und von allen in Brasilien lebenden Deutschen, die sein edles, uneigennütziges Wirken kennen gelernt haben. Man wird seine Niederschrift wohl als das Zeugnis eines Mannes gelten lassen, dessen Worte vollen Glauben verdienen. Deshalb erschien es mir von Wert, seinen Aufsatz, der eine Ehrenrettung der vielgeschmähten Mucury-Kolonien ist, der Öffentlichkeit zu übergeben.

Auf die Anmerkungen, die Herr J. H., jetzt in Santa Clara ansässig, zu den Hollerbach'schen Ausführungen gemacht hat, möchte ich noch ganz besonders verweisen. Herr J. H., dem Pastor Hollerbach sein Manuskript zur Durchsicht, Ergänzung und Verwertung übergab, gehört zu den ersten Deutschen, die sich im Mucurygebiet niederließen, und war Augenzeuge jener Geschehnisse, die der Kolonie den guten Namen kosteten. Darum bilden seine Anmerkungen eine schätzenswerte Ergänzung zu den Mitteilungen Hollerbachs.

Im übrigen glaube ich, daß die gesamten Ausführungen der beiden um das Deutschtum in Theophilo Ottoni und am Mucury hochverdienten Männer für sich selbst sprechen werden. Ich lasse nun den Aufsatz des Pastors Hollerbach folgen; die Anmerkungen von J. H. sind als solche gekennzeichnet.

Die Siedelungen am Mucury.

Vorwort.

Der Mucury war ein Name, mit dem man, wie es heißt, in der alten Heimat schon die Kinder zu schrecken pflegte, ein Name, der in Deutschland jahrzehntelang in erster Linie genannt wurde, wenn es galt, der brasilianischen Kolonisation etwas am Zeuge zu flicken. Der Schreiber dieser Zeilen hat verschiedentlich aufklärende Berichte nach Deutschland gesandt, um die Grundlosigkeit der Beschuldigungen, die dort allgemein gegen die Siedelung am Mucury erhoben wurden, nachzuweisen. Aber kein deutsches Blatt hat es für angemessen und der

Mühe wert erachtet, auf die Stimme eines deutſchen Mannes, der faſt vierzig Jahre lang der Führer und Berater einer deutſchen evangeliſchen Gemeinde im braſilianiſchen Urwald war, zu hören. Wird es mit dieſen Zeilen wieder ſo gehen? Ich rufe zu Gott, daß er die Herzen unſerer deutſchen Brüder jenſeits des Waſſers erleuchten und ihre Maßnahmen zu unſeren Gunſten lenken möge. Da man mich, als es an der Zeit war, uns hier zu helfen, drüben nicht hören wollte, ſo habe ich meine ganze Kraft darauf verwendet, das hieſige Deutſchtum ſo zu leiten und auszurüſten, daß es trotz alledem nicht als ein völlig verlorener Poſten angeſehen werden darf. Die Furcht davor, vom Braſilianertum aufgeſogen zu werden, hat noch vor 16 Jahren vier der beſſeren, deutſchen Familien veranlaßt, nach Nordamerika auszuwandern. Für mich, der ich immer im deutſchen Sinne hier gearbeitet habe, könnte es keine beſſere Anerkennung meines Wirkens geben, als wenn man drüben im alten Vaterland die verſehmten Mucury-Kolonien, auf Grund meiner Ausführungen, in Zukunft etwas gerechter beurteilen wollte. Dann, kann ich ſagen, iſt die Arbeit eines Menſchenlebens, meine Arbeit, nicht vergebens geweſen. Das walte Gott!

Der Anfang.

Die erſten Koloniſten kamen 1856. Etliche ſetzte man an den Mucury ſelbſt; aber das Fieber dezimierte und vertrieb ſie. Etliche ſiedelte man längs der Straße an, beſonders an den Oberläufen der Flüßchen Ribeirão das Pedras und Bella Viſta d'Arêa. Da dieſe aber jedes Jahr austrocknen, verſchwanden die Anwohner, ebenſo wie die von S. Clara, wo die Fahrſtraße beginnt und ſich gleich vom Mucury weg auf die zwiſchen der Serra Negra und der Serra dos Aymores befindlichen Hochebenen und Täler oben genannter Flüßchen wendet, bis an den Bach Barreado auf einer Strecke von 9—10 Kilometern angeſiedelten zahlreichen Familien. Am Barreado, der nie austrocknet, befanden ſich 1862 noch 4 Familien, in S. Clara auch noch 4—5. Dieſe Anſiedelungen waren der Schauplatz vieler Leiden und Entbehrungen.

Man ſteigt nun ins Tal des Urucú herunter, vom Merro do Ribeirão d'Arêa herkommend; die Fahrſtraße begleitet dieſes Flüßchen ziemlich 18 Kilometer weit, um dann ins Tälchen des Ribeirão das Lages einzubiegen, immer die Hauptrichtung nach Weſten wieder ſuchend; denn es war das Hauptziel des Gründers der Mucury-Kolonien und Direktors der Mucury-Geſellſchaft, Theophilo B. Ottoni, den Bewohnern des Hinterlandes von Minas Geraes eine ſchnellere Verbindungsſtraße mit dem Meere und mit Rio de Janeiro zu geben, wozu vorläufig der Mucury diente und ſpäter der Caravellas auserſehen war. Am Urucú wurde zum Schutz gegen die Wilden eine Militärkolonie gegründet. Die erſten Anſiedler dieſer Militärkolonie waren etwa 160 Holländer und 100 Portugieſen. 1862 war nur noch die Hälfte der Holländer am Platze; die anderen waren geſtorben oder fortgezogen[1]). Die Holländer haben viel erlitten, wenn auch teilweiſe durch eigene Schuld. Denn da die übertriebenen Verſprechungen der

[1]) Die Koloniſten der Militärkolonien unterſtanden dem Kriegsminiſterium in Rio de Janeiro. So war es auch hier der Fall. Die Holländer bekamen von Juni 1858 bis April 1862 bare Löhnung und arbeiteten deshalb wenig. Erſt als die Barzahlungen fortfielen, hob ſich dieſe Kolonie.

europäiſchen Auswanderungsagenten nicht erfüllt werden konnten, waren ſie unluſtig zur Arbeit. Auch hatten ſie vielfach mit Krankheiten zu kämpfen. Das Kriegsminiſterium hielt es deshalb für gut, ihnen 1½ Jahre länger, als ausgemacht war, die Löhnung zu zahlen. Es wäre vielleicht beſſer geweſen, ſie früher an ſtetige, zielbewußte Arbeit zu gewöhnen. Die letzte Auszahlung erfolgte im April 1863.

Deutſche, die längs des Ribeirão das Lages und des Corregode Ouro angeſiedelt wurden, innerhalb der Serra Negra, zwiſchen hohen Felſen, waren 1862 alle weg, hauptſächlich wegen der immer zudringlicher werdenden Wilden. Welche Leiden und Entbehrungen dieſes Aufgeben von ſchwer erkämpften Anſiedelungen im Gefolge hatte, kann man ermeſſen, wenn man hört, daß eine Entſchädigung für Hütte und Pflanzungen nicht bezahlt wurde, daß der Hausrat, da es genügende Transportmittel nicht gab, verſchleudert oder im Stich gelaſſen werden mußte, daß die Fortziehenden ſich zwar mit allem möglichen bepackten, unterwegs aber vieles liegen ließen oder fortwarfen, um nur ſelber weiterzukommen, daß ſie ſchließlich das letzte gute Kleidungsſtück vom Leibe fort verkaufen mußten, um die Wegzehrung zu erſchwingen. In der Tat, es waren unſägliche Leiden, die ſie bei dem wochenlangen Herumirren in den Urwaldspikaden zu erdulden hatten, bis ſie ſich nach S. Leopoldina oder S. Matheus durchgeſchlagen hatten[1]).

Vom Ribeirão das Lages (Felsplattenbach) und Corrego de Ouro (Goldbach) kommt man an zwei andere kleinere Bächlein, deren Gelände nie beſiedelt war; am dritten, Wildrohrbach, exiſtierten 1862 noch zwei Schweizerfamilien. Von da gelangt man über den Sattel eines niedrigen Berges an den Sehnſuchtsbach, faſt dicht an der Stelle, wo er in den Allerheiligenfluß (Todos os Santos) mündet, ca. 28 Kilometer von dem Stadtplatz Philadelphia entfernt. Dieſer iſt angelegt an einer Stelle, wo in kurzer Entfernung drei ſchöne Bäche, zwei von N. und NNW. und einer von S. kommend, in den Todos os Santos einmünden. Dieſe Gegend beoorzugten die Koloniſten bisher; denn ſie iſt der fruchtbarſte Teil des ganzen Mucury-Gebietes; die Bäche trocknen dort nicht aus, jeder von ihnen iſt 9—12 Kilometer lang und hat mehrere Nebenflüßchen. Die Stadt liegt 300 Meter über dem Meeresſpiegel. Hier befanden ſich noch 317 evangeliſche Deutſche bei meiner Ankunft im Mucury-Gebiete im Mai 1862. Ein Bericht des † Direktors Theophilo Ottoni redet von im ganzen 546 Familien und Ledigen, alſo etwa 2000 Seelen, die bis 1859 nach dem Mucury gebracht waren[2]). Was davon noch übrig war, haben wir geſehen, und von dieſen übrigen bereitete ſich, wer nur irgend konnte, zum Ausreißen vor, Koloniſten ſowohl als auch Einheimiſche Sklavenbeſitzer und Arme. „Sauve que peut“ war das allgemeine Stichwort geworden,

[1]) Direktor Ottoni hatte beſtimmt, daß Koloniſten, welche fliehen oder wegziehen wollten, nichts in den Weg gelegt, aber auch kein Vorſchub geleiſtet werden ſolle. Vorſchüſſe und Schulden an die Siedelungsgeſellſchaft hat keiner der abziehenden Koloniſten bezahlt. Die meiſten der Koloniſten, welche ihre Pflanzungen verlaſſen mußten, zogen übrigens in die Umgegend von Philadelphia (jetzt Theophilo Ottoni), wo heute ſie ſelbſt noch oder wenigſten ihre Nachkommen leben.

[2]) Direktor Ottoni gibt 546 Familien an; darunter befinden ſich die Portugieſen, die Belgier, die Tyroler, die Elſäſſer und viele Deutſche katholiſcher Konfeſſion. Der Abgang an Koloniſten kann alſo kein ſonderlich großer geweſen ſein, wenn Paſtor Hollerbach 1862 noch 317 evangeliſche vorgefunden hat.

beſonders, als nach dem tendenziöſen Vorgehen des Dr. Avé Lallemand[1]) und nach der Auflöſung der Mucury-Kompagnie die Regierung anſcheinend nicht das Zutrauen hatte, daß die Koloniſation am Mucury trotz alledem noch lebensfähig wäre. Zwar ſandte ſie Direktoren hin und gewährte allerlei Unterſtützungen, direkte durch Bezahlung von Ärzten, Lehrern und Geiſtlichen und durch koſtenloſe Verabfolgung von Arzneien am Arme, indirekte durch Arbeiten an den Wegen, durch Sendung von Soldaten und Ausbeſſerung der Fahrſtraßen, ſowie durch Vorſchüſſe an Koloniſten zu Mühlenbauten und zum Ankauf von Kaffeeſchälmaſchinen; aber etwas Planmäßiges und Neues ſchuf ſie zur Hebung der Kolonien nicht; keine Induſtrie war vorhanden; kein neuer Zuzug erfolgte. Cerealien lohnten den Transport nach Rio de Janeiro nicht; ſo war es ein Vegetieren, und faſt alles Blut, was noch hier in dem Koloniekörper zirkulierte, waren die von der Regierung für obige Zwecke verwandten Gelder.

---

[1]) Dr. Robert Avé Lallemand kam hier in Santa Clara zu Anfang des Jahres 1859 an, angeblich um die Kolonien privatim zu beſuchen, in der Hauptſache jedoch in geheimer offizieller Miſſion des Konſervativen Miniſteriums in Rio de Janeiro und insbeſondere des Ackerbauminiſters Manoel Felippe de Souza e Mello, um den Direktor der Mucury-Compagnie, Theophilo Ottoni, zu ſtürzen. Das Unternehmen der Mucury-Kompagnie ſollte lahm gelegt werden, da das Betriebskapital von 1200 Conto de Reis verbraucht war und zum Ausbau des Unternehmens nur unter Zinsgarantie von ſeiten der Regierung weitere Kapitalien aufgenommen werden konnten. Dr. Lallemand kam von Rio de Janeiro auf dem Umweg über Bahia, woſelbſt er vom dortigen Chef der konſervativen Partei, Gonſalves Martius, dem ſpäteren Barão de São Lorenço, Inſtruktion für die Kampagne gegen Ottoni einzuholen hatte. Die Mucury-Kompagnie war den Bahianern ein Dorn im Auge. Durch ihr Koloniſationsunternehmen und beſonders durch ihren Plan, eine beſſere Verbindung des nördlichen Teiles der Provinz Minas Geraes mit dem Meere herzuſtellen, hatte ſie die Projekte von Gonſalves Martius und ſeinen Freunden geſtört, die jenen nördlichen Teil von Minas Geraes vermittelſt einer anderen Route, der am Sequitinonha-Fluſſe, an Bahia bringen wollten. Dr. Lallemand hatte leichtes Spiel. Hier in Santa Clara lagen damals gerade 150 neu angekommene Koloniſten. Dieſe Leute, meiſtens Deutſche, waren in Europa für Rio Grande do Sul engagiert worden. Dort herrſchte gerade große Teuerung aller Lebensmittel, infolge von Trockenheit, deshalb ſollten die Koloniſten hier angeſiedelt werden, weil nach hier die Lebensmittel per Dampfer von Rio importiert werden konnten. Unter dieſen Koloniſten gab es, wie immer, unzufriedene Leute, und das benutzte Dr. Lallemand für ſeine Propaganda gegen den Mucury. Unter den 150 neuen Koloniſten befanden ſich etwa 30 ledige Franzoſen, ausgediente Chasseurs d'Afrique und Zuaoen, die ſich mit einigen deutſchen Familien zuſammentaten und ſich weigerten, hier Land zu nehmen. Dieſen Leuten verſprach Dr. Lallemand kurzweg, daß er ſie nach Rio Grande, wo Milch und Honig fließe, bringen laſſen werde. Der größte Teil der Einwanderer hatte bereits Land inne; manche hatten ſogar ſchon, alſo nach nur wenigen Monaten, Bohnen und andere Früchte geerntet. Dr. Lallemand berichtete an die Regierung, dieſe ſandte den Kriegsdampfer „Tieté", um diejenigen Einwanderer abzuholen, welche wegziehen wollten. Da waren es aber nur wenige, welche trotz aller Redekunſt des Dr. Lallemand und trotz der brillanten Ausſichten in Rio Grande ſich verlocken ließen, mit Dr. Lallemand abzuziehen. In Philadelphia, wohin Dr. Lallemand auch gereiſt war, hatte er völlig fiasco gemacht; nur wenige Koloniſten folgten ſeiner Aufforderung. Daß die Ankunft des „Tieté" in Rio de Janeiro großes Aufſehen hervorrief, war natürlich; Dr. Lallemand und ſeine Freunde hatten ſchon für das Bekanntwerden der Nachricht geſorgt. Die Landung der

Ja, in Mucury iſt viel gelitten worden. Aber wo iſt ein Ort auf dieſer Erde, wo die erſte Generation unter den Koloniſten, die den jungfräulichen Boden urbar macht, nicht dahinſänke unter denſelben Leiden? Und wo ernten die Pioniere der Kultur die vollen Früchte von ihrer Hände Arbeit? Erſt das Wohlbefinden ihrer Kinder zeugt für das, was ſie geſchaffen haben. Dies iſt Nr. 1, was ich den Feinden der hieſigen Koloniſation entgegenzuhalten habe.

Zu zweit kann es Schreiber nicht laut und kräftig genug ſagen: Ehre den Regierungen in Rio de Janeiro und Minas Geraes. Sie haben ihre Pflichten erfüllt; ſie haben ſtets unſere berechtigten und begründeten Klagen und Bitten gehört, Unrecht nach Möglichkeit abgeſtellt, Recht geübt, und Liberalität gezeigt, manchmal ſogar in überraſchender Weiſe. Wenn die Waſſer bis nach dem Mucury immer ſchwächer wurden, wahrlich der Regierungen Schuld iſt es nicht. Sie haben alles getan, um die Flußläufe zu regulieren und uns Waſſer zu ſchaffen. Manchmal iſt ein ſolches Eingehen auf unſere Klagen erfolgt, daß es uns die Herzen warm und dankbar machte, und nur der leider ſo häufige Wechſel der Beamten hat bisweilen verhindert, daß die begonnenen Verbeſſerungen nicht durchgeführt wurden.

Drittens: Von 317 Seelen ſind wir auf ca. 1000 geſtiegen, trotzdem nach unſerm Dafürhalten der Abgang durch Auswandern und Rückzug nach Europa und Verluſt durch gemiſchte Ehen etwas größer iſt, als der Zugang. Gegenwärtig ſtehen 40—45 Geburten und 15--16 Todesfälle einander im Jahre gegenüber.

Koloniſten in Rio de Janeiro erfolgte unter lebhaftem Hei-ho-Rufen. Jedermann ſollte die von der Sklaverei und einem ſicheren Tode durch Dr. Lallemand erretteten deutſchen Koloniſten ſehen, zur Schmach des Direktors der Mucury-Kompagnie, des demokratiſchen Senators Theophilo Ottoni! Dr. Lallemand hat der damaligen Regierung unzweifelhaft große Dienſte geleiſtet, aber mit fragwürdigem Erfolg für die abgezogenen Koloniſten und zum größten Schaden der hiergebliebenen deutſchen Koloniſten. Die Kolonie kam in Verruf und wollte lange Zeit hindurch nicht mehr gedeihen. Das Vorgehen Dr. Lallemands hatte aber noch weitere ſchlimme Folgen. Die preußiſche Regierung erließ das von der Heydt'ſche Reſkript, durch das die ganze deutſche Koloniſation in Braſilien auf das ſchwerſte betroffen wurde. Dr. Lallemands Wühlereien gegen die hieſige Kolonie waren abſolut unberechtigt, deshalb konnte ich dieſe Schrift des Herrn Paſtors Hollerbach auch nicht weterſenden, ohne den Sachverhalt mal authentiſch klargelegt zu haben. 40 Jahre ſind ſeither vergangen. Aber noch lebt in mir deutlich die Erinnerung an jene Tage, in denen politiſcher Parteihader die Zukunft unſerer Kolonien vernichtete. Es herrſchte hier niemals Hungersnot dazumal, und die Einwanderer wurden ſo aufgenommen und verſorgt, wie wohl in keinem anderen Lande, ſowohl von der Regierung wie auch beſonders von der Companhia Mucury. Ebenſowenig wie die anderen Behauptungen Dr. Lallemands entſprach auch die der Wahrheit, daß hier der Typhus die Einwanderer hinweggerafft habe. Wahr iſt, daß im Empfangshaus unter den Leuten, welche kein Land angenommen hatten, Fieber ausgebrochen iſt, das verſchiedene Opfer gefordert hat, aber an der Entwicklung der Krankheit waren die Leute ſelbſt ſchuld; denn, in völliger Untätigkeit, bei horrender Unreinlichkeit, verlebten ſie einige Monate in dem in beſter Lage gelegenen Haus. Nur unter dieſen Leuten kamen Sterbefälle infolge typhusartigen Fiebers vor; die Koloniſten, welche auf ihrem Landſtück wohnten und arbeiteten, waren geſund geblieben.

(Herr J. H., der das im vorſtehenden Geſchilderte mit erlebt hat, erklärt, daß er für die Wahrheit ſeiner Angaben eintritt. Nachricht erreicht ihn durch Vermittelung ſeines Vertrauensmannes in Rio de Janeiro, des angeſehenen deutſchen Großkaufmannes Dannecker).

Dadurch wird glänzend die Annahme widerlegt: der europäiſche Landmann, beſonders der aus den nördlichen Ländern, könne in den Tropen nicht ſelbſttätig Landbau treiben. Die deutſchen Koloniſten aus Sachſen, Hannover und Pommern verrichteten hier und verrichteten noch heute in der Tropenſonne ihre Feldarbeiten und leiſten mehr, als der Einheimiſche und arbeiten konſtanter, als er. Theophilo Ottoni liegt etwa 17,30° ſüdl. Br. und 3,30 öſtl. L. von Rio de Janeiro und, wie geſagt, nur 300 Meter überm Meeresſpiegel. Urucá liegt wenigſtens 50 Meter niedriger und S. Clara nur 66 Meter hoch.

Der Fortgang.

Die Zeit der Stagnation dauerte bis zum Jahre 1867; da fingen wir an, die Koloniſten zum Kaffeebau aufzumuntern, und der damalige Direktor erhielt endlich von der Regierung die Erlaubnis, neue Koloniſten kommen zu laſſen. Im Auguſt 1868 kamen ſie, etwas 30 Familien, meiſtens Sachſen. Mehrere zogen bald wieder fort. Dieſe hatten nicht entfernt die Entbehrungen durchzumachen, wie die erſten Koloniſten. Sie wurden von Rio de Janeiro durch den Pflanzer Herrn Heinrich Schröter abgeholt und auf dem ganzen Weg gut verpflegt. Der Weg beſtand nicht mehr in Pikaden; es war eine regelrechte Fahrſtraße. Ihre Ankunft war vorbereitet; faſt jedem war ein Stückchen Urwald geſchlagen und ein genügendes Häuschen gebaut worden. Es wurde durch das Los beſtimmt, wohin jeder kommen ſollte. Wege waren gemacht worden, und die Neuankömmlinge konnten ſich ſelbſt Geld durch Wegebau verdienen; ſie konnten teilweiſe bei Koloniſten wohnen, bis ihr eigenes Grundſtück genügend im ſtande war, und die älteren Koloniſten ſtanden ihnen als Ratgeber zur Seite. Es zeigten ſich keine epidemiſchen Krankheiten; ſie litten nicht an Wunden, wie viele der erſten Koloniſten, denen Sandflöhe in die Füße gekommen waren. An Sandflöhen litt jetzt nur noch, wer zu faul und zu unſauber war.

Alſo hauptſächlich von Mitte der 60er Jahre an pflanzte man Kaffee. Obgleich derſelbe manchmal nur 2—3 Milreis per 15 Kilo brachte, ſo war er doch ein Produkt, das der Koloniſt unbedingt abſetzen konnte und zwar auf einmal, nicht wie die Cerealien, immer nur in kleineren Mengen, da die Stadtplätze damals noch wenig entwickelt waren. Theophilo Ottoni war in der Mitte der 60er Jahre faſt ganz entvölkert, und zahlreiche angefangene Häuſer fielen ein.

Bisweilen wurde die ruhige Entwickelung der Kolonie auch durch die Wilden geſtört, dann wieder durch die Entwertung aller Produkte, beſonders des Kaffees, der Anfang der 90er Jahre auf 800 Reis und 1 Milreis per 15 Kilo geſunken war und 4 Jahre lang auf dieſem Preisfuß verblieb, ſo daß in einem Jahre die Koloniſten mit Tränen in den Augen zu mir kamen und mich baten, anſtatt des baren Gehaltes Kaffee in Rechnung zu nehmen. So nahm ich nach und nach über 1000 Kilo Kaffee an und gab ſie mit Verluſt in Zahlung. Vor 4 Jahren dagegen koſteten 15 Kilo Kaffee hier bis 16 Milreis, alſo das 16fache von dem damaligen Preiſe. Häuſer und Grundſtücke ſtiegen plötzlich im Werte. Ein Kaufmann berechnete den Erlös aus dem am Mucury geernteten Kaffee für das Jahr 1895 auf 10—12 Millionen Mark.

Die jetzige Lage (1899).

Am 3. Mai, dem Tage der Entdeckung Amerikas, wurde die Endſtation der Eiſenbahn hier eingeweiht. Man kann nun die 377 Kilometer entfernte Küſtenſtadt Caravellas

in zwei Tagen bequem erreichen; ebenſo wird der Kaffee ans Meer und die Waren nach hier befördert. Welch ein Unterſchied gegen früher, da die Tropas (Maultierzüge) im beſten Falle im Monat die Reiſe nach S. Clara oder Aymores und zurück machten, da die Waren den Mucury herauf bei niedrigem Waſſerſtande in lanchas (Frachtkähnen) 6—7 Tage brauchten, da, zumal in der Regenzeit, die Rückkunft der Wagen ganz unberechenbar war. Trotzdem war ſchon damals es möglich, im günſtigſten Falle, wenn alles klipp und klar ging, in 9—11 Tagen von Rio de Janeiro bis Philadelphia zu kommen und in weiteren 3—4 Tagen bis Minas Novas oder Calhao, gegen den monatelangen Überlandweg via Diamentina; und war ſchon damals der Wunſch des Gründers des „Mucury", des † Senadors Theophilo Ottoni, für ſeine Landsleute im Inneren von Minas Geraes nach Möglichkeit erfüllt, ſo iſt er alſo heute, dank der großherzigen Opfer der Regierung von Minas Geraes, weit übertroffen worden. Heute kann ein Reiſender von Rio de Janeiro nach Minas Novas in 8—9 Tagen kommen. Im Notfalle können wir alſo auch raſch Lebensmittel aus Rio bekommen, und nie wird hier wieder ſolche Teurung eintreten können, wie früher. Jetzt beginnen wir hier ſchon Stapelplatz für das weitere Innere von Minas Geraes zu werden. Kommen doch jetzt ſchon Tropas hunderte von Kilometern weit aus dem Inneren hierher, um Lebensmittel für die von der Trockenheit hart betroffenen Gegenden zu holen. Unſeren Koloniſten geht es durchweg recht gut. Jetzt, nach 38—40 Jahren, ſind endlich die Ländereien zum letzten Male und endgültig vermeſſen und die Beſitztitel an die Koloniſten verteilt worden. Auch dies trägt zur ruhigen Entwickelung der Kolonie bei. Sehr viele Koloniſten haben ſich ſehr ſchöne, maſſive Wohnhäuſer gebaut und haben neben ihren Reitpferden und einer Rinderherde noch einige 1000 Mark auf der hohen Kante liegen[1]). Auf den Kolonien exiſtieren drei von dem Munizipium bezahlte Schulen, und in der Stadt beſteht auch eine Schule für die evangeliſchen Deutſchen, die eine kleine Unterſtützung vom Stadtrat erhält. 5—6 vom Munizipium bezahlte Schulen ſind braſilianiſch. Außerdem beſteht eine höhere Schule, Lyzeum genannt, welche von der Staatsregierung unterſtützt wird In den 37 Jahren meines Hierſeins hat noch kein evangeliſcher Deutſcher wegen gröberen Verbrechens vor Gericht geſtanden, und dies wurde ſelbſt vom letzten Rechtsrichter ſchon mehrmals rühmend erwähnt. Nach Verhältnis der Bevölkerungszahl hätten allein beim letzten Schwurgericht zwei Deutſche wegen ſchwerer Verbrechen unter den 50 Gefangenen ſein müſſen. Gottlob, in 37 Jahren iſt kein derartiger Fall paſſiert. An den Früchten ſollt ihr ſie erkennen! Der Deutſchen halber könnte alſo das Gefängnis abgeriſſen werden. So ſchwer es auch iſt, allen Koloniſtenkindern eine, wenn auch nur beſcheidene, Bildung zu teil werden zu laſſen, ſo ſind doch in den letzten 37 Jahren unter den Konfirmanden vielleicht nur 3 bis höchſtens 4 % ganz ohne

[1]) Herr Paſtor Hollerbach unterließ zu betonen, daß der Boden der Mucury-Kolonien alle in Braſilien ſonſt gebräuchlichen Produkte der tropiſchen und ſubtropiſchen Zone erzeugt, Mais, Bohnen, Reis, Zuckerrohr, Taback, Kaffee, Mandioca, Kartoffeln aller Art inkl. der deutſchen Kartoffel. In den höheren Lagen im Innern wird auch Weizenbau betrieben, allerdings nur primitiv und im kleinen. Auch kommt der Weinſtock gut fort. Am Mucury, von S. Clara nach der Meeresküſte, gedeiht der Kakao ausgezeichnet in den Niederungen des Fluſſes. Vieh- und Schafzucht gedeihen auch gut; das Klima iſt ihnen zuträglich.

ſolche geweſen; denn es gibt hier viele Eltern, die trotz der ſchweren Tagesarbeit auch noch ihre Kinder ſelbſt unterrichten. Freilich mußte ich ſtets alle Mittel der Ermunterung anwenden, um den guten Willen bei den Leuten zu erhalten und immer aufs neue zu erwecken. Im übrigen iſt ja mein Pfarrſprengel ſo groß wie ganz Baden der Länge nach, wenn auch nicht der Breite. Die äußerſten Punkte liegen 320 Kilometer auseinander.

Die Zollſtelle in Aymores hat in 25 Monaten an Provinzialzoll 509 Conto de Reis eingetragen. Da der Zoll 10 % vom Wert der eingeführten und ausgeführten Produkte und Waren beträgt, ſo wäre das gleich einer Ausfuhr und Einfuhr von zuſammen 5 Millionen Mark in 25 Monaten. 1897/98 (die beſte Ernte) ſoll die Ausfuhr in Kaffee über Aymores 3 120 000 Kilo betragen haben. 1899 wegen der Dürre jedenfalls kaum die Hälfte. Viel Kaffee geht auch nach dem Inneren.

Aber leider iſt die Zeit zur Koloniſation verpaßt, wenigſtens im Mucury-Gebiet in der Nähe der Eiſenbahn. Selbſtverſtändlich ſind die beſſeren Ländereien alle beſetzt. Und von Hunger getrieben wandern ſeit 1889 bis dato ganze Scharen von Inländern von weither nach hier ein. Jeder muß ſein Stückchen Land haben. Alle Flüßchen und Tälchen weit umher ſind voll. Alle meine Anſtrengungen in Deutſchland, dortige Kolonialfreunde zu veranlaſſen, einige Strecken zuſammenhängenden Gebietes zu erwerben, ehe es zu ſpät war, ſind leider vergebens geweſen. Längſt geht die Eiſenbahn durch das Gebiet und alle Ländereien ſind beſetzt. Jetzt müßte es heißen: Aus Privathänden kaufen. Ich muß mich mit meiner kleinen Gemeinde reſignieren, forthin ohne friſchen Zuzug um die Sprache den Glauben und die Sitten unſerer Väter zu kämpfen. Gott wolle mir helfen, daß durch Gründung eines Konfirmandenhauſes oder einer ſonſtigen evangeliſchen Anſtalt dieſe dringende heilige Sache, ehe ich ſterbe, konſolidiert wird. Dann lege ich zu jeder Zeit, nach faſt 40 jähriger Arbeit, meinen Stab gerne nieder.

Theophilo Ottoni, den 3. Juni 1899.

gez. Hollerbach, Paſtor.

Die evangelischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten.

Von Pastor C. Hoefer.

II.

Deutsch-Neu-Guinea.

Die Neuendettelsauer Missions-Gesellschaft ist hier seit 1886 in deutschem Gebiet auf 4 Stationen tätig: Simbang bei Finschhafen, auf Tami, einer Insel östlich von Finschhafen, Deinzer-Höhe und Sattelberg, nordöstlich von Finschhafen. Im letzten Jahre wurde eine neue Station im Jabim-Gebiet gegründet. Auf diesen fünf Stationen sind 11 Missionare tätig. Sie unterrichten in vier Schulen ca. 100 Schüler. Der Schulunterricht ist bisher die wichtigste Tätigkeit auf diesem Missionsgebiet, denn von hier aus wird sich allein ermöglichen lassen, die Stämme unter religiösen Einfluß zu bringen. Im letzten Jahre ist auch eine Lehrerin in Sattelberg angestellt worden. Die Arbeit des Missionspersonals wird durch das mörderische Klima sehr erschwert, Todesfälle am Schwarzwasserfieber, offene, eitrige Wunden hindern vielfach den Fortgang des Betriebes. Kräftigung und Erholung gewährt die höher gelegene Station Sattelberg als Gesundheitsstation. Sämtliche Stationen haben Kostschüler, welche zu Dienstleistungen auf der Station und zur Schule angehalten werden; sie werden späterhin den Stamm der Missionsgehülfen bilden. Die Stationen Tami und Deinzer-Höhe wurden weiter ausgebaut. Einen besonders erfreulichen wirtschaftlichen Aufschwung in Gartenbau und Viehzucht hat die Station Sattelberg im letzten Jahre zu verzeichnen. Der länger dauernde Aufenthalt der Eingeborenen als Arbeiter auf dieser Station brachte dieselben unter religiösen Einfluß, doch beobachten die Eingeborenen immer noch scheue Zurückhaltung gegen die Europäer; erst wenn sie Zutrauen gefaßt haben, verspricht die Missionstätigkeit auf diesen Stationen schnellere Fortschritte. Wesentlich wird dazu der Umstand beitragen, daß die Sprache des Bezirks Jabim (Simbang) im allgemeinen lexikographisch und grammatisch fixiert ist, eine Arbeit, die nach jahrzehntelanger unsagbarer Mühe im letzten Jahre zu Ende geführt ist, Katechismus und biblische Stücke sind in diese Sprache bereits übersetzt. Die Kai-Sprache (Sattelberg) ist noch nicht so weit erforscht, doch sind in dieselbe auch schon eine Lesefibel und etliche biblische Geschichten übersetzt. Reichere Sprachproben derselben enthält die Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen. Das Verhältnis der Missionare zu den deutschen Behörden ist ein freundliches.

Die Rheinische Missionsgesellschaft hat 1887 Deutsch-Neu-Guinea

beſetzt und arbeitet gegenwärtig an der Aſtrolabe-Küſte auf vier Stationen: Bogadjim, Bongu, Siar und Ragetta mit fünf Miſſionaren in vier Schulen mit ca. 150 Schülern. Die Schultätigkeit bildet auch in dieſem Miſſionsbezirk die Haupttätigkeit, ſo lange die erwachſenen Eingeborenen ſich vor den Europäern noch ſcheu zurückhalten. In Bongu und Ragetta ſind im letzten Jahre kleine Kapellen errichtet worden. Die Schule in Bogadjim iſt von 47 Schülern beſucht, ſie iſt die größte des Miſſionsbezirks und ihre Schüler zeigen bereits auch gute Elementarkenntniſſe. Die Sprachforſchung unter den Eingeborenen und zugleich der Fortſchritt in Schule und Miſſionsarbeit wird beſonders dadurch erſchwert, daß in faſt jeder Niederlaſſung der Eingeborenen ein anderer Dialekt geſprochen wird. Zum Rheiniſchen Miſſionsgebiet gehören allein 3 Sprachen. Noch mehr wird die Miſſionsarbeit gehindert durch das ungeſunde Klima.

Kiautſchou.

In dieſem Pachtgebiet haben von evangeliſcher Seite die Miſſions-Geſellſchaft Berlin I, der Allgemeine Proteſtantiſche Miſſionsverein und die amerikaniſchen Presbyterianer Fuß gefaßt. Letztere Geſellſchaft beſchäftigt einen Miſſionar in Tſingtau und ſorgt in 11 Schulen für die Unterweiſung von ca. 100 Schülern.

Berlin I arbeitet ſeit 1897, dem erſten Pachtjahre dieſes Gebiets, auf zwei Hauptſtationen: Tſingtau, Tſimo und auf 9 Außenſtationen mit 3 Miſſionaren und einer Schweſter, die von dem Vaterländiſchen Frauenverein überwieſen iſt, 2 eingeborenen Lehrern, 6 Nationalhelfern, 1 Evangeliſten und 3 Bibelkolporteuren. Die Geſellſchaft beſitzt 3 Schulen mit ca. 150 Schülern. In Tſingtau iſt im letzten Jahre die Elementarſchule zu einer Mittelſchule und einem Seminar erweitert worden. Ein größeres neues Schulgebäude faßt ſie ſämtlich in ſich. Zum Bau desſelben zahlten die Chineſen freiwillig 2309 Mk. Die Ausgaben der Miſſionsgeſellſchaft Berlin I für Kiautſchou betrugen im Jahre 1901 48 340 Mk. Die Arbeit der Miſſionare zeitigt die erfreulichſten Fortſchritte. Sie findet unter den Chineſen große Unterſtützung, zum Beiſpiel zahlten ſie an die Schule im letzten Jahre 4 717 Mk. Schulgeld. Nicht minder findet die Tätigkeit dieſer Geſellſchaft bei der deutſchen Regierung allgemeine Anerkennung. Im letzten Jahre wurde eine neue Außenſtation 12 Meilen weſtlich von Tſingtau in Dſchu-Tſcheng errichtet. Die Miſſionare beſchäftigen ſich zur Förderung ihrer Tätigkeit auch literariſch mit Überſetzung der Bibel u. ſ. w. Sie gewinnen das Zutrauen der Chineſen zunächſt durch ihre ärztliche Tätigkeit.

Der Evangeliſch-Proteſtantiſche Miſſions-Verein wirkt ſeit Beſitzergreifung von Kiautſchou dortſelbſt mit 2 Theologen als Miſſionaren, mehreren eingeborenen Gehülfen und einem praktiſchen Arzt. Tſingtau und Schamo ſind die beiden Hauptſtationen mit 2 Schulen und 5 Lehrern. Dazu kommen die beiden Hoſpitäler in Tſingtau (Faber-Hoſpital) und Kaumi. Sie ſind beide im Jahre 1901 baulich vollendet. Da der Andrang zu der anfangs 1901 gegründet en Schule in Tſingtau immer größer wurde, iſt der Bau einer zweiten Schule mit einem Bauanſchlag von 15 000 Mk. in Angriff genommen worden. Der Bauplatz hierzu wurde von der Regierung dem Verein geſchenkt.

Bismarckarchipel.

Auf dem Bismarckarchipel, den Marshall-Inseln, Karolinen und Samoa deutschen Anteils arbeiten nur nichtdeutsche evangelische Missionsgesellschaften. Da die Arbeit jener zur Bekehrung der ganzen Inselkomplexe systematisch angelegt ist und mit gutem Erfolge von Insel zu Insel weiter schreitet, sogar schon auf Samoa und den Marshall-Inseln die Missionierung so weit vorgeschritten ist, daß man diese beiden Inselgruppen als christianisiert ansehen kann, so werden in Zukunft die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften keine Veranlassung haben, durch Gründung von Missionsstationen die Arbeit der bisherigen Missionsgesellschaften zu unterstützen; es würde im Gegenteil dieses Vorgehen sowohl eine Zersplitterung ihrer Kräfte herbeiführen als auch den ruhigen Fortgang der Christianisierung dieser Inselgruppen stören[1]).

Auf dem Bismarckarchipel missioniert die Wesleyanisch-Methodistische Missionsgesellschaft (Zentralsitz in Sidney) seit 1875. Sie hat bis jetzt Neu-Lauenburg und Neu-Pommern mit 3 Hauptstationen besetzt: Ulu auf Neu-Lauenburg, Raluana an der Blanche-Bai, Kabakada an der Dalili-Bai (Gazellen-Halbinsel). Zu diesen gehören 101 Nebenstationen, welche von 45 eingeborenen Gehülfen, Witianern und Samoanern und 76 eingeborenen Lehrern bedient werden. Die Hauptstationen sind mit je einem Missionar besetzt. Die Schultätigkeit dieser Missionsgesellschaft nimmt erfreulichen Fortgang. In 100 Schulen werden an 2000 Schüler unterrichtet. In Raluana besteht eine Bezirksschule für vorgeschrittene Schüler, in Ulu ein Seminar. Die Opferwilligkeit der neuen Christen ist bewundernswert, sie bringen für die Mission jährlich 6—7000 Mk. auf. Auch die Arbeiten der Missionare in der Sprache der Eingeborenen sind beachtenswert. Es sind in den verschiedenen Dialekten Stücke der Bibel, in den Dialekt Neu-Pommerns das ganze neue Testament übersetzt worden. Die deutschen Behörden haben wiederholt die erfolgreiche Wirksamkeit der Mission auf dem Bismarckarchipel anerkannt; denn ihr Werk ist es, daß nach jahrzehntelanger aufopferungsvoller Arbeit die hinterlistigen, blutdürstigen Kannibalen friedfertige Untertanen geworden sind.

Die Marshall-Inseln.

Die seit 1855 auf der weiten Inselflur der Marshall-Inseln missionierende amerikanische Missionsgesellschaft, der Bostoner Board, hat, von Süden aus nach Norden vordringend, anfangend mit der Insel Ebon, die gesamte Inselgruppe unter christlichen Einfluß gebracht. Es förderten insbesondere diese Arbeit hawaiische Missionsgehülfen als auch die auf dem Seminar in Ebon, vorgebildeten Eingeborenen. Eine Missionspresse ebendort sorgt für die Verbreitung von Bibeln und anderen religiösen Schriften, welche unter der Bevölkerung reißenden Absatz finden. Weit mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung — sie beträgt ca. 15 000 Köpfe — sind bereits getaufte Christen. Der Rest steht unter durchaus christianisierendem Einfluß. Auf Ebon und Jaluit,

[1]) Dies ist nicht die Ansicht der Redaktion; im Gegenteil, namentlich auf Samoa wäre es äußerst erwünscht, daß die unheilvolle politische Wühlarbeit der angelsächsischen protestantischen Missionsgesellschaften durch Niederlassung deutschevangelischer Missionen eingedämmt würde.

letzteres Regierungssitz des deutschen Landeshauptmanns und Zentrale des deutschen Handels (Jaluit-Gesellschaft), beträgt die Zahl der Christen ungefähr ⅘ der Gesamtbewohner. Im übrigen sorgen dieselben für die Bekehrung ihrer Landsleute selbst, und zwar sowohl aus Eifer für das Christentum als auch gelegentlich auf den ihnen eigentümlichen Meerwanderzügen und gewohnheitsmäßigen Besuchsreisen von Insel zu Insel. Ohne Missionsarbeiter sind unter den zahlreichen Inseln augenblicklich nur noch etliche wenige im Norden der Inselgruppe. 1892 wurde Kwadjelime, Aurh und Mejit missioniert. Das südlich von der Gruppe isoliert liegende Inselchen Nauru, ebenfalls seit 1899 missionarisch besetzt, zählte 1901 bereits in dem fertig gestellten Schulhaus 200 Kinder und 175 Erwachsene als Schüler. Die Aufsicht über die Missionsarbeit der etwa 30 eingeborenen Missionsarbeiter im Marshallarchipel wird von Nauru und der Karolinen-Insel Kusaie ausgeführt.

Karolinen.

Auch diese deutsche Inselgruppe ist Missionsgebiet des Bostoner Board. Von Ponape ausgehend hat diese Gesellschaft seit 1852 die östlichen und mittleren Karolinen fast sämtlich besetzt. Zu Ponape gehören jetzt außer der Hauptstation noch zwei Außenstationen der Insel und vier Außenstationen der benachbarten Inseln. Die zweite Hauptstation, auf der Insel Kusaie gelegen, besitzt eine höhere Knaben- und Mädchenschule, die Schüler stammen zum Teil aus den Marshall- und Gilberts-Inseln, von wo sie zur Weiterbildung hierher, als der Zentralstelle ihrer Kirche, geschickt werden. Die Knabenschule ist zugleich Vorbereitungsschule für den Missionsdienst auf den gesamten Inselgruppen. Die südlich von Ponape liegende Mortlok-Gruppe ist jetzt vollständig missioniert, und es finden sich hier 11 organisierte Gemeinden mit Schulen. Auf dem Ruk-Atoll mit seinen ca. 15 000 Einwohnern finden sich schon Tausende von Christen auf einer Hanptstation mit 5 Nebenstationen. In den Westkarolinen hat die evangelische Mission erst seit 1900 Fuß gefaßt, und zwar besitzt hier der Bostoner Board eine Station auf der Insel Yap. Zur Zeit bestehen auf den Karolinen im ganzen 25 organisierte Schulen, welche von ca. 30 Eingeborenen, teils Geistlichen, teils Lehrern, geleitet werden, die Schülerzahl beträgt etwa 2000.

Samoa.

Auf Samoa deutschen Anteils arbeiten 2 evangelische Missionsgesellschaften: die Londoner Missionsgesellschaft und die Wesleyanisch-Methodistische Missionsgesellschaft. Die erstere begann ihre Tätigkeit auf diesen Inseln bereits im Jahre 1830, eine Missionspresse in Upolu und die im dortigen Seminar und gleicherweise die in Malua ausgebildeten Lehrer machten dem Christentum freie Bahn, so daß unter Leitung von ca. 12 weißen Missionaren ausgangs der 50er Jahre vorigen Jahrhunderts das ganze samoanische Volk zum Christentum bekehrt war. 1890 wurde eine höhere Schule für Jünglinge in Laulumanga, 1892 eine höhere Mädchenschule in Papauta errichtet. Gegenwärtig wirken von dieser Missionsgesellschaft auf Samoa 8 englische Missionare, 2 englische Lehrerinnen, an eingeborenen Arbeitskräften 339, welche unter Aufsicht der Missionare 217 Gemeinden mit 24 000 Gemeindegliedern leiten; in den zur Gesellschaft gehörigen 200 Elementarschulen werden 6200 Kinder unterrichtet.

Die Wesleyanisch-Methodistische Missionsgesellschaft setzte auf Samoa 1855 mit ihrer Tätigkeit ein, zog sich gemäß eines Abkommens mit der Londoner Missionsgesellschaft wieder zurück, nahm aber 1857 die alte Arbeit wieder auf. Sie zählt jetzt 2 Missionare, 4 eingeborene Geistliche, 63 Lehrer, 1500 Schüler, sie hat auf der Insel Manono 7, auf Sawaii 8 Stationen. In Sawaii befindet sich auch ein Proseminar, in Lufilufi, dem Sitz der Missionsdirektion für Samoa, ein Gehülfenseminar.

Außer den beiden genannten Missionsgesellschaften hat der „Foreign Mission-Board" seit 1895 ein Sanatorium in Apia eröffnet.

Die 39 000 Bewohner Deutsch-Samoas sind jetzt in ihrer Gesamtheit Christen. Die 33 000 evangelischen Einwohner unter ihnen haben ihre kirchliche Organisation schon so weit ausgebaut, daß sie bereits für ihre kirchlichen Bedürfnisse selbst aufkommen, auch ihre Geistlichen selbst erhalten, ja für die Weiterführung des Missionswerkes jährlich freiwillig ca. 30 000 Mk. aufbringen.

Die Rechtsverhältnisse der Schutzgenossen.

Von Dr. jur. Hermann Hesse.

Die großen Verluste, welche das Deutschtum im vergangenen Jahrhundert durch Auswanderung erlitten hat, legten die Frage nahe, ob es nicht möglich sei, diejenigen Deutschen, welche durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande die Reichsangehörigkeit verloren haben, für unsere staatlichen Interessen wiederzugewinnen, sie wieder mit rechtlichen Fesseln an das Reich zu knüpfen.

Das gegenwärtig geltende Gesetz gibt jedem Deutschen, der aus dem angegebenen Grunde nicht mehr reichsangehörig ist und eine fremde Staatsangehörigkeit erworben hat, das Recht, bei seiner Rückkehr in das Reichsgebiet die Reichsangehörigkeit wiederzuerlangen. Wer dagegen auf seinen Antrag aus dem Reichsverbande entlassen ist, oder wem die Reichsangehörigkeit aberkannt ist, weil er ohne Erlaubnis seiner Regierung in fremde Staatsdienste getreten und einer ausdrücklichen Aufforderung zum Austritte binnen bestimmter Frist nicht gefolgt ist, oder weil er im Falle einer Kriegsgefahr oder eines Krieges einer ausdrücklichen Aufforderung der Reichsregierung zur Rückkehr binnen bestimmter Frist keine Folge geleistet hat, der hat keinen Rechtsanspruch auf Wiederaufnahme in den Reichsverband.

Die Wiedererwerbung der Reichsangehörigkeit für diejenigen Deutschen, welche sie durch zehnjährigen Aufenthalt im Auslande verloren haben, findet jedoch unter verschiedenen Bedingungen statt, je nachdem der Betreffende eine fremde Staatsangehörigkeit inzwischen erworben hat oder nicht, und je nachdem er in das Reichsgebiet zurückkehrt oder nicht. Kehrt er in das Reichsgebiet einschließlich der Schutzgebiete zurück, so muß ihm auf sein Ansuchen eine Aufnahmeurkunde erteilt werden; läßt er sich in einem Einzelstaate nieder, so erwirbt er die Angehörigkeit zu dem betreffenden Einzelstaate und dadurch mittelbar die Reichsangehörigkeit; läßt er sich in den Reichslanden oder in einem Schutzgebiete nieder, so erwirbt er hier die unmittelbare Reichsangehörigkeit. In allen diesen Fällen wird sein Rechtsanspruch auf Wiederaufnahme in den Reichsverband durch die inzwischen erfolgte Erwerbung einer fremden Staatsangehörigkeit in keiner Weise berührt.

Diejenigen Deutschen jedoch, welche nicht in das Gebiet eines Einzelstaates, die Reichslande oder ein Schutzgebiet mit der Absicht der Niederlassung zurückkehren, haben keinen Rechtsanspruch auf Wiederaufnahme in den Reichsverband. Es *kann* ihnen jedoch durch Aufnahme die Staatsangehörigkeit in ihrem früheren Heimatsstaate und damit die Reichsangehörigkeit wieder verliehen werden, sofern sie inzwischen keine fremde Staatsangehörigkeit erworben haben.

Sind sie jedoch fremde Staatsangehörige geworden, so werden sie gleich denen, welche auf ihren Antrag aus dem Reichsverbande entlassen oder der Reichsangehörigkeit aus den oben angeführten Gründen für verlustig erklärt worden sind, als Ausländer betrachtet und behandelt. Sofern sich alle diese ehemaligen Deutschen wieder im Reichsgebiet einschließlich der Schutzgebiete niederlassen, können die ersteren durch Aufnahme, die letzteren durch Naturalisation die Reichsangehörigkeit wiedererlangen. Kehren sie jedoch nur besuchsweise ohne die Absicht der dauernden Niederlassung oder überhaupt nicht in das Reichsgebiet zurück, so ist es allen diesen Deutschen unmöglich, die Reichsangehörigkeit wiederzuerlangen. Sie konnten und können jedoch als Schutzgenossen unter den Schutz des Reiches treten, sofern sie in einem Konsularbezirke des Reiches ihren Wohnsitz nahmen. Das Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879 bestimmte nämlich, daß der Konsulargerichtsbarkeit auch die in den Konsulargerichtsbezirken wohnenden oder sich aufhaltenden Schutzgenossen unterworfen seien.

Hierdurch war dem Reiche die Möglichkeit gegeben, frühere Reichsangehörige, die aus irgend welchen Gründen die Reichsangehörigkeit verloren hatten, wieder unter seinen Schutz zu nehmen; der rein formelle Standpunkt der Staatsangehörigkeit war hiermit durch den nichtjuristischen materiellen Begriff der Rassenzugehörigkeit durchbrochen, die Möglichkeit der rechtlichen Zusammenfassung nationaler Volkssplitter außerhalb des Reichsgebiets und außerhalb des Rahmens der Reichsangehörigkeit gegeben.

Der Gedanke liegt nicht allzufern, daß man diesen Schutzgenossen das Recht gibt, auch ohne daß sie in das Reichsgebiet zurückkehren, die Reichsangehörigkeit durch Naturalisation wiederzuerlangen. In meiner Abhandlung über Reichs- und Staatsangehörigkeit, die im 2. Heft des Jahrgangs 1898 des Kolonialen Jahrbuchs erschienen ist, habe ich diesen Gedanken (S. 112d) eingehend ausgeführt. Für die Naturalisation kämen indessen nur solche Schutzgenossen in Betracht, welche ehedem deutsche Reichsangehörige waren. Es handelte sich dabei im wesentlichen nur um die Wiedergewinnung ehemaliger Reichsangehöriger oder ihrer Abkömmlinge, die vielfach als heimatslos in der Welt umherlaufen, da sie nicht wissen, ob sie noch reichsangehörig sind oder nicht, und da sie den Nachweis ihrer Reichsangehörigkeit gewöhnlich nicht zu führen vermögen. Die Zugehörigkeit des Gebietes zu dem naturalisierenden Staate kommt hierbei nicht in Frage; auch kann in der Wiedergewinnung ehemaliger Reichsangehöriger ein Eingriff in die Souveränitätsrechte des Aufenthaltsstaates nicht gefunden werden.

Wenn auch der soeben besprochene Gedanke in dem neuen Konsulargerichtsbarkeitsgesetz vom 7. April 1900 nicht verwirklicht worden ist, so sind doch die Rechtsverhältnisse der Schutzgenossen darin eingehender geregelt worden, und zwar bewegen sich die Neuerungen entschieden in der Richtung meiner vorerwähnten Ausführungen im Kolonialen Jahrbuche.

Zunächst wird ausführlicher als in dem alten Gesetz bestimmt, daß neben den Reichsangehörigen auch Ausländer, zu denen auch die Heimatlosen gerechnet werden müssen, der Konsulargerichtsbarkeit unterworfen sind; sie werden als Schutzgenossen bezeichnet, soweit sie für ihre Rechtsverhältnisse durch Anordnung des Reichskanzlers oder auf Grund einer solchen dem deutschen Schutze unterstellt sind. Gehören die Schutzgenossen einem fremden Staate an, so werden ihre Rechtsverhältnisse, soweit dafür die Staatsangehörigkeit in Betracht kommt, nach

den für Ausländer geltenden Vorschriften beurteilt; gehören sie aber keinem Staate an (Heimatlose), nach den Vorschriften, welche für die keinem Bundesstaate angehörenden Deutschen, die unmittelbaren Reichsangehörigen gelten. Diese Bestimmung steht nebenbei bemerkt im Einklang mit dem Artikel 29 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche, welcher folgendes anordnet: „Gehört eine Person keinem Staate an, so werden ihre Rechtsverhältnisse, soweit die Gesetze des Staates, dem eine Person angehört, für maßgebend erklärt sind, nach den Gesetzen des Staates beurteilt, dem die Person zuletzt angehört hat, und, wenn sie auch früher einem Staate nicht angehört hat, nach den Gesetzen des Staates, in welchem sie ihren Wohnsitz und in Ermangelung eines Wohnsitzes ihren Aufenthalt hat oder zu der maßgebenden Zeit gehabt hat." Der Artikel 29 regelt aber nur die rechtliche Behandlung der Heimatlosen im Reichsgebiet und in den Schutzgebieten; in den Konsularbezirken werden sie nach den Sonderbestimmungen des jüngeren Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes gleich den unmittelbaren Reichsangehörigen behandelt, sofern sie Schutzgenossen sind. Insbesondere bestimmt sich die Form ihrer Eheschließung nach den Vorschriften des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1870 betreffend die Eheschließung und die Beurkundung des Personenstandes von Reichsangehörigen im Auslande; auch die Schutzgenossen, welche Ausländer sind, können die Ehe in dieser Form schließen; es steht ihnen jedoch frei, die nach den Gesetzen ihres Staates zulässige Form der Eheschließung zu wählen.

Den Schutzgenossen, die keinem fremden Staate angehören, sondern heimatlos und zumeist ehemalige Reichsangehörige sind, steht es sonach zwar nicht frei, die Reichsangehörigkeit durch Naturalisation oder in einer andern Form im Konsularbezirke wiederzuerlangen; dennoch aber werden sie —, und das ist ein großer Fortschritt der neuen Konsulargesetzgebung —, tatsächlich als unmittelbare Reichsangehörige behandelt. Es dürfte in Zukunft wenig Schwierigkeiten bereiten, auch den nächsten Schritt zu tun und ihnen gesetzlich das Recht und die Möglichkeit einzuräumen, die Reichsangehörigkeit durch Naturalisation oder Aufnahme durch den Reichskanzler oder den von ihm beauftragten Konsul wiederzuerwerben.

Eine allgemeine Anordnung des Reichskanzlers vom 27. Oktober 1900 regelt die Konsulargerichtsbarkeit über Schutzgenossen. Sie bestimmt vor allem, daß ehemalige Deutsche sowie Ehefrauen, Witwen und Abkömmlinge von solchen für alle Rechtsverhältnisse dem deutschen Schutz unterstellt werden, wenn sie Schutzgenossen im Sinne der für die allgemeine Gewährung des deutschen Konsularschutzes maßgebenden Vorschriften sind, d. h. insbesondere, wenn sie nicht als Ausländer einer fremden Konsulargerichtsbarkeit unterstehen. Sie erhalten den deutschen Schutz vergünstigungsweise, ohne ein bestimmtes Anrecht darauf zu haben, insbesondere, wenn sie einem der zu dem Reiche gehörigen Staaten angehört haben, für sich und ihre Abkömmlinge. Auf ihren Antrag werden sie in die Matrikel des Konsulats eingetragen. Auch diejenigen ehemaligen Deutschen, die nicht Schutzgenossen sind, werden in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, in Konkurssachen und in den Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit dem deutschen Schutze für die von ihnen bis zum Verluste der Reichsangehörigkeit begründeten Rechtsverhältnisse unterstellt, desgleichen in Strafsachen für alle von ihnen begangenen strafbaren Handlungen, wenn sie keine fremde Staatsangehörig-

keit erworben, ſich auch nicht ausdrücklich dem Schutze einer fremden chriſtlichen Macht oder dem Schutze der Landesbehörden unterworfen haben.

In dieſer allgemeinen Anordnung ſind, wie die Dienſtanweiſung zur Ausführung des Geſetzes über die Konſulargerichtsbarkeit vom 27. Oktober 1900 beſagt, die Eingeborenen der deutſchen Schutzgebiete nicht als Schutzgenoſſen aufgeführt. Dieſe Perſonen ſind daher, heißt es weiter, der Konſulargerichtsbarkeit nicht unterworfen, ſofern ſie nicht die Reichsangehörigkeit erworben haben. Dieſe Auffaſſung iſt zwar heute noch zutreffend. In der Praxis aber iſt ſie bereits erſchüttert, und in der Tat iſt nicht einzuſehen, warum man den Bewohnern unſerer Schutzgebiete nicht den Schutz des Reiches angedeihen laſſen ſollte, wenn ſie ſich in einem Konſularbezirke des Reiches aufhalten. Denn als Schutzgebietsangehörige und deutſche Untertanen, welche dem Reiche zu Treue und Gehorſam verpflichtet ſind, haben die Eingeborenen unſerer Schutzgebiete begründeten Anſpruch auf den Schutz des Reiches, und es empfiehlt ſich daher, ſie gleich den Schutzgenoſſen oder Reichsangehörigen in den Konſulargerichtsbezirken zu behandeln, wie dies ſchon jetzt, ſoweit bekannt iſt, durch den deutſchen Konſul in Sanſibar mit den Eingeborenen unſeres oſtafrikaniſchen Schutzgebietes geſchieht. Eine geſetzliche Feſtſtellung und Regelung des Begriffes der Schutzgebietsangehörigkeit ließe ſich am beſten bei der Abänderung des Reichsgeſetzes vom 1. Juni 1870 über Erwerb und Verluſt der Reichs- und Staatsangehörigkeit herbeiführen.

Sitten und Gebräuche der Bakoko in Kamerun.

Von Eberhard v. Schkopp.

II.

Speiseverbote.

Von manchen Afrikareisenden wird behauptet, daß die Neger Eier nicht essen, weil sie von der Annahme ausgingen, Eier seien Exkremente von Tieren. Ich halte diese Behauptung für unzutreffend, zum mindesten für zu verallgemeinert. Nirgends in Kamerun konnte ich diese Annahme bei der eingeborenen Bevölkerung konstatieren, auch nicht bei den Bakoko.

In der Monographie des Bakwirivolkes von A. Seidel ist diese Behauptung auch nicht aufgestellt, im Gegenteil, hier ist zu lesen: „Eier werden nie roh gegessen, sie werden nicht im Wasser gekocht, sondern ins Feuer gelegt, bis sie hart sind." Gegessen werden Eier demnach auch bei den Bakwiri, und dies geschieht bei den übrigen Negern ebenfalls. Was aber erwähnenswert ist, und dies bezieht sich sowohl auf die Bakoko wie andere Stämme, die Neger haben Speiseverbote, Speiseverbote für die weiblichen Angehörigen. Bei den Bakoko bestehen für die Frauen folgende Vorschriften: Antilopen, Wildschweine, Schafböcke, Ziegenböcke, große Affen, Krokodile, Schildkröten, Hühner, Eier und der Pfefferfresser sind ihnen untersagt zu essen.

Getränke und Pflanzenkost sind ohne Ausnahme freigegeben. Der Grund zu diesen Vorschriften liegt nicht etwa in abergläubischen Vorstellungen, sondern einfach in dem Bestreben der Männer, ihren Frauen gegenüber eine bevorzugte Stellung einzunehmen und den Herrn und Gebieter herauszukehren. „Quod licet Jovi, non licet bovi." Die Frauen sind nach den Anschauungen des Negers untergeordnete Geschöpfe und dies muß äußerlich zum Ausdruck gebracht werden. Andererseits scheinen die Bakokomänner auch aus egoistischen Gründen zur Einsetzung von Speisenverbote für die Frauen gelangt zu sein. Man antwortete mir auf dahin zielende Fragen: „wenn unseren Frauen alles Gute zu essen erlaubt sei, dann bleibt für uns (die Männer) nichts übrig."

Gebräuche bei den Mahlzeiten.

Die Bereitung der Mahlzeiten gehört zu den Obliegenheiten des weiblichen Geschlechtes. Gewöhnlich nehmen Männer und Frauen getrennt das Essen ein. Die Hungernden hocken im Kreise um den Kochtopf. Mit Zuhilfenahme geschnitzter Holzlöffel oder der Hände langt sich jeder seinen Teil aus dem Gefäß heraus und verspeist ihn. Daß sich die Bakoko besonders unmanierlich dabei betragen, kann man nicht behaupten. Die Teilung der Leckerbissen erfolgt ziemlich unparteiisch. Einige Esser bedienen sich eines Plantenblattes als Schüssel und langen sich gleich ihren ganzen Anteil aus dem Topf. Man ißt ziemlich langsam und führt eifrige

Konverſation. Übermäßiges Vollſtopfen des Mundes gilt für unfein, und der betreffende ſetzt ſich leicht dem Geſpött der anderen aus. Ich hörte auch ältere Männer die jungen rügen, wenn letztere mit vollem Munde ſprachen. Dagegen kümmert ſich kein Bakoko darum, wie es bei den Mahlzeiten der Frauen zugeht. „Cela n'en vaut pas la peine, denn ſie verſtehen nichts von Anſtand und Sitte," denken die Männer. Nach eingenommenem Eſſen beträgt man ſich nach europäiſchen Anſchauungen weniger manierlich. Der gute Ton im Lande der Bakoko ſchreibt vor, ſeinem Magen deutlich und vernehmbar Luft zu machen. Einige haben es im Rülpſen und Stänkern zu einer virtuoſenhaften Vollkommenheit gebracht. Gäſte ehren auf dieſe Weiſe ihre Wirte und zeigen ihnen hierdurch an, daß ihnen die Mahlzeit gemundet hat. Als Neuling im Bakokolande machte mir ein biederer Häuptling nach einem opulenten Eſſen ſanfte Vorwürfe, daß ich ſeine Gaſtfreundſchaft ſo wenig ehrte und war erſt zufriedengeſtellt, nachdem mein Magen „geſprochen" hatte. „Ländlich, ſittlich!"

Ackerbau und Viehzucht.

Gleich den übrigen Negerſtämmen in Kamerun treiben auch die Bakoko Ackerbau und Viehzucht. Nachdem die Männer einen Teil des Urwaldes gerodet haben, überlaſſen ſie die übrige Arbeit den Frauen. Die Bäume werden etwa ½ Meter über dem Erdboden abgebrannt, Äſte und Zweige des gefällten Baumes entfernt, während der Stamm liegen bleibt. Das Holz verwittert ſchnell und trägt zur Bildung einer fruchtbaren Humusſchicht auf dem fettigen und ſchweren Laterituntergrunde viel bei. Mit ihren primitiven Ackergeräten, Holzhacken, die mit einem Stück Eiſen oder Stein bewehrt ſind, bearbeiten die Frauen den Boden.

Planten, Makabo, Grundnüſſe, Kaſſave und Mais ſind die Früchte, die hauptſächlich angebaut werden. Mit Beginn der Regenzeit wird mit dem Säen und Pflanzen begonnen, wobei man das Syſtem der Zwiſchenkulturen bevorzugt, d. h. ein Feld wird mit zwei verſchiedenen Arten von Früchten beſtellt. Makabo und Planten werden zuſammen gepflanzt und das Feld mit Kaſſave eingefaßt, Grundnüſſe ſtets allein. Die Größe der Anpflanzung richtet ſich nach der Anzahl derer, die ihren Lebensunterhalt von den Erträgen zu beſtreiten haben. Wohnen verſchiedene Familien in einem Dorfe, ſo hat jede ihr genau begrenztes Stück Land. Die Grenzen werden durch Furchen, Steine oder ſonſt ſichtbare Zeichen markiert. Nach einigen Jahren (6—8) iſt der Boden ausgeſogen, und man iſt gezwungen, ein weiteres Stück Urwald niederzulegen, um auf dem neuen Boden zu pflanzen. Die Zeit der Ernte währt das ganze Jahr hindurch, deswegen legen die Bakoko ſelten große Vorräte an, ſondern verſpeiſen bald die reifen Früchte. Beſondere Feierlichkeiten beim Ausſäen und Ernten finden nicht ſtatt. Als Viehzüchter haben die Bakoko keine großen Erfolge; Rindvieh fehlt gänzlich. Schafe, Ziegen, Hühner und Schweine gehören einer kleinen Raſſe an und ſind infolge Innenzucht ſehr degeneriert. Eine Auffriſchung durch fremdes Blut wiſſen die Bakoko ſehr zu ſchätzen.

Ich beſaß einen ſchönen großen Madeirahahn, der weit im Umkreiſe berühmt war, und den man mir mehr als einmal zu ſtehlen verſuchte. Da ich dieſes Prachtexemplar mit Argusaugen hütete und meine ſämtlichen Leute für das Tier verantwortlich machte, ſo kamen die Leute von weit her, brachten ihre Hühner und meinten mit verlegenem Grinſen: „Herr, mein Huhn möchte deinen Hahn einmal ſehen." Hatte der Gockel ſeine Schuldigkeit getan, ſo verſchwand der Beſitzer eiligſt mit der Henne, denn er fürchtete, er müſſe mich bezahlen.

Fischerei und Bootsbau.

Die Flüsse Sanaga und Nyong bieten den Bakoko nur wenig Gelegenheit zur Ausübung des Fischfanges. In dem größten Teil seines Laufes durch das Bakokoland bildet der Nyong viele Stromschnellen und ist daher arm an Fischen. Erst von Dehane abwärts, wo die Neven-Dumontfälle das letzte Hindernis sind und der Fluß einen ruhigen Lauf bis zu seiner Mündung annimmt, wird der Fischfang von den Bakoko auf der Strecke bis Etima betrieben. Große engmaschige, aus biegsamem Rohr verfertigte Glocken sind die Fangapparate. Eine solche Glocke hat einen Durchmesser von $1^3/_4$ Meter bei $1^1/_2$ Meter Höhe. Man hält die Körbe in das fließende Wasser und schöpft gewissermaßen die Fische heraus. Eine andere Methode besteht darin, daß dicht am Ufer lange Bambusstangen in einem Kreise von $^3/_4$ Meter Durchmesser neben einander im Wasser stehend eingerammt werden. Ein kleines Tor mit einer Schiebetür nach dem Flusse zugekehrt, bleibt offen. Hier hinein sucht man die Fische zu treiben oder durch Köder zu locken, worauf schnell das Tor geschlossen wird und die Eindringlinge gefangen sind. Seitdem die Bakoko von den Faktoreien Bindfaden kaufen können, verfertigen sie große runde Wurfnetze, mit denen sie sehr geschickt umzugehen verstehen. Die Wurfnetze sind rund, bis 2 Meter im Durchmesser, im Mittelpunkt sind sie an einem längeren Strick zum Einholen befestigt, während die Peripherie mit Blei und Eisenstücken beschwert ist. Im Kanu stehend hält der Bakoko mit der Linken die Leine zum Einholen und wirft mit der Rechten das Netz im Bogen über Bord. Bei dem Wurfe breitet sich das Netz aus, erreicht glockenförmig das Wasser und sinkt unter. Langsam holt man nun an der Leine das Netz wieder ein. Hierbei schließt sich infolge der schweren Blei- und Eisenstücken die Glocke und die gefangenen Fische werden ins Kanu geworfen, vorher jedoch getötet. Über Holzfeuer auf geflochtenen Matten werden kleinere Fische geräuchert und dann in der Sonne getrocknet. Größere Fische reiht man an den Kiemen auf Bambusstöcke und räuchert sie dann. Man verspeist die Beute auch frisch. Angelhaken sind den Bakoko bekannt. Fleischstücke, Fliegen, Käfer und Würmer bilden die Köder. Leguan und kleine Krokodile werden harpuniert. Das Harpuneneisen ähnelt einer Speerspitze und ist an dem $1^1/_2$—2 Meter langen Stock vermittelst Bast oder Bindfaden festgebunden. Eine Leine zum Einholen besitzen die Harpunen selten. Die Jagd mit Harpune ist sehr interessant, es beteiligen sich oft mehrere Kanus dabei, wobei in jedem der Fahrzeuge ein Harpunier und ein Steuermann sitzt. Auch Fische werden des Nachts bei Fackelschein mit der Harpune von den langsam dahintreibenden Kanu gefangen.

Die Fahrzeuge der Bakoko sind ausgehöhlte Baumstämme, $1^1/_2$—5 Meter lang und $^1/_2$—1 Meter breit. Auf dem Bordrande liegen durch Bast festgebundene Sitzbretter. Die Fortbewegung dieser Fahrzeuge geschieht durch gestielte, länglich herzförmige Paddel, deren Länge etwa $1^1/_4$ Meter beträgt. Im Vergleich zu den anderen die Flüsse und Seeküste bewohnenden Negerstämmen sind die Bakoko keine geschickten Bootsbauer und ausdauernden Ruderer. Die Fahrzeuge der Bakoko sind im allgemeinen auch kleiner und ohne jeglichen Zierat. Das beste Holz zum Verfertigen von Kanus ist Rotholz. Nachdem ein geeigneter Stamm gefällt worden ist, wird er von seiner Rinde befreit, und man beginnt den Stamm bis auf eine 1 Zentimeter dicke Wand auszuhöhlen. Als Instrumente gebraucht man scharfe Eisenstücke, Glas und Messer. Sodann wird im Innern der Höhlung ein Feuer angezündet; hierdurch werden die Wandungen auseinandergetrieben, und der obere

Spalt, welcher ziemlich eng gelaſſen war, erweitert ſich. Durch Einſetzen von Querhölzern verhindert man, daß die Öffnung nach Erlöſchen des Feuers ſich wieder verengt. An Stelle der Querhölzer treten dann die kleinen Sitzbrettchen. Von innen und außen wird das Kanu ſauber mit Glas und Meſſern bearbeitet, mit Waſſer begoſſen und muß dann im Schatten trocknen. Nach etwa 8 Tagen iſt es genügend trocken und zum Gebrauch bereit.

Auf längere Strecken verwenden die Bakoko zur Fortbewegung des Kanus auch kleine Segel. Aus 6 Palmblättern der Ölpalme werden dieſelben ſehr primitiv hergeſtellt. Die Benutzung iſt ſelten, da auch die Windverhältniſſe auf dem Nyongfluſſe ungünſtig ſind.

Zu bemerken iſt noch, daß ſich die Bakoko gut auf den Krebsfang verſtehen. Dieſe Schalentiere ſind in den Flüſſen ſehr zahlreich vertreten und werden von den Eingeborenen und Europäern als Nahrung ſehr geſchätzt. Man bedient ſich beim Fange der aus biegſamen Bambusſtäbchen hergeſtellten Reuſen, die am Ufer mit aaſigem Fleiſch als Köder ins Waſſer gelegt werden. Des Morgens werden die gefangenen Krebſe geſammelt und die Fangapparate wieder ausgeſetzt.

Jagd.

Wenn die Bakoko auf dem Waſſer weniger heimiſch ſind, ſo ſind ſie es auf dem Lande deſto mehr. Als Jäger entwickeln ſie ganz hervorragende Eigenſchaften und können mit jeden andern Stamm rivaliſieren. Früh ſchon üben ſich die Knaben in der Jagd. Entſchieden zu bezweifeln iſt, daß die Neger einen ſchärferen Geſichtsſinn als die Europäer beſitzen. Auf die Übung allein kommt es an. Die Jagd wird auf ſehr verſchiedene Art ausgeübt. Man erlegt das Wild mit der Waffe, es werden über dem Erdboden Fallen gebaut, oder man fängt es in Gruben. Als Waffen benutzen die Bakoko die bereits erwähnten.

An der Loſung, Fährte und verſchiedenen anderen Zeichen erkennen die Bakoko, was für ein Wild die Stelle paſſierte und können auch genau angeben, wann es vorüber gekommen iſt. Lautlos ſind die Leute im Anſchleichen, immer darauf bedacht, den Tieren den Wind abzugewinnen. Weit höhere Anforderungen an die Geſchicklichkeit des Jägers werden in Afrika geſtellt als wie in Europa. In Afrika giebt es Wild, das den Namen mit Recht trägt; hier exiſtieren keine gehegten und gepflegten halbzahme Tiere, die man bloß abſchießt. Hat ein Bakoko ſein Tier zur Strecke gebracht und kann er es nicht allein in ſein Dorf bringen, ſo bedeckt er es mit Zweigen und holt Hülfe. Kein Fremder wird das auf dieſe Weiſe gezeichnete Wild fortholen. Mit Speer und Gewehr jagen die Bakoko alle vorkommenden Tiere. An Elefanten wagen ſie ſich dicht heran und ſchießen dem Dickhäuter ein etwa zwei Zoll langes, ſpitzes, vergiftetes Stück Eiſen zwiſchen die Lichter. Für gewöhnlich beteiligen ſich drei und mehr Bakoko an der Jagd auf Elefanten. Leoparden und Büffel werden mit Speeren und Gewehr angegriffen. Am gefürchtetſten iſt bei ihnen der Büffel, und das mit Recht. Der afrikaniſche Büffel nimmt den Menſchen ſofort an, ſobald er ihn erblickt, und ſucht ihn auf ſeine Hörner zu ſpießen oder niederzutreten. Elefanten ſind nicht ſo gefährlich, ebenſo Leoparden. Für die vorkommenden Katzenarten bauen die Bakoko Fallen. Im Dickicht wird ein enges, oben offenes Tor aus vier in die Erde gerammte Pfähle gebaut. Darüber wird kunſtgerecht ein ſchwerer Balken angebracht, der von oben herab zwiſchen die das Tor bildenden Pfähle ſchlagen muß, wenn das Wild durch das Tor zu dem aufgeſtellten Köder ſich zwängt. Durch die Schwere des Balkens und die Wucht des Falles wird das Tier getötet.

Die Fallen werden so aufgestellt, daß die Tiere nur durch das Tor an den Köder gelangen können. Vorn wird die Falle durch Buschwerk und Blätter maskiert. Gruben werden etwa 3 Meter lang, 2 Meter breit und 3 Meter tief ausgehoben, ebenfalls maskiert und befinden sich in der Nähe von Gewässern, die Büffel oder Elefanten zur Tränke aufsuchen. Hat sich ein Tier hier gefangen, so tötet man es mit Speerstichen oder Flintenschüssen. Vom Leoparden gelten die Reißzähne und Krallen als Jagdtrophäen, vom Elefanten der Schwanz, von Gehörn tragenden Tieren dieses.

Auf Flußpferde bevorzugen die Bakoko eine eigene ungefährliche Jagd-Methode. Man vergewissert sich, wo die ungefügen Tiere an Land kommen. Hier wird ein durch Verhaue eingefaßter Weg hergestellt, der unter einem Baume vorbeiführt, woselbst die Bakoko einen Fallspeer aufgehängt haben. Kommt das Flußpferd bei seiner nächtlichen Mondscheinpromenade an den betreffenden Baum, so streift und zerreißt es eine über den Weg gespannte Bastschnur, die mit dem Speer in Verbindung steht. Durch das Zerreißen des Bastes verliert der Speer seinen Halt, stürzt und gräbt sich in den Rücken des Flußpferdes ein. Die Schwere der Waffe und die Wucht des Falles, sowie die vergiftete Eisenspitze bringen eine tödliche Wunde bei. Entweder verendet das Tier auf dem Lande oder es sucht das Wasser auf, wo sein Schicksal ebenfalls besiegelt ist.

Nachdem die Bakoko durch die Europäer in den Besitz von Bindfaden gelangt sind, stellen sie große, 20 und mehr Meter lange und 1½ Meter breite Netze her. Die Netze werden im Walde aufgespannt, kurz über dem Erdboden, wobei man möglichst ein Gelände aussucht, welches natürliche Hindernisse gegen das Ausbrechen des Wildes nach beiden Seiten aufweist. Gegen das Netz werden die aufgescheuchten Tiere getrieben und dann getötet. Auf diese Weise sollen auch Leoparden erlegt werden. Daß die Bakoko sich auf der Jagd ihrer Hunde bedienen, habe ich nicht konstatieren können, halte es auch für unwahrscheinlich. Die eingeborenen Köter sind für Jagdzwecke absolut ungeeignet und die Bakoko sind keine Dresseure.

Handel. Die Bakoko sind keine Freunde von größeren Reisen. Selten entfernen sie sich weiter als 3 Tagereisen von ihren Dörfern. Die umwohnenden Stämme Jaúnde, Ngumba, Mabea suchen sie möglichst von dem Eindringen in ihr Land abzuhalten, wobei es manchmal zu ernsten Reibereien und Blutvergießen kommt. Durch das Eindringen fremder Neger glauben sich die Bakoko in ihrem Besitz gefährdet, und weisen daher alle Versuche, die dahin zielen, energisch zurück. Aus diesem Grunde sind sie bei den übrigen Stämmen sehr gefürchtet, und die europäischen Firmen finden selten schwarze Händler, die sich in das Innere des Bakokolandes trauen. Würde man von seiten der europäischen Kaufleute andere Wege einschlagen, wie die bisher verfolgten, und würde vor allen Dingen die nötige Energie entwickelt werden, das Land würde nicht lange mehr eine terra incognita sein, als es heute noch ist. Es ist hier nicht der Ort, die Mittel und Wege darzulegen, auf welche Weise man das kautschukreiche Land in die Interessensphäre des europäischen Handels ziehen kann; unüberwindliche Hindernisse sind keineswegs vorhanden, und auch die Bakoko können den europäischen Waren ebensowenig widerstehen, wie andere Negervölker. Viele gewundene enge Buschpfade stellen die Verbindung zwischen den einzelnen Dörfern her. An manchen Orten wird alle Monate Markt abgehalten, wohin die Bewohner der nahen Umgegend

kommen. Salz ſpielt bei ſolchem Anlaß eine große Rolle und vertritt beinahe das Bargeld. Kleine Kalebaſſen, etwa ½ Kilo enthaltend, repräſentieren einen bedeutenden Wert. Je nach Angebot und Nachfrage ſteht das Salz höher oder niedriger im Preiſe. Gehandelt wird ſo ziemlich alles, was die eigene Kunſtfertigkeit hervorbringt, der Boden gedeihen läßt und das Land an Haustieren und der Wald bietet. Wer die Art und Weiſe der Neger und demnach auch der Bakoko im Handel nicht kennt, der verwundert ſich über die weitſchweifenden und langatmigen Verhandlungen, die wegen des geringſten Gegenſtandes geführt werden. Die Bakoko unterhalten ſich zuerſt über ganz andere Dinge als über das, was ihnen am Herzen liegt. Mit einer kühnen Redewendung kommen ſie endlich auf das eigentliche Thema, welches eingehend und gründlich behandelt wird. Unter Zuhülfenahme von Händen, Armen und Beinen ſuchen ſie ſich gegenſeitig verſtändlich zu machen und zu überzeugen. Kann der andere Teil ihren Auseinanderſetzungen und Berechnungen nicht folgen, ſo nimmt man zu kleinen Hölzern oder Steinen ſeine Zuflucht, und nun verläuft die Rechnerei genau wie Rechenlektionen unſerer A-B-C-Schützen. Gewichte kennen die Bakoko nicht. Die Handelsartikel werden, ſoweit dieſelben ſich meſſen laſſen, gemeſſen, wobei man Tontöpfe, Kalebaſſen oder geflochtener Körbe gebraucht, die in beſtimmten Dimenſionen gehalten ſind. Den Wert des Elfenbeins beſtimmen die Bakoko nach der Länge des Zahnes, wobei ſie die Entfernung eines aufrecht geſtellten Zahnes von dem Erdboden bis zum Nabel, bis zu der Bruſt und bis zu dem Kopf als Längenmaß annehmen. Die dicken, kurzen, wertvolleren Zähne werden unverhältnismäßig billiger verkauft als ſchlanke, längere Zähne. Bei der Bereitung des Kautſchuks, den ſie aus dem Milchſafte der Landolphia-Liane gewinnen, verfahren die Bakoko viel reeller als andere Neger. Sie verſuchen die wenigen Händler lange nicht in dem Maße zu betrügen wie andere Neger, indem ſie Gewicht und Volumen der Kautſchukbälle durch Schmutz vergrößern. Es iſt dies vielleicht weniger ein Beweis ihrer Ehrlichkeit, als ein Mangel an Raffiniertheit. Sonſt zeigen die Bakoko im großen und ganzen beim Handel genau dieſelben Charaktereigenſchaften wie alle Neger, wobei ſie jedoch entſchieden mehr Tugenden entfalten, wie die verkommenen und verlodderten Duala, mit denen höchſtens noch die Mabea und Batangaleute rivaliſieren können.

Phyſiologiſches und Hygieniſches.

Das Durchſchnittsalter zu beſtimmen, welches die Bakoko erreichen, dürfte ſehr ſchwer halten. Weißhaarige alte Perſonen beiderlei Geſchlechts ſind nicht ſelten. Im Alter ſcheinen den Männern einige kümmerliche Barthaare am Kinn zu ſproſſen, auf welche die Beſitzer ſehr ſtolz ſind. Frauen werden im Alter dürr und ſehr häßlich. Gänzlicher Albinismus iſt ſelten. Solche Neger haben ins rötliche ſpielendes Haar, die Augen nur halb geöffnet und den Blick von Kurzſichtigen. Bei den wenigen Fällen, die ich konſtatierte, wies ihr Körper Beulen und eiternde Geſchwüre auf, die Betreffenden ſchienen hochgradig ſkrophulös zu ſein. Teilweiſer Albinismus kommt öfter vor. Hierbei zeigen beſonders Hände und Beine kleine und größere zerriſſene weiße Flecke. Die am häufigſten vorkommende Krankheit ſind eiternde, oft jauchende Beulen am ganzen Körper. Sehr ſchmerzhaft hinterlaſſen ſie große, blau gefärbte Narben. Der Heilungsprozeß iſt ſehr langwierig. Nabelbrüche ſind häufig, Eleſantiaſis und Beri-Beri ſelten. Infolge des Eindringens von Sandflöhen in die Zehen beginnen dieſe leicht zu eitern, und man kann oft beobachten, daß auf dieſe Weiſe

die Bakoko ein oder mehrere Zehen verloren haben. Lungenentzündung kommt vor, ebenso treten Pockenepidemien auf, die aber gutartig verlaufen und selten Opfer fordern. Von dem Guineawurm werden die Bakoko ebenso geplagt wie von der Malaria, wenn auch letztere selten Komplikationen im Gefolge hat. Doch sind mir zwei Fälle von Schwarzwasserfieber unter den Bakoko bekannt und die Leute wußten sich ähnlicher Fälle zu entsinnen. Todesfälle ereignen sich deswegen wohl kaum.

Wenn die medizinischen Kenntnisse, was die Anzahl der Medikamente anbelangt, auch gering sein mögen, so kennen sie doch manche Pflanzen, die, innerlich oder äußerlich angewandt, heilbringend sind.

Auf die Behandlungsweise von Wunden verstehen sich die Leute nicht besonders, hier hilft die Natur selbst, doch wird dafür gesorgt, daß, befindet sich die Wunde an behaarten Stellen des Körpers, um die Verletzung herum die Haare rasiert werden. Kleine Kinder leiden oft an Verstopfung und werden von den Müttern klystiert. Hierbei bedienen sich die Frauen kleiner langhalsiger Kalebassen, in deren Boden sich ein kleines Loch befindet. Man gießt die Flüssigkeit, Wasser oder erwärmtes Palmöl, in den Behälter, legt die Kinder auf den Bauch, führt den schlanken Hals der Kalebasse in den After und bläst die Flüssigkeit in den Darm. Die Heilkunst scheint unter den Männern allgemein bekannt und man verzichtet dabei auf anderswo gebräuchlichen Hokuspokus. Bei der Behandlung von kranken Frauen jedoch umgeben sich die Heilkünstler mit einem geheimnisvollen Nimbus und treiben auch allerhand Allotria, weniger, weil sie sich davon Heilung versprechen, als um den Frauen die Heilkunst als etwas Übersinnliches hinzustellen, und sich selbst damit den Anschein zu geben, als verfügen die Männer über geheimnisvolle Mächte. Oft greifen die Männer den Frauen gegenüber zu sympathischen Heilmitteln und Suggestion, obwohl sie selbst nicht daran glauben, noch diese Methode in ihrem Wesen erfassen; bei Männern werden derartige Kuren nicht angewandt. „Bei den dummen Frauen, erklärte mir mein früherer Koch, ein Vollblut-Bakoko, müssen wir allerlei Humbug treiben, dann glauben sie an den Medizinmann und werden von selbst gesund; das hilft ihnen besser als alle Medizin." Wenn die Heilkunst auch von allen Bakokomännern ausgeübt wird und keine besonderen Medizinmänner existieren, so sind doch einige glücklicher Kuren wegen berühmt und erfreuen sich eines großen Zuspruches. Frauen treten nur als Geburtshelferin in Aktion. Selbstverständlich verlangen die Heilkünstler für ihre Bemühungen Bezahlung, dieselbe richtet sich ganz nach der Schwierigkeit des zu behandelnden Falles und muß zum Teil voraus bezahlt werden. Oft erntet so ein schwarzer Doktor Prügel für seine Bemühungen, zumal wenn er dem Patienten viel Schmerzen bereitet oder die Genesung keine Fortschritte macht. Jeder Europäer wird für ein Heilkundiger gehalten, und die Leute haben Vertrauen und kommen von weit her, um seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Infolge übermäßigen Genusses von Nahrung leiden die Bakoko häufig an Magenverstimmungen, gegen die ich jedesmal, wenn ich um Medizin angegangen wurde, Rizinus verabfolgte. Die Krankheitsfälle häuften sich erschreckend, so daß mein Vorrat bald zu Ende ging und ich zu Bittersalz meine Zuflucht nahm, und mit einem Male klagte keiner mehr über seinen „Bauch".

Geburt. Das Wochenbett der Bakokofrauen besteht aus einem der bereits beschriebenen Bettgestelle, welches mit Plantenblättern bedeckt ist. Unter den Rücken wird der

Gebärenden ein Polſter von trockenen Blättern geſchoben. Sämtliche Männer halten ſich entfernt, und die Funktionen der weiſen Frau übernimmt eine kundige Alte des Dorfes. Bei ſchweren Geburten bedient ſich die Hebamme zweier Bambusſtäbchen, die die Geburtszange erſetzen. Meiſtens ſind die Geburten leicht und ſogenannte Kopfgeburten. Allzujunge Weiber, die zum erſten mal gebären, ſollen viel auszuhalten haben. Nachdem das Kind geboren iſt, wird es gewaſchen und der Vater verſtändigt, der, wie bei einer höchſt gleichgültigen Sache, die Nachricht mit Ruhe und Würde entgegennimmt. Iſt das Kind ein Knabe, ſo darf die Mutter fünf Tage lang nicht aus der Hütte heraus, iſt es ein Mädchen, ſo dauert die Klauſur vier Tage. Innerhalb der erſten zwei Monate macht der junge Weltbürger einen Häutungsprozeß durch. Beſondere Feierlichkeiten werden nach der Geburt eines Kindes nicht veranſtaltet. Mädchen werden von dem Familienoberhaupt lieber geſehen als Knaben, denn die Töchter bringen dem Vater dereinſt bei ihrer Verheiratung einen ſchönen Verdienſt ein.

Sind Zwillinge geboren, ſo wird ein Kind vergiftet, oder man läßt es verhungern. Sind die beiden Neugeborenen zweierlei Geſchlechts, ſo muß ſtets der Knabe ſterben. Dieſe Unſitte beſteht, weil die Bakoko glauben, die Mutter wäre nicht imſtande, beide Kinder gut zu nähren. Um nun, anſtatt infolge der ungenügenden mütterlichen Nahrung, zwei ſchwächliche Kinder heranzuziehen, wenigſtens ein kräftiges Kind zu beſitzen, muß das eine der Neugeborenen ſterben. Ferner ſpielt auch noch der Aberglaube hierbei eine Rolle. Die Bakoko nehmen an, daß, wenn beide Kinder am Leben bleiben, dies von unheilvollem Einfluß für die Eltern ſein und eventuell den Tod des einen oder anderen Teils von ihnen zur Folge haben könnte.

Die jungen Mütter der Bakoko geben ſelten freiwillig eines von den Zwillingen her, um es töten oder ausſetzen zu laſſen, die Männer des Stammes halten aber ſtreng auf die Befolgung der Sitte.

Häuptlingsfrauen, die ihrem Herrn und Gebieter einen Thronerben zu beſcheren hoffen, verſuchen durch mechaniſche Mittel die Zeit ihrer Schwangerſchaft zu verlängern, damit der zu erwartende Knabe recht groß und ſtark werde.

Namengebung.

Iſt das Kind vier Monate alt geworden, ſo erhält es vom Vater den Namen. Hierbei finden Feſtlichkeiten für die Frauen und Kinder ſtatt, die in Geſang, Tanz und Spiel beſtehen. Die Männer laben ſich währenddeſſen an Palmwein oder Rum.

Ehe der Vater dem Kinde den Namen gab, hat die Mutter für den Säugling oft ſchon einen Koſenamen erfunden, und nicht ſelten wird dieſer ſpäter der eigentliche Rufname, während der vom Vater gegebene in Vergeſſenheit gerät, oder die Bakoko führen beide Namen.

Die Namen ſind ihrer Bedeutung nach ſehr verſchieden: Affe, Schwein, Flußpferd, Ziege, Elefant; Kampf, Tod, Spiel; zufrieden, herrlich, warm u. ſ. w.

Beſchneidung.

Die Beſchneidung der männlichen Bakoko erfolgt im 6. Lebensjahre. Feierlichkeiten finden bei dieſem Akte nicht ſtatt. Sind mehrere Knaben im Dorfe vorhanden, die das nötige Alter beſitzen, ſo übernimmt ein älterer Bakoko das Amt des Operateurs.

Mitten im Dorfe müſſen ſich die Knaben einer nach dem andern auf einen Stein oder Baumſtaum völlig entkleidet ſetzen. Vor ihnen zwiſchen den Beinen iſt ein Loch von ungefähr fünf Zoll Tiefe in die Erde gegraben. Vier Mann

halten den Knaben und mit einem raſchen Schnitt, vermittelſt eines ſcharfen Meſſers oder geſchliffenen Stück Eiſens, wird die Operation vollzogen. Die Vorhaut wird in das Loch geworfen und mit Erde bedeckt. Für ſeine Bemühungen erhält der Operateur vorher etwa 4 Liter Palmwein und ein Huhn, nach getaner Arbeit ein Stück Zeug und ein 16″ langes Haumeſſer mit Holzgriff. Irgendwelche Waſchungen ſofort nach der Operation werden nicht vorgenommen, noch ein Verband angelegt oder Medikamente gereicht. Am fünften Tage nachher wird die Wunde mit kochendem Waſſer gereinigt und mit kaltem nachgeſpült. Der Heilungsprozeß dauert 9—30 Tage. Während dieſer Zeit darf der Kranke die Hütte nicht verlaſſen. Todesfälle kommen hierbei nicht vor. Bei der Operation dürfen keine Weiber zugegen ſein.

Alle Bakoko werden nicht beſchnitten, wohl aber der bei weitem größte Teil. Die Unbeſchnittenen werden von den andern verſpottet und gelten nicht für voll. Die Frauen wollen keinen Unbeſchnittenen zum Manne; auch wird dieſem von den Weibern der außereheliche Beiſchlaf verſagt.

Bericht über die im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements auf dem Wege von Tanga nach Moschi in der Zeit vom 11. Januar bis 10. April 1902 unternommene Reise zur Erforschung der Tsetsefliege.

Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander.

I.

Euer Hochgeboren beehre ich mich im nachstehenden den durch geneigte Verfügung vom 31. Dezember 1901, J. I. 3955 eingeforderten Schlußbericht über meine oben näher bezeichnete Reise einzureichen.

Ich beginne mit der Art der Zusammenstellung und Ausrüstung meiner Expedition, dem Plan, den ich ihr nach den Vorbesprechungen in Dar-es-Salam und den Erkundigungen in Tanga zu Grunde legte, werde dann die sich als notwendig herausstellenden Abweichungen von diesem Plan besprechen, darauf die Reiseroute angeben, unter Bezeichnung der Gegenden, wo nach meinen persönlichen Beobachtungen oder zuverlässigen Angaben der Eingesessenen — Weißen wie Farbigen — Surrah vorkommt, dann eine Liste mit den in den einzelnen Landschaften für die verschiedenen Stechfliegen und Bremsen gangbaren Namen aufstellen und schließlich eingehend die wissenschaftlich wirtschaftlichen Ergebnisse der Reise schildern, soweit sie sich jetzt schon übersehen lassen und einige Vorschläge daran knüpfen.

Anhangsweise werde ich dann meine Beobachtungen über Nutzen und Schaden der Feldbrände folgen lassen.

Die Zusammenstellung der Expedition hatte sich im Rahmen der von dem kaiserlichen Gouvernement gegebenen Vorschriften zu halten, d. h. die Zahl von 20 Mann — mit Trägerlöhnung — nicht zu überschreiten. Da ich einen Aufseher unbedingt brauchte, weil ich häufig die Träger voraus oder hinterher oder auf anderem Wege zu der nächsten Lagerstelle marschieren lassen mußte, so ging dieser zunächst von den 20 Mann ab. Für das der Expedition gestellte Reittier, ein außergewöhnlich kleines, schwaches Maultier von der Größe eines einjährigen Eselfüllens, mußte ich gleichfalls einen Mann aus der Zahl der Träger aussondern; denn da es nicht im stande war, mich länger als eine Stunde zu tragen und Reiten auf diesem kleinen Tier überhaupt nur auf offenen breiten Wegen möglich war, weil ich sonst mit den Füßen in Gras

und Büschen hängen blieb, so mußte es mehr als ⅔ der Zeit geführt werden. Für das Fliegenfangen unterwegs mußte ich gleichfalls einen Mann abteilen und einen weiteren, um das kleine für den Fang und die erste Untersuchung notwendige Gerät mir nachzutragen. Zu letzterer Aufgabe wählte ich einen Mann, der behauptete, die ganze barabara mit allen umliegenden Dörfern zu kennen, und der gleichzeitig als Führer diente. Freilich erfüllte er diese Aufgabe vielfach recht schlecht. So gingen mir 4 von den 20 Trägern ab. Die übrigbleibenden 16 hatten jeder eine Last zu tragen, d. h. ich behielt keinen Reserveträger übrig. Die Lasten verteilten sich, wie folgt: 5 Zeltlasten, 3 Lasten wissenschaftliche Ausrüstung, 3 Lasten Proviant, 2 Lasten Kleidungsstücke und Bücher, 1 Last kleines Gerät, 1 Last mit dem Schlafzeug ꝛc. der Spezialleute und Burschen, 1 Geldlast.

Diese Verteilung machte es mir unmöglich, in größerer Zahl kleine Versuchstiere und lebende Fliegen mitzunehmen, da ich zu diesem Behuf eine neue Last hätte bilden müssen, zu der mir aber der Träger fehlte. Ich würde für eine eventuelle Wiederholung einer solchen oder einer ähnlichen Expedition mir gestatten vorzuschlagen, daß die Anzahl der Träger nicht von vornherein festgelegt, sondern dem Expeditionsführer innerhalb des Rahmens der bewilligten Mittel in dieser Beziehung freie Hand gelassen wird. Er kann dann, wie es mir z. B. häufig sehr wünschenswert gewesen wäre, gelegentlich Hülfsträger einstellen, die Spezialasten in Halb- und Viertellasten teilen und dann mit dem auf diese Weise beweglicher gemachten Teil der Träger weitere Strecken auch neben der Straße untersuchen, was ich bei der verfügten Anordnung nur ganz ausnahmsweise ausführen konnte. Im allgemeinen aber erwuchs mir daraus die Mehraufgabe, vom Rastplatz aus, so weit meine Kräfte reichten, diesen Mangel so gut wie möglich durch eigene Tätigkeit auszugleichen. Andererseits aber würde Freiheit in der Zahl der mitzunehmenden Träger auch gestatten, einen Teil der Träger nur für eine kürzere Strecke, nicht für die ganze Strecke, anzuwerben und sie zu entlassen, sobald die mit Verbrauchsgegenständen gefüllten Lasten leicht genug werden, um mehrere zusammenzuschlagen.

Hätte ich in dieser Weise freie Hand gehabt, so würde der für Trägerlöhne und Posho verausgabte Betrag voraussichtlich den jetzt darauf verwendeten wohl auch nicht überstiegen haben; dagegen hätte ich meine (und meiner Privatburschen, wie ich hinzufügen möchte) Arbeitskraft wesentlich gespart und für die mehr wissenschaftliche Seite der Untersuchungen haben verwenden können, sodaß mit dem gleichen Aufwand oder einem geringen Mehr der Geldmittel ein wesentlich umfangreicherer Erfolg zu erzielen gewesen wäre.

Die Nichtbewilligung eines Dolmetschers hat mir gleichfalls mehrfach die Ergebnisse meiner Nachfragen verkürzt. Zwar habe ich, soweit es irgend möglich war, die an den betreffenden Orten ansässigen Weißen bei den Unterhandlungen zugezogen und überall, wie ich dankend anerkennen muß, in dieser Beziehung stets das größte Entgegenkommen gefunden. Aber vielfach reichte auch bei diesen ihre Kenntnis des Kisuaheli auf einem ihnen so fernliegenden Gebiet nicht völlig zu, und andererseits sind gerade in der eigentlichen Tsetsegegend keine Europäer ansässig. In meinem Tagebuch habe ich daher vielfach bemerken müssen: „soweit ich habe verstehen können".

Wegen eines Führers für den ganzen Weg habe ich die Erfahrung gewonnen, daß ein solcher das nicht leistet, was ich gerade von ihm erfahren wollte: die Lage

der einzelnen kleinen Ortſchaften und deren Geſchichte in Bezug auf Viehhaltung. Ich bin vielmehr durch den praktiſchen Verſuch zu der Überzeugung gekommen, daß hier nur Lokalführer dem Zweck entſprechen. Sind ſie wirklich in der Gegend bekannt und ſonſt zuverläſſige Leute, wie z. B. die beiden mir von Korogwe bis Kiſuani ſeitens des Bezirksamts Wilhelmsthal geſtellten Akiden Mihuni (Makuhuni) und Kivuma (Maſinde), ſo wird der Leiter einer ſolchen Expedition, wie die meine war, ebenſo wie ich von ihrer Hülfe eine ganz weſentliche Förderung ſeiner Aufgaben erfahren. Schon allein dadurch, daß ſie das ſtets vorhandene Mißtrauen gegenüber dem Weißen den Ortseingeſeſſenen ausreden.

Wegen des mir mitgegebenen Reittieres möchte ich mir folgende Bemerkungen geſtatten: Das Maultier, das offenbar für tſetſefeſt gehalten worden iſt, weil es bereits ſchon einmal außer zahlreichen kleineren Reiſen eine ſolche an die großen Seen zurückgelegt hatte, ohne Schaden zu leiden, fiel der Surrah zum Opfer. Und zwar muß die Infektion gleich in den erſten Tagen ſtattgefunden haben, als ich in das Gebiet der eigentlichen Tſetſe eintrat. Am 28. Februar, zwiſchen Kwa Feradji und Kiſuani fing ich die erſten echten Tſetſefliegen, und am 13. März, alſo genau nach der als Inkubationsdauer angenommenen Zeit, erkrankte es in Moſchi an akuteſter Surrah und ſtarb innerhalb zwei Stunden. Das würde darauf hinweiſen, für eine etwaige weitere Expedition zur Erforſchung der Surrah kein Maultier, ſondern einen geeigneten, gut zugerittenen Kihongwe-Eſel[1]) von lebhaftem Schritt als Reittier zu ſtellen. Nach meinen Erfahrungen aber genügt ein Reittier nicht, beſonders wenn es nicht ungewöhnlich kräftig und ausdauernd iſt. Denn es hat vor allen Dingen den Zweck, den wiſſenſchaftlichen Leiter der Expedition ſo friſch wie möglich an die Unterſuchungsſtellen zu bringen; häufig genug, zumal an größeren Plätzen aber müßte dieſer, um ſeiner Aufgabe voll gerecht zu werden, auch die umliegenden kleineren Weiler und vor allem das Weideſeld abſuchen können. Muß er den größten Teil des Marſches zu Fuß zurücklegen, ſo wird er körperlich dazu, wie ich in den meiſten Fällen — namentlich wenn ihn Sandflöhe auch noch in der Marſchfähigkeit behindern — nicht mehr imſtande ſein. Ein einzelnes Reittier aber wird dieſe Aufgabe auch nur ſchwer leiſten können, wenn es auf dem Marſche ſchon unter dem Sattel gegangen und dadurch ermüdet iſt. Falls Schenſi-Eſel[1]) als Reittiere geſtellt werden, ſo würden ja zwei von ihnen auch immer noch billiger zu ſtehen kommen als ein Maultier. An Reitausrüſtung bedarf es natürlich nur einer; nur die Stallhalftern müßten doppelt mitgegeben werden. Dagegen wäre bei der Auswahl der Eſel darauf zu achten, daß ſie einzeln und einen lebhaften Schritt gehen, was leider bei den meiſten Schenſieſeln nicht der Fall iſt. Bei dem Tempo, das die Mehrzahl dieſer Eſel unter dem Sattel anſchlägt, zumal wenn der zweite noch hindernd vor dem gerittenen herſchlendert, werden die Träger zu ſehr ermüdet.

Von der Materialausrüſtung entſprach der wiſſenſchaftliche Teil im ganzen den zu ſtellenden Anforderungen, ja teilweiſe war ſie ſogar zu reichlich bemeſſen.

Das Präpariermikroſkop kann in Fortfall kommen, da eine rein anatomiſche Unterſuchung, zu der es ausreicht, von einem, der nicht ſyſtematiſch vorgebildeter Zoologe iſt, kaum mit Nutzen ausgeführt werden kann, während es für die Unterſuchung auf Trypanoſomen in den Fliegen zu ſchwach vergrößert. Beſſer wäre es

[1]) Der eingeborene graue Eſel.

wohl, zu dieſem Behufe dem großen Mikroſkop Vorrichtungen mitzugeben, die geſtatten, dieſes als Präpariermikroſkop (mit ſtärkerer Vergrößerung) zu benutzen. Von großem Werte wäre auch ein Zeichenapparat für ſchwache und ſtarke Vergrößerungen, wie ſolche in mehrfachen Syſtemen von den verſchiedenen Firmen für ihre Mikroſkope angefertigt werden. Die außerordentlich ſtarke Veränderung, die die Konſervierungsflüſſigkeit an der Zeichnung der Fliegen bewirkt, läßt es wenigſtens ſehr wünſchenswert erſcheinen, naturgetreue Abbildungen von den friſchen Fliegen herzuſtellen, ebenſo wie es vorteilhaft wäre, von den Präparaten, die vorgängig auf der Reiſe unterſucht werden, beſonders wichtige Stellen naturgetreu aufzuzeichnen.

Eigentlich müßte das Mikroſkop auch einen heizbaren Objekttiſch haben, um die Paraſiten im Blut längere Zeit lebend unterſuchen zu können. Doch wird eine derartige Unterſuchung unter den ungünſtigen Verhältniſſen auf der Reiſe wohl ſtets nur unvollkommene Reſultate ergeben und bleibt deshalb, beſonders da die hierfür erforderlichen Hilfsapparate und Materialien viel Unbequemlichkeiten haben, wohl eben ſo gut auf feſte Stationen beſchränkt, die allein im ſtande ſind, den biologiſchen Teil der Tſetſefrage einwandfrei zu löſen.

Als Material für die in möglichſt großer Zahl herzuſtellenden Blutausſtriche würde ich an und für ſich Objektträger vorziehen. Jedoch ſind ſie durch ihre Größe und ihr hohes Gewicht zu unhandlich, um ſie in ausreichender Menge auf der Reiſe mitführen zu können. Es bleibt daher nichts übrig, als, wie ich getan habe, Deckgläschen dazu zu benutzen. Ich habe 18 qmm große mitbekommen, doch würden es kleinere, etwa 14 qmm große, für die Reiſeunterſuchung, auch tun, weil man doch kaum bei der orientierenden Unterſuchung — und nur von einer ſolchen kann auf der Reiſe die Rede ſein — die ganze Fläche abſucht, beſonders da der mechaniſche Trieb der beweglichen Objekttiſche nicht für eine Fläche von 18 qmm ausreicht. Dieſe Deckgläschen müſſen aber eine nicht zu geringe Dicke beſitzen, denn wenn es auch an und für ſich für ſolche feineren Unterſuchungen ſehr erwünſcht iſt, möglichſt dünne Deckgläschen zu verwenden, ſo ſind doch die Nummern unter 0,16 mm Dicke zu zerbrechlich, um unter den Verhältniſſen, unter denen man auf einer ſolchen Reiſe arbeiten muß, nicht gar zu viel Bruch und damit einen Verluſt an Arbeit und Material zu bedingen.

Erſchwerend wirkte auch für mich das ſchon ſo oft beklagte Blindwerden der Deckgläschen, und das, trotzdem die ganzen Schächtelchen vorher durchgeleſen und gut befunden waren. Sie waren eben noch nachträglich blind geworden.

Aus den beiden angeführten Gründen: nachträgliches Blindwerden und zu geringer Dicke (ca. 200 Stück waren nur 0,08 mm dick) war meine Ausrüſtung in dieſer Beziehung zu gering bemeſſen. Ich habe mehrfach Blutentnahmen unterlaſſen müſſen, weil ich nicht die nötige Anzahl von gereinigten Deckgläschen zur Verfügung halten konnte, und habe den ganzen Rückweg von Kiſangara ab überhaupt keine brauchbaren mehr gehabt.

Sitten und Gebräuche der Bakoko in Kamerun.

Von Eberhard von Schkopp.

III.

at. Seitdem europäiſche Waren Eingang im Bakokolande finden, und ſeitdem einige wenige Stammesangehörige in den Dienſt der Faktoreien getreten ſind, iſt es für die Bakoko leichter zu heiraten. Die Stammesälteſten ſahen früher ſtreng darauf, daß die Eingeborenen nicht in zu jugendlichem Alter in den Stand der Ehe traten. Für die Männer lag die niedrigſte Altersgrenze zwiſchen dem 17. und 18 Lebensjahre, für die Mädchen war ein Alter von 13 bis 14 Jahren vorgeſchrieben. Da bei dem Bakoko wie bei anderen Stämmen die Sitte beſteht, daß der Mann das Mädchen, welches er heiraten will, den betreffenden Eltern abkaufen muß, und die Preiſe für eine Frau, im Hinblick auf die Vermögensverhältniſſe der Schwarzen, bedeutend zu nennen ſind, ſo hatte ein junger Bakoko viele Jahre zu arbeiten, ehe er die nötige Summe ſich erſparte und ſeine Heiratspläne ſich verwirklichten. Der Vater trat ſelten mit ſeinem Vermögen für den Sohn ein, ehe derſelbe nicht das heiratsfähige Alter erreicht hatte, auch hätten die Alten des Stammes ihr Veto nicht zurückgehalten. Dieſe Vorſchriften werden heute häufig durchbrochen, und unbequeme Mahner an beſtehende Geſetzesvorſchriften werden durch Geld reſpektive Waren zum Schweigen gebracht. Der leichtere Erwerb und Verdienſt, infolge des ſich ausbreitenden Handels, ſetzt die Bakoko in die Lage, ſich ſchon vor Erreichung der geſetzlichen Altersgrenze ein Weib zu kaufen. Zweifelsohne hatten die Bakoko bei der Feſtſetzung eines beſtimmten Alters erkannt, daß ein zu frühes Heiraten dem kommenden Nachwuchs und damit dem ganzen Stamme nur verderblich ſei und zur Degenierung führe. Bei den Küſtenſtämmen hat man genügend Gelegenheit, dies zu beobachten. In dieſer Vorſchrift, ſowie in der bereits erwähnten des Kinderausſetzens und Tötens bei Zwillingen iſt entſchieden das Beſtreben zu erblicken, den Stamm und die Raſſe geſund und kräftig zu erhalten. Die beiden beſtehenden Geſetze ſind nicht die Folge ſcharfen logiſchen Denkens, ſondern ſie entſprangen dem Inſtinkt und ſind das Produkt langer Zeitepochen. Würden den Bakoko, bei der nicht weg zu leugnenden Grauſamkeit der einen Vorſchrift, beide beſtehenden Geſetze in ihren Folgen vollkommen klar ſein, und würden ſie in intellektueller Hinſicht einen höheren Standpunkt einnehmen, dann würde das letzterwähnte Geſetz, trotz des heutigen leichteren Verdienſtes, nicht zum Nachteil des Stammes umgangen oder durchbrochen werden dürfen.

Hat ein junger Bakoko ſeine Wahl unter den Töchtern des Landes getroffen, ſo begibt er ſich zu einem Freunde, dem ſeine Auserkorene bekannt iſt und er-

kundigt ſich bei dieſem über das Mädchen ſeiner Wahl. Erhält er die Mitteilung, daß die junge Schöne an irgend einer Krankheit leidet, ſo unternimmt der junge Mann keine weiteren Schritte und unterläßt eine Werbung. Steht das betreffende Mädchen in ſchlechtem Rufe, d. h. führte ſie einen liederlichen Lebenswandel und beglückte ſie andere Männer mit ihrer Huld, ſo ſetzt ſich ein Bakoko mit Gleichmut darüber hinweg. Im Falle körperlicher Geſundheit bringt er ſeine Werbung bei dem Mädchen direkt an. Wird er erhört, ſo ſagt ſie — ganz wie in Europa — „ſprich mit meiner Mutter“. Hat auch dieſe Dame nichts an dem Werber auszuſetzen, ſo wird er weiter an den Vater verwieſen. Zuerſt erfolgt die Erledigung des geſchäftlichen Teils. Der Alte erkundigt ſich genau nach den Vermögensverhältniſſen ſeines Herrn Schwiegerſohnes in spe, um danach ſeine Forderungen zu normieren. Alsdann erkundigt der Vater ſich, ob man ſchon mit dem Mädchen und der Mutter im Reinen ſei. Hierauf werden die beiden letzteren gerufen und nachdem dieſe ihre Zuſtimmung gegeben haben, gilt der Werber als offizieller Bräutigam, der umgehend den Kaufſchilling zu bezahlen hat. Des Abends kommt der Bakoko mit großen Gefäßen voll Palmwein zur Hütte ſeines Schwiegervaters. Hier haben ſich die Verwandten des Mädchens verſammelt. Pro forma müſſen auch ſie ihre Zuſtimmung zu der Heirat geben. Ein Trinkgelage kommt zu ſtande und der nunmehrige Ehemann ſtiehlt, ſo will es die Sitte, ſeine friſchgebackene Eheliebſte aus deren Hütte und begibt ſich mit ihr in ſein Dorf. Bei der Entführung legt man den Leutchen keine Schwierigkeiten in den Weg. Am nächſten Morgen wird die junge Frau den Angehörigen ihres Mannes präſentiert. Der Kaufpreis für ein Mädchen beträgt gewöhnlich: 40 Faß Pulver, ein Hund, ein Rock, ein Gewehr, 1 Hut, ein Schirm und eine Decke. Dieſe Dinge ſind dem Vater zu übergeben. Die Mutter erhält: 4 Ziegen, eine Kiſte voll Zeuge, 50 Körbe und 50 irdene Töpfe. Auch die weitere Verwandtſchaft des Mädchens beanſprucht ihren Anteil, der in Palmwein, Hühnern und anderen Kleinigkeiten beſteht, wie ſolche ein Negerherz erfreuen.

Häufig ereignet es ſich, daß ein Bakoko gleich nach der Geburt eines Mädchens ſich dieſes von den betreffenden Eltern als zukünftige Frau ſichert. Bis zu deren Volljährigkeit wird der ſtipulierte Kaufpreis langſam abgezahlt. Stirbt die Auserkorene vor ihrer Verheiratung, ſo hat der Bräutigam das Recht, eine andere Tochter der Familie unter Anrechnung des bereits bezahlten Geldes zu heiraten. Will er das nicht, ſo hat er keinen Anſpruch auf Rückzahlung. Ereignet es ſich, daß die Braut in geſchlechtlichen Verkehr zu einem fremden Manne tritt, ſo nimmt der Bräutigam die Entehrte nicht zum Weibe, und deren Familie muß die erlegte Summe wieder ausbezahlen. Dies dürfte bei den Bakoko der einzige Fall ſein, der nicht, wie ſonſt üblich, mit Geld wieder gut gemacht werden kann. Der Sohn kann heiraten ohne ſpezielle Erlaubnis ſeines Erzeugers, vorausgeſetzt, er ſteht im volljährigen Alter. Manchmal wirbt der Vater für den Sohn um ein Weib. Iſt der Herr Sohn mit dieſer Wahl nicht einverſtanden, ſo heiratet der Alte das ſeinem Sprößling beſtimmte Mädchen. Die Anzahl der Frauen iſt unbeſchränkt und ſchwankt zwiſchen 3 und fünfzig Stück. Scheidungen bereiten keine Schwierigkeit, der Wunſch des Mannes genügt, ſich von ſeinem Weibe zu trennen. Die Männer machen von dieſem Vorrecht ſelten Gebrauch. Iſt eine Frau unfruchtbar, ſo hält ſich der Mann an den Vater ſeines Weibes, der ihm dann einen Teil der bezahlten Mitgift herauszahlen oder eine andere Tochter

geben muß, falls das Verlangen an ihn gestellt wird. Fünf Tage verleben die Neuvermählten ihre Flitterwochen, dann muß die junge Frau für ihren Gemahl und Gebieter an die Arbeit gehen.

Sexuelles. Die Bakoko sind im allgemeinen sinnlicher Natur, trotzdem kann man ihnen eine gewisse Schamhaftigkeit nicht absprechen. Zweideutige Reden unter ihnen wird man sehr selten hören. Die Frau seines Bruders ist ihm aber nicht heilig, wobei der Betreffende bei seiner Schwägerin viel Entgegenkommen findet. Hat ein Bakoko sein Auge auf die Frau seines Nächsten geworfen, so geht er zu dem Ehemann und mietet sie für eine bestimmte Summe. Der Preis beträgt ein Faß Pulver oder andere Dinge von gleichem Werte. Wenn auch der angetraute Gatte damit nicht immer einverstanden ist, so siegt doch die Habgier nach den Waren. Hat ein Bakoko kein Geld, um auf diesem direkten Wege zum Ziel zu gelangen, so sucht er sich mit dem Weibe, ohne Wissen des Ehemannes ins Einvernehmen zu setzen, was wenig Schwierigkeiten verursacht. Erlangt der Ehemann Kenntnis von den vollzogenen Tatsachen, dann soll es vorkommen, daß er seine Frau zu Tode prügelt, auch der Verführer wird arg verprügelt, falls er nicht kräftiger ist, oder es vorzieht, eine ansehnliche Sühne zu bezahlen, die natürlich höher ist, als wenn er sich direkt an den Gatten gewandt hätte. Auf die Verführung eines unbescholtenen Mädchens, das nicht verlobt ist, steht keine Strafe, noch gilt die Betreffende als entehrt. Kommt die Geschichte zu den Ohren des Vaters, so muß der Liebesritter eine Summe Geldes bezahlen und die Angelegenheit hat ihre Erledigung gefunden. Im allgemeinen betrachten die Bakoko ihre Frauen und Töchter als eine Quelle des Erwerbes. Der Verführer ist in ihren Augen nur ein Mensch, der sie um das ihnen zukommende Geld betrügen will. Im Bakokolande ist das verführte Mädchen nicht entehrt und erleidet keine Strafe, denn es hat als minderwertiger Teil, in intellektueller Hinsicht, kein Bewußtsein einer strafbaren Handlung. Besonders entgegenkommend verhalten sich die Bakokoweiber den kaum dem Knabenalter Entwachsenen gegenüber. In diesem Falle sind die Weiber die Verführerinnen. Die jugendlichen Liebeshelden suchen sich dann in jeder Weise ihren Schönen gefällig zu erweisen. All ihren sauer erarbeiteten Lohn, den sie im Dienste von Europäern erhalten haben, bringen sie den Weibern, werden für diese zu Dieben und begehen manche Verrücktheiten. Kommen derartige Fälle zu den Ohren der Männer, so werden die beteiligten Frauen gezwungen, ihren jugendlichen Verehrer öffentlich durchzupeitschen. Ein Mittel, welches stets Erfolg hat und die Liebesglut der jungen Bürschchen dämpft. Beide Teile fallen dem Gespött und der Verachtung der übrigen anheim. Onanie ist bei den Männern in jeder Altersstufe zu finden. Väter müssen oft ihre Söhne deswegen strafen, was auch mit dem nötigen Nachdruck geschieht. Frauen und Mädchen fröhnen ebenfalls diesem Laster. Sodomitereien von männlichen Bakoko und weiblichen Ziegen kommt ebenfalls vor. Leute mit derartig perversen Trieben werden von ihren Stammesangehörigen verachtet, man meidet sie und weigert sich, mit ihnen aus einem Topf zu essen. Blutschande wird mit dem Tode bestraft.

Feste. Periodisch wiederkehrende Feste konnte ich nicht feststellen. Man feiert bei den Bakoko, wenn es ihnen in den Sinn kommt. Hierbei sind zu unterscheiden Feierlichkeiten, zu denen nur Männer Zutritt haben, meistens nachts, sodann Feierlichkeiten der Frauen unter sich und endlich Feierlichkeiten, an denen sich beide Geschlechter beteiligen.

Die ersteren sind religiöser Natur. Die Feste der Frauen unter sich bestehen in Tanz und Gesang, wobei die Männer beim Palmwein das dankbare Publikum bilden. Mehrere Weiber treten nach Ablegung aller die Bewegung hindernder Kleidungsstücke in einer Reihe auf und avancieren unter einer Vortänzerin gegen die Männer. Die Musik machen andere Weiber, die zur Seite auf der Erde hocken und vor sich eine Rippe der Raphiapalme mit kleinen Hölzern im Takte bearbeiten. Dabei ertönt ihr Gesang und besondere markante Stellen werden von den musikmachenden Frauen durch Klatschen in die Hände unterstrichen.

Ist die Linie der Tanzenden bis zu den Männern vorgerückt, so geht es rückwärts, wobei die Vortänzerin der Linie nach einer vorherigen Kehrtwendung gegen die Männer zurücktritt. Vom rechten zum linken Flügel tanzt die Primaballerina und umgekehrt, zwei kurze Schritte, ein Sprung, ein halben Schritt zurück, ein Sprung vorwärts und so weiter, bis die Linie wieder auf dem alten Platze steht. Das Avancieren der Tanzenden besteht in einem größeren und zwei kürzeren Schritten, wobei man sich in den Hüften wiegt und die Schulter in einer schnellen zuckenden Bewegung hält. In noch erhöhtem Maße ist bei der Vortänzerin der Oberkörper in Bewegung. Außer diesem und ähnlichen Massentänzen sind auch Einzeltänze beliebt oder Tänze zu Zweien. Bei Einzeltänzen werden die Hände über dem Hinterhaupt gefaltet, und in kurzem abwechselnden Vorschnellen der Beine tritt der Bauch und der Teil, den gewöhnliche Sterbliche zum Sitzen gebrauchen, in Bewegung. Musik und Gesang von Weibern begleiten die Tanzende. Der Tanz zu Zweien ähnelt dem Masurek. Man kann nicht behaupten, daß die Tänze der Bakoko ungraziös sind, im Gegenteil, es wird dabei viel Anmut entfaltet, wenn auch die abschreckende Häßlichkeit mancher alten Dame störend wirkt. Andere Stämme übertreffen die Bakoko in der Kunst des Tanzens jedoch bedeutend, da die Bakoko in ihrer Produzierung langatmig und monoton sind.

Die Festlichkeiten, an welchen sowohl Männer wie Frauen teilnehmen, bestehen in Gesellschaftsspielen verbunden mit Musik und Tanz. Inmitten eines von den Spielenden gebildeten Kreises tanzt ein Mann oder ein Weib, die Umstehenden singen und klatschen in die Hände. Der Tänzer oder die Tänzerin bleibt plötzlich vor einem oder einer der Singenden stehen, und während alle schweigen, wird die Person von der im Kreise vor ihr stehenden Person angesungen. Der Text zu diesem Einzelgesang ist improvisiert. Junge Männer machen Weibern Liebeserklärungen und umgekehrt, oder man sagt sich gegenseitig Grobheiten. Nachdem der Sänger oder die Sängerin geendet, tanzt er oder sie aus der Mitte des Kreises und gesellt sich zu den übrigen Personen, der oder die Angesungene übernimmt nun die Rolle des Tanzenden u. s. w.

Festlichkeiten, zu denen nur Männer Zutritt haben, sind religiöser Natur und werden des Nachts abgehalten (Vgl. „Monotheismus bei den Bakoko Globus“ Heft 21).

Totenfeier. Charakteristisch sind die Totenfeierlichkeiten bei den Bakoko. Hat ein Mann das Zeitliche gesegnet, so stimmen, falls er beweibt war, seine Frauen das Klagegeheul an. Vor der Hütte ihres ehemaligen Gebieters sitzend, tönt in langgezogenen Rufen „ätaē, ataē oē ataē, ataē“. Äta bedeutet in der Bakokosprache Herr Gebieter; oē ist ein Ausruf des Erstaunens, Schrecks und Schmerzes. Der Tod wird festgestellt, indem man Palmöl zum Sieden bringt und einige Tropfen auf

die Stirn und Herzgrube träufelt; reagiert der Körper nicht darauf, ſo gilt der Mann für geſtorben. 24 Stunden wird der Entſchlafene von ſeinen Angehörigen und Freunden beklagt, wobei dem Toten zu Ehren viel Palmwein von den Männern getrunken wird. Daß der Heimgang eines Bakoko den Angehörigen ſehr nahe geht, kann man nicht ſagen, denn bei den Feierlichkeiten geht es manchmal recht luſtig und fidel zu, nur den Frauen des Verſtorbenen mag wohl etwas ängſtlich zu Mute ſein, denn manche von ihnen erwartet kein beneidenswertes Los. Iſt der Tote 24 Stunden beklagt und gefeiert worden, ſo ſchreitet man zu ſeiner Beerdigung. Außerhalb ſeiner Hütte wird eine 2½ Meter lange, 1½ Meter breite und 1½—2 Meter tiefe Grube ausgehoben. An der Sohle wird in der Richtung der Längsachſe nach Oſten eine backofenförmige Ausſchachtung vorgenommen. Nachdem ſo eine Art Gruft von etwa 2 Meter Länge hergeſtellt iſt, wird der Tote in die Grube geſchafft und in die Höhlung hineingeſchoben mit den Beinen zuerſt, ſodaß die Füße nach Oſten und der Kopf nach Weſten weiſen. Der Leichnam wird weder in einen viereckigen Kaſten noch auf irgend ein Geſtell gebettet noch wird ein Bambusdach über ihn in der Höhle gebaut. Sodann wird die Grube wieder mit Erde ausgefüllt, feſtgeſtampft und dem Boden gleichgemacht. Zu Häupten des beerdigten Toten wird ein Pfahl errichtet, an welchem das Eigentum des Verſtorbenen, ſeine Kleider ꝛc., aufgehängt werden. Herr Paul Woitſchek, Laienbruder der katholiſchen Miſſion in Edea, macht in einem Briefe unterm 20. September 1900 einige andere Angaben. Er behauptet: die Bakoko beerdigen ihre Toten in der Hütte, ſie ſchaufeln eine Grube von 4 Meter Tiefe und bauen über dem Toten ein Dach aus Bambus, nachdem ſie den Leichnam in einen viereckigen Kaſten gelegt haben. Ferner wird geſagt, das Eigentum des Toten wird zerbrochen und in den Wald geworfen. Ich muß dieſen Angaben entſchieden widerſprechen; entweder ſind die Beobachtungen des Herrn Woitſchek nicht perſönlich gemacht und nach Erzählungen falſch verſtanden, oder es ſind nicht die Feierlichkeiten der Bakoko gemeint, ſondern die der Edealeute, die nicht dem Stamm der Bakoko angehören. Morgen macht zwiſchen den Edealeuten und Bakoko einen Unterſchied, dem ich mich nach meinen Kenntniſſen über die Edealeute anſchließen muß. Meiner Anſicht nach ſind die Edealeute den Malimbeſen verwandt. Letztere wurden von den Bakoko zur Küſte gedrängt; ein kleiner Teil der Malimbaleuten konnte ſich bei den Edeafällen halten, während der größere Teil des Stammes an der Küſte wohnt und hauptſächlich das nördliche Ufer des unteren Sanaga bevölkert. Einige Dörfer der Malimbeſen befinden ſich auch auf dem ſüdlichen Ufer des Fluſſes unterhalb Edea.

Nachdem der Tote bei den Bakoko beerdigt worden iſt, trauern ſeine Angehörigen 5 Tage lang. Während dieſer Zeit wird über die hinterlaſſenen Witwen zu Gericht geſeſſen. Herr Woitſchek ſchreibt, daß die Frauen, falls die Richter finden, daß ihr Verhalten Schuld an dem frühzeitigen Tode des Geſtorbenen ſei, dieſe d. i. die Frauen verprügelten. Bei den Bakoko verfährt man nicht ſo glimpflich mit den Witwen. Es iſt eine alte Bakokoſitte, daß einige, nicht alle der hinterlaſſenen Weiber dem Tode geopfert werden. Durch dieſe Handlungsweiſe ſoll der Tote verſöhnt werden, und die Überlebenden ſchützen ſich dadurch gegen etwaige Streiche, die ihnen der Verſtorbene noch ſpielen könnte. Trotzdem ein Leben nach dem Tode von den Bakoko negiert wird, kann der Tote aus verſchiedenen Gründen nach ſeinem Ableben als nkuke, Geiſt, auftreten und

manchen Unfug anſtiften. Dieſem ſuchen die Stammesangehörigen durch das Opfern einiger ſeiner Weiber vorzubeugen. Die dem Tode geweihten erhalten Gift, oder man bricht ihnen mit einem Keulenſchlage die Halswirbel. Jüngere und ſchwangere Weiber werden möglichſt verſchont, dagegen die älteren Semeſter getötet. Dies geſchieht, weil junge und kräftige Frauen zur Arbeit tauglicher ſind als alte ſchwache Weiber. Sehr intereſſant ſind die näheren Umſtände, welche derartigen Hinrichtungen vorausgehen. An anderer Stelle ſagte ich bereits, daß von Fetiſchismus bei den Bakoko nicht geredet werden kann, dagegen exiſtiert ein Popans, mit dem allerhand Allotria getrieben werden. Mitten im Urwalde an einem abgelegenen Platze, nur den Männern bekannt, iſt eine kleine Hütte, in welcher die Mumie eines Mannes aufbewahrt wird. Der Körper des Toten iſt nach Entfernung der Gedärme eingepökelt und dann geräuchert worden und widerſteht nach vollkommener Austrocknung der Verweſung. Für die Dummen, was bei den Bakoko gleichbedeutend mit Weibern iſt, iſt dieſer „trockene Mann" der Inbegriff aller Furcht und aller Schrecken. Die zu verurteilenden Weiber werden in die Nähe der Hütte geführt, an deren Tür die Mumie den Weibern von dem Medizinmann gezeigt wird. Vor den Schlachtopfern vollführt der Zauberer einen grotesken Tanz und handhabt, nachdem er das Todesurteil ausgeſprochen hat, die große Trommel. Das Urteil fällt er im Namen des verſtorbenen Gatten. Den Weibern hat man eingeredet, daß die Mumie ihr verſtorbener Gatte ſei, der noch einmal ihnen leiblich erſcheine. Die große Trommel iſt ein etwa 1½ Meter langer ausgehöhlter Baumſtamm von 90 Zentimeter Umfang. Das eine Ende iſt mit einem Ziegen- oder Antilopenfell überſpannt, welches mit dicht nebeneinander ſtehenden Holznägeln befeſtigt iſt, während das andere Ende ein primitives Fußgeſtell zeigt, das mit der Wandung der Trommel aus einem Stück gearbeitet iſt. Dieſe beſchriebene Trommel iſt den Bakoko ſehr wertvoll und befindet ſich nur im Beſitz größerer Gemeinſchaften unter beſonderer Obhut des Medizinmannes, Zauberers oder wie man derartige Perſonen nennen will. Erſt wenn nach der Todesverurteilung dieſe Trommel geſchlagen wird, erhält der Spruch Geſetzeskraft. Bei anderen Urteilsverkündungen als auf Todesſtrafe wird das Inſtrument nicht in Tätigkeit geſetzt. Es iſt auch nicht unumgänglich nötig, daß der Abzuurteilende bei der Gerichtsſitzung gegenwärtig ſein muß. Und wenn nachts der dumpfe, wohlbekannte Ton der Trommel ertönt, mag manchem ſchwarzen Sünder im Bakokolande, deſſen Gewiſſen nicht ganz rein iſt, unheimlich zu Mute werden; denn wer weiß, ob nicht ſein Todesurteil hier geſprochen wird.

Trommelſprache.

Bei dieſer Gelegenheit möchte ich noch eine andere Trommel erwähnen, über die bereits vielfach von Reiſenden berichtet worden iſt. Die ſogenannte Sprechtrommel. Sie findet ebenfalls bei den Bakoko Anwendung. Das Inſtrument iſt bei allen Stämmen vollkommen gleich, ſo daß eine Beſchreibung ſich wohl erübrigt. Wie bereits bekannt, bedienen ſich die Neger dieſer Trommeln gewiſſermaßen als Telegraph, um Nachrichten ſchnell von einem Ort zum andern zu übermitteln. Dieſe Mitteilungen bilden nicht nur ein Signalſyſtem, ſondern ſind eine eigenartig ausgebildete Sprache, die von den kundigen Männern auch im perſönlichen Verkehr untereinander von Mund zu Mund als Geheimſprache angewandt wird. Jeder Stamm, der die Sprechtrommel anwendet, hat in dieſer Ausdrucksweiſe ein eignes Idiom, das von der Trommelſprache der übrigen Stämme ebenſo abweicht, wie die vulgären Sprachen der verſchiedenen Stämme unter ſich verſchieden

ſind, ſo daß z. B. die Trommelſprache der Duala nicht eo ipso von den Bakoko verſtanden wird und umgekehrt. Nach meiner Anſicht haben die Jaúnde und nicht die Duala die ausgebildetſte Trommelſprache. Ferner habe ich die Beobachtung gemacht, daß die verſchiedene Höhe der Töne bei der Trommel nicht durch die verſchiedene Dicke der Wandung der Trommel bedingt wird, ſondern durch die in der Hand gehaltenen Holzknüppel, mit denen das Inſtrument geſchlagen wird. Treffen die Klöppel kurz über der Hand die Wandung der Trommel, ſo entſteht ein tieferer Ton, als wenn die Spitzen der Schlägel die Trommel treffen. Die beiden Schlägel werden feſt in die Hand genommen und nicht loſe, wie unſer europäiſcher Trommelſchlägel, beide mit Aufgriff, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Bei den Jaúnde werden vier verſchiedene Tonhöhen unterſchieden, bei den Duala meines Wiſſens nur zwei. Die Anwendung der Trommelſprache auf weite Entfernungen, ich — ſpreche jetzt hauptſächlich von den Gebräuchen der Jaúnde —, wird beinahe ebenſo gehandhabt wie bei uns der Telegraph. Will man vom Dorfe A dem Dorfe X eine Nachricht geben, die Entfernung zwiſchen beiden Ortſchaften iſt aber ſo groß, daß X die Töne nicht von A vernehmen kann, ſo ruft A den nahe gelegenen Ort B an, trommelt letzterem die Nachricht zu mit dem Erſuchen, die Nachricht an X weiterzubefördern. B nimmt die Mitteilung auf und gibt ſie an C weiter und ſo fort, bis X die Mitteilung empfangen hat. Hierbei iſt noch zu bemerken, daß am Schluß einer ſolchen Depeſche der Name des erſten Abſenders getrommelt wird, worauf das eigentliche Schlußzeichen drei Schläge in Intervallen von 1½ Sekunden und mittlerer Höhenlage, erfolgt.

Die Bakoko haben die Sprechtrommel ebenfalls, doch iſt ihr Syſtem lange nicht ſo ausgebildet, wie das der Duala- oder gar Jaúndeleute. Die Weiber der Bakoko verſtehen die Trommelſprache nicht, die Männer auch nicht ausnahmslos.

Wenn jemand einen Titel zu Unrecht führt, ſo ſind dies die Medizinmänner der Bakoko. Der Ausdruck Medizinmann iſt durch die Engländer eingeführt, ſtammt aus Amerika und wird allen denjenigen Männern unziviliſierter Völker beigelegt, die es verſtehen, aus der Dummheit ihrer Stammesgenoſſen Kapital zu ſchlagen. Solche Perſonen, welche gewöhnlich über das mittlere geiſtige Niveau ihrer Brüder emporragen, ſind in erſter Linie die Hüter der Religionsgebräuche und daher Prieſter. Es iſt keineswegs eine neuere Erſcheinung in der Geſchichte der Völker, daß die Prieſter mediziniſche Kenntniſſe beſitzen oder vorgeben, ſolche zu beſitzen. Wo es ihnen an wirklichen Heilmitteln fehlte, da nahm man, und es geſchieht auch noch heute, zu allerhand Hokuspokus ſeine Zuflucht, um die leidende Menſchheit zu kurieren. Medizinmänner.

So lag es auf der Hand, daß dieſe Prieſter infolge ihrer wunderlichen Produzierungen bei Krankenbehandlungen, bei Religionsgebräuchen u. ſ. w. in den Geruch von Weſen kamen, die über ungewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte verfügen. Profanum vulgus konnte ſich das eigenartige Gebahren nicht erklären und die Prieſter avancierten zu Medizinmännern und Zauberern. Daß die Leute ſich ihrer eigenen Machtunvollkommenheit bewußt waren, iſt wohl anzunehmen; allein Klappern gehört zum Handwerk und mundus vult decipi. Bei den Bakoko hingegen gibt es ſolche Medizinmänner oder Zauberer nicht. Die Religion iſt Gemeingut aller Bakokomänner und ſo einfach, daß ſie ſelbſt dem Dümmſten

unter ihnen einleuchtet und verständlich erscheint. Nur den Frauen gegenüber umgibt man sich mit einem mystischen Dunkel.

Warum? wies ich bereits eingangs nach. Ferner hat auch jeder männliche Bakoko soviel medizinische Kenntnisse, wie er für den täglichen Gebrauch glaubt nötig zu haben. Durch diese beiden Faktoren ist den Medizinmännern von vornherein der Boden zu großen betrügerischen Manipulationen entzogen. Auch auf die Rechtssprechung haben die Medizinmänner nur wenig Einfluß, da die Urteile von den Alten des Stammes gesprochen werden, unter denen sich kein sogenannter Medizinmann zu befinden braucht. Wenn ich trotz alledem den Ausdruck Medizinmann beibehalte, so geschieht es, um verständlicher zu sein. Bei den Bakoko ist der Medizinmann der Henker. Er ist ebenso dumm oder schlau wie seine Brüder und nur für die Frauen ein Gegenstand der Furcht, den Frauen darf er die Hucke voll lügen, damit sie in dee Furcht des Herrn verbleiben Ein Mann würde sich das schönstens verbitten, und nichts würde den Zauberer vor einer gehörigen Tracht Prügel schützen, falls es ihm einfiele, einem Mann denselben Unsinn vorzureden, wie den Frauen. Ich glaube, daß die Behauptungen von dem uneingeschränkten Einfluß der Medizinmänner große Einbuße erleiden würden, wenn sich der Forscher bei den verschiedenen Negerstämmen genauer mit der Angelegenheit befaßte und seine Beobachtungen nicht nur auf eine Wiedergabe dessen beschränkte, was er mti eigenen Augen sah. Man muß versuchen, sich in die Anschauungsweise der Leute zu versetzen, die Stellung der beiden Geschlechter zu einander berücksichtigen, und dann wird man finden, daß so ein Zauberer oder Medizinmann in den Augen seiner männlichen Stammesangehörigen lange nicht mit dem Nimbus umgeben ist wie in den Augen der Weiber. Daß die Stellung der Medizinmänner bei den Bakoko so wesentlich von der Stellung anderer Zauberer in fremden Stämmen, die auch zu den Bantu zu rechnen sind, abweichen sollte, ist kaum anzunehmen. Monatelang hatte ich einen solchen Bakokomedizinmann als meinen Koch um mich. Das ganze Land kannte ihn, und man kam ihm überall mit einer gewissen Ehrfurcht entgegen. Dieses Verhalten der männlichen Bakoko war aber mehr den Riesenkräften meines Kochs zuzuschreiben als der Furcht vor seinen übernatürlichen Zauberkünsten.

Religion. Die Religionsanschauungen der Bakoko besprach ich bereits in einem Aufsatz im „Globus" und muß deshalb auf jene Stelle verweisen. Hinzufügen möchte ich, daß, wenn heute bei einigen Bakoko die Existenz eines bösen Prinzips angenommen wird, dies auf die Tätigkeit der Missionen zurückzuführen ist.

Man darf nun etwa ja nicht glauben, daß der Teufel bei den männlichen Bakoko ein Gegenstand der Furcht ist, nein, er spielt bei ihnen eine ziemlich lächerliche Rolle und muß nur herhalten, die Weiber im Zaum zu halten. Anderseits verschanzen sich die Bakoko hinter dem Teufel, wenn irgend einer der Stammesangehörigen in ein besseres Jenseits gewaltsam befördert worden ist, nach dessen Verbleib man sich erkundigt. Dann heißt es wörtlich: „Der Teufel hat ihn getötet." Läßt man Zweifel laut werden, dann wird man an die Missionare verwiesen, die ihnen erzählt hätten, daß der Teufel jeden Sünder hole. Die große Trommel, die nach Verkündigung eines Todesurteiles geschlagen wird, heißt kurzweg devil, Teufel, ein Wort, welches in die Bakokosprache übernommen worden ist.

Es iſt klar, daß die Bakoko wie auch die andern Stämme abergläubiſch ſind. Vollſtändig falſch wäre es jedoch, von ihrem Aberglauben auf den Stand ihrer geiſtigen Fähigkeiten ſchließen zu wollen. Der Aberglaube der Bakoko unterſcheidet ſich kaum von dem anderer Neger und iſt keineswegs kraſſer als der Aberglaube bei den ziviliſierten europäiſchen Völkern. Unter die Rubrik Aberglaube wäre auch das Stichwort Orakel zu regiſtrieren. Aberglaube.

Will ein Bakoko einen weiteren Marſch antreten, ſo ſucht er ſich vorher zu vergewiſſern, ob er dies ohne Gefahr tun kann. Zu dieſem Zweck verſchafft er ſich eine kleine Landſchildkröte, die überall an ſumpfigen Stellen zu finden iſt. Dieſe Schildkröte wird am Eingang des Dorfes auf den Weg geſetzt und zwar ſo, daß die linke Seite des Tieres dem Dorfe zugekehrt und die rechte von dem Dorfe weg auf den Weg weiſt. Wendet ſich die Schildkröte auf den Weg von dem Dorfe weg, ſo iſt es ein gutes Zeichen, und der Bakoko unternimmt ſeine Reiſe, kriecht die Schildkröte dagegen dem Dorfe zu, ſo iſt es eine üble Vorbedeutung, und wenn möglich unterläßt man die Fahrt. Es würde zu weit führen, wollte ich alle derartigen Orakelſprüche anführen; zum Teil ſind ſie auch bekannt, da die Bakoko hierin ſehr den anderen Stämmen ähneln.

Erleuchtete Geiſter verſchmähen vielfach die Orakelbefragung und verlaſſen ſich lieber auf ihren geſunden Menſchenverſtand oder ihre Körperkräfte.

Ich glaube, es gehört zu allen genaueren Beobachtungen, die Reiſende bei Völkern machen wollen, nicht allein ein gewiſſes Talent, den Leuten ihre Eigentümlichkeiten abzulauſchen, ſondern auch ſehr viel Zeit, um ſich vor Trugſchlüſſen zu bewahren. Ein Gebiet, welches man in wenigen Tagen durchreiſt, kann man in ethnologiſcher Hinſicht nicht in der kurzen Zeit erforſchen. Daher iſt es nicht zu verwundern, wenn die Angaben von zwei Reiſenden über dasſelbe Land ſich oft nicht decken. Dies gilt beſonders von unerforſchten Ländern, die außerhalb der gewöhnlichen Reiſeroute liegen.

Bericht über die im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements auf dem Wege von Tanga nach Moschi in der Zeit vom 11. Januar bis 10. April 1902 unternommene Reise zur Erforschung der Tsetsefliege.

Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander.

II.

Die Sammelröhrchen waren in zureichender Zahl mitgegeben, ja ich habe deren noch welche abgeben können und doch noch einen Teil mit zurückgebracht. Was ihre Größe anbetrifft, so waren sie für den Zweck meiner Reise zum guten Teil nicht passend gewählt, was weiter nicht zu verwundern ist, da sie ja ursprünglich für allgemein entomologische Sammlungen bestimmt waren. Die größeren Nummern sind für die verhältnismäßig kleinen Fliegen zu groß, während sie für Organteile erkrankter Tiere oder — wie ich es in Aussicht genommen hatte — für Früchte und Blüten der für die Tsetse in Betracht kommenden Pflanzen im allgemeinen zu klein waren. Ich gestatte mir deshalb vorzuschlagen, für die Fliegen Sammelgläser nicht über 1,5 cm Durchmesser mitzugeben, für Organteile und Pflanzenteile aber Blechkästen mit dem zu ihrem Verschluß nötigen Lötzeug.

Der Alkohol war zu reichlich bemessen. Es dürften selbst bei Einlegen von Organteilen 5 Liter absoluten Alkohols für eine Reise von 3 Monaten, wie die meinige, vollständig ausreichen.

Der Mosquitonetzstoff, 2 qm, war völlig ausreichend für die Herstellung von Fangnetzen und es blieb auch noch genug übrig, um Verschlüsse für improvisierte Zuchtkisten herstellen zu können. Dagegen war der mitgebrachte Eisendraht für seine Bestimmung, Herstellung von Netzen, unbrauchbar und wäre außerdem auch unzureichend gewesen. Unbrauchbar war er einmal des Materials wegen — Eisen rostet zu stark und frißt dadurch sehr schnell die Netze durch — sodann aber auch weil er um mehr als das doppelte zu stark war. Ich habe mir daher freihändig in Tanga etwa 4 mm starken Messingdraht besorgt, der in jeder Beziehung seine Aufgabe erfüllte.

Die 2 qm Drahtgaze sind wenig zur Verwendung gekommen, weil ich beim ersten Versuch sah, daß es nicht möglich sei, auf dem Marsch Versuchstiere und Fliegen zu halten. Ich hatte mir zu diesem Zweck Holzkästen in Tanga herstellen lassen, deren Seitenwände mit Drahtnetz bekleidet waren. Die Kästen sind sehr

ſchwerfällig ausgeführt, dürften ſich aber bei Unterſuchung von feſtem Standort aus ſehr nützlich erweiſen.

Die Maximalthermometer, die ich für die Unterſuchung erkrankter Tiere mitgenommen hatte, konnten nicht zur Verwendung kommen, weil ſie insgeſamt (4 Stück) ſchon in den erſten Tagen der Reiſe dadurch unbrauchbar geworden waren, daß der Queckſilberfaden die ganze Länge der Röhre erfüllte und mehrfach geriſſen war. Ob dies durch Überhitzung der Kiſte, in der ſie eingeſchloſſen waren, oder durch das unvermeidliche ſtoßweiſe Stürzen der Laſt beim Aufnehmen und Abſetzen gekommen iſt, kann ich nicht ſagen. Jedenfalls würde ich mir für eine zweite Reiſe eine Segelleinwandtaſche anfertigen laſſen, in der die Thermometer aufrecht eingeſetzt werden können und die zum Umhängen eingerichtet iſt. Ein gelegentliches Anfeuchten der äußeren Wand dieſer Taſche würde dann eine Überhitzung vermeiden laſſen, das Umhängen das Stürzen und ſtoßweiſe Schütteln verhüten.

Die Schleuderthermometer und das Aneroid blieben die ganze Reiſe über, ſoweit ich urteilen kann, in durchaus gutem Zuſtande.

Vergeſſen hatte ich, eine Bouſſole zu fordern, die für die örtliche Feſtlegung von Tſetſeherden erforderlich geweſen wäre.

Notwendig iſt auch ein kleiner Taſterzirkel und ein genaues Millimetermaß (mit Nonius) aus Metall zur Beſtimmung der Körpermaße der friſchen Fliegen.

Beim Aufbruch zur Reiſe habe ich es ſehr beklagt, kein Schrotgewehr mitbekommen zu haben, um möglichſt viel kleinere Wirbeltiere erlegen und ihr Blut unterſuchen zu können. Nachdem ich die Reiſe beendet habe, muß ich ſagen, daß während einer Expedition gerade dieſe Art der Unterſuchung nur unvollkommene Reſultate ergeben würde. Denn es iſt doch gar zu ſehr dem Zufall überlaſſen, was man bei einem ſolchen Durchziehen durch die Landſchaft von der Tierwelt bekommt. In dieſer Richtung ſcheint mir jetzt vielmehr eine der Hauptaufgaben der ſtationären Unterſuchung zu liegen; denn notwendig iſt es durchaus zu wiſſen, in welchen Tieren außer gewiſſen Wiederkäuern und Einhufern das Trypanoſoma der oſtafrikaniſchen Surrah ſeine Exiſtenzbedingungen findet, ſchon allein um die geeignetſten Tiere zu einer Abſchwächung des Virus nach Kochſchem Muſter zu finden.

Von der übrigen, mir vom Gouvernement mitgegebenen Ausrüſtung möchte ich nur noch zweierlei erwähnen: Zelt und Beleuchtung.

Als Zelt hatte ich ein vorzügliches, ganz neues, erhalten, das für einen nicht auf wiſſenſchaftlicher Expedition Begriffenen in der Tat alles geleiſtet hätte, was er erwarten konnte. Für wiſſenſchaftliche Arbeit aber war es durchaus ungeeignet, viel zu klein. Es wäre ganz unmöglich geweſen, in ihm die geringſte wiſſenſchaftliche Hantierung oder Unterſuchung vorzunehmen. Daß ich vom Wetter ſo begünſtigt werden würde, daß ich nur ſtundenweis in das Zelt flüchten mußte, ließ ſich nicht vorausſehen. Mikroſkopiſche Arbeiten aber konnte ich nur da vornehmen, wo mir ein wirkliches gutes Haus — keine Raſthütte mit ihrem Staub und ihrer ſchlechten Beleuchtung — zur Verfügung ſtand. Und ſelbſt die Herrichtung der Deckgläschen war dadurch, daß ich ſie im Freien oder offener baraza vornehmen mußte, mit einem großen Mehrverbrauch an Material und Zeit verknüpft. Denn es ließ ſich nicht vermeiden, daß ſo und ſo viele ſchon gereinigte vom Winde

mitgenommen und wieder verunreinigt wurden und eine ganze Menge zerbrach dabei oder durch Überwehen des Tuches beim Reinigen.

Der Mangel einer guten Reiselampe hat mir die Arbeitszeit wesentlich verkürzt. Denn die mitgegebene und die von einem Privatmann in Tanga entliehene größere Laterne gaben doch immerhin nur ein so zweifelhaftes Licht, daß Schreiben schwer, Mikroskopieren gar nicht möglich war und ich mehrfach die am Abend bei dieser Beleuchtung gereinigten Deckgläschen den nächsten Tag erst noch einmal wirklich reinigen mußte. Ich möchte hier erwähnen, daß Petroleum auf dem ganzen Wege und verhältnismäßig billig zu erhalten ist, mit Ausnahme der Strecke von Maji ya juu bis Kambi ya Simba, von dort bis Moschi und von Moschi westlich des Paregebirges bis Kisuani. Das sind aber stets nur wenige Tage, für die eine Bierflasche voll als Vorrat ausreicht.

Schmerzlich habe ich in meiner Ausrüstung und eigenen Vorbereitung für meine Aufgabe etwas vermißt: die Unmöglichkeit, mir die neueste Literatur und mit ihr die neuen Kenntnisse über Surrah und Tsetse zu beschaffen. Durch Zufall und dadurch, daß ich durch anderweitige Arbeiten beschäftigt war, hatte ich seit einigen Jahren die Fortschritte unserer Kenntnis auf diesem Gebiete nicht mehr verfolgt. Die mir angegebenen neuen Aufsätze konnte ich in Tanga nicht erhalten und meine früher gesammelten Notizen konnten nicht mehr zur rechten Zeit eintreffen, weil ich sie bei meiner Ausreise nach Ostafrika zu Hause gelassen hatte. So mußte ich, nur verblaßte Erinnerungen und ältere Beobachtungen im Gedächtnis, die Reise antreten. Das war in vieler Beziehung hinderlich, denn ich konnte auf diese Weise einer Reihe von heut im Vordergrund stehenden Streitfragen keine bewußte Aufmerksamkeit widmen. Andererseits zwang mich dieser bewußte Mangel in der Kenntnis unseres heutigen Wissens zu um so sorgfältigerer und eingehenderer Beobachtung auch nebensächlich sich darstellender Erscheinungen an Fliegen und kranken Tieren. Ob schließlich mehr Nachteil oder Vorteil sich daraus ergeben wird, das kann nur die Aufarbeitung meiner Beobachtungen und Sammlungen lehren.

Dem Aufbruche zur Reise ging, wie ich das schon in meinen Vorschlägen als notwendig hingestellt hatte, eine eingehendere Besprechung mit den mit der Tsetsefrage und im Lande bekannten Herrn von Tanga voraus. Ich kann hier nur mit großem Dank feststellen, wie außerordentlich wertvoll mir die Angaben des Herrn Bezirksamtmann Meyer und Ingenieur Friedrich in Tanga und die des Bezirksamtmanns Teichmann von Wilhelmstal, der gerade in Amboni zur Kur weilte und den ich dort aufsuchte, für den Reiseplan und die weitere Gestaltung der Reise waren. Ich habe deren Angaben und Beobachtungen fast durchweg nur bestätigen können.

Auf der weiteren Reise wiederholte ich bei jedem Dorf dieses „shauri“ mit Ansässigen. Wo Europäer am Platz waren, bat ich sie dazu zur Hilfe und diese ist mir stets in weitgehendster Weise gewährt worden. Am nützlichsten waren mir in dieser Hinsicht entschieden Herr Spediteur Zschaetzsch in Muheza und Korogwe und Herr Martienssen in Korogwe. Wo es irgend möglich war, ließ ich die Jumben und Akiden des Platzes und der umliegenden kleineren Ortschaften zusammenkommen, erklärte ihnen den Zweck meiner Reise, fragte sie nach dem, was sie von Surrah und Übertragung solcher Seuchen durch Insekten wüßten, zeigte ihnen dann die Probe und die inzwischen gefangenen Stücke und ließ mir

Namen und etwaige Schädlichkeit der vorgezeigten Fliegen und Bremſen angeben. Ich hütete mich dabei ſo viel, als es mir bei meiner geringen Kenntnis des Kiſuaheli möglich war, davor, die Fragen ſo zu ſtellen, daß ich etwa den Leuten die Antwort in den Mund legte oder ſie durchblicken ließ, was ich ſelbſt von den Dingen wiſſe und wie ich ſie beurteile. Durch verſchiedene Hin- und Her- und Kreuzfragen ſuchte ich bei mir neuen Angaben Sicherheit über die wirkliche Anſicht und Beobachtung der Leute zu gewinnen.

Von großem Nutzen war mir bei dieſen ganzen Schauris die Botſchaft, die die Herren Bezirksamtmänner Meyer und Teichmann an die Jumben und Akiden ihrer Bezirke über meine Expedition hatten ergehen laſſen und die Geſtellung von Jumbenaskaris im Bezirk Tanga, von Akiden im Bezirk Wilhelmstal und Moſchi. Eine ſolche Ankündigung und Aufklärung über den Zweck meiner Reiſe war um ſo notwendiger, als kurz vorher die Viehzählung ſtattgefunden hatte und die Leute anfänglich vielfach glaubten, ich ſei ausgeſchickt, ihre Angaben zu kontrollieren. Auch der Polizeiaskari Asmani I., der mir von Tanga aus mitgegeben war und den ich die ganze Reiſe über behielt, hat mir durch die ruhige, verſtändige Art ſeines Verkehrs mit den Eingeborenen, namentlich in den Gegenden, wo ſeit langem kein Weißer mehr erſchienen war und die Leute im Verkehr mit mir ſich ſehr ängſtlich zeigten, gute Dienſte geleiſtet; desgleichen bei den Verhandlungen mein Privatdiener Jan, der, obwohl erſt ein junger Burſche von höchſtens 18 Jahren, es doch vortrefflich verſtand, mein ſchlechtes Kiſuaheli und die in dieſem ausgedrückten Gedanken den Leuten verſtändlich und mundgerecht zu machen. In den Maſſaigegenden tat mir mein Maſſaieſeljunge Kenda die gleichen Dienſte und unterſtützte mich überall bei der Beſichtigung des Viehs. So iſt es mir nur an wenigen Orten: Umba, Makuyuni, Kwa, Sengiba (bei einer Maſſaiherde) und in Kahe nicht geglückt, das Vieh zur Unterſuchung zu bekommen.

Irgend welche Streitigkeiten habe ich nirgends mit den Angeſeſſenen gehabt, zum guten Teil wohl Dank dem verſtändigen und ruhigen Verhalten meiner geſamten Leute, die mich auch alle nach Kräften in meiner Aufgabe unterſtützten.

In meinen Vorſchlägen, die ich von Nguelo aus gemacht habe, hatte ich den Plan aufgeſtellt, auf der Karawanenſtraße mit meinen Spezialleuten, den Trägern vorausziehend, da Halt zu machen, wo ich verdächtige Fliegen fand, Lage und Ausdehnung von deren Gebiet feſtzuſtellen, ſo viel wie möglich von ihnen zu fangen und dann weiter zu marſchieren, bis ich an einen neuen Fliegenherd oder an den Lagerplatz kam.

Ich verſuchte auch entſprechend dieſem — ſüdweſtafrikaniſchen Verhältniſſen etwa entſprechendem — Plan zu handeln, mußte aber bald einſehen, daß er unter hieſigen Verhältniſſen nicht recht durchführbar ſei. Denn erſtens fand ich ſolche Fliegen„herde" nicht, ſondern mir gelang es auf dem Marſch immer nur ganz vereinzelte Fliegen zu ſehen und zu fangen, und ſodann war es unmöglich, ſowohl den Spezialleuten als den Trägern dieſe Marſchordnung für längere Zeit zuzumuten. Das Vorhandenſein von Waſſer und Nahrung iſt eben für den zu Fuß marſchierenden Träger von ganz anderer Bedeutung als für den berittenen „Achterrijder" oder die Leute im Ochſenwagen in Südweſtafrika. Es ließ ſich eben nicht anders machen, ein längerer Aufenthalt

auf dem Wege zwiſchen den Waſſer und Eſſen bietenden Lagerplätzen war nur in Ausnahmefällen möglich.

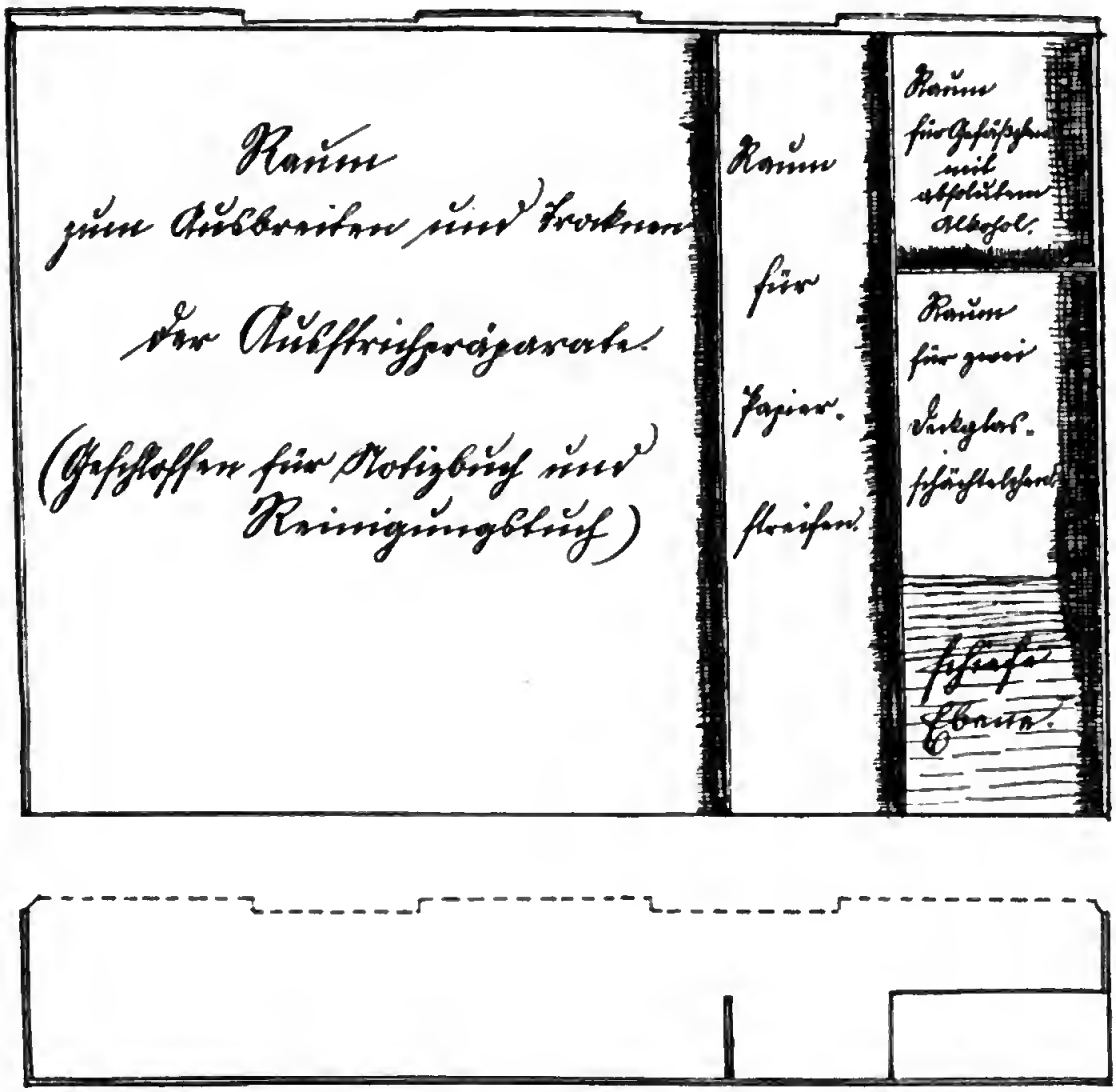
Jedoch legte ich in den erſten Wochen noch immer das Hauptgewicht auf das Auffinden der Fliegen im Gelände. Allmählich, beſonders nachdem ich Euer Hochgeboren Schreiben vom 30. Januar, J. N. V. 348, erhalten hatte, daß unter keinen Umſtänden die Zeit von 3 Monaten überſchritten werden dürfte, ſah ich ein, daß ich auf dieſe Art wohl eine ſehr gründliche Unterſuchung des durchzogenen Geländes erziele, daß aber die aufgewendete Zeit doch in keinem rechten Verhältnis zu den gewonnenen Ergebniſſen ſtände, und daß es mir nicht möglich ſein werde, in 3 Monaten die ganze zu bereiſende Strecke in dieſer Weiſe abzuſuchen.

So änderte ich den Plan dahin ab, daß ich die Feſtſtellung, ob in einem Ort oder den zu ihm gehörenden Weilern die Surrah vorkäme, in der Weiſe vornahm, daß ich mir nach der Lagerſtelle am Hauptorte die Herden der umliegenden Dörfer herantreiben ließ und von den mir ſurrahkrank erſcheinenden Tieren Blutproben entnahm. Die weitere Unterſuchung mußte dann ergeben, ob es ſich wirklich um Surrah handele, und im Verein mit der Angabe der Leute, wie lange das betreffende Stück Vieh ſchon am Platze ſei, den Aufſchluß, ob eine ſurrahübertragende Fliege in der Gegend vorkomme*). Wo es meine Zeit erlaubte, ſchickte

---

*) Ich möchte hier zur Technik der Blutentnahme einen Vorſchlag machen, der hierhergehört, weil er die Ausrüſtung betrifft. Es iſt mir mehrfach zugeſtoßen, daß ich Deckgläschen und die geeigneten Inſtrumente nicht zur Hand hatte, wenn ich auf der Landſtraße krankes Vieh begegnete oder Wild erlegte. Zwar verſuchte ich mehrfach wenigſtens die Deckgläschen in der Taſche bei mir zu tragen, gab es aber bald auf, weil die zuvor gereinigten dabei bald wieder unbrauchbar zu ſofortiger Verwendung und bereits angefertigte Ausſtrichpräparate gar zu ſehr der Gefahr des Verſtaubens und Verſchimmelns ausgeſetzt wurden. Auch war es ſtets ſehr ſchwierig, die friſch beſtrichenen Deckgläschen vor dem Weggewehtwerden, das ſie unbrauchbar macht, zu bewahren. Ich würde mir daher in Zukunft eine Blechſchachtel anfertigen laſſen, die etwa in der Weiſe der beigefügten Zeichnungen angefertigt iſt und in der Taſche, oder beſſer noch in einen waſſerdichten Täſchchen umgehangen getragen werden kann. Das Innere enthält einige Abteilungen, in deren einer zwei Deckglasſchächtelchen verwahrt ſind. Das eine von ihnen iſt mit gereinigten, gebrauchsfertigen Deckgläschen gefüllt, das andere dient zur Aufnahme der Ausſtrichpräparate. An dieſer Abteilung iſt vorn eine ſchiefe Ebene angebracht, um für die Dauer der Blutentnahme die gereinigten Deckgläschen darauf auszuſchütten und mit einer Pinzette bequem entnehmen zu können. Eine zweite Abteilung dient zur Aufnahme von Streifen dünnen Papiers, die die Breite eines Deckgläschens haben und ſo lang ſind, daß man 6—8 Deckgläschen — je nachdem man die Anzahl der von einem Tier zu entnehmenden Präparate beſtimmt — darin ſo einſchlagen kann, daß kein Gläschen das andere berührt. Auf der einen Seite des Streifens wird dann nach dem Einſchlagen die Nummer des Präparates, Datum und Tageszeit, Ort und ſonſtiges Wiſſenswerte kurz vermerkt. Eine größere Abteilung, mindeſtens ſo groß, daß ſie bequem Raum bietet, um die doppelte Anzahl der von dem einzelnen Tier anzufertigenden Ausſtrichpräparate aufzunehmen, dient bei geſchloſſenen Käſtchen zur Unterbringung eines Stückchen Leintuches zum Reinigen der Inſtrumente und event. eines Notizbüchelchens für Eintragung der Präparate u. ſ. w. Am Deckel des Käſtchens ſind einige

kleine gerade Scheren und Doppelbistouris-(spitze), eine feine anatomische Pinzette und ein kleiner feiner Ölstein anzubringen. Scheeren und Bistouris sind zum Auseinandernehmen, um sie besser reinigen und schärfen zu können. In dem Raum, wo die Deckgläschenschachteln sich befinden, wird auch ein kleines, sicher verschließbares Blechgefäßchen mit absolutem Alkohol zum Reinigen der Instrumente untergebracht. Es ist das erforderlich, weil mit dem frischen Blut die Krankheit sonst von einem Tier auf ein anderes nur scheinbar an Surrah leidendes übergeimpft werden könnte.



Die Scheidewände der einzelnen Abteilungen sind von der halben Höhe der Seitenwände, die hinreichend hoch sein müssen, um eine Deckgläschenschachtel aufnehmen zu können; doch darf nicht so viel Spielraum bleiben, daß der Deckel der Schächtelchen sich stärker lüften kann. Der Deckel der ganzen Blechschachtel darf nur vorn, nicht an den Seiten, einen übergreifenden Rand haben, damit man die Instrumente bequem herausnehmen kann. Zum Gebrauch werden Instrumente, Buch und Reinigungstuch nach Aufklappen des Deckels herausgenommen, die Instrumente lose auf die Innenseite des

ich auch Leute der Ortschaft, nicht die Träger, wie Euer Hochgeboren mir anempfahlen, aus, um mir Fliegen, die sie für verdächtig hielten, zu sammeln und unter Angabe des Fundortes zu bringen. Ich erhielt dabei, trotzdem ich stets den zum Sammeln ausgeschickten Jungen und Viehhirten zuvor die in Betracht kommenden Fliegen zeigte, zumeist ja völlig unbrauchbares Material, aber hin und wieder waren doch die richtigen Fliegen darunter. Meine Spezialleute sandte ich, wenn ich sie nicht bei der Blutentnahme brauchte, in die nähere Umgegend des Lagers; die Träger aber ließ ich da, denn es waren fast durchweg Wanyamwezi, die von der Viehzucht und dem mit ihm zusammenhängenden so gut wie keine Kenntnis hatten. Sie brachten mir von Stechfliegen, was sie gerade im Lager selbst oder im Dorfe sahen, selten einmal eine von den verdächtigen Fliegen, sondern zumeist Bremsen, von denen sie selber gestochen worden waren.

Wenn ich in dieser Weise auch von meinem ursprünglichen Plan abgegangen bin, so halte ich ihn doch noch heute für den gründlicheren und auf die Dauer nicht zu umgehenden. Nur ist er für einen mit bestimmter Marschroute reisenden und auf eine bestimmt bemessene Zeit Angewiesenen nicht recht durchführbar, schon weil er zu teuer in der Ausführung zu stehn käme. Er ist der gegebene für eine zu errichtende Zentralstation, die zunächst ihre eigene Umgebung in dieser Weise genau untersucht und sich dabei ein farbiges Personal heranbildet, das sicher und zuverlässig in diese Methode eingearbeitet wird. Ist dies geschehen, so werden diese angeleruten Eingeborenen in die weitere Umgegend von Dorf zu Dorf geschickt. Der Apparat, der ihnen mitzugeben ist, ist wenig umfangreich, so daß zwei, im Notfall selbst ein einzelner Mann ihn bequem mit sich führen könne. So kann schließlich mit geringen Unkosten die ganze Karawanenstraße mit allen umliegenden Ortschaften völlig bis in jede Einzelheit genau aufgenommen werden.

Ein weiterer Umstand ließ mich außer den schon angeführten den ursprünglichen Plan verhältnismäßig bald aufgeben: ich hörte es von allen Eingesessenen und lernte es im Verlauf der Reise selbst kennen, daß das Vorkommen der Surrah übertragenden Fliegen nach Jahres- und Tageszeit und Witterung, sowie zufälligen äußeren Vorkommnissen auf den einzelnen Strecken ganz wechselnd sei. Was ich also für den Januar mit großem Aufwand an Zeit, Arbeit und Auslagen des Gouvernements festgestellt hatte, das konnte schon im Februar, noch mehr im März u. s. w. sich ganz anders verhalten. Ich verweise in dieser Beziehung auf meine Tagebuchnotizen.

Sehr bedauerlich bleibt mir trotz allem, daß mir der Mangel an Zeit und das Fehlen eines für mein Gewicht geeigneten Reittieres es unmöglich machten, auch im Paregebirge die bergaufwärts und weiter talwärts gelegenen Dörfer zu besuchen, ihre Insassen zu befragen und ihre Herden zu besichtigen, wie ich es in

---

aufgeklappten Deckels, die Deckgläschen auf die schiefe Ebene gelegt und das Ganze von einem Manne so gehalten oder so gestellt, daß die Seiten- und Rückwand den Wind von den zum Trocknen ausgebreiteten bestrichenen Deckgläschen abhalten.

Wie der Verschluß des Deckels mit dem Kästchen am besten herzustellen ist, überlasse ich dem Techniker. Die Halter der Instrumente sind event. zum Aufklappen einzurichten; dann könnten auch die Seitenränder übergreifen. Der Vorderrand muß rechtwinklig umgebogen sein, damit er die sonst offene Vorderseite schließt.

Uſambara getan hatte. Denn es will mir ſcheinen, daß die Höhenlage ein gewichtiges Wort in der Tſetſefrage mitzuſprechen hat.

Da ich, wie ſchon angedeutet, die Surrah übertragenden Fliegen nur in verſchwindend kleiner Zahl unmittelbar im Gelände getroffen habe, ſo war es mir auch nicht möglich, mit Sicherheit führende Pflanzen aufzufinden, an deren Vorkommen die Tſetſe oder ähnliche Fliegen gebunden ſind. Meine botaniſche Ausbeute iſt daher auch ſehr gering und ſo war für mich die Ausrüſtung mit Material zu botaniſchen Sammlungen allzureichlich bemeſſen. Sie füllten mir unnötig die Laſten und da ich nur über zwei regendichte (private) Blechkoffer verfügte, ſo iſt ein großer Teil des Fließpapiers ungenutzt durch Regen verdorben worden, weil ich ihn in Laſtenkiſten unterzubringen gezwungen war. Auch hier dürfte es einer Forſchung, die von einem feſten Punkte ausgeht, vorbehalten bleiben, ſichere Grundlagen zu ſchaffen. Vielleicht aber war auch der Umſtand an dieſem meinen Teilmißerfolge Schuld, daß der größte Teil meiner Reiſe noch in die Trockenzeit fiel und ich auch für die Strecken, die ich noch geſund in der Regenzeit durchreiſte, gerade eine Trockenperiode getroffen hatte. Ich würde alſo doch raten, für eine etwaige Wiederholung einer ſolchen Reiſe Material für botaniſche Sammlungen mitzugeben, und zwar nicht bloß Pflanzenpreſſe und Fließpapier, ſondern auch die mir erſt zu ſpät nachgeſandten Sammeldüten und ferner Gefäße zum Einlegen von Früchten und ſaftigeren Pflanzenteilen. Das alles müßte in einem handlichen Blechkoffer verpackt werden, um nicht durch die Näſſe Schaden zu leiden. Über die Art und Bedeutung der wenigen geſammelten Pflanzen werde ich mich erſt weiter unten bei der Schilderung der wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe ausſprechen.

Als ich am 11. Januar in Tanga eingetroffen war, war die Gouvernementsausrüſtung bereits dort und die erſten Tage gingen hin mit Empfangnahme und Nachſehn der Ausrüſtung, Auspacken, Umpacken, Anwerbung von Trägern u. ſ. w. Die Beſorgung der eigenen Ausrüſtung, kleine Ergänzungen der wiſſenſchaftlichen, Herſtellung von Fangnetzen, Beſprechungen, gelegentliche Ausflüge nach der Inderanſiedlung, um das dortige Vieh zu beſichtigen, ein größerer Marſch nach Amboni, um Leute und Material zu erproben und mit dem Bezirksamtmann von Wilhelmstal Rückſprache zu nehmen, füllten die Woche bis zum 20. aus. Die in Auftrag gegebene Kiſte für Mikroſkop u. ſ. w. und die Zuchtkäſten für Fliegen waren inzwiſchen auch fertig geworden, und ſo konnte ich am 19. und 20. zur endgiltigen Fertigſtellung der Laſten übergehen und am 21. Januar den Abmarſch beginnen, wie ich bereits entſprechend der Verfügung Euer Hochgeboren telegraphiſch gemeldet habe. Bei meinem Ausflug nach Amboni hatte ich keine verdächtigen Fliegen geſehen und von den Leuten des Dorfes die beſtimmte Auskunft erhalten, daß ſolche auch in der Zeit, als ſie noch Vieh beſaßen, nicht vorhanden geweſen ſeien; in der Peſt hatten ſie faſt alles verloren, und das wenige, was ſie nachträglich wieder angeſchafft hatten, ſei ihnen an „madndu ndani ya tumbo“ — wohl Leberegeln — eingegangen. Die nächſte Ortſchaft, wo es jetzt Vieh gebe, ſei Pande (oder Pare-Schöllerplantage?), 4 Stunden ab nordweſtlich. Dieſe ſelbe Erklärung für das Nichtvorhandenſein von Vieh: Das Wegſterben in der Peſtzeit und die nachfolgende Armut, die ihnen noch nicht möglich gemacht habe, von neuem Vieh anzuſchaffen, erhielt ich für faſt alle Plätze, wo kein oder nur wenig Vieh war, von Tanga bis über Korogwe hinaus. Vielfach wurde als zweiter Grund auch noch der letzte Einbruch der Maſſai bis dicht an Tanga angeführt.

Obwohl ich in einzelnen Fällen, z. B. in Umba, Zweifel habe, ob nicht aus Sorge wegen der eben ſtattgehabten Viehzählung Vieh verſteckt worden iſt, ſcheinen mir dieſe Gründe doch bei den meiſten Ortſchaften die wirklich maßgebenden für den Mangel an Viehhaltung zu ſein. Leider iſt von dieſen Plätzen her dann ſchwer zu entſcheiden, ob Surrah vorhanden iſt oder nicht. Denn die Erinnerung der alten Leute iſt trügeriſch und zudem könnte bei dem großen Mangel an Wild tatſächlich auch eine Verminderung der infizierenden Fliegen eingetreten ſein.

Am 21. morgens 9^{45} brach ich alſo mit meiner Karawane von Tanga auf, um zunächſt nach Buhuri zu marſchieren, das nach den Mitteilungen des Bezirksamtmanns von Tanga, Herrn Meyer, als Quarantänelager der Viehtriebe aus dem Innern nach Tanga in Ausſicht genommen iſt. Ich folgte entſprechend den erhaltenen Weiſungen zunächſt der barabara bis zum Kilometer 1,3 der Eiſenbahn, überſchritt hier deren Geleiſe bei der Inderanſiedlung und folgte nun dem alten Karawanenwege, nicht der barabara, weil auf dieſem ſich der Viehtrieb faſt ausſchließlich bewegen ſoll. Auf dem von vielen Schamben begleiteten Wege traf ich wohl viele Fliegen an, jedoch trotz ſorgfältigen Ausſchauens nach ſolchen keine Tſetſeähnlichen. Je weiter nach Buhuri hin, um ſo mehr überwogen breitwellige mit gutem Steppengraſe beſetzte Flächen. Buhuri ſelbſt iſt ein kleines Dorf, in dem nur wenige Stück, etwa 15, Kleinvieh ſtehen, deren ſorgfältige Unterbringung allein ſchon die Angaben des Jumben, der einen recht verſtändigen Eindruck machte: „Die Leute hatten ſeit dem Maſſaieinfall noch nicht wieder genügend Geld, um Großvieh zu beſchaffen" glaubwürdig erſcheinen ließ. Denn ſo wird eben nur ein wertvoller Beſitz bewahrt. In früheren Zeiten ſoll der Platz viel Rindvieh beſeſſen haben und damals ſeien auch viele „nzi" vorhanden geweſen, die das Vieh zwar ſehr plagten, aber nicht krank machten. Ihre Größe ſei etwa die einer Daſſelfliege (alſo größer als die Tſetſe) geweſen und ſie ſeien als „paange" bezeichnet worden. Des Nachmittags unternahm ich mit dem Jumben einen ziemlich ausgedehnten Spaziergang durch das Gelände, nach SW. bis zum Wugawege, dann in weitem Bogen herum bis zum Bahndamm und der Station Steinbruch (Maliyamuka) und von dort zurück zum Dorf. Überall traf ich dasſelbe gute Gras, auch in den Niederungen, viel Wildſpuren und -Lager, aber kein Wild und keinerlei verdächtige Fliegen. An Waſſerſtellen ſah ich eine, etwa 4 Minuten öſtlich des Dorfes in einem kleinen Flüßchen, das der Weg von Tanga her kreuzt. Eine andere ſoll in SW. hinter dem Wege nach Wuga gelegen ſein, doch reichte meine Zeit nicht aus, ſie zu beſichtigen. Die eigentliche, dem Dorf nahe gelegene Waſſerſtelle will mir nicht ſehr ergiebig erſcheinen, doch glaube ich nach meinen Erfahrungen in Südweſtafrika aus der Geländegeſtaltung ſchließen zu dürfen, daß ſich in den weitgedehnten Tälern ohne große Schwierigkeiten reichlich Waſſer wird aufmachen laſſen. Da die einzelnen Täler durch, wenn auch ſanft geneigte, ſo doch ausgeſprochene Hügelrücken von einander getrennt ſind und die Weide allem Anſchein noch ſehr gut iſt, ſo will mir der Platz in der Tat für eine Quarantäneſtation recht geeignet erſcheinen; ſich die Iſolierung der einzelnen Herden würde ſich jedenfalls leicht durchführen laſſen.

Am Morgen des 22. beſichtigte ich vor dem Abmarſch noch ſchnell das Kleinvieh, das mir durchaus geſund erſchien und auch von den Leuten als geſund bezeichnet wurde.

Der Marſch führte mich nun über Steinbruch (auf einem etwas anderen Wege als dem geſtern benutzten) in etwa 10 Minuten bis zum Bahndamm. Auf deſſen anderer Seite liegt rechts vom Wege das ziemlich große Dorf Maweni, wo heute gar kein Vieh, weder großes noch kleines vorhanden iſt. Früher ſoll es anders geweſen ſein und alles Vieh ſich gut gehalten haben, bis es allmählich weggeſchlachtet wurde. Den Grund für dieſes Wegſchlachten konnte ich nicht in Erfahrung bringen; vielleicht iſt der Bahnbau Schuld daran. Verdächtige Fliegen habe ich nicht geſehen.

Weiterhin führt der Weg ſüdlich am Bahndamm entlang durch ſchöne Hochlandſchaft mit zwiſchenliegender guter Weide. Etwas ſüdlich vom Wege ab liegt das Dorf Kajáru, wo ich nach etwa 40 Minuten Marſch eintraf. Hier ſtanden 6 Rinder, 2 Kälber, ca. 20 Ziegen und 6 Schafe. Das Kleinvieh ſah alles ſehr geſund und fett aus, von den Rindern waren 3 ſchon ſeit einem Jahr, die andern ſeit einigen Monaten da. Nur eine Kuh zeigte einige Krankheitserſcheinungen, nämlich einige rundliche, 50 Pfennigſtück große flache Schwellungen am Halſe, die von den Leuten als Folgen des Stiches von „ndézi“ (Stechfliegen) bezeichnet wurden, und Milchadern (mishipa ya maziwa) am Bauch; doch war das Allgemeinbefinden durchaus ungeſtört und die Beſitzer ſelbſt wie mein Maſſai erklärten die Erſcheinungen, ſo wie auch ſie mir ſelbſt erſchienen, als völlig unbedenklich. Ein kurzer Marſch brachte mich von hier aus auf die barabara zurück und bald nach Pongwe, einem großen Dorf mit mächtiger Palliſadeneinfriedigung. Leider waren die älteren Leute alle zur Arbeit in der Schamba und nur einige halbwüchſige Burſchen zur Stelle, die mir folgende Auskunft gaben: Großvieh ſei ſeit dem Maſſaieinfall nicht mehr, Kleinvieh nur wenig vorhanden, doch dies alles geſund. Auch auf der Eiſenbahnſtation waren nur wenige Stück gleichfalls geſunden Kleinviehs. Fliegen haben ich und meine Leute nicht geſehen.

Von hier ab geht der Weg fortdauernd durch ausgedehnte Felder von Mais, Bananen, Maniok u. ſ. w. nach Kizendawa, einen kleinen offenen Ort von wenigen Hütten; ganz dicht hinter ihm liegt die Bezirksſchamba Mikombani, gleichfalls nur wenige, ohne jede Boma, z. T. einzeln, in den Kulturen zerſtreute Hütten. Beide Weiler gehören, wie noch eine Reihe anderer ähnlicher zu der Ortſchaft Baß. Etwa 20 Minuten ſüdlich von Mikombani, wo ich Lager aufſchlug, liegt ein etwas größerer Weiler mit einer großen Boma, die zum Schutze des Viehes dient, das eigentliche Baß. Es iſt der einzige der Weiler, der Vieh beſitzt, 16 Stück Rinder und ca. 20 Stück Kleinvieh, alles wohl genährt und durchaus geſund ausſehend. Hier waren auch Hunde. Von gefährlichen Fliegen war den Leuten nichts bekannt und ich ſelbſt habe auch keine ſolchen weder im Gelände noch am Vieh geſehen.

Am Morgen des 23. ſetzte ich den Marſch fort, zuerſt noch durch Kulturen, dann durch Wald mit Senken und Lichtungen, dahinter weitwellige Grasflächen mit vereinzelten Bäumen und Baumgruppen. An der Grenze von Digo und Bondei, die ich nach einer Stunde und 10 Minuten Marſch erreichte, wird das Gelände hügeliger; der Weg führt faſt ſtets im Tal entlang. Hier fing einer meiner Leute eine Bremſe, die von ihnen (zum größten Teil Wanyamwezi) als ndézi bezeichnet wurde, während ſie bei den Wabondei „paange“ heißt*).

*) Es iſt eine glossina tabaniformit.

Durch Unkenntnis meines Führers oder durch ein Mißverständnis marſchierten wir etwa 1 Stunde über das eigentliche Umba hinaus, wechſelnd durch Wald und Kulturen, alles auf dem roten ſteifen Lateritboden wie in Oſt-uſambara, kehrten dann um und ſchlugen in zwei aneinanderſtoßenden, gleichfalls als Umba bezeichneten Dörfchen unſer Lager auf. Vieh gab es in dieſen beiden Weilern nicht. Des Nachmittags ging ich mit einigen meiner Leute nach dem eigentlichen Umba zurück. Miſſionar und Jumbe waren beide abweſend, doch eine Reihe von älteren Leuten in dem (großen) Dorf, die mir folgendes mitteilten: augenblicklich ſei nur eine Ziege von Vieh am Platz — dieſe hatte ich geſehen, vorher hieß es, es ſei überhaupt kein Vieh da; es dürfte alſo verſteckt geweſen ſein. — Früher hatten ſie viele Rinder beſeſſen und damals ſeien auch viele Stechfliegen dageweſen. Maſſai und Hungersnot aber hätten die Rinder hinweggerafft und ſeitdem ſei noch kein Geld wieder da, neue anzuſchaffen. Ob jetzt zugeführtes Vieh krank wird und ob das Vieh damals an Krankheiten gelitten, konnte ich nicht ſicher verſtehen. Hunde waren nicht zu ſehen. Auf dem Heimwege führt mich der begleitende Mann aus dem Dorfe nach einem andern offenen Weiler, etwa 20 Minuten links vom Wege, ziemlich in der Mitte zwiſchen dem eigentlichen Umba und meinem Lagerplatz. Dort ſtand eine Kuh mit Kalb und ein halbwüchſiger Bulle. Alle drei ſahen geſund aus, zu erfragen iſt aber nichts, weil keine Seele in den Hütten iſt — vielleicht nur nach der Sitte der Wabondei vor dem weißen Mann geflohen. Auf dem Heimwege höre ich rechts vom Wege noch ein Rind brüllen, kann aber das Dorf nicht finden und muß, weil es zu dunkeln anfängt, zum Lager zurück.

Verdächtige Fliegen habe ich nirgends geſehen, dagegen gaben die Leute in Umba an, daß ſehr viel Zecken vorhanden ſeien, die das Vieh ſtark plagten.

Am 24. marſchierte ich auf dem am vorhergehenden Tag ſchon irrtümlicherweiſe eingeſchlagenen Weg weiter und kam nach etwa dreiviertel Stunden zum jetzt wieder neu angelegten Dorfe Kwa Mainde, unmittelbar am Bahndamm auf deſſen Südſeite gelegen. Das Dorf ſoll früher groß und viehreich geweſen ſein. Dann wurde das Vieh verkauft und die Einwohner verzogen nach anderen Plätzen. Seit dem Bahnbau jedoch iſt ein Teil von ihnen wieder an die alte Stelle zurückgekehrt, beſitzt jedoch außer Hühnern bis jetzt noch keinerlei Vieh. Hunde werden nicht gehalten „weil ſie die Hühner freſſen“. Der alte Weidegrund liegt nach Süden, jenſeits der barabara, in langgeſtrecktem ſich weithin ziehendem Tal, das vorwiegend mit breitblätterigem ſchilfartigen Graſe beſtanden iſt. Tſetſe ſoll nicht vorhanden ſein, nur ab und an eine Bremſe (paange) von der geſtern gefangenen Art.

Das Land bleibt auch zunächſt noch jenſeits des Bahndammes eben. Eine halbe Stunde von dieſem entfernt, ein wenig ſeitlich nach links ab, liegt das mittelgroße Dorf Kwa Mbuewe. Vieh iſt nicht vorhanden, auch nicht Spuren von ſolchem, eine einzelne Ziege wird als zur dawa beſtimmt bezeichnet. Fragen wegen des Viehmangels werden, ſoweit ich verſtehen kann, ausweichend beantwortet. Von der vorgezeigten, geſtern gefangenen Bremſe — paange — wird behauptet, ſie ſei hier nicht vorhanden; desgleichen nicht die Tſetſe, (nach dem mitgegebenen Muſter von Kilwa) ein alter Mann kennt ſie aber und gibt für ſie den Namen (sofúro oder) sofúra an.

Eine Viertelſtunde weiter, gleichfalls links vom Wege, liegt das Dorf

Kwenoro, etwa ebensogroß als Kwa Mbuewe, aber wohlhabender aussehend. Besitz von irgendwelchem Vieh wird allseitig in Abrede gestellt, obwohl frischer Mist von Kleinvieh ziemlich reichlich die Dorfstraßen bedeckt. Da es schon 9³⁰ ist, so ist das Vieh schon längst auf der Weide und bei dem Mißtrauen der Leute gelingt es mir nicht zu erfahren, wo es steht. So marschiere ich denn weiter, um schon nach 20 Minuten nach dem aus wenigen Hütten bestehenden, auf der Höhe eines Hügels gelegenen Poponi zu kommen. Hier liegen 4 Schafe, 3 Ziegen im Schatten des Hauses; sie sollen schon seit 2 Jahren am Platz sein und sehen wohlgenährt und gesund aus. Hunde sind nicht vorhanden.

Von Kwenoro ab ist das Gelände stark wellig und eine Viertelstunde Marsch bringt mich von Poponi nach Muheza. Der Weg führt jetzt durch dichtes Buschwerk.

Am Nachmittag hielt ich mit Beihilfe von Herrn Zschaetzsch mit dem Akiden und den alten Leuten von Muheza, sowie den Jumben der umliegenden Dörfer eine Besprechung über die Surrahfrage ab. Das wichtigste dieser Verhandlungen ist folgendes: In früheren Zeiten seien in und um Muheza sehr viele Ziegen und Schafe, aber keine Rinder gewesen. Diese letzteren, für die damals die Gegend um das eigentliche Muheza herum „nicht geeignet" war, fanden sich nur in der Richtung auf Kiwinde (Schöllerplantage) und Magila zu. Jetzt sollen aber Versuche, Rinder zu halten, guten Erfolg haben (z. B. Herr Zschaetzsch hält schon seit vielen Monaten eine kleine Rinderherde, die recht gut und gesund aussieht; nur von zwei kürzlich aus Kwai bezogenen Bullenkälbern scheint das eine nicht gedeihen zu wollen, doch sind die Erscheinungen anders als bei Surrah). Hunde gab es von altersher in großen Mengen, doch hat ihre Zahl seit der Hungersnot stark abgenommen, weil viele von ihnen geschlachtet wurden und gleichzeitig eine unter Krampfanfällen verlaufende Krankheit (vielleicht Blasenwürmer nach der Beschreibung) eine Menge dahinraffte.

Die Rinder gingen früher an einer Krankheit ein, die von der jetzt herrschenden Kidéi verschieden war. Es gab damals viele Fliegen, die besonders während der Regenzeit die Rinder stachen und krank machten.

Die vorgezeigten Tsetsefliegen (Muster von Kilwa) werden als sofúro bezeichnet und sollen in der Regenzeit um Muheza herum überall in großen Mengen beim Vieh sein. Ihre ganze Anwesenheit im Jahre daure jedoch nur etwa 10 Tage und nach der Regenzeit verschwänden sie wieder; sie seien nur in gewissen Jahren giftig. Auf freien Stellen und in Dörfern kommen sie selten vor, mehr auf Buschweiden und an Plätzen, „die übel riechen" Das breitblättrige riedartige Gras — eingelegt unter No. 1 — sei besonders als Aufenthaltsort bevorzugt. Nach der Regenzeit sollen die Fliegen in der Steppe ihren Aufenthalt nehmen und dort in den Früchten des Msarakabaumes*) leben. Sobald die Steppe abgebrannt ist, zögen sie wieder in die Umgegend von Muheza.

*) Der msaráka soll ein mittelgroßer Baum mit rauher, grauweißer Rinde (etwa wie eine rauhrissige Weißbuche) sein. Die Blätter sollen dem eingelegten Zweig No. 2 ähnlich sein Die Früchte etwa fingernagelgroß, an Farbe und Form wie eine reife Kaffeekirsche, nicht eßbar. Ich habe den Baum nicht zu sehen bekommen. Ein in Mombo als Msarala bezeichneter hatte wohl ähnliche Blätter und Früchte, aber glatte dunkelgraue Rinde und war einer der mächtigsten Urwaldriesen des Galeriewaldes am Mombo, also nichts weniger als ein Baum der Steppe. Der von den Wabondei und

An einem der nächſten Tage gab mir der Akide noch einige Nachträge zu dieſer Darſtellung, die einen Teil ſeiner erſten Angaben abändern: Es ſoll nämlich die giftige Stechfliege (ob wirkliche Tſetſe gemeint iſt, muß ich noch dahin geſtellt ſein laſſen) bei Muheza hauptſächlich in großer Zahl (mingi) vorhanden ſein in den Monaten Juni, Juli, Auguſt und September; im Oktober, November in geringer Zahl (hapana mingi sana), im Dezember-Januar gar nicht (ſtimmt mit meinen eigenen Beobachtungen), im Februar nur in einigen wenigen Stücken (kidogo, kama mvua), die Zahl abhängig davon, ob es ſchon regnet oder nicht; im März, April, Mai ſteigende Zunahme mit dem Regen.

Die Tageszeit, in der die Fliegen am meiſten ſtechen, ſeien die erſten Morgenſtunden bis gegen 10 Uhr, dann wieder nachmittags von ½5—½6. In der Zwiſchenzeit verkriechen ſie ſich in „Löcher". Dieſelben Zeiten gab mir einer der Zſchaetzſchen Leute an, der am Abend des 25. mit der Meldung zu mir kam, daß in einem der Herrn Zſchaetzſch gehörigen Dörfer (kwa Sēchi!) ſolche Fliegen gerade ſich vorfänden*).

Außer dieſer Angabe, daß augenblicklich giftige Stechfliegen in der Umgegend von Muheza ſeien, führte mich am 25. morgens der Akide auch noch zu der Schlachtſtelle und dem neben ihr erbauten offenen Schuppen für das Schlachtvieh, da dort ſolche Fliegen ſich ſtets vorfinden ſollten. Ich ließ an dieſem und dem nächſten Tage von den Blutlachen, dem herumliegenden Magen- und Darminhalt, aus dem Stall und von den eingeſtellten Tieren unter meiner perſönlichen Aufſicht und Leitung ſo viel Fliegen als möglich fangen, ſah und bekam aber ſtets nur Saugfliegen (Stuben- und Schmeißfliegen), von denen die eine Art, abgeſehen von geringerer Größe, allerdings der Tſetſe ſehr ähnlich ſieht; und ebenſo erging es mir in dem Dorf Kwa Sēchi, obwohl ich das Maultier noch als Fliegenköder mitgenommen und die von den Leuten als günſtigſte angegebene Zeit zwiſchen 4½ und 5½ nachmittags gewählt hatte. Dagegen führte mir am Abend des 26. der Akide ſeinen ſurrahkranken Maskateſel vor, der über und über mit erbſengroßen leicht angeſchwollenen Stellchen bedeckt war — nach Angaben der Leute Stichſtellen der sofura — auf deren Gipfel ſich Schorf, zum Teil aber auch friſch geronnenes Blut vorfand. Sind dieſe Stellen alſo wirklich Stichſtellen der sofura — ich wähle aus ſpäter zu erörternden Gründen gerade das Kiſuaheli-Wort, — ſo müßten, trotzdem ich ſelbſt ihrer nicht habhaft werden konnte, jetzt, im Januar, dem als sofurafrei bezeichneten Monat, doch ſolche Fliegen in und um Muheza ſich aufhalten.

Waſegua Mſaraka genannte Baum ſcheint zur Herſtellung von verſchiedenen Giften und Liebestränken zu dienen; anders kann ich mir wenigſtens das ſtete Ausweichen der jüngeren und kleineren Leute, wenn ſie ihn mir zeigen ſollten, nicht deuten. Was ich in Muheza erfuhr, gab mir der Akide ſelbſt und zwei ganz alte ihm offenbar ſehr vertraute Leute an.

*) Ich gebe hier nur die Angaben der Leute; die Kritik folgt im wiſſenſchaftlichen Teil.

Die oſtafrikaniſche Bahnfrage.

Von Dr. iur. Hermann Heſſe.

I.

I. Wie wenig die große Mehrheit des deutſchen Volkes über den wirtſchaftlichen Wert unſerer Schutzgebiete und die Notwendigkeit, ſie den Intereſſen der heimiſchen Volkswirtſchaft dienſtbar zu machen, ſowie über die Art und Weiſe, wie dies am beſten zu geſchehen hat, unterrichtet iſt, beweiſt die Geſchichte des Bahnbaus in unſeren Schutzgebieten. Trotz der unausgeſetzten Bemühungen derjenigen Kreiſe, welche aus idealen und materiellen Gründen beſtrebt waren, die reichen Hilfsquellen ſeiner Schutzgebiete dem Bewußtſein des deutſchen Volkes nahe zu bringen, ihm zu beweiſen, daß die wirtſchaftliche Entwickelung unſerer Schutzgebiete nicht nur eine nationale That, ſondern auch eine ſoziale Frage allererſten Ranges iſt, hat das Volk und ſeine parlamentariſchen Vertreter in kolonialen Fragen eine bemerkenswerte Zurückhaltung bewieſen, welche, verglichen mit dem verſtändnisvollen Zuſammenarbeiten des engliſchen und franzöſiſchen Parlaments mit ſeiner Regierung, für die Reichsregierung ein gewaltiger Hemmſchuh hinſichtlich der Maßnahmen für die wirtſchaftliche Entwickelung unſerer Schutzgebiete geweſen iſt. Bemerkenswert iſt vor allem, daß gerade jetzt, da wir am Vorabend einer langjährigen Regelung unſerer Handelsbeziehungen zum Auslande ſtehen, nicht nur die Oppoſition im Reichstage, allen voran die Herren Richter und Bebel, in der üblichen Weiſe gegen unſere Kolonialpolitik herziehen, ſondern daß auch viele andere Abgeordnete bei der gegenwärtigen nicht günſtigen Finanzlage des Reiches bedauerlicherweiſe zum mindeſten eine laue Haltung gegenüber den kolonialpolitiſchen Forderungen der Regierung einnehmen. Es iſt dies nicht recht verſtändlich, wenn man bedenkt, wie große Gefahren unſerem Handel allein ſchon aus der Vertiefung der allbritiſchen Reichszollbewegung und aus der beabſichtigten Erſchwerung der nichtbritiſchen Schiffahrt zwiſchen England und ſeinen Kolonien zu erwachſen beginnen. Der deutſch-engliſche Handelsvertrag wurde ſchon im Jahre 1897 von England mit der ausgeſprochenen Abſicht gekündigt, damit ein Hindernis zu beſeitigen, welches der Schaffung von Zolleinrichtungen für den Verkehr innerhalb des britiſchen Reiches und ſeiner Kolonien, wie ſie den britiſchen Intereſſen zweckmäßig erſchienen, bisher im Wege ſtand. Hierzu kommt noch die thatſächliche Erſchwerung des deutſchen Handels mit einzelnen britiſchen Kolonien, wie Kanada, Oſtindien, Südafrika und anderen. Bei dieſer Sachlage wäre es doch eigentlich ſehr naheliegend, daß wir Deutſchen uns mit verdoppeltem Eifer an die wirtſchaftliche Erſchließung unſerer Schutzgebiete durch Schaffung von Verkehrswegen und Hebung der Produktion heranbegäben, damit wir einmal im Bezug der für unſere heimiſche Volkswirtſchaft unentbehrlichen kolonialen Roh-

produkte immer selbständiger und nach und nach unabhängig von den britischen Märkten würden, andererseits aber auch dem britischen Kaufmann unsere Kolonien zu einem begehrenswerten Markt machten, was bei dem Abschluß eines neuen Handelsvertrags mit England wesentlich zu Gunsten der deutschen Interessen ins Gewicht fallen dürfte. Anstatt aber werkthätig an der wirtschaftlichen Nutzbarmachung unserer Schutzgebiete mitzuarbeiten, gefällt sich ein großer Teil unseres Volkes und seiner Abgeordneten leider in öder Negation und Kritik und hindert sogar die Bestrebungen derjenigen, welche die kolonialen Vorwerke zum Vorteil des heimischen Hauptgutes ausbeuten wollen. Immer aufs neue ist daher die deutsche Kolonialgesellschaft bemüht, im Volke Aufklärung über den Wert unserer Schutzgebiete für die Volkswirtschaft des Mutterlandes und ihre stetig wachsende Bedeutung für die Ernährung und Bekleidung sowie für den Wohlstand unserer Bevölkerung zu verbreiten. Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhange die Frage des Baues von Eisenbahnen in unserem ostafrikanischen Schutzgebiete, die im folgenden eingehend erörtert und begründet werden soll.

II. Wenn in den 18 Jahren der deutschen Herrschaft in Ostafrika noch keine greifbaren Erfolge erzielt sind dergestalt, daß man auf eine glänzende finanzielle und wirtschaftliche Entwickelung des Schutzgebietes hinweisen könnte, so erklärt sich dies aus politischen Gründen und aus den wirtschaftlichen Verhältnissen, welche wir zur Zeit unserer Besitzergreifung vorfanden. Das Land stand unter arabischer Herrschaft, die in einzelnen Beziehungen eine wirtschaftliche Blüte herbeigeführt hatte. Die reichen Elfenbeinschätze des unerschlossenen Innern brachten den Arabern und indischen Kaufleuten reichen Gewinn, da insbesondere die schwierige Transportfrage durch die arabischen Sklavenhändler in einfachster, wenn auch gewissenloser Weise gelöst wurde. Die Sklaven waren ein billiges Transportmittel für das Elfenbein, denn sie wurden kostenlos erworben, beförderten das Elfenbein unentgeltlich an die Küste und die Waren zum Eintausch des Elfenbeins unentgeltlich in das Innere. Schließlich wurden sie selbst verkauft, und der Sklavenhandel brachte den Arabern reichen Gewinn. Sklavenraub und fortwährende Kämpfe der Eingeborenen untereinander entvölkerten jedoch weite Strecken des Landes und trugen zu seinem wirtschaftlichen Verfall bei. Heuschreckenfraß, Hungersnot und Rinderpest sowie Dürre waren verderbliche Schicksalsschläge, deren entsetzliche Folgen zwar in einem zivilisierten Lande gemildert und abgewendet werden können, die aber in einem gänzlich unzivilisierten, durch Raubbau und Menschenhandel verwüsteten Lande den wirtschaftlichen Verfall nur beschleunigten.

In diesem durch solche Schicksalsschläge wie durch die arabische Kultur gleichmäßig schwer heimgesuchten Lande hatte die deutsche Herrschaft naturgemäß, ehe sie an eine wirtschaftliche Entwickelung denken konnte, erst einmal Ordnung zu schaffen. Die Kriegszüge der Eingeborenen untereinander wurden nach der Niederwerfung des Araberaufstandes und der Begründung der deutschen Herrschaft durch unsere Schutztruppe in zahlreichen, zum Teil verlustreichen und blutigen Kämpfen unterdrückt, und eine erfreuliche Rechtssicherheit, die unumgänglich notwendige Voraussetzung für die Arbeiten des Friedens, hat überall Platz gegriffen. Sklavenraub ist unmöglich; der Sklavenhandel ist fast völlig unterdrückt, seitdem die Sklavenhändler, anstatt sich der Früchte ihres schändlichen Gewerbes zu erfreuen, den Galgen zieren und mit Geldstrafen bis zu 100000 M. bedroht werden. Die Sklaverei selbst wird allmählich beseitigt.

Übergang über den Wami.

Das ganze Schutzgebiet ist allmählich erobert, befriedet und völlig in Besitz genommen. Überall ist eine geordnete Verwaltung eingerichtet, nicht als Selbstzweck, sondern zum Nutzen des Landes und seiner Einwohner sowie zum Zweck seiner wirtschaftlichen Erschließung. Diese letztere bot indes die allergrößten Schwierigkeiten. Denn nicht nur, daß das Land durch Krieg und Sklavenraub stellenweise und zumeist nahe der Küste entvölkert war, auch schwere Schicksalsschläge wie Rinderpest, Heuschreckenfraß, Hungersnot und Dürre uns seit der Besitzergreifung nicht erspart blieben, nein, auch durch die Beseitigung der arabischen Kultur wurde die wirtschaftliche Entwickelung des Landes auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Die Unterdrückung des mit unseren kulturellen Anschauungen nicht zu vereinigenden Sklavenhandels und die allmähliche, immerhin noch nicht ganz erreichte Beseitigung der Sklaverei brachte dem ostafrikanischen Handel schwere Schäden. Insbesondere wurde der Warentransport verteuert, weil die Sklavenkarawanen nicht mehr als unentgeltliches Warenbeförderungsmittel dienten, sondern die freien Träger neben ihrem Zehrgeld auch Lohn erhielten, der von der Küste bis zu den großen Seen etwas über 30 Rupien für die Last von etwa 60 Pfund beträgt. Durch die großen Transportkosten ist aber der Wert der gewöhnlichen Handelsartikel derart verteuert, daß sich nur noch ein Handel mit kostbaren Artikeln von relativ geringem Gewicht lohnt; schwere Gegenstände zu transportieren ist überhaupt ausgeschlossen.

III. Es ist klar, daß derartige Transportverhältnisse eine fortschreitende Entwickelung und Aufwärtsbewegung des Handels in jenen Gegenden völlig ausschlossen. Möglich wurde sie nur, wenn durch neuzeitliche Verkehrsmittel einmal der Raum zwischen den Produktions- und Konsumptionsstätten überbrückt, und die Zeit, welche der Austausch der Waren erfordert, auf das geringste Maß herabgemindert, endlich die Transportkosten erheblich herabgesetzt wurden. Dieser Erfolg ist aber einzig und allein durch den Bau einer Eisenbahn zu erzielen. Die Zeitersparnis, welche die Bahn dem einzelnen gewährt, sowie die größere Sicherheit und Schnelligkeit der Versorgung mit Waren rechtfertigen ferner den Bau einer Bahn; endlich auch die Möglichkeit, billige Massengüter sowie schwere, durch Menschen und Fuhrwerk nicht zu befördernde Güter fortzuschaffen. Das sind alles immaterielle Vorteile, deren Wert sich zahlenmäßig nicht feststellen läßt, die aber den Handel und damit die wirtschaftliche Entwickelung nicht nur fördern, sondern überhaupt erst ermöglichen.

Diese allgemeinen Erfahrungssätze, deren Richtigkeit für die Heimat wohl niemand bestreiten wird, und die auch von allen anderen Kulturvölkern, insbesondere auch von den älteren und erfahrenen Kolonialvölkern in ihren Kolonien in die Praxis umgesetzt sind, treffen auch für unser ostafrikanisches Schutzgebiet zu. Will man daher das Land erschließen und wirtschaftlich entwickeln, so ist hierzu die Schaffung neuzeitlicher Verkehrsmittel unbedingt notwendig. Personen und Güter müssen möglichst weit, möglichst schnell und möglichst billig nach allen Teilen des Landes geschafft werden können. Dazu kommt noch die schnelle Übermittelung von Nachrichten durch Telegraph und Fernsprecher. Freilich müssen Personen dasein, müssen Güter vorhanden sein, welche die Anlegung von kostspieligen Eisenbahnbauten lohnen. Endlich muß der Vorteil der Beförderung durch Eisenbahnen gegenüber der bisherigen Beförderungsweise erheblich sein, muß auch der Nachteil der bisherigen Beförderungsweise so groß sein, daß ihre Er-

Ruvumafluß bei Mambo.

Digitized by Google

ſetzung durch den Eiſenbahnbetrieb notwendig erſcheint. Schließlich iſt noch zu berückſichtigen, ob, wenn das Land auch zur Zeit noch nicht genügend Güter hervorbringt und Menſchen enthält, die den Bahnbau rentabel machen können, nicht die Möglichkeit vorhanden iſt, durch produktive Arbeit Werte zu ſchaffen und durch die Segnungen einer friedewirkenden Verwaltung die arbeitende und ſchaffende Bevölkerung zu vermehren.

IV. Alle dieſe Fragen ſollen im folgenden durch eine Darſtellung der thatſächlichen Verhältniſſe der Prüfung durch den Leſer unterbreitet werden. Zunächſt iſt es aber von Belang zu betrachten, wie die Nachbarn unſeres Schutzgebietes dieſe Fragen zu löſen und die ihnen bei der Verteilung Afrikas zugefallenen Gebiete zu entwickeln verſucht haben. An ihrem Beiſpiel können wir ſehen und lernen, ob der Weg, den wir bisher verfolgt haben, richtig iſt oder nicht.

1. Im Norden grenzt an unſer Schutzgebiet Britiſch-Oſtafrika, das in ſeinem öſtlich vom Viktoriaſee gelegenen Teile ſich an Fruchtbarkeit, Bewäſſerung und Bevölkerungsdichte bei weitem nicht mit unſerer Kolonie meſſen kann. Im Süden liegt jenſeits des Ruvumafluſſes Portugieſiſch-Oſtafrika, das der ſüdlichen Hälfte unſeres Schutzgebietes völlig gleichwertig iſt. Weſtlich daran ſchließt ſich Britiſch-Zentralafrika, und zwiſchen dieſem und Britiſch-Oſtafrika begrenzt der Kongoſtaat im Weſten unſer Schutzgebiet.

2. Bis vor etwa 10 Jahren noch bildete unſer Schutzgebiet vermöge ſeiner günſtigen zentralen Lage für den größten Teil dieſer angrenzenden Länder den natürlichen Handelsweg. Sanſibar, das wir leider den Engländern überlaſſen haben, war das Emporium der afrikaniſchen Oſtküſte, das gewiſſermaßen eine magnetiſche Anziehungskraft auf die Bewohner Innerafrikas ausübte. Es hat heute trotz ſeiner Erklärung zum Freihafen ſeine Glanzperiode hinter ſich, und die angrenzenden Länder haben ſich bewußt von ihm unabhängig gemacht.

Aber währenddem wir Deutſchen mit unzureichenden Mitteln die wirtſchaftliche Selbſtändigkeit unſeres Schutzgebietes errungen und uns während voller 15 Jahre theoretiſch über den Nutzen oder Nachteil von Bahnen in unſerem Schutzgebiete geſtritten haben, ſind unſere nördlichen Nachbarn, die Engländer, ohne lange Erörterungen thatkräftig vorgegangen und haben einen Bahnbau geſchaffen, der den Neid und die Bewunderung der Mitwelt erregt. Von Mombas aus haben ſie durch öde, waſſerloſe und wenig bevölkerte Gegenden von mehreren 100 km Breite die fruchtbaren, volk- und waſſerreichen Gebiete am Viktoriaſee durch einen Schienenſtrang von 1000 km Länge (in der Luftlinie 750 km) der Küſte nahe gebracht, und zwar mit einem Koſtenaufwand von über 100000000 Mk. Währenddem führten ſie einen Krieg um die Eroberung Südafrikas, der ſie 5—6 Milliarden gekoſtet hat. Den Weg, der früher durch Karawanen in mindeſtens 3 Monaten überwunden wurde, durcheilt jetzt die Lokomotive in 53¼ Stunden, wobei noch die 41 Zwiſchenſtationen 16 Stunden Aufenthalt verurſachen. Die Fahrzeit beträgt 19 km in der Stunde. Dieſelbe Strecke in Deutſchland, etwa die Entfernung zwiſchen Hannover und Königsberg, wird in 14 Stunden zurückgelegt. Die Bauzeit betrug 6¼ Jahre, denn im Dezember 1895 landeten die engliſchen Ingenieure in Mombaſſa, und zu Anfang 1902 erreichte die Lokomotive Port Florence am Viktoriaſee.

Sitten und Gebräuche der Bakoko in Kamerun.

Von Eberhard v. Schkopp.

IV.

Zur Vervollständigung des Berichtes der bei den Bakoko auftretenden Krankheitserscheinungen trage ich an dieser Stelle noch nach:

Krankheiten.

Nicht unbekannt sind bei den Bakoko die akuten Zustände von Lungen- oder Brustfellentzündungen. Im Verhältnis zu den einzelnen Fällen sind Todesfälle sehr häufig. Man behandelt die Kranken äußerlich mit kalten Wasserumschlägen über die Brust und Schultern. Innerlich verabreicht man schweißtreibende Getränke, hergestellt aus mir unbekannten einheimischen Pflanzen.

Lungenkatarrhe, die oft chronisch werden, kommen vor; Keuchhusten scheint gleichfalls nicht unbekannt zu sein. Angewärmtes Palmöl, durch die Nase eingesogen, soll von heilbringender Wirkung sein.

Verbreiteter sind im allgemeinen die Erkrankungen der Verdauungsorgane. Magenkatarrhe, stets eine Folge von übermäßigem Genuß von Nahrungsmitteln, kommen in allen Altersstufen vor. Darmkatarrh ist nicht selten und Dysenterie tritt manchmal mit alarmierenden Symptomen auf. Nach der Therapeutik der Bakoko wirkt eine stark gepfefferte Suppe von Arachis.

Gegen Hämorrhoiden wird das Messer in Anwendung gebracht. Phlegmonöse Entzündungen werden mit Hundefett eingerieben. Krätze ist häufig und wie bereits erwähnt Filaria medinensis.

Syphilis scheint bei den Bakoko weniger verbreitet zu sein. Dies dürfte wohl eine Folge der starren Abgeschlossenheit ihres Landes gegen die übrigen Stämme und die Europäer sein, da letztere wohl nicht unwesentlich zur Verbreitung dieser Krankheit beigetragen haben. Einzelne, mir bekannt gewordene Fälle, waren noch primär; die Leute versuchten die offenen Stellen am Penis mit siedendem Palmöl zu behandeln.

Von Augenkrankheiten wurde mir nur der Augenwurm bekannt, woran auch Europäer in Kamerun und an der Westküste Afrikas leiden. Unfruchtbarkeit bei Frauen und Fehlgeburten sind selten. Entzündungen der Brustdrüsen kommen öfter vor, ebenso Brustkrebs.

Wenn auch die Pubertät früher eintritt als in den Ländern der gemäßigten und kalten Zonen, so ist es eine irrige Ansicht, zwölfjährige Negermädchen für vollkommen körperlich entwickelt zu halten. Wenn einzelne derartig früh eintretende Fälle dennoch konstatiert werden, so gehören sie zu den größten Seltenheiten. Professor Hildebrand weiß von einer zehnjährigen jungen Mutter aus

Ägypten zu berichten. Ich muß dieſe Behauptung dahingeſtellt ſein laſſen. In Wirklichkeit dürfte die Pubertät zwiſchen dem 13. und 14. Lebensjahre eintreten. Mädchen, welche im Alter von 14 Jahren noch nicht menſtruieren, ſind nicht ſelten. Die Menſtruations-Blutungen ſind gering und ſelten länger als 2—3 Tage andauernd, treten mit dem Tage, oft Stunde, pünktlich auf und verurſachen keine Beſchwerden. Binden ꝛc. werden während dieſer Zeit nicht getragen.

Krankheiten der inneren Geſchlechtsorgane ſind nicht zu meiner Kenntnis gelangt, womit ich aber nicht behaupten will, daß die Bakokofrauen davon verſchont bleiben.

Gehirn- und Nervenkrankheiten ſcheinen ſelten zu ſein. Paralyſen habe ich weder beobachtet, noch irgend etwas darüber in Erfahrung bringen können. Schlaganfälle und Epilepſie gehören zu großen Seltenheiten, auch bin ich nicht ſicher, ob meine dahin zielenden Fragen von den Leuten richtig verſtanden wurden. Hyſteriſche Weiber ſind nicht ſelten. Ein beliebtes Heilmittel iſt Prügel. Similia similibus curantur, denken die Bakoko, wobei ihr Gedankengang etwa folgender iſt: „Unmotivierte Tränen werden durch Tränen des Schmerzes geheilt.“

Ungewollte Vergiftungen ſind ſelten, wobei die durch animaliſche Gifte überwiegen. Zu den bereits erwähnten Schlangengiften treten noch der Skorpionſtich (scorpio africanus), ſowie der Stich einer giftigen Art Tauſendfüßer.

Zu scorpio africanus möchte ich bemerken, daß der Stich desſelben keineswegs tödlich verläuft. Iſt ein Bakoko von einer giftigen Schlange gebiſſen worden, wobeier ſehr wohl einen Unterſchied zwiſchen giftigen und harmloſen zu machen weiß, ſo wird die Wunde erweitert und zum Bluten gebracht. Iſt es möglich, ſo wird der verletzte Körperteil mit Baſt unterbunden und die Wunde mit glühender Holzkohle ausgebrannt und mit ſiedendem Palmöl beträufelt. Mit dem Munde wird die Wunde nie ausgeſogen.

Giftige Spinnen ſoll es geben; doch iſt dieſe Behauptung mit Vorſicht aufzunehmen, da mir nie ein derartiges Exemplar gebracht, auch von anderer Seite das Vorkommen in Abrede geſtellt wurde.

Neben der Überzeugung von der Heilkraft des Palmöls lieben die Bakoko auch eine komplizierte Therapie, jedoch nur bei der Behandlung weiblicher Kranken.

Amulette. Amulette und Talismane ſind als vorbeugende und ſchützende Mittel bekannt und finden weite Verbreitung. Es iſt grundfalſch, aus dieſem Umſtande Schlüſſe auf die religiöſen Anſchauungen ziehen zu wollen und womöglich von Fetiſchismus zu ſprechen. Dieſe Amulette haben mit der Religion abſolut nichts zu tun. Wenn man bedenkt, daß der Aberglaube bei den hochziviliſierten Völkern keine geringere Rolle ſpielt als in Afrika, und daß ein Vergleich keineswegs immer zu Gunſten der Weißen ausfallen würde, ſo wird man die Talismane der Neger anders einſchätzen als bisher.

Aberglaube. Man muß zwiſchen Amuletten und Aberglauben einerſeits und der Religionsanſchauung andererſeits Unterſchiede zu machen wiſſen, da einem ſonſt vieles unklärlich erſcheinen würde.

Staatsverfaſſung. Die Bakoko, welche ſich in verſchiedenen Beziehungen ſcharf von den andern Stämmen unterſcheiden, und jedes Eindringen der militäriſchen Expeditionen in ihr Land, mit bewaffneter Hand zurückwieſen, bilden keinen einheitlichen Staat

unter einem gemeinsamen Oberhaupte. Das Volk zerfällt in verschiedene Unterstämme, die, wenn sie auch nicht alle für sich ein Oberhaupt besitzen, doch Häuptlinge aufweisen, von denen einer immer eine gewisse bevorzugte Stellung vor den übrigen Chiefs einnimmt. Auf den südlichen Njonguſern befinden sich folgende Unterstämme der Bakoko: Yábi, Ndógen-Tómen, Ndógen-Bésól, Ndógen-Shók und Sólby. Auf dem nördlichen Ufer liegen Bási, einige Yabi Dörfer, Ndogen-Besol, die Bergbakoko, zu denen die Etoni gehören, und Ndogen Belan. Diese Aufzählung soll keineswegs eine vollständige sein; die Zukunft wird hier manche Ergänzung bringen. Da meine beiden Expeditionen durch das Bakokoland nicht im Interesse der Wissenschaft ausgeführt wurden, sondern rein kaufmännische Interessen verfolgten, so konnte ich den ethnologischen und ethnographischen Feststellungen nur wenig Zeit widmen. Auch durfte ich durch allzudringliches Fragen die Eingeborenen nicht mißtrauisch machen, da zur Zeit die Gemüter infolge räuberischer Einfälle der Jaúnde in das Bakokogebiet heftig erregt waren.

Jedes Dorf hat seinen Häuptling. Das Ansehen desselben nimmt mit der Größe seiner Besitzung, der Anzahl seiner Untertanen, seiner Weiber und Dienſteigenen zu. Wenn auch dadurch gleichzeitig seine Macht zunimmt, so geschieht das doch nicht, in demselben Maßstabe, wie man annehmen könnte. Das persönliche Moment ist manchmal von größerer Bedeutung als die Anzahl der Untertanen. Andererseits beschneidet auch der Wille aller die Macht eines Häuptlings sehr.

Wie ein roter Faden zieht sich durch das ganze Leben der Bakoko das Bewußtsein der eigenen freien Willensäußerung. Gefällt einem Bakoko sein Oberhaupt nicht, und kann er mit seiner Ansicht bei der Gesamtheit nicht durchdringen, so verläßt er das Dorf, siedelt sich abseits des Dorfes an und bildet mit seiner Familie ein Gemeinwesen für sich. Hierauf sind die vielen kleinen selbständigen Dörfer innerhalb eines Stammes zurückzuführen. Alle Häuptlinge der Bakoko, die eine wirkliche Regierungsgewalt ausüben, sind Leute, die über das geistige Niveau der Gesamtheit emporragen. Bei Schonung der überlieferten Sitten und Gebräuche sind diese Häuptlinge vorzügliche Menschenkenner, die ihre Untertanen oft dem eigenen Willen mit Umgehung der bestehenden Gesetze gefügig zu machen verstehen. In meisterhafter Weise geben sie sich bei Verhandlungen den Anschein, als ob sie sich dem Willen aller fügten, während in Wirklichkeit die Massen von ihnen geführt und geleitet werden. Welche Selbstbeherrschung den Stammesführern manchmal eigen ist und über welche Dosis Heuchelei sie ihren Untertanen gegenüber verfügen, nur um ihren Willen durchzusetzen, ist erstaunlich. Sollte sich je unter ihnen ein Mann finden, der mit diesen unleugbar staatsmännischen Fähigkeiten, die selbstherrlichen Massen zu leiten, ebensoviel persönliche Initiative und Mut verbindet, und dieser Mann wäre den Europäern feindlich gesinnt, keine Schutztruppe, wie sie in Kamerun augenblicklich besteht, könnte die Weißen schützen, selbst wenn sich die Küstenstämme für die Weißen erklären sollten. Je weiter man sich von der Küste entfernt und zu den im Innern wohnenden Stämmen kommt, um so größer wird der Unterschied zwischen den degenerierten Küstenbewohnern mit ihren bettelhaften, zudringlichen, verkommenen und unverschämten „Königen" und den Stämmen im Innern, deren Häuptlinge eine gewisse natürliche Würde zur Schau tragen, und deren gesamte Bevölkerung vorteilhaft von den

minderwertigen Küſtenbewohnern ſich unterſcheidet. Trotzdem iſt es eine bekannte Tatſache, daß jeder Hinterſaſſe von ſeinem Vordermann verächtlich als „bushnigger“ bezeichnet wird.

Rechtsanſchauungen.

Im allgemeinen muß man ſagen, daß die Häuptlinge der Bakoko bei allen Verhandlungen nur die Leitung in der Hand haben. Der geſetzgebenden Körperſchaft gehört jeder freie erwachſene Bakoko mit ſiebzehn Jahren an. Bei den öffentlichen Beratungen, wobei Frauen nicht anweſend ſein dürfen, wird jeder gehört, die jüngſten Mitglieder des Stammes zuerſt. Die Alten, zu denen man alle diejenigen zählt, die Großväter ſind, ſehen genau darauf, daß von den überkommenen Sitten nicht abgewichen wird. Kommen Meinungsverſchiedenheiten vor, was nicht zu den Seltenheiten gehört, ſo entſcheidet ein Fauſtkampf. Waffen ſind dabei verpönt, doch ereignet es ſich oft, daß ein oder der andere Teil in der Hitze des Kampfes nach einer Waffe greift, um ſeinen Gegner kampfunfähig zu machen. In dieſem Falle ſuchen die übrigen ſofort die Streitenden zu trennen. Wer als Sieger aus einem ſolchen Zweikampf hervorgeht, der hat Recht, und der unterlegene Teil fügt ſich. Bei feſtlichem Palmweingelage, zu welchem der Sieger den größten Teil beizuſteuern hat, wird die Fehde vergeſſen. Es wäre falſch, wollte man von dem Ausgang ſolcher Zweikämpfe als von einem Gottesurteil ſprechen. Der Bakoko erkennt darin nur die überlegene Kraft des Siegers an, keineswegs aber das Eingreifen einer überirdiſchen Macht zu Gunſten desjenigen Teiles, der das Recht auf ſeiner Seite hat. Der Bakoko ſagt auch nicht „Macht geht vor Recht“, ſondern „Kraft verleiht Recht“; deswegen imponiert rohe Kraft immer. Zu bemerken iſt noch, daß der Stamm, reſpektive die Anweſenden einer Verſammlung den Zweikampf genehmigen müſſen, wenn der Ausgang irgendwelchen Einfluß auf die Beratungen haben ſoll. Wird die Erlaubnis verſagt, ſo erſtreckt ſich das Verbot nicht auf den Zweikampf an und für ſich, ſondern man nimmt ihm nur die Bedeutung, im allgemeinen Intereſſe ausgefochten zu werden. Den kontrahierenden Teilen ſteht es frei, ihre perſönliche Meinungsverſchiedenheit zu ordnen, wie ſie wollen. Hierbei wird einerſeits dem Willen der Geſamtheit Achtung verſchafft, anderſeits reſpektiert man auch die freie Willensäußerung des einzelnen.

Um die Rechtsanſchauungen der Bakoko zu verſtehen, iſt es erforderlich, ihre Charaktereigenſchaften zu kennen. Man hat dabei zu unterſcheiden zwiſchen ſolchen Negern, die wenig oder garnicht mit den Europäern und vor allen Dingen mit den Miſſionaren in Berührung kommen und ſolchen, bei denen europäiſche Anſchauungen und Lehren Eingang gefunden haben. Viel iſt bereits über das Lügen, Betrügen und Stehlen der Neger geſchrieben worden. Wenn man bedenkt, daß die Bakoko dieſe Eigenſchaften als kein Vergehen erblicken, daß ſie Lügen bei Abwickelung ihrer Handelsgeſchäfte als unumgänglich notwendig zur Wahrung ihrer Intereſſen halten, ſo wird man es verſtehen, daß ſie kein Gefühl der Beſchämung in unſerm Sinne kennen, wenn ſie dabei ertappt werden. Wer ihnen eben nicht gleich alles aufs Wort glaubt und den Betrug entdeckt, der iſt der Klügere, und die Sache iſt erledigt. Man kann auch beim Handel nicht immer von Betrug ſprechen, da den Objekten eine ſtabile Bewertung fehlt. Daß die Bakoko bei Anpreiſen der Waren etwas weit gehen und der Phantaſie die Zügel ſchießen laſſen, iſt erklärlich, ebenſo erklärlich iſt es ihnen, wenn man ihren Worten nicht Glauben ſchenkt und Zweifel laut werden läßt. Wer ſich beſtehlen läßt, iſt in den Augen der Bakoko ein Menſch, der ſein Eigentum nicht gehörig bewacht und

es nicht beſſer verdient, als daß man ihm ſein Gut nimmt. Ich habe vielfach die Bemerkung gemacht, daß die Leute, wenn man ihnen den Diebſtahl nachwies, nicht zum Lügen und hartnäckigen Leugnen ihre Zuflucht nahmen, ſondern beſchämt das Vergehen zugaben. Das Gefühl der Scham erſtreckt ſich aber nicht etwa auf die begangene Tat, ſondern auf die Erkenntnis ihrer Dummheit, dabei abgefaßt worden zu ſein.

Verſteht man mit den Leuten umzugehen, ſo kann man ſie wohl leiten und der Wahrheit auf den Grund gehen, denn die Bakoko beſitzen auch ihren point d'honneur. Perſönlicher Mut iſt ihnen nicht abzuſprechen. Gefahren und Wunden achtet ein Bakoko gering, wenn er einen guten Anführer hat. Solange der Anführer nicht zurückweicht, weicht kein Gefolgsmann. Ihre Treue und Anhänglichkeit iſt durch die geiſtige oder körperliche Überlegenheit des Führers bedingt. Nachtragend ſind die Bakoko nicht, ſie handeln im Affekt. Liſtig und verſchlagen wie alle Neger beſitzen ſie eine gute Portion Naivität. Starrköpfig und Vernunftsgründen ſchwer zugängig imponiert ihnen phyſiſche Kraft ungeheuer.

Über ſeine Familie hat der Pater Familias uneingeſchränkte Gewalt. Er kann ſich von ſeinen Frauen ſcheiden, wenn er will. Tötet er die weiblichen Mitglieder ſeiner Familie, ſo iſt es ſein gutes Recht, ebenſo kann er mit ſeinen Söhnen, ſolange ſie nicht großjährig ſind, machen, was ihm beliebt. Nach erfolgter Mündigkeit ſind die männlichen Bakoko der Gewalt des Vaters entrückt. Die Töchter und Frauen erhalten nie das gleiche Recht wie die Männer, ſie bleiben in dieſer Hinſicht eine quantité négligeable, und bilden einen Teil des Vermögens des Familienoberhauptes. Stirbt der Vater, ſo tritt der älteſte Sohn das Erbe an. Die am Leben bleibenden Witwen dürfen nur dann wieder heiraten, wenn kein direkter Erbe vorhanden iſt. Zum Vermögen des Bakoko ſind ferner ſeine Dienſteigenen zu zählen. Ich ſage Dienſteigenen und nicht Sklaven; denn dieſer Ausdruck würde in Europa ein falſches Bild von der ſozialen Lage der Betreffenden geben. Die Dienſteigenen ſind Angehörige eines fremden Stammes und als ehemalige Kriegsgefangene gezwungen worden, in den Dienſt ihrer Überwinder zu treten. Das Dienſtverhältnis kann kürzere oder längere Zeit dauern. Es erliſcht, wenn die Leute von ihrem Stamm ausgelöſt oder wenn Gefangene ausgewechſelt werden, wenn ſie mit Gewalt befreit werden oder davon laufen, endlich wenn ihr Herr ſie frei läßt. Tritt keiner dieſer Fälle ein, ſo verbleiben die Dienſteigenen lebenslänglich bei ihrem Herrn. Sie bewegen ſich frei umher, beſtellen die Felder, verſorgen den Tiſch ihres Herrn mit Wild, beſſern ſeine Hütte aus, kurz, die Dienſteigenen arbeiten für ihren Gebieter ebenſo wie deſſen Weiber. Die perſönliche Freiheit wird ihnen nicht genommen. Als Entgelt für die Arbeiten genießt der Dienſteigene den vollen Schutz ſeines Herrn; er erhält einen Platz außerhalb des Dorfes angewieſen, wo er ſich ſeine Hütte bauen kann; er bekommt reichliche Nahrung und ißt mit ſeinem Gebieter womöglich aus demſelben Topf. Sein Herr gibt ihm die Erlaubnis, zu ſeinem Stamm zurückzukehren und zu heiraten, zu welchem Zweck er ſeinem Dienſteigenen die nötige Mitgift ſchenkt. Dies erfolgt natürlich in der Annahme, daß der Mann wieder zu ſeinem Herrn zurückkehrt. In den meiſten Fällen kehren auch die Beurlaubten freiwillig zurück. Stirbt der Beſitzer und hinterläßt keinen Sohn, ſo erben die Dienſteigenen das Vermögen ihres verſtorbenen Herrn, alſo auch deſſen Weiber, und gelten dann als volle Stammesangehörige. Es liegt im eigenen Intereſſe des Herrn, ſeine Dienſteigenen

Dienſteigene.

gut zu behandeln, denn ebenſo wie die Weiber, repräſentieren die Dienſtleute das Vermögen des Beſitzers; ſie ſind wie jene ein zinſentragendes Kapital. Ihre abhängige Stellung dem Herrn gegenüber wird von ihnen nicht als drückender Zuſtand empfunden; daher kommt es auch, daß die Dienſteigenen ſelten die ſich ihnen täglich hundertfach bietende Gelegenheit zur Flucht benutzen.

Grund- und Bodenbeſitz.

Von verſchiedenen Seiten iſt die Behauptung aufgeſtellt worden, daß die afrikaniſchen Negerſtämme keinen Grundbeſitz kennen. Wenn derartige Behauptungen verallgemeinert werden, wie es geſchehen iſt, ſo iſt dem entgegenzutreten. Was für Oſtafrika gilt, braucht noch lange nicht für die Weſtküſte zu gelten. Auch laſſe ich es unerörtert, ob wirklich die Stämme der Oſtküſte keinen Grundbeſitz kennen ſollten. Jedenfalls iſt ein ſchlagender Beweis von denen, die allen Grundbeſitz der Schwarzen verneinen, nicht erbracht worden. Bei den Bakoko und andern mir bekannten Stämmen iſt ein Grundbeſitz ſehr wohl nachweisbar, und ich glaube, dies dürfte auch bei einigen Stämmen der Oſtküſte der Fall ſein. Jedenfalls kennen die Bakoko Grundbeſitz und iſt ihnen Grund und Boden von Wert, was ſchon aus dem Umſtande hervorgeht, daß manche beſonders günſtig gelegene Felder von ihren Nachbarn pachten. Wenn auch die Rechtsbegriffe inbezug auf Grundbeſitz von denen ziviliſierter Völker abweichen, ſo iſt damit noch lange nicht erwieſen, daß rechtliche Anſprüche auf Grund und Boden bei den Negern nicht exiſtierten. Man hat auch verſucht, aus der Sprache der Neger dies nachzuweiſen, allein es iſt bei dem Verſuch geblieben, denn die Ausdrücke einer Sprache ſind in einer andern nie mit derſelben Präziſion und Akurateſſe wiederzugeben; mit andern Worten: jedes Volk hat ſeine beſondere Art, zu denken und dieſen Gedanken Ausdruck zu verleihen. Erſt der beherrſcht eine fremde Sprache, der beim Gebrauch derſelben in ihrem Geiſte denkt und keine Überſetzung in dem Geiſte ſeiner Mutterſprache liefert. Ich behalte mir vor, an anderer Stelle auf dieſe Rechtsfrage zurückzukommen.

Rechtsſtreitigkeiten, die das allgemeine Intereſſe berühren, werden bei den Bakoko von der Verſammlung der Männer entſchieden. Mit rein perſönlichen Angelegenheiten befaßt ſich die Verſammlung ſelten und nur ungern. Das Verfahren iſt ſehr einfach und ohne beſondere Zeremonien. Angeklagter und Ankläger vertreten ſich ſelbſt.

Todesſtrafe.

Es wird nur ſelten über wirkliche Verbrecher die Todesſtrafe verhängt, wenn aber, dann tritt bei den Bakoko ihre ganze Grauſamkeit und Wildheit zu tage. Der Verurteilte wird mit auf den Rücken gebundenen Händen auf den Bauch gelegt, und der Henker bricht ihm vermittels eines Keulenſchlages das Genick. Bei verſchärfter Todesſtrafe wird dem Deliquenten der Leib aufgeſchnitten, die Eingeweide herausgeriſſen, Steine in die Bauchhöhlung gefüllt, mit Stricken aus Baſt der Körper umſchnürt und dann ins Waſſer geworfen zum Fraß für die Krokodile; oder man bindet dem Verurteilten die Hände zuſammen und zwängt einen Fuß durch das enge Loch eines etwa 2 Meter langen, 50 Zentimeter ſtarken Baumſtammes und läßt den Mann verhungern, wenn er nicht eine Beute der wilden Tiere wird. Befreiung iſt ſo gut wie ausgeſchloſſen, da der in den Baumſtamm eingezwängte Fuß noch durch Keilverſchlüſſe geſichert wird. Um das Schreien zu verhindern, legt man einen Mundknebel an. Derſelbe beſteht in einem Stück Holz, welches dem Deliquenten unterhalb der Zunge wie eine Kandarre angelegt wird und mit Baſt am Hinterkopfe befeſtigt iſt. Gift von

Rechts wegen erhält ein verurteilter Mann nicht. Ob die Männer ſich einem ſogenannten Gottesurteil zu unterwerfen haben, kann ich mit Beſtimmtheit nicht behaupten; von einigen Leuten wurde es mir bejaht, von anderer Seite dagegen entſchieden in Abrede geſtellt. Wahrſcheinlich ſind die Gebräuche bei den einzelnen Unterſtämmen der Bakoko verſchieden. Für die Frauen exiſtieren ſolche Gottesurteile, wobei man unter anderen Giften ſich vielfach der Kalabarbohnen bedient.

Krieg.

Hat man im hohen Rat der Bakoko beſchloſſen, den Nachbar mit Krieg zu überziehen, ſo ſendet der herausfordernde Teil ſeinem Gegner Pulver, Eiſenſtückchen und Salz. Die Bedeutung iſt die: „Mit Pulver und Eiſen werde ich Dich bekämpfen und fürchte Dich nicht, ſelbſt wenn Du uns, ſollteſt Du Sieger ſein, mit Salz verſpeiſen wirſt.“ Auch hierin liegt ein Hinweis auf beſtehenden Kannibalismus. Nimmt der Herausgeforderte den Kampf an, ſo ſendet er zum Zeichen Pulver und Eiſen zurück. Die Boten ſind unverletzlich. Hat man genügend gemordet und geplündert, ſo wird Friede geſchloſſen, und ein großes Palmweingelage vereint Sieger und Beſiegte.

Zeitrechnung.

Wie andere Neger rechnen die Bakoko die Zeit nach Mondumläufen, ohne dieſelben jedoch zu zählen. Man unterſcheidet eine große und kleine Regenzeit, ſowie eine große und kleine Trockenzeit. Bei Angabe der Entfernungen von zwei Orten bedeutet die Länge des ausgeſtreckten Armes „ſehr weit“, die Hälfte des Armes bis zum Ellbogengelenk „nicht ſehr weit“; die Länge der Hand „nahe“; oder der Bakoko gibt die Zeit an, zu welcher man einen näher bezeichneten Ort erreichen kann, indem er den Stand der Sonne beim Eintreffen an dem beſtimmten Platze bezeichnet.

Farben.

Der Farbenſinn ſcheint nicht beſonders ausgeprägt zu ſein, da die Sprache nur wenige Bezeichnungen zur Unterſcheidung der Farbentöne beſitzt.

Zahlenſyſtem.

Das Zahlenſyſtem der Bakoko iſt dekadiſch. Zur beſonderen Verdeutlichung der Zahlen von 1—10 bedient man ſich dabei der Hände und Finger:

1. Der Zeigefinger der rechten Hand wird emporgehoben.
2. Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand werden geſpreizt erhoben.
3. Mittel-, Ring- und kleiner Finger erhoben; Daumen und Zeigefinger ruhen gekrümmt in der nach auswärts gekehrten Handfläche.
4. Daumen allein in der Handfläche gekrümmt.
5. Alle Finger der rechten Hand mit nach auswärts gekehrter Handfläche.
6. Rechte und linke Hand wie bei 3.
7. Rechte Hand wie bei 4, linke wie bei 3.
8. Rechte und linke Hand wie bei 4.
9. Rechte Hand wie bei 5, linke wie bei 4.
10. Die Finger beider Hände liegen leicht gekrümmt aneinander, und die Handflächen ſind einander zugekehrt, ſich leicht berührend.

Von 1—5 wird nur die rechte Hand benutzt, von 5—10 beide Hände.

Charakteriſtiſch iſt, daß die Bakoko bei 5 die Finger geſtreckt halten und bei 10 wie oben erwähnt. Andere Volksſtämme, z. B. Ngumba, Jaúnde u. ſ. w. ballen bei 5 die Hand zur Fauſt, bei 10 beide Hände.

Bei A. Seidel, Sitten und Gebräuche des Bakwirivolkes in Kamerun, iſt zu erſehen, daß die Bakwiri die Zahl 5 auf gleiche Weiſe wie die Bakoko verſinnbildlichen.

Die Bakoko können bis 10000 zählen, wobei die kleinere Zahl ſtets hinter

der größeren steht. Tausender, Hunderter, Zehner und Einer werden durch „und" getrennt, z. B.

3467: adúng ăhá -dă 'bógo bĭnā́ -dă mŭmĕsā́mă -dă nsamboā́.

Sprache

Ich muß es mir versagen, auf die Sprache der Bakoko näher einzugehen. Das von mir gesammelte Material werde ich einem Fachmann, Herrn A. Seidel, Herausgeber der Zeitschrift für afrikanische, ozeanische und ostasiatische Sprachen, übergeben. Genannter Herr hat bereits von anderer Seite Beiträge erhalten und ist in der Lage, das Material wissenschaftlich verarbeiten und kritisch beleuchten zu können.

Fabeln.

Die Bakoko haben einen großen Fabelschatz und gern lauschen die Leute des Abends am Wachtfeuer den Erzählungen eines Stammesmitglieds. Was dort erzählt wird, ist nicht immer Überlieferung, oft sind es eigene Erfindungen des Augenblicks, was der Erzähler seinen Zuhörern zum besten gibt. Zwei Fabeln mögen hier erwähnt sein:

Schöpfung.

„Die Welt hat keinen Anfang, sie besteht seit ewiger Zeit und auf ihr lebte Ololume, ein schwarzer Mann. Es gab keine Menschen und Tiere zu seiner Zeit und einsam wandelte er auf Erden. Vieles schon hatte er versucht, um sich die Zeit zu vertreiben. Endlich kam er auf den Einfall, Menschen zu machen. Und er formte sie aus Erde nach seinem Bilde, und weil die Erde trocken war und er kein Wasser hatte, nahm er von seinem Blute. Nach den Menschen machte er Tiere, damit seine Geschöpfe zu essen hätten.

Ololume belehrte die Menschen, ging dann fort, und niemand wußte, wo er geblieben. Er sieht aber alles, was die Menschen tun; er weiß, ob sie gut oder böse sind, aber obwohl Ololume alles kann, mischt er sich nicht in ihre Angelegenheiten. Er gab ihnen einen eigenen Willen, und er gab ihnen Verstand. Niemand sollte in seinen Entschlüssen gehindert sein. Wer Gutes tat und recht lebte, dem gefiel es auf Erden: wer aber schlecht war und böse, der wurde von seinen Brüdern bestraft. Die schwerste Strafe ist die Todesstrafe."

Völkerwanderung.

„Die Bakoko sind ein großes Volk. Kräftig sind ihre Beine und Arme. Stunden gehen sie und werden nicht müde. Sie haben einen großen Magen, und die Frauen müssen viel arbeiten, um ihn zu füllen. Viele, viele Monde sind vergangen, und die Palmen, die jetzt Früchte tragen, waren noch nicht geboren, selbst die Mütter und Großmütter der heutigen Palmen lebten noch nicht, da lebten die Bakoko an einem großen breiten Wasser, weit, viele Tagereisen weit von dem Lande, wo sie jetzt wohnen. Noch gab es keine Kleider wie jetzt und auch der Herr [(ata nkala) Europäer] war noch nicht im Lande. Der Kokuma (Herrscher, Häuptling) war groß und stark und hatte hundert Frauen, hundert Söhne und hundert Töchter. Die Söhne aber liebte er nicht, weil es keine Töchter waren. Alle Völker fürchteten die Bakoko, denn sie waren viele Menschen und führten viele Kriege und machten viele Gefangene, die für den Magen der Bakoko arbeiten mußten.

Einst wurde ein großes Fest gefeiert und alle tranken viel Membo (Palmwein), da sagte der Kokuma, daß der Medizinmann nicht gut getanzt habe und schon zu alt sei. Der Medizinmann aber sagte nein, und beide zankten sich, bis der Kokuma einen Speer nahm und den Medizinmann in den Bauch stieß. Der Getroffene schrie und heulte, und das Blut spritzte bis an den Mond. Und der Mond löschte aus, und es wurde ganz dunkel. Hierüber fürchteten sich alle Bakoko,

denn das war ein böſes Zeichen. Der Häuptling aber lachte und tötete den Medizinmann vollkommen. Die Bakoko wurden über den Mord böſe, aber ſie fürchteten den Kokuma und konnten ihren Bruder nicht wieder lebendig machen. In der nächſten Nacht war das Blut wieder vom Monde gefallen und gerade auf den Kokuma, und der böſe Mann war tot.

Der gemordete Medizinmann war aber noch ſehr ergrimmt und ſchickte ſchlimme Tiere zu den Bakoko, die hatten vier Beine und zwei Arme; und die Tiere töteten viele, viele Bakoko, ſo daß die andern Bakoko fortziehen mußten, denn die ſchlimmen Tiere blieben im Lande. So kamen die Bakoko in das Land, welches ſie jetzt bewohnen; aber das iſt ſchon lange, lange her."

Nachwort.

Wenn ich im Vorſtehenden meine Aufzeichnungen über die Bakoko der Veröffentlichung übergebe, ſo geſchieht es auf Anregung des Profeſſors Dr. Weule, Direktors des Muſeums für Völkerkunde in Leipzig. Bei der Anordnung des Stoffes hielt ich mich im großen und ganzen an die Monographie des Bakwiri-volkes von A. Seidel, auch verdanke ich dieſem Herrn manchen wertvollen Wink, den ich bei der Ausarbeitung in Betracht zog. Iſt mit meiner Arbeit das Thema auch noch lange nicht erſchöpft, ſo hoffe ich doch einen beſcheidenen Anteil zur Kenntnis eines Negerſtammes beigetragen zu haben, deſſen Sitten und Gebräuche bis heute noch ſo gut wie unbekannt ſind. In der einſchlägigen Literatur fand ich nur wenige Hinweiſe, ſo bei Morgen. Benutzen konnte ich leider nichts. Auch bin ich der Anſicht, daß Morgen bei der Aufſtellung ſeiner wenigen Vokabeln ſich irrt, da dieſelben eher einem Jaúndedialekt angehören als der Bakokoſprache.

Bericht über die im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements auf dem Wege von Tanga nach Moschi in der Zeit vom 11. Januar bis 10. April 1902 unternommene Reise zur Erforschung der Tsetsefliege.

Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander.

III.

Eins ist mir bei diesen ganzen Verhandlungen und Untersuchungen klar entgegengetreten und ich habe es später auch noch vielfach bestätigt gefunden: Die Araber, arabisierten Wasuaheli und die die Viehzucht nur nebenbei betreibenden Stämme, wie Wadigo, Wabondei, Wasegua, Wapare u. s. w. sind in der Beobachtung des Viehs, seiner Krankheiten und Plagegeister nicht sicher, ihre Angaben deshalb häufig unzuverlässig und sie selber außer stande, trotzdem sie die Musterstücke leidlich gut bestimmen und auseinanderhalten, das auch mit den in Freiheit lebenden kleineren Feinden des Viehs zu tun: Sie bemerken wohl den Unterschied, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden, aber sie fangen z. B. von Fliegen alles ohne Wahl durcheinander: Stubenfliegen, Stechfliegen, Schmeißfliegen, Bremsen, Fleischfliegen, selbst Käfer und Motten. Anders die Massai und Wadschagga: auf deren Angaben kann man sich vollständig verlassen und sie bringen einem auch stets die den vorgezeigten Mustern entsprechenden Fliegen, wenn sie zu deren Fange ausgeschickt werden.

Bei den Besprechungen in Tanga hatte mir Herr Bezirkshauptmann Meyer Schöllerplantage (Pare) und Ngomeni als Plätze bezeichnet, deren Untersuchung wichtig sei, weil beide in dem Rufe ständen, für Vieh ungesund zu sein. Auf dem Wege von Schöllerplantage bis zu den Kaffeeplantagen Ostusambaras waren schon verschiedentlich Pferde angesteckt worden und nachträglich eingegangen, deren Krankheitserscheinungen Surrah wahrscheinlich machten oder bei denen, wie im letzten Falle, durch Blutuntersuchung das Vorhandensein von Surrah festgestellt war. Altngomeni aber galt seit altersher bei allen Eingeborenen als ungeeignet zur Viehhaltung, weil alles Vieh stets schnell wegstürbe. Auf der Herreise hatte ich den Abstecher nach beiden Orten nicht machen können, ohne die eigentliche Karawanenstraße zu verlassen. Deshalb beschloß ich jetzt eine Schleife zu machen und rückwärts marschierend beide Plätze zu besichtigen.

Am 28. Januar brach ich auf, zunächst durch Unkenntnis meines führenden

Trägers bis Kwa Mbueni auf der barabara zurückgehend. Dort nahm ich mir einen Mann des Dorfes als Führer und dieſer leitete mich wechſelnd durch Schlünde mit dem ſchilfartigen Gras und Hügelrücken mit Buſchwerk in weitem Bogen nordweſtwärts bis in die Nähe Muhezas zurück, wo wir endlich nach im ganzen faſt einundeinhalbſtündigem Marſch auf den Weg Magrotto-Schöllerplantage kamen. In der bis dahin durchzogenen reich bebauten Gegend kamen wir von Kwa Mbueni bis zum Wege an einem kleinen Dorf vorbei, in dem kein Vieh war, angeblich weil die Leute kein Geld hatten, ſolches zu beſchaffen.

Auch auf dem großen Wege nach Pare hin zogen wir faſt ſtändig durch bebautes Land und trafen viele Dörfer. In den meiſten war kein Vieh vorhanden, angeblich weil die Leute kein Geld hatten: So Makumba (11 Minuten nach dem wir auf den großen Weg gekommen waren, links), Bagamoyo (rechts, nach 20 Minuten), Majanga und Satibu (einander gegenüber, erſteres rechts, letzteres links, nach 30 Minuten), alle auf dem rechten Ufer des Mkulumuzi, der etwa 2—500 m entfernt links in tiefer Senke dahin zieht.

Bagamoyo, auf einer mittelhohen Hügelwelle mit Lateritboden gelegen, war das einzige Dorf, in dem Vieh vorhanden iſt. Dies kam uns beim Anſtiege entgegen und lief dicht vor mir her ins Dorf, ſo daß ich reichlich Gelegenheit fand es zu betrachten. Alle 6 Rinder waren rund und fett, ſahen durchaus geſund aus und verdächtige Fliegen waren an ihnen ebenſowenig zu bemerken als bisher auf dem Wege. Im Dorfe ſtand noch eine alte Kuh mit Kalb, die etwas mager aber ſonſt geſund war. Alle Tiere ſollen ſchon ſeit langer Zeit im Dorf und ſtets geſund ſein, sofura ſoll es nicht geben.

Von Majanga-Satibu ab wird das Gelände ſtark wellig, der Boden wird weniger bündig, häufig ſteht Gneis und eiſenſchüſſiges Geſtein an. Die Schamben ſind in den Tälern vielleicht noch ausgedehnter als zuvor — jedenfalls ſtehen die Früchte dichter und beſſer; die Höhenrücken ſind mit ganz ſchönem Mittelwald beſetzt. Dörfer ſind in der Nähe, aber vom Wege aus nicht ſichtbar und für mich nicht zu erreichen, weil mein Führer den Weg und die Entfernungen nicht kennt und ich deshalb nicht beurteilen kann, ob ich mich nicht zu lange verſäumen würde, wenn ich ſie aufſuche.

2¾ Stunden nach dem Aufbruch von Muheza komme ich an einem rechts etwas abſeits des Weges liegenden, nach europäiſcher Art gebauten Hauſe vorbei. Mein Führer weiß wieder nicht Beſcheid, zum Glück aber haben mich ſeine Inſaſſen, Pater Haberkorn und Gouvernementsſchreiber Stöltzle aus Tanga, geſehen, und rufen mich an. Von ihnen erhielt ich folgende wichtige Aufſchlüſſe, nachdem ich ihnen die Muſterfetſe gezeigt hatte: Für gewöhnlich ſei die Umgebung der Miſſionsſtation frei von Tſetſe; in der Regenzeit aber ſei dieſe Fliege reichlich vorhanden und quäle Menſch und Vieh ſehr ſtark; ihre Stiche ſeien ſehr ſchmerzhaft und ſo tief, daß Blut danach käme. In der letzten Regenzeit hätten ſie eine Maskatefelin des Pater Haberkorn ſo zerſtochen, daß er ſie ſchließlich im Stall gehalten habe. Sie ſei aber doch erkrankt und nach kurzer Krankheitsdauer auch eingegangen. Rindvieh — eigenes und fremdes — habe er einige Stück in der trockenen Zeit gehalten. Es ſeien ihm aber mehrere davon von Löwen und anderem Raubwild geſchlagen worden, ſo daß er noch vor der Regenzeit den Reſt nach Tanga geſchickt habe und nicht wiſſe, wie ſich hier Rinder in Bezug auf Surrah und Tſetſe verhielten. — Seine Eingeborenen bezeichneten mir die Tſetſefliegen aus Kilwa als

„sofura" und sie waren ihnen wohlbekannt. Es waren aber nur ein paar Kinder, die weitere Auskunft nicht zu geben vermochten.

Die weiteren Mitteilungen der beiden Herren bezogen sich auf die Gegend zwischen Muheza und Korogwe und ich werde sie dort erwähnen.

Von der Mission bis Schöllerplantage ist es noch etwa 15 Minuten Weges, der dabei den Mkulumuzi kreuzt. Rechts von dem Anstiege nach der auf einer ziemlichen Höhe gelegenen Plantage zieht sich ein ziemlich tiefer Schlund mit verdächtiger Bewachsung hinauf: Dichtes Schilfgras und hohes buschiges Gras mit eingestreutem Buschzeug und Krüppelbäumen. Verdächtige Fliegen sah ich allerdings heute nicht, doch am nächsten Tage eine an meinem Reittier, das auch in bezeichnender Weise mit den Vorderfüßen stampfte. Leider entkam mir diese Fliege.

Nach Schöllerplantage waren einer Betriebänderung wegen mit Anfang des Jahres zwei Maskatesel und eine Anzahl von grauen Eseln von der Hauptplantage Magrotto aus geschickt worden und seit 2 Tagen waren auch zum Antreiben des Göpelwerks zwei Kamele von eben daher gekommen. Die beiden Maskatesel, beides Hengste, waren aufs äußerste abgemagert; und während der eine von ihnen trotzdem anscheinend bei guter Gesundheit und in voller Kraft war, stand der andere mit bösen Bißstellen am Rücken und Beinen und geschwollenen Beinen schwerkrank in dem aus Boritiwerk ohne Lehmverputz erbauten Stalle. An seinen Beinen und Bauch saßen mehrere Stechfliegen von der Größe einer Stubenfliege — nicht größer, eher kleiner — und ihr im allgemeinen sehr ähnlich und saugten Blut. Außer den von dem andern Esel herrührenden großen Bißstellen zeigte der kranke auch noch dieselben kleinen Stichstellen mit linsengroß geschwollener Umgebung wie der des Akida in Muheza. Ich ließ deshalb von meinen Leuten so viel von den Fliegen fangen, als möglich war, und fing selbst mit und wir erhielten auch eine ganze Anzahl.

Da mir nach diesem Befunde eine sorgfältigere Untersuchung des ganzen Platzes notwendig erschien, so beschloß ich, um diese in aller Ruhe vornehmen zu können, sofort denselben Nachmittag nach Ngomeni aufzubrechen, diese Ortschaften (Neu- und Altngomeni) erst zu besichtigen und dann nach Pare zurückzukehren, hier das Gelände namentlich an den Stellen abzusuchen, wo das Futter für den kranken Esel geholt wurde, den Esel und was sonst von Tieren verdächtig aussah, zu beobachten, Blut von ihnen zu entnehmen und Stichproben gleich an Ort und Stelle zu untersuchen.

Der Weg nach Ngomeni führt erst über stark hügeliges, mit vielen Mais- u. s. w. Feldern besetztes Gelände, dann durch Wald, darauf wieder durch weite Schamben, in denen nur Wachthütten zu sehen waren, dann wieder die letzten zwei Fünftel durch Wald. Roter steifer Lateritboden wechselt mit mehr sandigem, in den Tälern sogar häufig echtem schwarzen Schwemmboden. In diesen zum Teil sehr langen Tälern steht viel von dem in Muheza als verdächtig bezeichneten schilfähnlichem Grase. Fliegen waren nicht zu sehen.

Auf Station Ngomeni stand eine Kuh mit Kalb. Beide sahen zwar zerstochen, aber nicht surrahkrank aus; das Kalb hatte starken Milchgrind. Des Abends berichtet mir der Streckenaufseher Jaeschke, daß in Alt-Ngomeni nie Vieh gewesen sein soll. Einer seiner Jungen, der Sohn eines Jumben aus Umba, behauptet, daß in Ngomeni deshalb kein Vieh gewesen sei, weil es immer von

Krankheit hingerafft wurde. Er kennt die Sofura und weiß, daß sie krank macht. (Auch den Msaraka kennt er, will aber darüber keine Auskunft geben).

Auf der Station konnte ich weder im Freien, noch im Stall eine verdächtige Fliege entdecken, diesen Nachmittag sowohl als am nächsten Morgen. An diesem ging ich mit Herrn Jaeschke bis km 27 die Bahnstrecke entlang, dann über einen völlig verwachsenen Weg nach Altngomeni und als dort niemand anwesend, weil alles in den Schamben zur Arbeit war, dorthin, wo wir den Jumben trafen. Er erzählt, daß früher in Altngomeni Rinder vorhanden und stets gesund gewesen, aber aus Furcht vor den Massai verkauft worden seien. Daß irgendwelche Rinderkrankheit geherrscht habe, stellt er bestimmt in Abrede: Das Großvieh sei vielmehr stets gesund gewesen, das Kleinvieh dagegen stets eingegangen. Jetzt sei mit Rindern noch kein Versuch wieder gemacht worden; Kleinvieh sterbe noch heut wie stets zuvor unter den Erscheinungen der Kidei. In dem ganz nahebei gelegenen Masenude sei dasselbe der Fall. Sofurafliegen seien nur in der Regenzeit, dann aber reichlich vorhanden, „doch machten sie das Vieh nicht krank."

Darauf kehrte ich zur Station zurück und marschierte dann mit meiner Karawane wieder nach Schöllerplantage. Als ich gegen ½11 Uhr dort eintraf, standen die Kamele im Hof und ich bemerkte an dem einen sofort die kleinen Stechfliegen, (die ich vorläufig bis zur systematischen Bestimmung in Deutschland als „Schöllerfliege" bezeichnen will) als auch die schon mehrfach erwähnten Stichstellen. Es gelang, eine dieser Fliegen zu fangen und dann banden wir das Kamel am Stalle fest, um ihm Blut zu entnehmen, nachdem ich schnell eine Anzahl Deckgläschen gebrauchsfertig gemacht hatte. Es war aber eine harte und mit wirklicher Lebensgefahr verknüpfte Arbeit, bei der viele Deckgläschen zerbrachen und schließlich der ganze Rest der gereinigten in den Staub flog, als endlich die Blutentnahme geglückt war. Da dieses „zahmere" von den beiden Kamelen sich so unbändig benommen hatte, mußte ich wohl oder übel Abstand davon nehmen, auch von dem zweiten, viel wilderen, Blutpräparate herzustellen, umsomehr, als die Untersuchung eines Deckgläschens vom ersten zeigte, daß, wie bei der kurzen Zeit, die das Tier erst auf Schöllerplantage zugebracht hatte, zu erwarten war, das Blut noch keine Veränderungen aufwies. Leider war ich durch das Wegfliegen der gereinigten Deckgläschen außer Stand gesetzt, gleich auch von dem kranken Esel Präparate herzustellen, da ich sonst keine Zeit gefunden hätte, das Gelände in Augenschein zu nehmen. Diese Besichtigung hatte keinen Erfolg; denn ich fand überall nur Saugfliegen, diese allerdings überall in reichlicher Menge.

Gegen 5 Uhr holte ich diese Blutentnahme nach. Auf dem Maskatesel fanden sich jetzt nur noch ganz vereinzelte Schöllerfliegen, etwa 3—4, von denen ich einige fing. Mein in demselben Stall eingestelltes Maultier wurde merkwürdigerweise hier gar nicht belästigt.

Als ich in das Haus zurückkehrte, kam gerade das andere Vieh, 10 graue und Halbbluteſel und ein Ochse von der Weide zurück. Die Esel waren rund und fett, ohne jede Fliegenstichstelle, der Ochse mager, aber so wild, daß man ihm nicht nahe kommen konnte. Die Esel waren seit einem Monat, der Ochse schon seit mehreren Monaten am Platz. Fliegen waren auf ihnen allen nicht zu sehen.

Dagegen kamen einige Bremſen mit ihnen und den gleichzeitig heimkehrenden Kamelen mit, von denen einige gefangen und eingelegt wurden.

Ich möchte mir geſtatten, hier einige Worte über die Art meiner damaligen Unterſuchung einzufügen: Hätte ich völlig frei über meine Zeit zu verfügen gehabt, ſo wäre ich noch einige Tage auf der Plantage, die ein ſo günſtiges Arbeitsfeld bot, geblieben, hätte vor allem zu verſchiedenen Tageszeiten Blut von dem, wie eine ſpätere Unterſuchung eines Präparates zeigte, durch Trypanoſomainfektion erkrankten Eſel entnommen und das Verhalten der Fliegen in den verſchiedenen Tageszeiten ſtudiert. So mußte ich den nächſten Tag meine Reiſe fortſetzen, um die Zeit für Unterſuchung der übrigen Strecke nicht zu verkürzen, denn Schöllerplantage lag ja eigentlich außerhalb der mir aufgegebenen Karawanenſtrecke. Ich hätte bei längerem Verweilen ſicherlich eine Reihe von Hinweiſen gewonnen, die mir die Deutung ſpäterer Beobachtungen weſentlich erleichtert hätten. Daß es für das Kaiſerliche Gouvernement unter den beſtehenden Verhältniſſen nicht möglich war, mir dieſe völlige Freiheit über meine Zeit zu geben, weiß ich ſehr wohl. Ich wollte aber hier die Gelegenheit nicht verſäumen, anzuführen, welche Gründe mich veranlaßten, die Unterſuchung in Schöllerplantage abzubrechen, und daß ich mir ſehr wohl der Schädigung bewußt war, welche daraus der Erfüllung meiner Aufgabe erwuchs.

Vor dem Abmarſch am 30. Januar morgens 8 Uhr ging ich noch einmal in den Stall und fand nur eine einzige Fliege an dem kranken Eſel. Der Rückmarſch nach Muheza geſchah auf dem linken Ufer der Mkulumuzi, um auch dieſen Weg kennen zu lernen. Er führte zuerſt ziemlich eben durch Pori und Niederungen, die mit dem breitblätterigen, ſchilfartigen Graſe beſtanden waren, dann durch Schamben nicht weit vom Mkulumuzi entlang. Innerhalb der Schamben marſchierten wir nach einer Stunde 10 Minuten Weges zwiſchen den rechts und links etwas entfernt in Tälern liegenden Dörfer Marumbi und Mbuego hindurch. Die in den Schamben arbeitenden Leute gaben an, daß ſie ſeit langer Zeit kein Rindvieh beſäßen, wohl aber ſei geſundes Kleinvieh da. Weitere Auskunft war nicht zu erhalten.

Es war ſehr heiß und drückend und am Maultier ſaßen verdächtige Fliegen, ohne daß es aber gelang, eine von ihnen zu fangen. Als wir dicht hinter den Dörfern wieder ins Pori eingetreten waren, kamen uns 4 Rinder entgegen, an denen anſcheinend auch verdächtige Fliegen ſaßen. Wieder aber war der Verſuch, dieſe zu fangen, ohne Erfolg. Der Mann, der die Kühe trieb, bezeichnete dieſe Fliegen gleichfalls als verdächtig, als sokura. Jetzt ſeien nur ſehr wenig Fliegen in der Gegend, aber wenn die Sonne heiß brenne — der Himmel war eben bedeckt — kämen ſie in größerer Menge, am zahlreichſten aber in der Regenzeit. Die 4 Kühe, die geſund ausſahen, ſeien ſeit 5 Monaten im Dorf und ſtets geſund geblieben. Überhaupt ſeien jetzt die Fliegen nicht giftig, die Rinder ſtürben nicht mehr von ihren Stichen, wohl aber ſei das früher geſchehen. Von den Symptomen der Krankheit weiß er nichts anzugeben.

Eine Viertelſtunde ſpäter erreichen wir das ziemlich große, ziemlich nahe rechts vom Wege liegende Dorf Komparanda. Rinder ſind ſeit langem nicht mehr da; Ziegen waren vorhanden, die letzten ſind aber kürzlich verzehrt.

Vierzig Minuten weiter, gleichfalls rechts, aber etwa 5 Minuten ab liegt bergaufwärts, verſteckt das Dorf Kwa Mkuwütu, auf das ich ſchon vorher auf-

merksam gemacht worden war, weil es das einzige sei, in dem Rindvieh sich finde (die oben erwähnten 4 Kühe stammten auch von hier). Der Jumbe gibt an, die Rinder, 4 Kühe mit Kälbern seien seit Monaten da und stets gesund. Die noch im Dorf stehenden Kälber sind zwar etwas mager, aber in der Tat gesund. Ziegen sind auch vorhanden und gleichfalls gesund. Inbetreff der Fliegen gibt er an, paange (Bremsen) seien vereinzelt da, sofura aber nicht. Im Dorf und seiner Nähe, seit der Begegnung mit den Kühen auf dem Wege habe auch ich keine verdächtige Fliege mehr gesehen.

Beim Weitermarsch nach Muheza treffen wir nach einer halben Stunde auf eine große Herde durchaus gesunder wohlgenährter Ziegen. Zu Mittag kommen wir in Muheza an. Den Nachmittag verbringe ich mit Untersuchung von Blutpräparaten und Einlegen und Ordnen der gesammelten Stücke.

Bei Herrn Zschaetzsch ist während meiner Abwesenheit von Lewa ein Fläschchen mit zwei der Kilwatsetse gleichen Fliegen und einer Bremse für mich eingegangen. Leider war der Spiritus ausgelaufen und ist von Herrn Zschaetzsch durch Gin ersetzt, den ich wieder durch heißen Alkohol ersetzte. Die Erhaltung für Untersuchung auf Parasiten dürfte deshalb ungenügend sein. Der seitens des Senders ausgesprochenen Bitte, ich möchte doch zur weiteren Untersuchung nach Lewa kommen, kann ich leider nicht entsprechen, da Lewa ganz außerhalb der mir vorgeschriebenen Reiseroute liegt.

Am 31. Januar marschierte ich morgens von Muheza auf dem unteren Wege, als dem für Viehtriebe am meisten berücksichtigten und in Zukunft allein unterhaltenen (Bezirksamtmann Meyer) ab. Nach ¾ Stunden kamen wir in das kleine Dorf Potwe, woselbst sich eine Ansiedlung von Wanyamwezi befindet, die die Hälfte von dem im April-Mai 1901 aus Moschi nach Tanga gebrachten Vieh erhalten hatten. Von den ca. 30 Rindern sind noch 6 übrig, dafür aber eine ganze Anzahl von Kälbern unter einem Jahre. Die Tiere sehen bis auf eine Kuh gesund aus. Diese eine hat offene Stellen am Rücken, die von den Wanyamwezi und dem mich begleitenden Akiden von Muheza für „sofurastellen" erklärt werden, die ich aber für Dasselbeulen halte, die von Madenfressern ausgehackt sind. Ich entnehme aber der Angabe der Leute wegen Blut — bei der späteren Untersuchung findet sich keinerlei Anzeichen von Surrah.

Die gefallenen Rinder sollen an Kidei eingegangen sein und es werden auch die Hauptsymptome des Sektionsbefundes angegeben. Da dieser aber auf viele Infektionskrankheiten zutrifft und die Leute die Symptome der Krankheit nicht anzugeben wissen, ist ein sicherer Rückschluß unmöglich.

Die Schafe, Massai- und große Fettsteißschafe sind mager, sehen aber nicht surrahkrank aus, machen vielmehr den Eindruck, als ob sie an Salzmangel litten. Daß wenig Salzfutter vorhanden, bestätigen auch die Leute.

Hinter Potwe bleibt die Landschaft: weite Täler mit zwischenliegenden, gerundeten, aber ziemlich hohen Hügelrücken, dieselbe, nur wird das Pori dichter und häufiger, die Schamben treten zurück, die Dörfer liegen in den Tälern weitab vom Wege. Nach etwa 40 Minuten kommt uns eine große Herde Kleinvieh auf dem Wege entgegen, biegt aber rechtsab in den hier lichten Wald und ist außer Sicht, ehe wir zur Stelle sind. Eine halbe Stunde weiter lassen wir rechts das kleine Dorf Ndewa. Dort soll seit langer Zeit kein Großvieh mehr sein. Nach den Mitteilungen, die mir Pater Haberkorn gegeben hatte, ist in allen diesen

Dörfern kein Vieh, nur in Kwa Kifúa, an deſſen nach rechts abführendem Wege wir nach weiteren 18 Minuten Marſch waren. Ganz kurz vor dieſem bog nach links noch ein Weg nach dem weitab liegenden Kwa Kibki ab. Der Richtung nach Kwa Kiſua folgen wir etwa 3 Minuten, ehe wir in das ziemlich große Dorf gelangen. 4 Rinder und 1 Haupt Jungvieh ſind noch im Dorf, ſie ſehen geſund aus und ſollen ſeit langer Zeit, die ausgewachſenen Tiere ſeit Jahren, dort ſtehen. Auch das zahlreiche Kleinvieh, wohl die große Herde, der wir zuvor begegnet waren, wenn ich recht verſtanden habe, ſoll alles geſund, Fliegen und Bremſen nicht am Ort und in ſeinem Weidefelde ſein. Auch ich habe nichts von ſolchen geſehen.

Nach einem weiteren Marſch von dreiviertel Stunden erreichen wir Bagamoyo ndogo, 5 Minuten ſpäter Bagamoyo Kubwa, das letztere auf einer Höhe, das erſtere im Tal inmitten ausgedehnter Felder gelegen. Rinder ſind jetzt dort nicht vorhanden, ſie ſollen an einer Krankheit eingegangen ſein, die nach der Schilderung vielleicht Maul- und Klauenſeuche, ſicher nicht Surrah geweſen iſt. Sonſt iſt Kleinvieh und einige Schenſieſel am Platz. Von letzteren iſt einer ſchwer krank, wie es ſcheint, an Surrah, ich kann aber nicht dazu kommen, Blut von ihm zu entnehmen. Das Kleinvieh iſt geſund.

Während ich noch mit dem Jumben verhandele, bringt ein Träger eine Fliege, die ich dem Ausſehen nach zunächſt für eine kleine Bremſe halte und die ihn ſelbſt unmittelbar neben dem alten Duka auf dem Lagerplatz geſtochen hatte. Nach dem Einlegen in abſoluten Alkohol iſt ſie von der Kilwatſetſe nicht mehr zu unterſcheiden und wird nun von allen Eingeborenen, denen ich ſie im ſpäteren Verlauf meiner Reiſe zeigte, als gleich mit dieſer bezeichnet. Der Jumbe (Msegua) nennt ſie mbúgwe = große Bremſe. Der Name für eine kleine Bremſe ſei paange. Er hält ſie alſo für verſchieden von der Tſetſefliege aus Kilwa, denn dieſe bezeichnet er wie die vorgezeigten Schöllerfliegen als „chobára“, was dem Bondeiwort sofura gleichbedeutend ſein ſoll.

Einige Stunden ſpäter bringt mir ein Träger auch eine der Schöllerfliege ganz gleiche, nur verwaſchener gezeichnete und etwas dunkler erſcheinende kleine Stechfliege, die ihn, als er in der Nähe meines Maultieres unter dem Baum beim Duka ſaß, geſtochen hatte.

Am 1. Februar ſetzte ich frühmorgens den Marſch nach Korogwe zu fort. Der Weg führt durch Täler und über Höhen, abwechſelnd mit Pori und höherem lichten Wald. In den Tälern und auf einzelnen Höhen große Schilfgrasbeſtände, von denen manche angezündet worden waren, aber doch auch beim Brennen zum größten Teil ſtehen geblieben ſind. Schamben finden ſich dicht hinter Bagamoyo, dann beim etwas über eine halbe Stunde entfernten Dorf Kwa Mbuéro und dann erſt wieder kurz vor Mruaſi, dort allerdings ſehr ausgedehnt in fruchtbarem Tal und an tiefgründigem Hang. Der Boden iſt meiſt ſchwärzlicher, humöſer, bündiger Sand, nach Mruaſi hin roter Lateritlehm. Außer Kwambuero ſollen noch 2 Dörfer nicht weit vom Wege abliegen: Kwa Mſimirango und Kwa Mitúme, doch finde ich ſie nicht, da mein Führer nicht Beſcheid weiß. In Kwa Mbuero, einem eben erſt angelegten und noch im Ausbau begriffenen Dorfe, iſt noch kein Vieh vorhanden.

Auf dem Wege ſind viele Fliegen, bei der ſtechenden Sonne und Windſtille ſogar ſehr läſtig, Stechfliegen ſind aber nicht darunter. Der Jumbe von Mruaſi aber behauptet, sofura ſei auf dem ganzen Wege vorhanden. In Mruaſi iſt kein

Großvieh, und Kleinvieh nur gerade dann und ſo viel, als nötig iſt, um es zu einer Gelegenheit zu ſchlachten. Die Schöllerfliege wird von dem Jumben von der Tſetſe gut auseinandergehalten und als sofura bezeichnet; die Tſetſe aus Kilwa dagegen als nsí (nicht úzi); Bremſen, wenn groß, als mbúgu, kleinere als chobára, alſo anders als in Bagamoyo, obgleich beide Jumben Waſegua ſind. Die Unſicherheit in den Bezeichnungen — auch mbugwe, bezw. mbugu wird einmal für große, das andermal für eine kleine Bremſe geöraucht — läßt mich ſchließen, daß Stechfliegen und Bremſen jedenfalls in der Gegend nicht ſehr häufig und den Leuten, vielleicht wegen ihres jetzigen Mangels an Vieh, nicht genau bekannt ſind.

Am frühen Nachmittag marſchierte ich weiter nach Múyuzi (wie die richtige Schreibweiſe iſt, oder Nyuſi, wie die Eiſenbahnverwaltung ſchreibt). Der Weg geht zunächſt über ſtark hügeliges Gelände durch Pori und Wald, mit vielem z. T., doch ſtets unvollkommen abgebranntem Schilfgraſe. Dörfer fehlen auf dem ganzen Wege. Nach etwa 1¼ Stunde Marſch erreichen wir den Bahndamm, an dem uns nun der Führer entlang führt bis zur Station. Jenſeits der Bahn kommt zuerſt Vorwald der Berge, dann Schwemmboden, der nach den Anzeichen zur Regenzeit unter Waſſer ſteht, zumeiſt mit hohem dichtem Gras bedeckt. Je weiter nach Mnyuzi hin, um ſo flacher werden die Geländewellen. Kurz vor der Station liegt das Dorf Mnyuzi; da mein unkundiger Führer es aber für ein Lager der Eiſenbahnarbeiter erklärt und der allgemeine Anblick dem nicht widerſpricht, da z. B. Schamben nicht zu ſehen ſind, marſchiere ich, ohne Halt zu machen und Fragen zu ſtellen, durch.

Auf der Station iſt auch keine Auskunft zu erhalten. Einer von den zum Waſſerholen abgeſandten Leuten bringt mir eine gelb und ſchwarz gezeichnete Bremſe aus der Nähe der Waſſerſtelle mit. Ich kenne ſie ſchon von Nguelo her und weiß, daß ſie den Menſchen zwar ziemlich derb ſticht, das Vieh aber unbeläſtigt läßt, jedenfalls aber nicht infektiös iſt.

Nachts entferntes Gewitter mit ſchweren Windſtößen.

Am 2. Februar ſetzten wir den Marſch nach Korogwe, diesmal, nach ſehr energiſcher Vermahnung des Führers, wirklich auf der Barabara fort. Zuerſt kommt guter, dann lichter Wald, darauf Buſchwald, Baumſteppe, ſchließlich faſt baumloſe Steppe mit Galeriewald am Ruvu und längs der von den Bergen her in ihn einmündenden Trockenbetten. Weite Strecken, namentlich der Steppe, müſſen zur Regenzeit unter Waſſer ſtehen. An dieſen Stellen iſt der Boden moorig, ſonſt ſandig-lehmig. Nach zwei und einer Viertelſtunde ſind wir am Luengéra, eine Stunde darauf in Korogwe. Dem Akiden und Jumben gebe ich ſofort Auftrag, die Vorſteher der umliegenden Dörfer zu benachrichtigen und um 3 Uhr nachmittags zur Beſprechung zu kommen. Die Zeit reicht aber ſchließlich nicht aus, alle herbeizurufen, ſo daß ich die Beſprechung auf den nächſten Morgen 9 Uhr anſetzen muß. Die Herren Martienſſen und Zſchaetzſch, die gerade in Korogwe anweſend ſind, verſprechen mir ihre Mitwirkung.

Zur feſtgeſetzten Zeit waren am 3. Februar auch die Eingeborenen zahlreich zur Stelle, mindeſtens 20—30 Jumben und Akiden. Ich laſſe hier ihre weſentlichen Angaben folgen:

In Korogwe gäbe es ſtets viele Fliegen; in Ngombézi, einem Dorf ca. 1½ Stunde ſtromauf, ſtände jetzt krankes Vieh; noch etwas weiter ſtromaufwärts ſei viel geſtorben, die noch vorhandenen Rinder ſeien in der Beſſerung. In Kwa

Ndúri — am rechten Ufer, Vieh ſoll aber auf dem linken weiden — ſei alles eingegangen. In Kwa Ngúmi, etwa ¼ Stunde ſtromabwärts auf Inſeln gelegen, ſeien nur wenige Stück Vieh an Krankheit geſtorben. In Korogwe ſelbſt und allen dieſen Dörfern ſei in früheren Zeiten, abgeſehen von der Peſtzeit, Vieh eigentlich immer nur vereinzelt eingegangen. Jetzt ſei das etwas ſchlimmer, aber man müſſe doch ſagen, daß auch jetzt nur immer einzelne Stücke fielen, nicht ganze Herden auf einmal. Die Leute glauben, die Verſchlimmerung rühre von dem größeren Karawanenverkehr her, indem die Krankheit mit fremdem Vieh eingeſchleppt werde. Am gefährlichſten in dieſer Beziehung ſei das von Kondóa und der Kilimandjaroſeite her kommende Maſſaivieh. Ferner ſei wohl auch von Einfluß auf die Zunahme der Krankheit, daß früher immer die Weiden abgebrannt worden ſeien, was bei dem jetzigen Verbot nicht mehr geſchähe; das alte verrottete Gras ſei ein Schlupfwinkel und eine Brutſtätte für allerhand Ungeziefer. Die Schöllerfliege benennen ſie ſofúra und chafúla (wohl dasſelbe Wort); ſie ſäße immer nur auf krankem Vieh.

Das Kleinvieh werde in gleicher Weiſe und Anzahl krank, wie die Rinder, ebenſo Maskateſel und Maultiere; auch Kihongweeſel, beſonders die vom Kilimandjaro kommenden, unterlägen der Krankheit.

Des Nachmittags ging ich mit Herrn Martienſſen, der mir ſchon ſeiner Zeit auf der Durchfahrt in Muheza ſoviel Rinder zu Verſuchszwecken umſonſt zur Verfügung geſtellt hatte, als ich für nötig erachte, und der hier ſein Anerbieten wiederholte, nach ſeinem Wohnſitz in Kwa Ngumi, um ſeine Herden, noch ca. 250 Stück Rinder, die er vom Viktoria Nyanſa hergebracht hatte, zu beſichtigen. Ich fand kein Tier darunter, daß meines Daſürhaltens nach krank war, entnahm aber von einem mir von den Maſſaihirten als krank bezeichneten Bullen und einer ebenſolchen Kuh Blut. (Die am nächſten Tage vorgenommene Unterſuchung beſtätigte mein Urteil.) Das Vieh ſteht auf dem rechten Ufer des Ruvu und weidet jenſeits des Luengera, im Gegenſatz zu dem Vieh von Korogwe, das am linken Ufer des Ruvu weidet. An dem Martienſſen'ſchen Vieh und bei ſeinem Lager ſah ich zwar viele Fliegen, doch alles nur Hausfliegen, keine einzige verdächtige darunter.

Den ganzen Tag von früh morgens ab hatten meine Leute von meinem Maultier, das nahe bei meinem (dem gewöhnlichen) Lagerplatz von Korogwe in dem Dreieck zwiſchen Indieniederlaſſung, Miſſion und Ruvu weidete, zahlreiche Schöllerfliegen gefangen, am zahlreichſten in der Zeit von ½1 Uhr bis 2 Uhr mittags. Das Maultier war durchaus geſund. Auch in dem auf dem Lagerplatz errichteten offenen Schuppen waren die Schöllerfliegen ſehr zahlreich und ſtachen hier die Menſchen, vor allem Herrn Martienſſen (wohl weil er den Geruch von ſeinem Vieh in den Kleidern hatte) empfindlich.

Um zu ſehen, ob die kleinen Nager auch von ihnen geſtochen werden, ließ ich mir eine von den mittelgroßen Ratten beſorgen, wie ſie zahlreich im Schambenlande ſich finden, und ſetzte ſie mit einigen Schöllerfliegen zuſammen in einen Käfig. Die Fliegen ſchienen ſich um die Ratte anfänglich gar nicht zu kümmern; nach wenigen Stunden waren ſie gänzlich verſchwunden, ebenſo eine gleichzeitig miteingeſetzte Stubenfliege, wohl von der Ratte gefreſſen. Die Ratte erkrankte nicht, nahm aber kein Futter an und war nach 3 Tagen verhungert.

Auch am 4. Februar waren wieder zahlreiche Schöllerfliegen am Maultier,

das an gleicher Stelle weidete und wurden abgefangen. Von den gestern im Schuppen an Herrn Martienßen gefangenen und lebend in einem Gläschen aufbewahrten Fliegen hatte eine etwa 30—40 Eier gelegt, die leider vertrockneten, statt sich weiter zu entwickeln. Die Bewachsung der Weidestelle besteht in ziemlich hohem wirtelförmig verästeltem Grase, Unkraut, Büschen und buschigen vereinzelten Bäumen. Unter dem frischen Grase liegt ein wahrer Filz von vorjährigem verrotteten. Sie bildet eine flache, sich weithin bis auf ein gutes Stück des Amanguluwegs erstreckende Ebene, in der die Bewachsung überall die gleiche ist. In ihr liegt auch die für das ankommende Karawanenvieh errichtete Boma. Die herrschenden Winde stehen über den Ruvu weg gerade in sie hinein. Am Ruvuufer, das hier flach und vielleicht 15 Meter breit ist und nur durch den Weg von dieser Ebene getrennt wird, steht ein Rest von Galeriewald, mit langem Gras und Schilf als Unterbewachsung. Es schien mir fast, als ob diese Ufervegetation den Standort der Fliege bilde; ich konnte jedoch nicht darüber ins klare kommen, da weder ich noch meine Leute die Fliege im Gelände fanden.

Des Nachmittags ging ich aus, um von den kranken Tieren, die ich tags zuvor in Korogwe gesehen hatte, Blut zu entnehmen. Zuerst nach dem kleinen Dorf Nyúmbu, auf dem linken Ufer des Ruvu da gelegen, wo der Strom aus der Ostrichtung nach Norden abbiegend einen scharfen Winkel macht, etwa 10 Minuten von Korogwe entfernt. In der hier zwischen Fluß und dem Berge der Mission gelegenen ebenen Niederung ist die Hauptweide für das Korogwevieh. Das Vieh von Nyumbu kam gerade von der Weide zurück und war bis auf eine in der Nähe des Dorfes einzeln zurückgehaltene Kuh durchaus gesund und in gutem Zustande. Diese Kuh aber zeigte die deutlichen Erscheinungen der Surrah, so daß ich von ihr Blut entnahm.

Das Kleinvieh von Nyumbu sah alles fett und gesund aus. Verdächtige Fliegen habe ich hier nicht gesehen.

Auf dem Rückweg kommt auch das zum Schlachten bestimmte Vieh von Korogwe vorbei: alles kerngesundes, im besten Zustande befindliches Usekuavieh.

In Korogwe selbst war im Besitz des Inder Dosa eine etwa 1½jährige Ferse, die deutlich ein weit vorgeschrittenes Stadium der Surrah erkennen ließ. Auch von ihr entnahm ich Blut — die spätere Untersuchung bestätigte meine Diagnose. —

Schließlich ging ich noch zu dem Griechen Zuganotto, dicht beim Bahnhof, der einen an Surrah schwer kranken Maskatesel besaß und entnahm auch von diesem Blut. Ein mit diesem gleichzeitig nach Korogwe gekommener Maskatesel ist bereits unter gleichen Erscheinungen eingegangen. Der jetzt noch lebende, in dessen Blut ich übrigens kein Trypanosoma, wohl aber die ganzen übrigen Veränderungen der Surrah gefunden habe, lebte, allerdings schwer krank, Ende März noch in Wilhelmstal, wohin er Ende Februar geschickt worden war, um möglicherweise zu gesunden. Herr Zuganotto hatte aber Anfang April selbst kein Zutrauen mehr in einen günstigen Ausgang.

Da ich in Korogwe hörte, daß im Luengeratal außer zahlreichem Wild auch eine Büffelherde stände, Tiere, mit denen seit alter Zeit die Tsetse in Verbindung gebracht wird, so beschloß ich, um nach Kwa Schémschi und Sakarre zu kommen, den Weg durch das Luengeratal nach der Niederlassung der Landmesser zu nehmen und von dort nach Kwa Schemschi zu gehen. Kwa Schemschi war mir von Herrn

Bezirksamtmann Meyer als ein schwer auf Tsetse verdächtiger Platz bezeichnet worden, so daß wir bereits in Tanga dessen Besuch durch mich verabredet hatten. Nach Sakarre wollte ich aus zweierlei Gründen: erstens ist dort und in dem zu ihm gehörigen Gareia das Vieh aufgestellt, das am häufigsten nach Kwa Schemschi kommt, — ich konnte dies also nur dort untersuchen — und dann war es mir von Wichtigkeit, festzustellen, ob auch in größerer Höhenlage die giftbringende Fliege vorhanden und wenn vorhanden, giftig war. Von Ostusambara her wußte ich, daß sie dort auf den Plantagen nicht vorhanden ist, daß vielmehr das Vieh, das dort erkrankt, die Infektion vom Tieflande her mitgebracht hat.

Ich hatte den 5. Februar für den Abmarsch nach Sakarre in Aussicht genommen und brach in den ersten Nachmittagsstunden auf, um an der nach Kwa Ngumi führenden Brücke, wo ich Herrn Martienssen erwarten wollte, der sich meinem Zuge anschloß, gleichzeitig das dort zu dieser Stunde im Schatten eines großen Baumes zusammengetriebene Vieh der Eingeborenen von Kwa Ngumi zu besichtigen. Das Vieh, wohl 60 Haupt, sah ebenso wie das Martienssen'sche Vieh gesund aus und ebenso wie bei diesen fanden sich reichlich Fliegenschwärme; doch alle gefangenen und gesehenen waren nur Stubenfliegen.

Wir verfolgten zuerst ein Stück den Sakarreweg, bogen dann rechts ab durch ein welliges Gelände, dessen Niederungen mit (abgebranntem) Schilfgras, die Höhen mit Mittelwald bestanden waren, in Richtung auf den Luengura und verfolgten hier einen Fußpfad, der uns nach einer Stunde zu dem kleinen und offenbar armen Dorf Kwa Mkonko (in der Karte Hangongo) brachte. Hier war nur einiges, aber gesundes Kleinvieh. Verdächtige Fliegen hatte ich weder auf dem Wege angetroffen, noch sah ich hier solche. Den 6. Februar, nachdem Herr Martienssen in aller Frühe einen Buschbock geschossen hatte, von dem ich aber kein Blut entnahm, weil die Totenstarre schon eingetreten war, als er herangebracht wurde, setzten wir den Marsch nach der trigonometrischen Basis hin fort. Die Landschaft war ähnlich wie den Tag zuvor, nur waren die Niederungen sehr viel ausgedehnter; der Weg führte zunächst in geringerer Entfernung vom Luengera entlang, etwa 1½ Stunde lang, um dann in einen zumeist aus größeren Dorubäumen bestehenden lichten Wald einzutreten, in dem er etwa eine halbe Stunde weiter führt. Dann folgt gute Weide auf welligem Gelände mit eingestreuten hohen und dichten Waldparzellen, ein kurzes Stück Schamba und darauf die Basis, der wir etwa 1 km weit folgten, bis zu dem am Mlälu aufgeschlagenen Lager der Landmesser. Einige Dörfer lagen vor, rechts und links der Basis.

Etwa in der Mitte der großen Niederungen vor dem Walde liegt eine große flache Pfütze, in der früher Büffel gesuhlt haben sollen; jetzt fanden sich nur kleine Dämme darin, die von den Eingeborenen für den Fischfang angelegt sind.

Beim Austritt aus dem Walde stießen wir auf eine Viehherde, einige Haupt Großvieh und etwa 30 Stück Kleinvieh, alles gesund nach Augenschein und Versicherung des Hirten.

Die oſtafrikaniſche Bahnfrage.

Von Dr. iur. Hermann Heſſe.

II.

Welches ſind nun die Folgen des Baues der Ugandabahn für unſer oſtafrikaniſches Schutzgebiet geweſen?

Im allgemeinen haben wir einen Rückgang der Geſamtſumme der Aus- und Einfuhrzölle unſeres Schutzgebietes zu beklagen, der unten näher erläutert werden ſoll; hauptſächlich hat ſich die Ausfuhr von Elfenbein vermindert, das heute zum großen Teil über Mombas geht. Im beſonderen tritt der Einfluß der Ugandabahn in den Nordbezirken am Kilimandjaro und am Viktoriaſee hervor. Der Karawanenverkehr von Tanga nach Moſchi hat ſich verringert, der Verkehr, hauptſächlich Wagenverkehr, von Moſchi nach Voi und Mombas hat ſich dagegen verzehnfacht. Eine Abhülfe iſt hier indes möglich durch die Fortführung der nur 84 km langen Uſambarabahn bis Mombo, 130 km, das nur wenig weiter von Moſchi entfernt liegt wie die engliſche Bahnſtation Voi. Folgende Überſicht veranſchaulicht deutlich den Rückgang des deutſchen Handels:

	1. Juli — 30. Juni 1899/1900	1900/1901
Zahl der von Tanga nach Moſchi gebrachten Laſten .	1865	460
Zahl der aus Moſchi nach Tanga gebrachten Laſten .	461	112
Einfuhrzoll in Moſchi für Waren aus Mombas . . .	3075 Rup.;	4793 Rup.
Ausfuhrzoll in Moſchi für Waren nach Mombas . . .	1712 Rup.;	16194 Rup.

Noch deutlicher wird der Einfluß der Ugandabahn auf unſere Bezirke am Viktoriaſee. Unſere Kaufleute in Muanſa am Süduſer des Viktoriaſees erhalten eine in Bagamoyo durch Träger abgefertigte Laſt für 35 Rupien in früheſtens 90 Tagen, die in Uganda anſäſſigen Kaufleute dagegen die gleiche Laſt durch die Bahn für 25 Rupien in 21 Tagen von Mombas bis Njebe (Port Alice); ſo war das Verhältnis noch im Jahre 1900, und heute nach Fertigſtellung der Bahn bis Port Florence hat es ſich hinſichtlich der Zeitdauer und Transportkoſten noch bedeutend zugunſten der Ugandakaufleute verſchoben. Der Warentransport von Tabora über Bukoba nach Uganda hatte ferner ſchon im Jahre 1899 infolge des ſtetig fortſchreitenden Baues der Ugandabahn bedeutend nachgelaſſen. Im Juni 1899 ſind nur für 875000 Mk. Tauſchwaren über Bukoba nach Uganda befördert, während früher die doppelte Menge nach Uganda ausgeführt wurde.

Der Ausfuhrzoll auf Elfenbein ferner, den die Engländer in Uganda

erheben, führt die beträchtlichen Mengen Elfenbein, die früher in Bagamoyo und Pangani verzollt wurden, der Ugandabahn und damit Mombas zu.

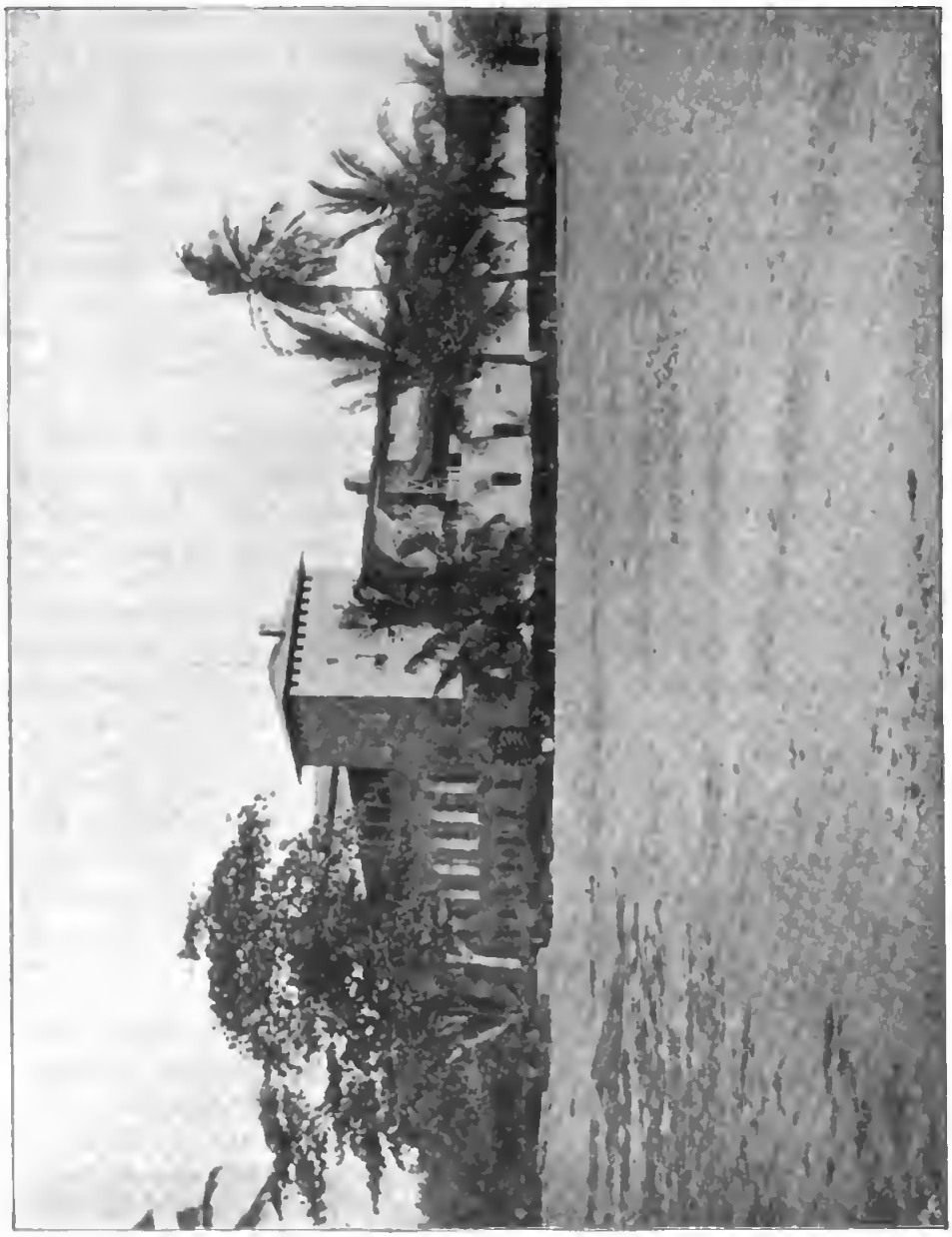
3. Im portugiesischen Gebiet südlich des Ruvuma beabsichtigen die Engländer ebenfalls eine Verbindung des Indischen Ozeans mit dem Nyassasee herzustellen. Es besteht schon seit lange der Plan, die Pombabai, etwa 200 km südlich der Ruvumamündung, mit Makandjira oder Fort Johnston am Nyassasee durch einen Schienenstrang zu verbinden. Höhere britische Beamte von Centralafrika haben erklärt, daß, falls die Deutschen nicht innerhalb einiger Jahre mit dem Bahnbau Kilwa-Wiedhafen begonnen hätten, man sich englischerseits zum Bau der Bahn Pombabai-Fort Johnston entschließen würde. Man zögere eben nur deswegen so lange, weil man es für selbstverständlich halte, daß deutscherseits demnächst mit den Bahnarbeiten begonnen werde, und der Bau der erheblich teureren englischen Bahn dann doch unterbrochen werden müßte.

Dabei hebt sich der Verkehr am Nyassasee ständig. Trotz der scharfen englischen Konkurrenz bringt der einzige größere deutsche Dampfer auf dem See, der „Hermann von Wißmann", jährlich rund 50000 Mark Reingewinn. (1899: 60000 Mk., 1900: 110000 Mk., 1901: 47000 Mk. infolge von Fahrtausfällen wegen Kesselreparaturen). Um den Verkehr vom Nyassa nach dem Sambesi zu leiten, hat die Regierung von Britisch-Centralafrika neuerdings einen Vertrag mit der Schier-Highlands-Railway-Company abgeschlossen, wonach sich diese verpflichtet, binnen kurzem eine Eisenbahn von Tschiromo nach Blantyre, dann weiter über Somba nach Fort Johnston am Nyassasee zu führen. Die Strecke wird etwa 400 km lang sein, während eine Eisenbahn von Kilwa nach Wiedhafen 6—700 km betragen würde. Letztere würde die Schirebahn völlig lahm legen, da die zwiefachen Umladegebühren den Transport auf dem Schire und Sambesi übermäßig verteuern würden, abgesehen von der langen Fahrtdauer und sonstigen Schwierigkeiten der Schiffahrt auf dem Sambesi und in Tschinde, woselbst die Umladung der Güter aus den Flußdampfern in die Ozeandampfer nur vermittels Leichtern erfolgen kann. Das Material zum Bau der englischen Schirebahn ist schon unterwegs und wird wohl schon in Tschinde angelangt sein.

Weitere Schwierigkeiten bereiten die Engländer dem deutschen Nyassahandel, indem sie seit dem 1. Oktober 1899 einen Durchgangszoll von 3 Schillingen für die Tonne Waren beim Eintritt in das britische Gebiet bei Tschiromo am Schire erheben. Der würde ihnen nichts einbringen und unsere Waren nicht verteuern, wenn wir sie auf einer Bahn von Kilwa nach Wiedhafen beförderu könnten.

4. Die günstigsten Verkehrsverhältnisse von allen afrikanischen Gebieten weist der Kongostaat auf mit einem schiffbaren Wasserstraßennetz von einigen tausend Kilometern, besonders nach dem Bau der Kongobahn. Auch die Belgier verhindern die Ausfuhr von Elfenbein nach Deutschostafrika durch einen hohen Ausfuhrzoll und eine den Bestimmungen der Kongoakte geradezu hohnsprechende Monopolwirtschaft. Auch stammt ein Teil des über den Kongo ausgeführten Kautschuks aus Deutschostafrika.

Neuerdings hat der Kongostaat der Compagnie des chemins de fer du Congo Supérieur aux Grands Lacs Africains eine Konzession zum Bau und Betrieb zweier Eisenbahnlinien übertragen, deren Vollendung eine weitere schwere Schädigung unseres ostafrikanischen Handels bedeuten wird. Die eine Linie führt



Kilwa-Kiwindje, Nordseite der Boma.

von Stanleyville nach dem Albertsee, die andere von Nyangwe zum Tanganyikasee. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu beweisen, daß der Handel unserer volkreichsten Gebiete — im Bezirk Udjidji und Usumbura am Tanganyika wohnen mehr als 3500000 Menschen — durch den Bau dieser Bahnen nach der Westküste gelenkt werden wird.

Dank der günstigen Verkehrsverhältnisse, aber auch unter dem Einfluß einer beispiellosen Raubwirtschaft betrug der Gesamthandel des Kongostaates im Jahre

1896:	31000000 Frcs.	1899:	66240900 Frcs.
1897:	41000000 „	1900:	83579192 „
1898:	50581845 „	1901:	80800660 „

Die eigenen Einnahmen des Staates betrugen 1886 erst 74261 Frs., 1897 schon 9183360 Frs., 1900 etwa 23000000 Frs. Die Einnahmen wie Ausgaben sind seit 1892 hauptsächlich infolge des Baues der Kongobahn um das Sechsfache gestiegen. An Kautschuk wurde ausgeführt 1888 für 260000 Frs., 1898 für 15850000 Frs., 1899 für 28100918 Frs., 1900 für 39874005 Frs. Eingenommen wurden 1900 an Zöllen 4680000 Frs., 1901: 6055000 Frs., aus Transporten 1900: 3800000 Frs., 1901: 4000000 Frs., aus Steuern und Landbesitz 1900: 14150000 Frs., 1901: 19500000 Frs.

Diese großartige Entwickelung der Hilfsquellen ist, auch wenn man die gewaltsame Monopolwirtschaft des Kongostaates in Betracht zieht, zum größten Teil auf günstige Verkehrsbedingungen zurückzuführen. Denn das Gebiet des Kongostaates ist nicht fruchtbarer als unser ostafrikanisches Schutzgebiet, wenn auch mit 30 Millionen Einwohnern wesentlich stärker bevölkert. Aber selbst die großen Wasserstraßen würden einen so schnellen Aufschwung nicht herbeigeführt haben, wenn nicht die verkehrshemmenden Stromschnellen des unteren Kongo durch die 444 km lange Eisenbahn Matadi-Leopoldville überwunden wären. Der Bau der geplanten Bahnen nach dem Seengebiet bedeutet aber eine unmittelbare Bedrohung unseres ostafrikanischen Handels, der wir nur dadurch begegnen können, daß wir unsererseits das Schutzgebiet durch Bahnbauten erschließen. Wenn wir eine 1200 km lange Bahn von Daressalaam nach Udjidji bauen würden, könnten uns die Bahnen des Kongostaates keine Konkurrenz bereiten, da die Waren nach der Westküste nicht nur eine Bahnstrecke von $400 + 600 = 1000$ km, sondern auch eine Wasserstrecke von 1500 km mit viermaliger Umladegebühr benutzen müßten. Solange wir aber keine Bahnen bauen, werden die Verhältnisse mit jedem Tage für uns ungünstiger.

5. Wir sehen also, daß infolge des Mangels neuzeitlicher Verkehrsmittel in unserem Schutzgebiete und infolge des Baues von Eisenbahnen in den Nachbargebieten nicht nur der früher so bedeutende, durch die zentrale Lage unseres Schutzgebietes hervorgerufene Durchgangsverkehr nach Uganda und dem oberen Nil, nach dem Westen des Kongostaates und nach den Gebieten westlich des Nyassasees am Bangweolosee unserem Schutzgebiet völlig entzogen ist, sondern daß sogar der Verkehr aus unseren nördlichen, westlichen und südlichen Grenzgebieten den Häfen unserer Küste entführt wird und fremden Ausfuhrhäfen zuströmt. Was ist natürlicher, als daß wir auf Mittel zur Abhilfe sinnen, um nicht nur die wirtschaftliche Ausbeutung Deutschostafrikas selbst in der Hand zu behalten, sondern womöglich auch den verlorenen Verkehr aus den Grenzgebieten der Nachbarkolonien wiederzugewinnen? Das einzige Mittel ist aber der Bau

von Eisenbahnen, dessen Grundlagen im Schutzgebiet nunmehr einer kurzen Betrachtung unterzogen werden sollen.

V. Die geographische Lage unseres deutschostafrikanischen Schutzgebietes weist notwendigerweise auf drei Eisenbahnlinien hin, welche über kurz oder lang doch einmal gebaut werden müssen. Wie man die Strecken baut, ob man sie gleichzeitig und auf einmal fertigstellt, oder ob man sie hintereinander und in einzelnen Abschnitten baut, das hängt lediglich davon ab, in welcher Weise die Kosten des Bahnbaues beschafft werden können und wie sich die Abschnitte der einzelnen Bahnen rentieren.

1. Eine Nordlinie, von Tanga ausgehend, wird den Kilimandarjo und den Viktoriasee der Küste des Indischen Ozeans nahe bringen; eine Mittellinie wird Daressalaam mit den Ulugurubergen, Tabora und dem Tanganyika, eine Südbahn Kilwa mit dem Nyassasee verbinden. Jedes der drei durch diese geplanten Bahnlinien gebildeten Verkehrsgebiete zerfällt in drei Zonen, in das Küstengebiet, das Mittelgebirgsland und die im Innern gelegene Hochebene, deren Abschluß nach Westen die drei großen Seen, der Viktoria-Nyanza, der Tanganyika und der Nyassa bilden. Es ist unbedingt notwendig, daß die drei großen Binnenseen, deren jeder naturgemäß ein gewaltiges Handelszentrum für die umliegenden Gebiete bedeutet, mit unserer ostafrikanischen Küste dermaleinst verbunden werden, damit wir den bedeutenden und entwickelungsfähigen Handel dieser fruchtbaren und volkreichen Gebiete, der zur Zeit unseren Nachbarkolonien infolge einer vernünftigen Eisenbahnpolitik ihrer Besitzer zugute kommt, unseren Nachbarn dauernd entreißen und unseren deutschen Häfen zuführen.

Am Nyassasee wohnen auf deutschem Gebiet etwa 800000 Menschen; die Gebiete am Tanganyikasee sind weitaus zahlreicher bevölkert; es wohnen dort über 4800000 Menschen. In Muanza und Bukoba, an den Ufern des Viktoriasees, zählte man 830000 Bewohner. Was diese Handel, Ackerbau, Viehzucht und zum Teil auch Industrie treibende Bevölkerung in einem fruchtbaren, größtenteils auch für Europäer besiedelungsfähigen Gebiete mit ausgedehnten Kulturländereien, weiten Weideflächen und wertvollen Bodenschätzen, wie Kohle, Eisen, Kupfer und Gold für die geplanten Eisenbahnen bedeuten würden, liegt auf der Hand und bedarf keines Beweises.

Dennoch aber wird es geraume Zeit dauern, ehe die Eisenbahnen in das Seengebiet gelangen werden. Denn die gegenwärtige Lage unserer Kolonialpolitik bringt es mit sich, daß wir nur schrittweise unser Schutzgebiet erschließen können. Hierdurch wird zwar die Erschließung des gesamten Schutzgebietes, insbesondere aber des reicheren und weit mehr bevölkerten Innern, außerordentlich verlangsamt; andererseits aber ist eine viel intensivere Ausbeutung und Entwickelung des Küstengebietes möglich.

2. Das gesamte Schutzgebiet ist im Laufe der Jahre zur Erleichterung der Verwaltungsthätigkeit in 23 Bezirksämter mit Zivilverwaltung und Stationsbezirke mit Militärverwaltung eingeteilt. Im nördlichen Teile liegen die Bezirke Tanga, Pangani, Wilhelmsthal, Moschi, Muanza mit Schirati und Bukoba; im mittleren Daressalaam, Bagamoyo mit Saadani, Rufiji, Kisakki, Kilossa, Mpapua, Kilimatinde, Tabora, Udjidji, Usumbura und Ukonongo; im Süden Kilwa, Lindi, Sfongea, Mahenge, Iringa und Langenburg. Die eingeborene Bevölkerung beträgt in diesen Bezirken, nach den drei Zonen geordnet, welche dem Einflußgebiet der drei geplanten Seenbahnen entsprechen, nach den letzten Zählungen:

1. Tanga . . .	57000	1. Daressalaam	120000	1. Kilwa . . .	91000
2. Pangani . .	81000	2. Bagamoyo .	65000	2. Lindi . . .	200000
3. Westusambara	73000	3. Rufiyi . .	63000	3. Songea . .	166000
4. Moschi. . .	160000	4. Kisakki . .	35000	4. Mahenge . .	30000
5. Muansa . .	500000	5. Kilossa . .	44000	5. Iringa . .	60000
6. Bukoba . .	330000	6. Mpapua .	175000	6. Langenburg .	240000
	1201000	7. Kilimatinde .	162000		mindestens 787000
		8. Tabora . .	500000		
		9. Udjidji .	1250000		
		10. Usumbura .	2225000		
		11. Ukonongo .	220000		
			4859000		

Diese Zählung bedeutet naturgemäß das Mindestmaß der Bewohner; sie beruht auf einer Zählung der Hütten zu Steuerzwecken und ist in vielen Bezirken noch nicht zum Abschluß gebracht. Dazu kommen die übrigen Klassen der eingewanderten Bevölkerung, die sich nach dem Stande von 1901 belief auf 1243 Europäer, 2648 Araber und Beludschen, 2940 Inder (Kojahs), 480 Banianen, 15 Syrer, 149 Goanesen, insgesamt 7475 Köpfe.

3. Daß diese Bevölkerung sehr wohl in der Lage ist, wirtschaftliche Werte zu schaffen, und daß sie demgemäß imstande ist, als Verbraucher für die Gegenstände unseres Handels und unserer Industrie in Betracht zu kommen, wenn diese ihnen mittels neuzeitlicher Verkehrsmittel nahe gebracht werden, beweisen die Ergebnisse der seit dem 1. April 1898 allmählich eingeführten Häuser-, Hütten- und Gewerbesteuer. Im einzelnen brachten auf an Häuser- und Hüttensteuer sowie an Gewerbesteuer (in Klammern) im Jahre 1901:

		1900			1900
Tanga . . .	47200	(21074)	Daressalaam .	80000	(15710)
Pangani . .	51000	(10489)	Bagamoyo . .	54040	(14575)
Westusambara.	47000	(3429)	Rufiyi . . .	45800	(6515)
Moschi . . .	41386		Kisakki . . .	13950	
Muansa . .	22800		Kilossa . . .	29930	
Bukoba . . .	5900		Mpapua . .	6053	
	215386 Rp.	(34993 Rp.)	Kilimatinde .	4696	
	= 301540 Mk.	(48990 Mk.)	Tabora . . .	18000	
			Udjidji . . Usumbura	5500	
			Ukonongo . .	22300	
				280269 Rp.	(36800 Rp.)
				= 392376 Mk.	(51520 Mk.)

		1900
Kilwa	85000	(21216)
Lindi	69500	(17930)
Songea . . .	11000	
Mahenge . . .	13727	
Iringa . . .	11375	
Langenburg . .	24000	
	214602 Rup.	(39146 Rup.)
	= 300450 Mark	(54805 Mark).

Dabei sind Arbeitsleistungen im Werte von 150000 Rupien gleich 210000 Mark nicht mitgerechnet. Außerdem ist der Steuerertrag in den am dichtesten bevölkerten Gebieten des Innern noch am geringsten, weil diese Gebiete noch am wenigsten erschlossen und nicht überall in Verwaltung genommen sind; weil ferner der Barverkehr noch nicht überall eingeführt ist, die Steuern daher zum größten Teil in Gestalt von Arbeitsleistungen erhoben werden; Naturallieferungen wurden hier mangels geeigneter Transportmittel zur Küste, wo die Getreide- und Viehsteuern erst einen großen Marktwert besitzen, nicht in größeren Mengen vereinnahmt; wo dies dennoch geschah, wie z. B. in Tabora, mußten sie den Eingeborenen wieder zurückgegeben werden, weil keine Verwendung dafür dawar. Sind aber erst genügende Transportmittel vorhanden, so ist mit Sicherheit eine gewaltige Steigerung des Steuerertrags zu erwarten, der im Jahre 1898 erst 480000 Mk. betrug. Denn dann können gewaltige Mengen von Naturalsteuern, wie Getreide, Mais, Reis, Erdnüsse, Sesam, Vieh u. s. w. billig zur Küste geschafft werden.

4. Der Gesamtertrag an Steuern belief sich im Jahre 1901, wenn man für dieses Jahr eine gleiche Summe aus der Gewerbesteuer einsetzt, wie im Vorjahre, auf rund 1200000 Mk. In den nördlichen Bezirken betrug sie rund 350000 Mk., in den mittleren rund 450000 Mk., in den Südbezirken rund 355000 Mk. Würde man diese Steuererträge kapitalisieren zu 4 vom Hundert und ein Baukapital für die drei notwendigen Eisenbahnlinien damit verzinsen, so könnte man zunächst, den Kilometer zu 50000 Mk. Baukosten gerechnet, die Tangabahn mit 8750000 Mk. um 175 km weiterführen, die geplante Zentralbahn mit 11250000 Mk. mit 225 km vollenden und die Südbahn 178 km weit in das Innere führen. Entschlösse man sich zum Bau einer einzigen Strecke, so würde man mit rund 30000000 Mk. Kapital entweder die Zentralbahn oder die Südbahn mit 40—50000 Mk. Baukosten für den Kilometer auf 6—700 km bauen können. Bei der großen Steigerungsfähigkeit der Steuererträge wäre der in den „Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft", Jahrgang 1903 Nr. 3 von mir ausführlich besprochene Gedanke, zu Zwecken des Bahnbaus eine Anleihe für das Schutzgebiet aufzunehmen, die man aus den Steuererträgen des Schutzgebietes selber verzinsen und amortisieren könnte, nicht so ganz von der Hand zu weisen. Auch Herr von Bennigsen, der frühere Finanzdirektor des Schutzgebietes, hat sich wiederholt dafür ausgesprochen. Denn wenn auch die Steuereinkünfte jetzt zur Entlastung des Schutzgebietshaushalts bereits unter den verschiedensten Etatstiteln und für kommunale Zwecke verausgabt werden, so ist doch die durch den Bahnbau bestimmt zu erwartende und von den einzelnen Bezirksvorstehern mit ziemlicher Genauigkeit zu berechnende Steigerung der Steuererträge den Ausfall im Haushaltsplan, der durch die Verwendung der jetzigen Steuern als Bahnzinsen entstehen würde, zu decken sicherlich imstande. Das Gleiche gilt natürlich, wenn aus den Steuerbeträgen eine Zinsgarantie gedeckt werden müßte, welche das Reich einer privaten Bahngesellschaft zu zahlen sich verpflichten würde. Nebenbei sei noch bemerkt, daß zu Zwecken der auf Grund der Kaiserlichen Verordnung vom 3. Juli 1899 gebildeten Kommunalverbände im Jahre 1901 etwa 575000 Mk., im Jahre 1902 etwa 400000 Mk. aus den Steuererträgen verwendet worden sind, ohne daß der Reichstag diese zur Durchführung der erwähnten Verordnung nötigen Mittel hätte zu bewilligen brauchen.

Der Bahnbau aber ist unter den jetzigen Umständen eine Pflicht der Regierung, die sich nur im Rahmen ihrer bisherigen kulturellen und wirtschaftlichen Bestrebungen halten würde. Bauen wir jetzt nicht endlich die notwendigen Bahnen, so sind wir nicht wert, das schöne Land zu besitzen, das sie erschließen sollen, dann ist all die organisatorische Arbeit, die wir dort bisher geleistet haben, eitel und vergebliche Mühe gewesen.

5. Man hat es seinerzeit der Regierung zum Vorwurf gemacht, daß sie das ganze Schutzgebiet mit einem Netz von Stationen überzogen und in Verwaltung genommen hat. Unseres Erachtens mit Unrecht, da die Regierung nur so in der Lage ist, den Frieden aufrecht zu erhalten, die kulturelle Hebung des Landes und seiner Bewohner zu bewirken, die Steuern einzuziehen und dadurch das Schutzgebiet finanziell selbständig zu machen.

a. Dank der erfolgreichen Bemühungen der Regierung haben in vielen Bezirken die Eingeborenen angefangen, Lesen, Schreiben und Rechnen sowie die Grundbegriffe unseres modernen Wissens zu lernen, wenngleich die Möglichkeit, eine höhere Bildung zu erlangen, zunächst nur einem sehr geringen Teile der Eingeborenen gegeben ist. Die Mittel zu alledem sind aber noch gänzlich unzureichend. Es hieße ein Unrecht begehen, wollten wir hierbei nicht der segens- und erfolgreichen Thätigkeit unserer Missionen beider Konfessionen gedenken, denen besonders im Innern zur Zeit noch der größte Anteil an der kulturellen Hebung der Eingeborenen zukommt Es sind daher jetzt schon eine große Anzahl Eingeborener als Beamte und Schreiber des Gouvernements und der Verwaltungsorgane, der Walis, Akiden und Jumben angestellt, ohne die z. B. die Eintreibung der Steuern beinahe unmöglich wäre. Es ist kein Zweifel, daß auch für den Bahnbau geeignete Unterbeamte im Laufe der Zeit in genügender Anzahl heranzuziehen wären.

b. In materieller Hinsicht ist die wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen Gegenstand unausgesetzter Thätigkeit der deutschen Verwaltung. Denn ohne die Mitwirkung der Eingeborenen ist eine wirtschaftliche Erschließung des Schutzgebiets undenkbar. Wanderlehrer sind in einzelnen Bezirken angestellt, die die Einführung gewinnbringender Kulturen veranlassen. Durch die Aufrechterhaltung des Friedens und Unterdrückung der Fehden der Eingeborenen hebt sich von selbst die Bevölkerungszahl, sodaß die Notwendigkeit der Arbeit und Produktion an jeden Einzelnen herantritt. Außerdem giebt die Verwaltung Anregung zur Ausbildung und Entwickelung vorhandener Kulturen, manchmal nicht ohne Anwendung eines leichten Druckes. Bekannt sind die sogenannten Jumbentage. Alljährlich werden die von der Regierung eingesetzten eingeborenen Verwaltungsbeamten, Akiden und Jumben, nach der Hauptstadt des Bezirks berufen, woselbst sie im Schauri von dem Bezirksamtmann über das Steuerwesen, die Durchführung der Gesetze und Verordnungen, vor allem aber über landwirtschaftliche Fragen belehrt werden. Die Erfolge dieser Jumbentage sind in den einzelnen Bezirken unverkennbar. Sie zeigen sich in einer besseren, sachgemäßen Bebauung des Bodens und in einer vermehrten Produktion der Eingeborenen. In Frage kommt vor allem die Kokospalme, Ölfrüchte und Baumwolle, demnächst Mais und Sorghum. Eine weitere Entwickelung dieser Kulturen ist indes nur möglich, wenn Abnehmer der Erzeugnisse und Vorrichtungen zur Erntebereitung vorhanden sind, wie z. B. zur Entkernung der Erdnüsse und der Baumwolle und zum

Plantagenarbeiter beim Hacken.

Pressen der letzteren. Zum Teil sind auch bereits Aufbewahrungsräume von den Kommunen gebaut. Eine weitere Ausdehnung der Kulturzone in das Innere und eine Verwertung der im Innern nutzlos liegenden Produkte ist jedoch nur möglich, wenn billige Transportmittel geschaffen werden. Denn die abseits der Küste wohnenden Eingeborenen können nur dann mehr anbauen, wenn sie eine Möglichkeit des Absatzes haben. Ohne Bahn keine Steigerung der Produktion; nicht aber darf man sagen, da keine Produktion, die eine Bahn rentabel machen könnte, vorhanden ist, braucht man keine Bahn zu bauen. Die Bahn soll ja eben eine Vermehrung der Produktion ermöglichen. Daß eine Vermehrung der Produktion auch im Innern infolge des Bahnbaus eintreten kann und wird, beweist die Hebung der Eingeborenenkulturen an der Küste, insbesondere die Steigerung der Kopraausfuhr von 1900 zu 1901, von der wir nachstehende Übersicht geben:

	1900:		1901:	
	lbs.	Rupien.	lbs.	Rupien.
Tanga . . .	9895	670	1412428	92815
Pangani . . .	89964	6140	562273	38189
Saadani . . .	—	—	23215	1395
Bagamoyo . .	3806	228	470163	32354
Daressalaam .	14349	891	222921	13831
Schole . . .	1790221	127899	2814542	215911
Kilwa	1930	109	111009	7044
Lindi	—	—	330	37
Insgesamt:	1910165	135937	5616881	401576

Das ergiebt eine Steigerung um 3706716 englische Pfunde im Werte von 270000 Rupien = 380000 M. Von 487000 kg im Werte von 108000 M. im Jahre 1899 ist die Kopraausfuhr auf 2507000 kg zu 567000 M. im Jahre 1901 gestiegen, die Sesamausfuhr von 446000 kg zu 85000 M. auf 1586000 kg zu 279000 M.

Erschließt man nun die küstennahen Gebiete durch Bahnen, wie die geplante Bahn nach Mrogoro und die Südbahn, so ist mit Sicherheit zu erwarten, daß das Schutzgebiet bald den gesamten Bedarf des Mutterlandes an Sesam decken kann. Das Reich führte 1890 für 4000000 M. Sesam ein, 1897 für 5500000 M., davon jedoch nur für 50000 M. aus den Schutzgebieten. Der Verein deutscher Großhändler von Dünge- und Kraftfuttermitteln empfiehlt deshalb den Anbau von Sesam und auch Erdnuß in Ostafrika, wo die Kulturbedingungen ganz vortrefflich sind. Dadurch würden wertvolle Massengüter für die geplanten Bahnen geschaffen, die viel zu einer Rentabilität beitragen könnten. Infolge des Mangels an geeigneten Transportmitteln bleibt aber zur Zeit ein großer Teil des Landes unbebaut. Bei materiellen Erfolgen würden die Eingeborenen dagegen Ackerbau und Viehzucht in größerem Umfange treiben. Denn sie verstehen, — zumal die Häuptlinge —, vorzüglich kaufmännisch zu rechnen. Die Produktion, der Wohlstand und die Aufnahmefähigkeit des Schutzgebietes werden durch die Anlage der Eisenbahnen einen außerordentlichen Aufschwung nehmen. Solange aber der Eisenbahnbau nicht in Angriff genommen wird, ist eine wesentliche Wendung zum Besseren in den Produktionsverhältnissen des Landes trotz aller Kulturbestrebungen der Regierung nicht zu erwarten.

c. Hand in Hand mit diesen Kulturbestrebungen geht eine weise Bevölkerungspolitik als ein geeignetes Mittel, eine Bahn rentabel zu machen. Der Versuch, in die verhältnismäßig weniger bevölkerten Küstenbezirke ein Bevölkerungselement heranzuziehen, das bessere Wirtschaftsverhältnisse hat und auf einer höheren Kulturstufe steht, ist als völlig gelungen zu betrachten. So haben die mehr denn 12000

Uebergang über den Geringeri.

Wanyamwesi, die längs der Tangabahn angesiedelt sind, viel zu dem bemerkenswerten Aufschwung des Bahnverkehrs beigetragen. Indische Ackerbauer sind herangezogen, ganz besonders zur Förderung der Reis- und Baumwollkultur. Es ist kein Zweifel, daß beim Bau der Bahn nach Mrogoro binnen kurzem mehrere tausend fleißige Wanyamwesi sich längs der Strecke ansiedeln würden. Am aller-

nötigſten wäre indes eine Beſiedlung beim Bau der Südbahn, denn die erſten 14 Tagereiſen hinter Kilwa, dem geplanten Ausgangspunkt der Südbahn, iſt das Land nur ſehr ſpärlich bewohnt, im Gegenſatz zu dem ſehr viel dichter bevölkerten Hinterlande von Daressalaam.

d. Die Beſiedlung der weniger bevölkerten Küſtengegenden würde außerordentlich gefördert werden, wenn durch den Bahnbau der Karawanenhandel eingeſchränkt und ſchließlich ganz beſeitigt würde. Das Trägerunweſen, infolge des Bahnmangels notwendig, iſt der ſittliche und zum Teil auch wirtſchaftliche Ruin der Kolonie. Es entzieht eine große Anzahl gerade der kräftigſten Eingeborenen der werteſchaffenden Thätigkeit, insbeſondere dem Ackerbau; die Schamben werden vernachläſſigt, und den europäiſchen Betrieben werden die Arbeitskräfte entzogen. Der Trieb zum Nomadenleben wird genährt, da der Einzelne als Träger ſich leicht ſeinen Lebensunterhalt verſchafft, und ſeinem Hang zum Bummeln nachgehen kann. Durch die lange Abweſenheit der heiratsfähigen männlichen Jugend leidet die Bevölkerungszunahme, und gleichzeitig ſchädigen die Küſtenträger die ſittlichen Verhältniſſe bei den Innenſtämmen ebenſoſehr, als die Miſſionen ſie unter Aufwand von viel Arbeit und Geld zu fördern vermögen. Außerdem werden Krankheiten übertragen und Ungeziefer aller Art, z. B. Sandflöhe, verſchleppt. Die durchzogenen Gebiete werden gebrandſchatzt, da eine genügende Beaufſichtigung der Karawanen trotz der Abgabe von Reiſezetteln auf jeder Station unmöglich iſt, und die unſicher gemachten Karawanenſtraßen veröden. Die Straße wird endlich mit Brennholz, Kochlöchern und anderem verunreinigt; die Lager werden durch Nachläſſigkeit abgebraunt, die Waſſerplätze verwüſtet; das Verwachſen der barra-barra, d. h. der Regierungsſtraße wird durch das übliche Hintereinanderlaufen der Träger begünſtigt, die Straße ſelbſt dadurch für den Wagenverkehr unbrauchbar. Alle dieſe Nachteile, die von dem größten Einfluß auf den wirtſchaftlichen Zuſtand des Landes ſind, würden durch den Bahnbau allmählich beſeitigt werden.

6. Die ganze wirtſchaftliche Entwickelung Oſtafrikas iſt zur Zeit auf den Handel durch dieſen Trägerverkehr geſtellt. Die bisherigen Träger würden aber gute Arbeiter werden, wenn durch ausreichende Bahnverbindungen Landwirtſchaft, Viehzucht und Bergbau gefördert würden. Bei dem heutigen ungünſtigen Stande des Transportweſens iſt aber ein Aufſchwung des Handels und damit auch der Zolleinnahmen nie und nimmer zu erwarten. Denn es fehlt die Gelegenheit, die Erzeugniſſe des Landes vom Produzenten zum Konſumenten zu ſchaffen. Infolgedeſſen wird einerſeits nicht mehr erzeugt, als zum unmittelbaren Verbrauch des Erzeugers nötig iſt, andrerſeits iſt dabei eine Vermehrung des Wohlſtands und der Aufnahmefähigkeit der Eingeborenen für die Erzeugniſſe unſerer Induſtrie völlig ausgeſchloſſen; endlich iſt es unmöglich, bei eintretendem Notſtand, Dürre, Hunger, Heuſchreckenplage und Viehſeuchen das Fehlende aus den von dieſen Plagen verſchonten Gebieten zu erſetzen. So mußten im Jahre 1899, während in der Nähe der Küſte Hunger wütete und etwa 50000 Perſonen daran ſtarben, in den Innenbezirken die als Hüttenſteuer eingelieferten Proviantvorräte den Steuerzahlern wieder zum größten Teil zurückgegeben werden.

Bericht über die im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements auf dem Wege von Tanga nach Moschi in der Zeit vom 11. Januar bis 10. April 1902 unternommene Reise zur Erforschung der Tsetsefliege.

Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander.

IV.

Wild oder verdächtige Fliegen waren auf dem ganzen Wege nicht zu sehen; der Hirt behauptete, es gäbe hier auch keine solchen Fliegen.

Bei dem Landmesserlager war außer den Reiteseln und ein paar Stücken frisch beschafften Schlachtviehs kein Vieh. Die Herren wußten auch nichts von Tsetsefliegen, obwohl Herr Steiner diese Fliege von seinem Aufenthalt in Nordafrika her kennt. Von den Reittieren sah mir ein seit etwa sechs Wochen im Luengeratal befindlicher Halbblutmaskatesel stark verdächtig aus, obwohl sein Herr an ihm noch keine Anzeichen von Krankheit entdeckt hatte. Ich entnahm deshalb Blut; die Untersuchung eines dieser Präparate ergab sogar ziemlich viel Trypanosomen. Das Tier lebte Ende März noch nach Nachrichten aus dritter Hand und soweit ich erfuhr, ohne daß die Krankheitserscheinungen wesentlich zugenommen hätten.

Nachmittags setzten wir durch schwer gebirgiges Gelände den Marsch nach Kwa Schemschi fort; wir kreuzten dabei frische Fährten der Büffelherde, ohne aber der Tiere selbst ansichtig werden zu können. Ebensowenig trafen wir verdächtige Fliegen, obwohl das schilfige Gras, in dem sie sich nach den Angaben in Muheza mit Vorliebe aufhalten sollen, alle Schlünde und viele Hänge bedeckte.

In Kwa Schemschi, das kürzlich abgebrannt war, fand sich nur eine Herde gesunden Kleinviehs bei einem stehengebliebenen Eingeborenenhause. Die Leute wußten nichts über Tsetsefliegen anzugeben, zur eigenen Untersuchung war es schon zu spät, da es zu dämmern begann, als wir eintrafen.

Auch am Morgen des 7. Februar sah ich nichts von verdächtigen Fliegen; ebenso nichts auf dem Wege nach Sakarre.

Den Nachmittag in Sakarre benutzte ich zu mikroskopischen Arbeiten und zum Vorzeigen der Fliegen. Herr Illich beauftragte danach auf meine Bitte zwei seiner Leute, die in Kwa Schemschi genau bekannt waren, am nächsten Morgen dorthin zu gehen, um auf den Weidestellen des Viehs u. s. w. alle Arten von Stechfliegen und Bremsen zu fangen, deren sie habhaft werden könnten.

Am 8. Februar fing ich von den Hunden Herrn Illichs in der Mittagsstunde auf der Veranda des Hauses eine Anzahl Schöllerfliegen. Die Hunde waren im Juli 1901 von Deutschland gekommen; die Schöllerfliegen sollen nach Angabe Herrn und Frau Illichs ständig in Sakarre sein.

Des Abends brachten die beiden ausgesandten Leute eine reiche Ausbeute aus Kwa Schemschi zurück: große und kleine Bremsen, Dasselfliegen, die Schöllerfliege. Ich ordnete sie und verteilte sie mit beigefügter Angabe des am Orte gebräuchlichen Namens in verschiedene Sammelgläser.

Am 9. Februar ließ ich mir einen im Dezember 1901 aus Usegua von Kwa Mgeia gekommenen Ochsen antreiben, der seit etwa 6 Wochen krank ist, das einzige kranke Stück von dem ganzen reichen Viehbestande Sakarras an Rindvieh, Pferden, Maultieren, Schweinen und Hunden. In seinem Blut fanden sich alle Anzeichen hochgradiger Blutzersetzung und -Verarmung, wie sie die Surrah begleiten, aber keine deutlichen Trypanosomen. Das Krankheitsbild entsprach der Surrah.

Am 10. Februar wurde der Rückweg angetreten, wieder ohne verdächtige Fliegen auf dem Wege oder in Kwa Schemschi zu sehen, trotz großer Hitze und Schwüle.

Von Kwa Schemschi verfolgten wir erst bis etwa eine Stunde vor Korogwe den Sakarreweg und bogen dann nach dem Amanguluweg hin ab, da ich wenigstens dessen im Tal verlaufenden Anfang besichtigen wollte. Auch hier waren keine verdächtigen Fliegen zu sehen, obwohl das Gelände nach den landläufigen Schilderungen als außerordentlich geeignet für Tsetse bezeichnet werden muß.

In Korogwe erfuhr ich, daß der Bezirksamtmann von Wilhelmstal, Herr Teichmann, am nächsten Tage eintreffen würde und beschloß, diesen Tag noch zu warten, um mit ihm die Bereisung seines Bezirkes noch einmal besprechen zu können.

11. Februar. Herr Teichmann kam nachmittags an und versprach mir, an Stelle des bisherigen Jumbenaskaris für die einzelnen Abschnitte der Reise Akiden zu stellen, die genau Bescheid wüßten und mich in meiner Aufgabe unterstützen sollten.

Am nächsten Tage, den 12. Februar, setzte ich frühmorgens meine Reise fort. Die Träger sandte ich auf der bara-bara voraus, ich selbst marschierte mit meinen Spezialleuten und dem Akiden auf dem rechten Ufer des Ruvu entlang, um die dort gelegenen Dörfer und deren Vieh zu besichtigen.

Das erste Vieh, Rinder, einem Inder aus Korogwe gehörig, traf ich gegenüber von Nyumbu dicht am Ufer des Flusses. Alle Tiere sahen gesund aus. Der Hüter gibt an, daß keine Stechfliegen an dieser Stelle seien und was ich am und um das Vieh sehe, sind nur Stubenfliegen.

Etwa 20 Minuten weiter liegt Kwa Nduri auf einem etwa 50 Meter hohen Rundhügel, vielleicht 1 km vom Fluß ab. Fünf graue Esel und ein Fohlen stehen unten in der Niederung, sind vollständig gesund. Im Ort soll es jetzt bloß zwei Rinder geben, von denen das eine krank sei. Beide sollen weitab auf der Weide stehen, sodaß ich sie nicht zu sehen bekomme. Die Leute haben aber eine große Kalebaß voll Milch, die sie freilich angeblich in Korogwe gekauft haben wollen; das übrige Benehmen ist mir aber verdächtig, so daß ich glaube,

nicht der Wahrheit entsprechende Angaben erhalten zu haben. Über Stechfliegen kann ich nichts erfahren.

Ein und eine viertel Stunde weiter treffe ich das Vieh der auf Inseln im Ruvu liegenden langgezogenen Dörfer Mahaia-Mavuza, und zwar Rinder und Kleinvieh. Ich lasse es antreiben: alles ist rund und fett. Der Wächter gibt auch hier an, Stechfliegen seien nicht vorhanden, was wieder mit meinen eigenen Beobachtungen übereinstimmt.

Eine Stunde weiter kommen wir durch lichten Wald über hügeliges Gelände nach Ngombezi, einem oder besser zwei ziemlich großen Dörfern auf Inseln des Ruvu gelegen. Auf der am weitesten nach dem linken Ufer zu gelegenen Insel stehen zwei kranke Kühe, das andere Vieh, etwa 50 Haupt, ist auf der Weide und soll gesund sein. Von den beiden Kühen ist die eine vor 10 Tagen erkrankt und zeigt die Erscheinungen von Surrah. In den entnommenen Blutproben sind in der Tat Trypanosomen enthalten. Die andere Kuh hat frisch gekalbt und ist offenbar nur davon mitgenommen.

Stechfliegen sollen nur „chini“ (im Schilf des Pangani und der Niederung?) vorhanden sein und zwar nur große Bremsen, mabugwe, keine chobára.

Nach weiteren 50 Minuten Weges immer dicht an dem hier viele Schnellen aufweisenden Ruvu entlang und fast stets durch bestelltes Land ziehend, komme ich gegenüber dem gleichfalls auf einer Insel liegenden Kwa Siki an. Es sollen 60 Rinder da und angeblich alle gesund sein. Als ich aber bei Fortsetzung des Marsches der Herde begegne, sehe ich drei kranke Stücke, zwei davon sogar schwer krank darunter, leider ohne die Möglichkeit, Blut zu entnehmen. (Krank bedeutet hier immer = surrahkrank!)

Fliegen sollen nicht da, die Rinder immer gesund gewesen sein, seit der großen Seuche sei nichts mehr gestorben. Diese Nachricht steht in direktem Widerspruch mit der in Korogwe erhaltenen und mit meiner eigenen Beobachtung. Der Akide gibt an, bei der Besprechung in Korogwe nicht zugegen gewesen zu sein.

12 Minuten weiter stromauf liegt das große Dorf Mzingi, gleichfalls auf einer großen Insel. Bei diesem Dorf befindet sich eine jetzt verlassene Station der englischen Mission. — Unter den etwa 14 Häuptern Großvieh von Mzingi sind zwei krank, beide von auswärts gekommen. Am kränksten ist eine Ferse, die vor 2 Monaten von Mwanza hergebracht worden und seit einem Monat krank ist. In der entnommenen Blutprobe sind Trypanosomen sehr reichlich enthalten. Das Kleinvieh erscheint gesund.

Fliegen sollen in Menge da sein, aber keine mit Stechrüssel. Bei dem Vieh sind jedenfalls jetzt nur Stuben- und Schmeißfliegen zu sehen. Zwischen Mzingi und dem etwa 25 Minuten weiter stromauf gelegenen Maurwi liegt noch ein größeres Inseldorf, dessen Namen ich nicht erfahren konnte, ebenso nicht, ob Vieh vorhanden ist. Eine Brücke konnte ich nicht auffinden.

In Maurwi ist nur Kleinvieh, zwei große Herden, von denen die eine rechts, die andere links weidet. Rinder sind, angeblich wegen Geldmangel, seit Massaieinfall und Rinderpest nicht vorhanden. Unter dem Kleinvieh soll viel Kidei vorkommen, an der die große Mehrzahl der erkrankten Tiere eingeht. Von der rechts weidenden Herde sehe ich ein schwerkrankes Stück gleich auf der Inselseite der Brücke. Die links weidende Herde sieht gesund aus. (Also hier umgekehrt wie in Korogwe.) Mit vieler Mühe und Überredung bringe ich endlich den Jumben

dahin, die kranke, allerdings dem Verenden nahe und ſchon ganz kalte Ziege gegen Abend in mein Lager zu bringen. In der entnommenen Blutprobe ſind neben ſchwerſten Änderungen des Bluts Trypanoſomen.

Mein Marſch hatte von 7^{05} vorm. bis 2 Uhr nachm. gedauert; die Träger waren ſchon um 9^{30} im Lager.

Am 13. Februar marſchierte ich nach Makuyuni weiter, indem ich wieder denſelben Reiſeplan innehielt, wie tags zuvor: meine Träger gingen auf direktem Wege die barabara entlang nach dem Reiſeziel, ich ſuchte mit meinen Spezialleuten und dem Akiden die in mäßiger Entfernung vom Wege liegenden Ortſchaften auf und beſichtigte das Vieh.

Zuerſt marſchierten wir durch ein bewaldetes enges Tal am Weſtrande der Uſambaraberge entlang. Nach etwa einer halben Stunde bog ich links ab, um die Herden von Kwa Zuranga, Gereza und Simbili zu ſehen. Das Vieh von Kwa Zuranga traf ich auf der Weide, viel geſund ausſehendes Kleinvieh, aber keine Rinder. Letztere werden nach Angabe der Jumben nicht angeſchafft, weil das Geld nur zum Ankauf von einzelnen Stücken reicht, dieſe aber ſtets zu dem Vieh von Gereza laufen und nicht bei der Herde des Dorfes zu halten ſind. Ob Stechfliegen da ſind, weiß weder der Hirt noch der Jumbe.

Das Dorf Gereza laſſe ich liegen, weil das Vieh ſchon ausgetrieben iſt und ich es bei Fortſetzung meines Marſches treffen muß. Das Vieh von Simbili wird gerade ausgetrieben, als ich eine Stunde und zehn Minuten nach dem Aufbruch aus dem Lager vor dem Dorfe bin. Zuerſt kommen 6 geſunde graue Eſel, dann eine große Herde Kleinvieh, darunter mehrere ſchwer kranke Stücke. Rinder ſind nicht vorhanden. Mehr iſt aus den Leuten nicht herauszubringen. Blutentnahme iſt nicht möglich.

Von Simbili aus führt der Weg durch eine mit gutem Gras, vereinzelten Dornbäumen und Gruppen ſolcher beſtandenen Niederung auf die barabara zurück. Kurz bevor ich ſie erreiche, treffe ich die große Rinderherde von Gereza, 60–80 Haupt, die ſcheinbar alle geſund ſind. Fliegen ſind nicht übermäßig zahlreich vorhanden; was ich von ſolchen ſehe und fangen laſſen kann, ſind Stubenfliegen. Der Hirt gibt an, daß ſich auf dem Weideſelde wohl große Stechfliegen — Bremſen — fänden, aber keine Tſetſe- und Schöllerfliegen.

Von hier bringt mich ein etwa halbſtündiger Marſch durch ſchönen Wald nach dem nach dem Mkomaſi zu links vom Wege, etwa 20 Minuten ab, liegenden Dörfchen Kwa Zunga. Rindvieh ſoll vorhanden und geſund, aber weit entfernt auf Weide ſein. Kleinvieh iſt auch vorhanden; die Ziegen ſollen ſeit einem Monat krank ſein — bovu, (vielleicht Räude?) — doch ſollen nur wenige davon eingehen. Alles Vieh ſoll ſeit langer Zeit am Platz verblieben ſein. Ein vor dem Dorf angebundener Schafbock, das einzige Stück, das ich zu ſehen bekomme, leidet nur an einer Eiterung.

Ob Stechfliegen dort ſind, konnte ich nicht erfahren. Im allgemeinen ſchien mir die Gegend zu kahl dazu.

Wenige Minuten ab in der Richtung auf Makuyuni zu liegt ein zweites kleines Dörfchen, Kilimani. Das Vieh, das ich nicht zu ſehen bekam, Rinder und Ziegen, ſoll alles geſund, Stechfliegen nicht vorhanden ſein.

Von hier ging ich auf Nichtwegen immer durch bebaute Felder in etwa 10 Minuten zur barabara zurück. Dieſe führt zuerſt durch das gleiche überall

reich angebaute Tal, dann über einen flachen, gut bewaldeten Höhenrücken, dreht auf dieſem nach rechts ab und ſteigt darauf in eine weite dürre, aber weithin gut angebaute und ſcheinbar fruchtbare, mit Bewäſſerungsgräben durchzogene Niederung herab. Die Bewäſſerungsgräben kommen von den vielleicht 2 km abliegenden Bergen, an denen eine Reihe von Dörfern zu ſehen ſind. In der Niederung fallen links große Gruppen hoher grüner Bäume auf, in deren jeder ein Dorf liegt. Ebenſo iſt Makuyuni gelegen, wo ich in glühender Sonne um Mittag eintreffe.

In der Beſprechung mit dem Jumben und dem Älteſten erfahre ich folgendes: Rinder ſeien jetzt in größerer Anzahl da und ſtürben ſeit der großen Peſt nur noch vereinzelt an Kidei. Ziegen und Schafe wären der Krankheit viel mehr unterworfen und ſtürben in großer Zahl daran. Graue Eſel ſollen geſund ſein, es laufen aber den Nachmittag 7 Stück am Raſthaus vorbei, von denen nicht weniger als 2 ſchwer krank ſind.

Die Tſetſe (Muſter von Kilwa) wird von Jumben und Akiden zuerſt als sindaki, dann als Ndöröbo bezeichnet; die von den Maſſai ndöröbo genannte Daſſelfliege als paange, die paange (Bremſe) von Kwa Schemſchi als mbúgwe, die großen Rinderbremſen als mabugwe makubwa. Die kleine Schöllerfliege wird „sindaki“, „chofúla“, „sofura“ genannt und von ihr behauptet, daß ſie die Rinder nur ſehr quäle, ohne ſie krank zu machen. Im übrigen ſcheinen die Leute wenig zu wiſſen von der Rolle, welche wir gewiſſen Stechfliegen für die Surrah zuſchreiben. Denn ſie bezichtigen, wie Herr Ökonomierat Eick, ein Gras dieſe Krankheit zu veranlaſſen. Und zwar iſt es dasſelbe, das in Korogwe den Hauptbeſtand der Weide ausmacht und in dem ich ſpäter zwiſchen Mbaraúa und Kiſangára ſowohl die Tſetſe als die Schöllerfliege beobachtet und gefangen habe. Ich habe eine Probe davon unter Nr. 4 aus Makuyuni, unter Nr. 5 von der letzterwähnten Stelle her in die Preſſe eingelegt.

Mit den Rindern wurde ich entſchieden genarrt. Denn bald ſollten ſie von dieſer, bald von jener Seite her ins Dorf zurückkommen, ſodaß ich drei bis vier Mal das Dorf und ſeine Umgebung nach allen Richtungen hin abging. Dabei ſah ich eine kleine Anzahl ſehr gut ausſehenden geſunden Kleinviehs, geſunde graue Eſel mit Fohlen und im Dorf drei geſunde Rinder, vor denen ich, obwohl ſie garnichts davon merken ließen, jedesmal beim Vorübergehen gewarnt wurde, „weil ſie ſehr wild ſeien“. In den Duka hing geſundes ſchönes Rindfleiſch zum Verkauf aus. Endlich kam die ziemlich große Herde gerade von der entgegengeſetzten als der angeſagten Seite an und erſt mit dem Dunkelwerden, ſodaß ich kein Blut mehr entnehmen konnte, obwohl ſich mehrere deutlich kranke Tiere darunter befanden. Da ich die ganze Blutentnahme in einem hatte abmachen wollen, entgingen mir nun auch die kranken Eſel.

Etwa 20 Minuten von Makuyuni ab, rechts vom Wege nach den Bergen hin, liegt Tarawanda und wenige Minuten weiter in derſelben Richtung Nyumbu. Ich war ſchon von Herrn Meyer in Tanga darauf aufmerkſam gemacht worden, daß Tarawanda tſetſeverdächtig ſei und hörte dieſen Verdacht in Makuyuni beſtätigen. Deshalb ſandte ich die Träger am 14. Februar wieder nach Matarawanda, etwa 1½ Stunde von Makuyuni (km 10 von Mombo) ab links vom Wege gelegen, voraus und ging ſelbſt mit meinen beſonderen Leuten nach Tarawanda. Das kaum mittelgroße Dorf liegt im dichten Buſch, hat eine große,

mindeſtens 200 Stück zählende Kleinviehherde und etwa 20 Stück Rindvieh. Die Leute geben an, daß ſeit der Rinderpeſt unter dem Vieh kein größeres Sterben geherrſcht habe. Tſetſe ſei nicht vorhanden. Unter den Rindern ſind aber eine Ferſe und ein Stier ſichtlich an Surrah krank, letzterer, wie auf Befragen endlich zugegeben wird, ſchon ſeit langer Zeit. Da mein Vorrat an Deckgläschen knapp iſt, entnehme ich nur von dem Stier Blut. Das Kleinvieh liegt vor dem Dorf und bei meiner Rückkehr aus dem Dorf wird mir entgegen der früheren Behauptung, alles ſei geſund, jetzt auch eine ſeit etwa einem Monat erkrankte, jetzt ſchwer fieberhaft kranke Ziege vorgeführt, der ich gleichfalls mit dem letzten Reſt meines Deckgläschens Blut entnehme. In beiden Fällen fanden ſich bei ſpäterer Unterſuchung zahlreiche Trypanoſomen. Das andere Kleinvieh ſah geſund aus.

Nyumbu liegt noch dichter im Buſch als Tarawanda, und nur nach rechts hin hat man den Ausblick in eine weite und breite, ein aus den Bergen tretendes Flüßchen begleitende Sumpfwieſe, wohl den Beginn des Madumuſumpfes am Wuruni. Ich mußte längere Zeit warten, bis das Vieh herangetrieben war; die ziemlich große Herde Kleinvieh war geſund, unter den 8 Rindern war eines, eine Ferſe, deutlich und ſchwer ſurrahkrank. Blut konnte ich, wie geſagt, nicht entnehmen.

Von hier kamen wir auf Nichtwegen durch dichten Wald und am Madumuſumpf entlang, zuletzt auf der alten barabara wieder in 25 Minuten auf die Landſtraße, da, wo dieſe den Madumuſumpf durchquert. Dreiviertel-Stunden ſpäter erreichten wir Matarawanda. Stechfliegen kamen mir in der ganzen Zeit nicht zu Geſicht.

In Matarawanda, das etwa 5 Minuten nach links vom Wege ab liegt, kannten die Leute die Fliegen ſehr ſchlecht, die Tſetſe von Kilwa überhaupt nicht. Die Schöllerfliege wird als sindaki, die große Bremſe als mwra ngombe (weil ſie bei den Rindern bleibt) bezeichnet. Es ſind keine Rinder am Ort, wohl aber viel Kleinvieh, Schafe und Ziegen etwa in gleicher Zahl, das ich mir von der Weide holen laſſe. Surrahkranke Tiere finde ich nicht, wohl aber viele räudige Schafe.

Des Nachmittags Weitermarſch nach Mombo, wo ich den Jumben für den Morgen des nächſten Tages zur Beſprechung beſtelle, weil der Abend ſchon anbricht.

15. Februar. Der Juube gibt beim Vorzeigen der Fliegen an, daß die Schöllerfliege (sofúlo) Ziegen, Rinder und Menſchen um Mittag herum und in der Regenzeit ſehr und in großen Mengen plage. Tſetſe ſoll gelegentlich vorhanden ſein, ebenſo Bremſen = mbugwe. Hinterlaſſe ihm den Auftrag, mir Fliegen fangen zu laſſen. Darnach Aufbruch nach Wilhelmstal. Bei dem kleinen Dörfchen Madara auf etwa ein Drittel der Höhe mache ich Halt, um nach den Fliegen zu fragen. Die Leute beſitzen Rinder und dieſe ſollen geſund ſein, ebenſo Kleinvieh. Leider iſt ſchon alles auf der Weide. In der Regenzeit träten viele Stechfliegen von Stubenfliegengröße auf, jetzt gäbe es dieſe nur im Pori; ebenſo große mit Stechrüſſel. Letztere ſollen auch während der Regenzeit im Pori bleiben, die kleinen kämen bis ans Dorf. Von verſchiedenen Arten ſeien dann vorhanden sofura, mabugwe und paange — was die einzelnen Namen bedeuten, kann ich nicht ſicher feſtſtellen, da ich keine Fliegen zum Vorweiſen bei mir habe. Das Vieh ſoll vor ihnen bloß weglaufen und ſchwer gepeinigt, aber nicht krank werden und ſterben. — Unterwegs in halber Höhe bei einem Quell fangen meine Leute eine von den bunten, nur die Menſchen ſtechenden Bremſen.

Ankunft verzögert sich bis in den Nachmittag, weil ich den neuen, noch unfertigen Weg eingeschlagen habe.

Am 16. Februar nur Besprechungen mit den Herren des Bezirksamtes, Empfangnahme der Post, Ordnung der Sammlungen.

Am 17. besichtigte ich das Stationsvieh, eine Menge Rindvieh und einige Esel. Von dem Rindvieh ist außer einer altersschwachen Kuh nur eine vor einiger Zeit aus Sakarre gekommene Ferse krank, doch nicht an Surrah. Von den Maskateseln sehen zwei sehr schlecht aus; der eine ist seit langem nicht mehr ins Unterland gekommen, der andere kürzlich aus der Steppe zurückgekehrt. Beide sollen stets so mager gewesen sein. Auf den Tieren viele Schöllerfliegen, es gelingt aber nur eine zu fangen.

Am 18. gehe ich mit einigen meiner Leute nach Kwai, um das dortige Vieh zu besichtigen. Auf dem Wege treffe ich mehrfach gesundes Groß- und Kleinvieh. Des Nachmittags gegen 3 Uhr sehe ich trotz empfindlich niederer Temperatur auf den Kälbern im Hofe und den Tieren im Stall viele Schöller-fliegen, anscheinend etwas größer als die bisher gesehenen, und lasse von ihnen eine Anzahl fangen. Auffällig ist, daß auf dem Büffelkalbe und den Büffeln diese Fliegen nicht zu finden sind. Das ganze Rindvieh, die Pferde und Schweine sehen durchaus gesund aus. Nur eine 2jährige Halbblutferse ist seit 2 Tagen mit Schwellungen am Kehlgang erkrankt. Sie geht gegen 4 Uhr ein, ich mache Ausstrichpräparate, die aber keine Anzeichen von Surrah ergeben, wohl aber große Bakterien enthalten, die wie solche des malignen Ödems aussehen. Die Massai bezeichneten diese Krankheit als Uldigana. Es soll schädlich sein, dem Tiere während der Erkrankung Wasser zu geben; im Magen finde sich viel unverdautes Gras — letzteres durch die Sektion bestätigt.

Gegen Abend reite ich zu der eben vom Mangasee gekommenen Herde; alles sieht wohlgenährt und gesund aus.

19. Februar. Des Nachts und in den ersten Vormittagstunden so schwere kalte Regen, daß ich darauf verzichten muß, die beiden anderen ständig in Kwai gebliebenen Rinderherden zu besichtigen und nach Wilhelmstal zurückkehre. Dort entnehme ich des Nachmittags um 5 Uhr Blut von den 3 oben genannten Tieren. Die Ferse ist bereits wieder in Besserung. Spätere Untersuchung dieser Präparate ergab keinerlei Anzeichen von Surrah.

Auf den bestimmt ausgesprochenen Wunsch des Bezirksamtmannes entnehme ich für mich einen Jagdschein.

Am 20. Rückmarsch nach Mombo, diesmal nach der Station. Gehe abends noch das Vieh des auf dem rechten Ufer des Mombo gelegenen Dorfes — gleichfalls Mombo — zu besichtigen. Die 6 Stück Rinder sind in vorzüglichem Zustande, unter dem Kleinvieh ein krankes Schaf, das ich für den nächsten Tag nach der Station bestelle. Das Vieh des auf dem linken Ufer gelegenen Dorfes ist nicht zusammenzubringen.

Am 21. Februar erst das Vieh der Station, das nach Ökonomierat Eick krank sein soll, besichtigt. Ich kann auch bei dem, was schon jahrelang in Mombo ist, nur vorzüglichsten Zustand sehen, bei Rindern sowohl wie Maskateseln. Danach besichtige ich die inzwischen angetriebenen Kleinviehherden der beiden Dörfer Mombo. Das von dem linken Ufer (demselben, auf dem die Station liegt) ist durchaus gesund; unter dem vom rechten Ufer außer dem gestern ge-

ſehenen Schaf noch eine Ziege krank, dieſe friſch erkrankt. Entnehme von beiden Blut und unterſuche ſofort. In dem Blut der Ziege Trypanoſomen, in dem des Schafs zwar keine ſolchen, aber die Veränderungen, die das Blut außerdem bei Surrah erfährt.

Der Jumbe bringt jetzt die geſammelten Fliegen. Leider iſt die Mehrzahl in der Flaſche ſchon tot und angeſchimmelt oder von den Maden, die von einigen abgeſetzt waren, angefreſſen Ich nehme die wenigen gut erhaltenen Stücke heraus und laſſe die Maden ſich weiter entwickeln, weil einige verdächtige Stechfliegen unter dem Fange geweſen zu ſein ſchienen. Nach einigen Tagen haben ſich dieſe Maden zu Fliegen entwickelt, doch waren es nur Stuben- und Fleiſchfliegen.

Nachmittags nach Mazinde weiter, zuerſt durch ſchönen Galeriewald, dann durch Pori auf zum Teil von Regenrinnen ſtark zerriſſenem Gelände, weiterhin breite beſtellte Niederungen, zum Schluß ein ziemlich hoher Rücken mit Lateritboden und anſtehenden Granitblöcken.

Etwa eine Stunde vor Mazinde das mittlere Dorf Kaſigo (oder Kaſiga?). Rindvieh und Kleinvieh vorhanden, viele Hunde. Die Rinder, ſeit einem Jahr hier, ſollen geſund ſein, was von dem einzigen mir vorgeführten Stück, einer friſch abgekalbten Kuh, zutrifft. Unter den etwa 100 Stück Kleinvieh ſollen jetzt viele ſterben oder geſtorben ſein. Entnehme Blut von einem kranken Schaf, das bei ſpäterer Unterſuchung maſſenhaft Trypanoſomen aufweiſt.

Mit Sonnenuntergang komme ich in Mazinde an und beſtelle für den nächſten Morgen die Herden (2) von Mazinde und die von Kiomoni, etwa eine Stunde nordwärts von Mazinde.

22. Februar. Die Herden ſind richtig zur Stelle, und zwar nur Kleinvieh, Ziegen und Schafe. Die eine, die kleinere Herde von Mazinde weidet nördlich und öſtlich der barabara nach den Bergen zu, die zweite größere ſüdlich und weſtlich nach dem Mkomaſi hin, die dritte von Kiomoni hat ihr Weideſeld gleichfalls ſüdlich der Straße. In der erſten Herde ſind einige wenige Stück krank, in der zweiten bedeutend mehr, ebenſo in der dritten. Ich nehme von Herde I (im Sammelbuch als Nordherde bezeichnet) 1 krankes Schaf, von Herde II (Südherde) 3 kranke Schafe, 2 Ziegen zur Blutentnahme. Für die Kimoniherde hatte ich keine Deckgläschen mehr übrig. In allen Präparaten zeigte ſpätere Unterſuchung Trypanoſomen oder die Surrah begleitende Veränderungen des Blutes.

Rindvieh ſoll ſich am Platz nicht halten.

Darauf zeigte ich den Leuten meine Fliegen:

Die Tſetſe von Kilwa wird als paange bezeichnet, ebenſo die von Lewa, die die Leute mit der erſten für identiſch erklären, ebenſo die von Bagamoyo, ſollen die Rinder nur zum Fortraſen bringen, aber nicht krank machen: ſie ſoll in der Gegend ſein.

Die Schöllerfliege wird sindäki genannt und dieſer Name ausdrücklich als gleichbedeutend mit sofura erklärt. Sie ſollen die Nideikrankheit beim Kleinvieh hervorrufen und immer da ſein, wenn die Ziegen Nidei bekommen. Sämtliche Fliegen treten hauptſächlich in der Regenzeit (katika mvua) auf.

Bremſen, auch die kleinen von Lewa werden als mbugwe bezeichnet, auch die bunte mit netzartiger Zeichnung auf den Flügeln, die nur den Menſchen ſticht. Nur die große Rinderbremſe trägt das Beiwort kubwa.

Die Daſſelfliege wird ebenſo wie in Kwa Schemſchi mbüo genannt. Der

Jumbe ſoll Leute ausſchicken, um unten beim Fluß paange und sindaki, die ſich dort aufhalten ſollen, zu fangen; leider erhalte ich nichts.

Des Nachmittags bringen mir Leute aus Kaſiga, denen ich tags zuvor entſprechenden Auftrag gegeben hatte, Fliegen, die ſie dort auf dem Weideſelde gefangen; darunter iſt eine ſchlanke, ſchwarz- und graugezeichnete und wie mit Mehl beſtäubte Stechfliege, die ſie sindáki oder sofúra nannten und die ſie als Überträgerin der Surrah bezeichneten. Ich habe dieſe Fliege erſt am Kilimandſcharo wiedergeſehen, wo die Maſſai ſie ndörobo nennen und von ihr gleichfalls behaupten, daß ſie bei den Rindern, dem Kleinvieh, Eſeln und Pferden eine Krankheit hervorrufe, jedoch nicht die Surrah.

Um 4¹⁵ Aufbruch und zwar in der Richtung auf den Mangaſee, weil dieſe Gegend vielfach dem Vieh von Kwai als Reſerveweide gedient hat. Der Weg führt zuerſt an den Dörfern Kiomoni (die Leute ſprechen es Kimuni), das dicht am Wege rechts nach den Bergen zu liegt, vorbei durch eine ziemlich ebene, nur von einzelnen tiefen Regenrinnen durchzogene Ebene, die ſich nach links hin langſam zum Mkomaſi ſenkt; dann durch ein in der Regenzeit überſchwemmtes reich angebautes Gebiet am Mkumbara. Ob dort wirklich ein Dorf liegt, oder ob es nur Außenfelder von Kiomoni und Mazinde ſind, konnte ich nicht erfahren. Nach etwa 2 Stunden Marſch, etwa eine Viertelſtunde hinter dem Mkumbara, biegt der Weg nach dem Mangaſee nach links von der barabara ab und führt durch ein ziemlich dichtes Pori, das mehrfach von größeren Regenflüſſen mit Galeriewald unterbrochen wird, zuletzt durch eine lichte Dornbuſchſteppe über flache, zum Teil ſteinige Wellen nach dem Oſtende des Sees. In der Nähe des größten dieſer Regenflüſſe liegen ziemlich ausgedehnte, jetzt verlaſſene Mais- und Seſamfelder mit einigen gleichfalls verlaſſenen Hütten darin. Sie ſollen in der Regenzeit von den Leuten in der Nähe befindlicher Dörfer beſtellt werden.

Auf dieſem Nachtmarſch — wir marſchierten von Mkumbara ab in der Dunkelheit und kamen etwa um 10½ Uhr in Langata, der am Oſtende des Mangaſees gelegenen Ortſchaft, nach im ganzen 5 Marſchſtunden an — habe ich von Stechfliegen nichts beobachten können.

Am 23. morgens beſichtigte ich erſt den Ort, oder vielmehr die Orte, denn es ſind 3 kleine getrennte Weiler: Der am ſüdlichſten liegende ſtellt ein Maſſailager mit allen Eigentümlichkeiten eines ſolchen dar; in ihm ſteht eine große Rinder- und eine ziemlich große Kleinviehherde. Die zwei anderen weiter nördlich gelegenen Weiler ſind von Waſegua bewohnt. Der zwiſchen dem Maſſaikraal und dem anderen Waſeguaweiler gelegene beſteht aus wenigen, arg zerfallen ausſehenden Häuſern und beſitzt nur Kleinvieh. Das zweite Waſeguadorf mag etwa 100 Seelen zählen, iſt gut gehalten, eingefriedigt und beſitzt Groß- und Kleinvieh. Nach Oſten hin iſt alles kahl abgefreſſen und es ſtehen nur noch einige Krüppelbüſche und -Dornbäume auf dem leicht anſteigenden Gelände. Nach Weſten hin findet ſich dichterer niederer Dornbuſch und Gras, die ſich langſam ſenkend in den Schilfrand des Sees übergehen.

Das Vieh von dem nördlichen Waſeguadorf ſah alles geſund aus; in der Herde des zweiten fanden ſich 4 kranke (3 Ziegen, 1 Schaf), in der Maſſaiherde 2 kranke Kühe (die eine einen Monat, die andere einen Tag krank) und ein krankes Schaf, von denen ich Blut entnehme; die Unterſuchung dieſer Präparate iſt noch nicht abgeſchloſſen.

Danach zeige ich die Fliegen. Der Jumbe der Waſeguadörfer behauptet, die Schöllerfliege (sindaki) ſei ſtark in der Maſſaiherde — ich habe dort keine im Kraal und an den Tieren geſehen. Ob Rinder durch ſie krank gemacht werden, weiß er nicht. Die Kilwatſetſe kennt er als paange; ſie ſoll nur in der Regenzeit vereinzelt hier ſein und die Rinder an Kidei krank machen. Ihr Aufenthaltsort ſei aber nicht unten beim Dorf, wo ſein Vieh weide, ſondern weiter die Anhöhe aufwärts. Die sindaki (Schöllerfliege) mache die Kidei beim Kleinvieh. Die Bremſen, mbugwe, gebe es auf der Weide zwiſchen den Ochſen, ſie ſtächen bloß, ohne krank zu machen. Die geſtern von Kaſigo gebrachte Stechfliege bezeichnet er als paange; ob ſie krank mache, wiſſe er nicht; ſie finde ſich namentlich in der Regenzeit im Pori beim Waſſer.

Die Maſſai nennen die Schöllerfliege laidjañger; hier in der Nähe des Dorfes gebe es ſie nicht, dagegen in Mengen auf dem Kilima (die Bedeutung dieſer Bezeichnung iſt mir nicht ganz klar geworden; mir ſchien es, daß ſie die nach Oſten ſich hinziehende Anhöhe damit meinten). Sie plagte das Vieh ſehr. Die Rinder bekämen erſt mapele davon (wohl gleichbedeutend mit den Soſura-ſtellen des Akiden von Muheza) und ſtürben, wenn ſie das Gras fräßen, in dem laidjañger ſind. Die Erſcheinungen, unter denen dieſe Krankheit verlaufen ſoll, entſprechen denen der Kidei-Surrah.

Die Kilwatſetſe nennen ſie kimbadje (wohl dialektiſch = el kimbái, wie die anderen Maſſai ſie bisher nannten) und ſchreiben ihr gar keine Bedeutung für eine Krankheit zu. Sie plagten die Tiere nur durch ihren Stich.

Die sofura von Kaſigo kennen ſie nicht und geben im Gegenſatz zu den Waſagua an, daß ſie hier nicht vorkomme.

Den Bremſen geben ſie denſelben Namen und ſchreiben ihnen dieſelbe Bedeutung zu wie der Kilwatſetſe.

Mir machte es den Eindruck, als ob die Maſſai bedeutend ſicherer in der Erkennung der einzelnen Fliegen ſeien und als ob ihre Angaben mehr Glauben verdienten als die der Waſegua.

Noch im Laufe des Vormittags marſchiere ich weiter, zuerſt über eine zum Überſchwemmungsgebiet des Mkomaſi gehörige, mit dickem Gras beſtandene Niederung, dann durch gutſtehende Mais- und Zuckerrohrfelder nach den drei Dörfern Mikomaſi (Waſegua), die ich mit Paſſieren des Mkomaſi in etwa einer halben Stunde erreiche.

Die drei Dörfer liegen dicht zuſammen auf dem rechten Ufer des Mkomaſi und ſind ſchwer verpalliſſadiert. Die zugehörigen Felder liegen auf den Inſeln und am linken Ufer. In allen drei Dörfern iſt viel Klein- und ziemlich viel Großvieh. Alles iſt fett und ſieht durchaus geſund aus. Es weidet auf dem rechten Ufer ſtromaufwärts, nicht nach dem See zu, weil dort zu viel Krokodile wären. Die Weide iſt nach Oſten zu weithin abgefreſſen, nach Weſten, dem See hin, ſteht noch Gras. Der Boden iſt ſandig mit mäßigem Humusgehalt, das Land mit lichtem Dornpori beſtanden.

Dasſelbe Pori, bald dichter, bald lichter, der Boden bald mehr ſandig, bald lehmhaltiger, begleitet uns auf dem Marſch nach Kihuiro bis etwa auf die Hälfte der Entfernung — im ganzen 6 Stunden Marſch. Dann treten ſtarke Hügelzüge auf, die mit ſcharfem Schotter, ſoweit ich im Dunkeln erkennen kann, Gneiß und Quarz, bedeckt ſind. Zum Schluß kommt wieder für etwa ½ Stunde

lichtes Dornpori mit humöſem Sandboden, auf dem alles kahl gefreſſen iſt, und die letzte halbe Stunde führt der Weg von einem kleinen Paredorf ab durch Schamben, die von zahlreichen Bewäſſerungsgräben durchzogen werden; zuletzt durch eine Furt über den Saſſeni nach Kihuiro. Auf dem Süduſer liegt gleichfalls ein großes Paredorf. Der Weg führt 4 Stunden lang von Mikomaſi ab immer in erreichbarer Nähe am Mkomaſi entlang, einmal in dem Hügelgelände ſogar unmittelbar an deſſen Ufer und iſt im ganzen recht gut.

Stechfliegen habe ich weder in Langata, noch in Mikomaſi, noch auf dem Marſch geſehen, trotz zahlreicher Wildfährten.

In Kihuiro zeigte ich am 24. Februar erſt die verſchiedenen Fliegen dem Jumben und den zahlreich mit ihm gekommenen anderen Leuten. Die Lewatſetſe bezeichnen ſie als chafúa (vulgär chafúla, chafúra); ſie ſoll die Rinder ſtechen, daß ſie fortlaufen, aber ſie ſoll ſie nicht krank machen.

Die große Stechfliege von Bagamoyo, bisher immer als gleich mit der Kilwa- und Lewatſetſe erklärt und von mir auch dafür gehalten, wird hier als davon verſchieden bezeichnet und paange genannt. Sie finde ſich höchſtens vereinzelt bei Kihuiro.

Die Schöllerfliege nennen ſie sindáki. Bezüglich ihrer Bedeutung kann ich nicht klar verſtehen, ob ſie das Vieh krank macht oder ob ſie bloß vorzugsweiſe oder ausſchließlich krankes Vieh angeht. Wahrſcheinlich iſt das erſtere gemeint, denn die Krankheit, bei der dies geſchehe, wird mit den Symptomen der Kidéi-Surrah beſchrieben und hinzugefügt, daß die sindaki in großen Mengen bei Kihuiro ſei, noch mehr aber in den Maſſaiherden und daß ſie den Herden folge. Ihre Eier lege ſie an Fleiſch oder die Wunden von Rindern; es liegt aber wohl eine Verwechſelung mit Fleiſchfliegen vor, denn als ich Leute des Dorfes vom Jumben ausſchicken laſſe, mir sindaki zu bringen, erhalte ich nur Fleiſchfliegen. Von dem Baum Mſaraka und ſeinen etwaigen Beziehungen zur Schöllerfliege oder Tſetſe wiſſen die Leute nichts.

Sindaki und chafua ſollen immer zuſammen vorkommen; die chafua einzeln, die sindaki ſtets in großen Mengen.

Unter den mir gebrachten Fliegen ſind zwei Schöllerfliegen in der Nähe des Jumbenhauſes gefangen. Am Raſthaus ſind keine zu ſehen, ebenſo wenig habe ich bei dem vielen Vieh, das ich an dieſem und dem folgenden Tage beſichtigte und von dem ich Blut entnahm, ſolche oder Tſetſefliegen bemerken können.

Des Nachmittags wurden mir die Herden von dem eigentlichen Kihuiro und von zwei naheliegenden Ortſchaften vorgeführt. Blut entnehmen konnte ich nur von den Herden von Kihuiro, weil mir die Deckgläschen ausgingen. Von den beiden anderen Herden kam am nächſten Tage nur die von Mkomaſi nicht wieder, trotzdem ich ſie beſtellt hatte. In dieſer aus Groß- und Kleinvieh beſtehenden Herde waren die meiſten Stücke geſund, nur 2 Kälber und 1 oder 2 Stück Kleinvieh erſchienen mir verdächtig, während die Leute ſie für geſund erklärten.

Unter dem Rindvieh von Kihuiro waren 6 kranke Stücke, die anderen ſahen geſund aus. Fünf von den kranken waren ſtets am Ort geblieben, eine Kuh war nach Moſchi geſchickt worden und von dort krank zurückgekommen. Von den anderen 5 war ein Kalb ſchon ſeit langem krank, ſtark abgemagert, zeigte aber augenblicklich eine Beſſerung (wie ſehr häufig); die anderen waren alle erſt ſeit kürzerer Zeit krank.

Von Kleinvieh wurden mir zwei getrennt weidende Herden vorgeführt; alle Tiere waren ständig in Kihuiro gewesen. Aus der ersten Herde entnehme ich Blut von 3, aus der zweiten stärker infizierten von 6 Stück. Von diesen letzteren litten einige schon an hochgradiger Blutarmut. Die Untersuchung dieser und der folgenden Präparate mit Ausnahme derer von Moschi steht noch aus.

Am 25. Februar untersuchte ich in gleicher Weise die Herden von den umliegenden Ortschaften: Moule (Groß- und Kleinvieh, 2 Rinder, 1 Ziege, 1 Schaf krank), Kongeni (Rinder und Ziegen, 1 Kuh krank, die Ziegen gesund), Kitundai (Rinder, 1 krank), Kamaduda (Rinder, 2 krank), Jhindi (Rinder und Kleinvieh, 2 Rinder, 1 Ziege, 1 Schaf krank), Zingamwe (Rinder, 1 krank), Kidunda (Kleinvieh, 1 Ziege, 1 Schaflamm krank) und Karamba (Kleinvieh, 2 Ziegen, 2 Schafe untersucht, noch einige krank).

Zwei Esel, die dem Jumben gehören, ein grauer und ein $^3/_4$jähriges Halbblutfohlen, sehen beide gesund aus und sind es bei meiner Rückkehr am 21. März noch, trotzdem das Fohlen am 25. Februar erst seit 10 Tagen in Kihuiro stand.

Nachmittags nach Ndungu weiter. Das Gelände ist fast eben, nur von einem großen Regenbett und in der Nähe der beiden Dörfer von breiten Bewässerungsrinnen durchschnitten. Ja weiter von Kihuiro ab verliert die Landschaft den Charakter des Dornbuschwaldes und nimmt da, wo nicht bestellte Felder sind, den des Laubhochwaldes an. Überall sind Zeichen, daß vor nicht allzulanger Zeit guter Regen gefallen ist. Der Himmel ist meistens bedeckt; trotzdem ist nichts von Stechfliegen zu bemerken.

Am 26. lasse ich mir von Ndungu (drei Dörfer: eins am Lagerplatz, von Wasegua, eins ziemlich weit ab und rückwärts, von Massai, und eins etwas den Berg hinan von Wapare und Wasegua) und benachbarten Orten das Vieh antreiben, um es zu besichtigen und von den kranken Tieren Blut zu entnehmen. Das Vieh des eigentlichen Ndungu steht zum Teil im Paredorf. Um sicher trypanosomenhaltige Präparate zu erhalten, nehme ich nur das kideikranke Vieh, das im Anfang der Erkrankung ist oder gerade Fieber hat.

Von dem Ndungu der Wasegua entnehme ich Blut von einer schwer kranken, aber noch leidlich fetten Ferse und von einem Schaf und einer Ziege, die von den Leuten zwar für gesund erklärt werden, mir aber verdächtig erscheinen; vom Paredorf von einem Kalbe, vom Massaidorf von einer Ferse. Etwas später wird von Bumba her, einem Dorfe etwa eine Stunde nördlich von Ndungu, etwas links ab von der Straße, von Waschambaa und Wapare bewohnt, eine große Rinderherde angetrieben, die durchaus gesund erscheint und von den Leuten auch so bezeichnet wird. Dann kommen einige, 10—12 Haupt, Rinder aus Kambani, oben nach den Bergen zu gelegen; unter diesen ist ein etwa zweijähriger Stier krank. Von Pare, noch weiter aufwärts als Kambani, werden 5 gesunde Tiere angetrieben. Eine Stunde später kommt noch eine große Herde von Mroyo, das wie Bumba am anderen Ufer ziemlich weit ab liegt. Die Tiere erscheinen mir alle gesund. Auf das Vorführen der Herde von Mgando, weitab „chini“, d. h. nach dem Mkomasi hin gelegen, verzichte ich, weil alles gesund sein und die Tiere beim Weiden doch nie bis an den Weg kommen sollen.

Die oſtafrikaniſche Bahnfrage.

Von Dr. iur. Hermann Heſſe.

III.

Es iſt kein Wunder, daß bei dem Mangel an Eiſenbahnen der Handel des Schutzgebietes ſich nicht andauernd in aufſteigender Linie bewegt hat. Die primitiven Wegeverbindungen zu auch nur einigermaßen leiſtungsfähigen Fahrwegen oder Kunſtſtraßen auszubilden, würde unberechenbare Koſten, Zeit und Arbeitskräfte erfordern, ohne doch bei dem großen Mangel an Zugtieren und bei der großen Länge der in Betracht kommenden Entfernungen auch nur annähernd das wünſchenswerte Ziel einer leiſtungsfähigen und billigen Transportmöglichkeit zu erreichen. Hingegen iſt der Ausbau eines leiſtungsfähigen Wegenetzes als Zufuhrſtraßen zu den einzelnen Eiſenbahnſtationen durchaus notwendig. Allein der Bau der geplanten Eiſenbahnlinien von Tanga nach dem Viktoriaſee, von Dareſſalaam nach Mrogoro und ſpäterhin über Tabora nach dem Tanganyikaſee und von Kilwa nach Wiedhafen iſt imſtande, die Hilfsquellen des Landes, ſeine Urproduktion und damit auch den Handel zu heben, die Zolleinnahmen zu ſteigern und das Schutzgebiet finanziell ſelbſtändig zu machen. In ihrem Geſamtergebnis zeigt die Handelsſtatiſtik Deutſchoſtafrikas für die letzten Jahre auf das deutlichſte, daß ohne die Schaffung leiſtungsfähiger Transportmittel nicht nur eine nachhaltige Hebung des Handels ausgeſchloſſen erſcheint, ſondern daß ſogar der Handel in ſeinem ganzen gegenwärtigen Umfange in Anbetracht der Entwickelung der Verkehrsmittel in den Nachbarkolonien kaum aufrecht zu erhalten iſt. Der Handel nach dem Nyaſſa-, Kongo- und Nilgebiet iſt heute unſerem Schutzgebiet völlig verloren gegangen, und wenn der Handel unſeres Schutzgebietes ſich immerhin auf der früheren Höhe gehalten hat, ſo iſt dies lediglich den Kulturbeſtrebungen der Regierung und der in den küſtennahen Gebieten, wo die Transportfrage weniger in Betracht kommt, geſteigerten Urproduktion der Eingeborenen zu verdanken. Jeder Kilometer Bahn, der ins Innere vorgeſchoben wird, erſchließt aber weitere Gebiete dem Handel und befördert die Produktion der Eingeborenen und die kulturelle Thätigkeit unſerer Pflanzer und Anſiedler, für die ſich in Uhehe und Uſambara die günſtigſten Bedingungen darbieten. Heute zahlt die Kolonie allein für Körnerfrüchte jährlich 1500000 Rupien = 2100000 M. an das Ausland. Früher verſorgte ſie Sanſibar und das Ausland mit Reis, und zwar von beſſerer Qualität als der jetzt von Indien eingeführte. Nur die Ausfuhr von Mtama, Hirſe, iſt ſtetig geblieben; ſie geht meiſt nach Sanſibar, Aden und Bombay. Nachſtehende Tabellen veranſchaulichen die Aus- und Einfuhr Deutſchoſtafrikas:

	Ausfuhr			Einfuhr.		
	Reis	Getreide, Hülsenfrüchte	Gesamtausfuhr	Reis	Getreide, Hülsenfrüchte.	Gesamteinfuhr
1892	198195 Rp	153379 Rp	3934440 Rp	117970 Rp	37493 Rp	4501854 Rp
1893	333040 „	206821 „	4292876 „	155013 „	41475 „	5932940 „
1894	55758 „	120341 „	4217022 „	467796 „	88664 „	6197873 „
1895	366 „	33195 „	2879368 „	1134221 „	234384 „	6725098 „
1896	671 „	142457 „	3329941 „	629158 „	55425 „	7008287 „
1897	1665 „	401875 „	3736197 „	466331 „	25818 „	6840731 „
1898	220 „	41393 „	3939743 „	1383505 „	100410 „	8588881 „
1899	449 „	143525 „	2792303 „	1336042 „	197350 „	7675451 „
1900	1675260 Rp.		4293645 Mk.	2890000 Rp.		13030540 Mk.
1901	1017548 „		4623471 „	2274820 „		9510766 „

Die Einfuhr dieser Körnerfrüchte war nur notwendig für die Küstenbezirke, wo infolge der Heuschreckenplage kein Reis mehr gebaut wurde. Im Innern war dagegen Überfluß an Cerealien bei der stärkeren, bisher stets unterschätzten Ackerbau treibenden Bevölkerung. An Elfenbein wurden 1890 2276 Doppelzentner im Werte von 3054791 Rupien, 1898 dagegen nur 962 Doppelzentner für 921897 Rupien ausgeführt. Das Elfenbein aus Innerafrika geht jetzt meist über die Ugandabahn, den Kongo und den Schire-Sambesi zur Küste.

7. Die Tendenz der Zolleinnahmen ist infolge der ungünstigen Transportverhältnisse stetig geblieben, und nur die Erbauung von Bahnen und die dadurch bedingte Zunahme von Handel und Verkehr kann eine Steigerung der Zolleinnahmen bewirken.

	Ausfuhrzölle.	Einfuhrzölle.	Gesamtzölle.
1891	818 486 M.	416 109 M.	1 234 595 M.
1892	568 168 „	305 094 „	873 262 „
1893	505 397 „	452 785 „	958 182 „
1894	537 995 „	651 168 „	1 189 163 „
1895	435 508 „	701 325 „	1 136 833 „
1896	539 695 „	869 634 „	1 409 329 „
1897	509 030 „	944 143 „	1 453 173 „
1898	468 480 „	1 165 508 „	1 633 988 „
1899	455 939 „	1 001 155 „	1 457 094 „
1900	377 727 „	1 019 018 „	1 396 745 „
1901	450 103 „	901 371 „	1 351 474 „
1902	453 558 „	898 238 „	1 377 760 „

Der beträchtliche Rückgang der Ausfuhrzölle von 1897 zu 1900 ist hauptsächlich dem Einfluß der Bahnbauten in den Nachbarkolonien sowie der Dürre in den küstennahen Gebieten zuzuschreiben; das Aufsteigen im Jahre 1901, das sich 1902 noch fortgesetzt hat, beruht auf der Hebung der Urproduktion der Eingeborenen in den Küstenbezirken, woselbst allmählich die wirtschaftliche Belehrung der Eingeborenen und die Maßnahmen der Regierung zur Hebung der Landwirtschaft ihre guten Früchte zu tragen beginnen.

Geht erst der Bahnbau Hand in Hand mit diesen Kulturbestrebungen der Regierung, so ist kein Zweifel, daß das Schutzgebiet landwirtschaftliche Erzeugnisse nicht nur nicht mehr einführen, sondern in großem Umfange ausführen wird, da in Sansibar und Arabien stets ein aufnahmefähiger Markt vorhanden ist.

Ugogo. Am Tschunwe.

8. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Ersparnisse der Regierung und der Missionen an Fuhr- und Reisekosten ihrer Beamten und Angehörigen durch die Bahnbauten außerordentlich groß sein würden. Allein im Jahre 1900 zahlte die Regierung an Trägerlöhnen etwa 190 000 M. Dazu kommt der ungeheure Zeitverlust bei Reisen der Beamten an ihren Bestimmungsort und von demselben bei Beurlaubungen nach der Heimat; auch hiergegen würden die geplanten Bahnbauten von der günstigsten Wirkung sein.

9. Von dem strategischen und politischen Wert der Bahnen soll hier ganz abgesehen werden; nur die wirtschaftlichen Grundlagen des Bahnbaus sollen erörtert werden, soweit man daraus einen Rückschluß auf eine Rentabilität der Bahnen zu ziehen vermag, deren genaue Berechnung zur Zeit noch ein Ding der Unmöglichkeit ist und nicht einmal in europäischen Verhältnissen mit annähernder Sicherheit bestimmt werden kann.

VI. Die wirtschaftlichen Aussichten der drei geplanten Bahnlinien sind als außerordentlich günstig zu bezeichnen. Wir haben oben gesehen, daß, je weiter die Bahnen in das Innere eindringen, sie auf desto stärkere Bevölkerungszentren stoßen. Aber auch Güter für den Bahntransport sind vorhanden beziehentlich können in großen Mengen erzeugt werden, wie eine Betrachtung der drei Bahnzonen ergeben wird.

An Ausfuhrwerten kommen in Betracht zunächst Korn- und Hülsenfrüchte wie Mais, Reis, Mtama; sodann Knollengewächse, wie Maniok, Kartoffeln, Gemüse, Bananen, Kokosnüsse, Obst und Südfrüchte. Ferner Kaffee, Kakao, Thee, Mohn, Vanille, Pfeffer, Gewürze, Zuckerrohr, Zucker, Syrup, Tabak. Dazu kommen Kopra, Erdnüsse, Sesam, Pflanzenöle, Pflanzenwachs, Futtermittel. An Faserpflanzen ist zu erwähnen Rohbaumwolle, Flachs, Hanf, Jute, Manilahanf, Sisalagaven, Ramie und Kokosfasern. Die Erzeugnisse der Forstwirtschaft bestehen in Bau-, Nutz- und Edelhölzern, Gerbhölzern, Gerbrinden, Farbhölzern, Orseilleflechten, Kautschuk und Guttapercha. An lebenden Tieren werden ausgeführt Pferde, Esel, Rindvieh, Kleinvieh, Geflügel, Wild; an tierischen Nahrungsmitteln Fleisch, Milch, Butter, Käse, Honig, Fische; an tierischen Rohstoffen Elfenbein, Flußpferd- und Wildschweinzähne, Hörner, Knochen und Huse, Schildpatt, Häute, Felle, Wolle und Tierhaare, Federn und Bälge, Insektenwachs, Abfälle, Dünger. An Mineralien kommen in Betracht Erden, Kalk, Zement, rohe und Halbedelsteine, Glimmer, gewöhnliche Steine, Salz, Kohlen, Teer, Pech, Mineralöle und endlich Kopal.

Man sieht aus dieser allgemeinen Übersicht, daß es an Gütern, vor allem auch an Massengütern für die geplanten Bahnbauten bei intensiver Kultivation des Landes nicht fehlen wird, sodaß eine Rentabilität der Bahnen in absehbarer Zeit in Aussicht steht.

1. Die Tangabahn ist nunmehr imstande, ihre Betriebskosten selber aufzubringen. Im Haushalt für 1903 sind allerdings die Einnahmen der Bahn nur mit 156 700 M., und zwar um 90596 M. niedriger als für das Jahr 1902 angesetzt; die Betriebsausgaben belaufen sich demgegenüber auf 346682 Mk.

Insgesamt hat sich für das Jahr 1902 ein Fehlbetrag der Betriebseinnahmen und -ausgaben von 189982 Mk. herausgestellt. Die Gründe hierfür sind indes vorübergehender Natur, und die letzten Monate gaben mit ihrer ungewöhnlich hohen stetigen Steigerung der Betriebseinnahmen um fast das Dreifache die sichere

Lager am Wami.

Gewähr, daß im Jahre 1903 nicht nur die Ausgaben gedeckt, sondern noch ein Überschuß erzielt werden wird.

Der Voranschlag für 1902 mit 247296 M. war deshalb zu hoch angesetzt, weil man einmal die Eröffnung des Betriebs bis Korogwe zu früh angenommen hatte; thatsächlich erreichte die Bahn Korogwe erst 6 Monate später, als man ursprünglich annahm; andererseits hatte man nicht damit gerechnet, daß die Ugandabahn den ziemlich beträchtlichen Kilimandjarohandel gänzlich an sich ziehen würde. Hierdurch erklärt sich der Ausfall der Einnahmen im Jahre 1902.

Gegen den Herbst 1902 war dagegen ein stetiges Anwachsen der Einnahmen der Bahn zu beobachten. Gründe hierfür sind einmal, daß durch die Fortführung der Bahn bis Korogwe ein Teil des Useguahandels nach Tanga gelenkt ist, daß ferner die Wanyamwesiansiedlungen längs der Bahn begonnen haben, die Erzeugnisse ihrer landwirtschaftlichen Thätigkeit durch die Bahn nach Tanga zu verfrachten. Dank der Bemühungen des Bezirksamtmanns Meyer von Tanga haben sich über 3000 Wanyamwesi, mit ihren Familien über 12000 Köpfe stark, in und bei Tanga längs der Bahn angesiedelt. Auch das Bezirksamt Wilhelmsthal hat solche Ansiedlungen längs der Bahn angesetzt. Diese Ansiedlungen sind etwas über ein Jahr alt und haben in dieser kurzen Zeit den Bahnverkehr bedeutend gehoben, besonders nachdem die unsinnig hohen Bahnfrachten herabgesetzt worden sind. Nachdem z. B. die Fracht für Mais herabgesetzt war, schnellte der Maistransport derart in die Höhe, daß in den ersten beiden Monaten, Juli und August 1902, allein 1500 Zentner Mais verfrachtet wurden. Auch die Ausfuhr aus Tanga selbst ist durch die Wanyamwesi bedeutend gestiegen. Die Kopraschamben haben sich durch eine rationelle Bewirtschaftung erstaunlich gehoben. Dabei ist das ganze Gebiet längs der Bahn durch Ansiedlung kultivierbar.

Die Ansiedlungen von Westusambara sind durch die Bahn bis Korogwe noch nicht erschlossen, da Korogwe zu weit von ihnen entfernt ist; nur $^1/_{10}$ von Westusambara gravitiert nach Korogwe; die übrigen $^9/_{10}$ des Gebietes sind auf den Weg über Mombo angewiesen bei der geographischen Beschaffenheit des Landes. Die gesamten Flußthäler, in denen die Wege entlang führen, laufen parallel der Küste zum Panganifluß hin, und die Wege laufen in Mombo zusammen, das demnach der gegebene Endpunkt für die Bahn ist, wenn man Westusambara durch sie erschließen will. Es ist aus verschiedenen Gründen dringend zu wünschen, daß die Forderung der Regierung von 1000000 M. für die Fortführung der Bahn bis Mombo, die insgesamt etwa das Dreifache kostet, bewilligt werde.

Denn während Korogwe 10 Tagereisen vom Kilimandjaro entfernt ist, liegt Mombo nur 6—7 Tage ab; der ganze Kilimandjarohandel, der jetzt über die 5—6 Tagereisen entfernte Station Voi der englischen Ugandabahn nach Mombassa geht, würde über Mombo der Tangabahn zufließen und ihr ganz bedeutende Frachten zuführen.

Die Linie von Korogwe nach Mombo läuft ferner immer neben dem nicht schiffbaren Pangani hin; das Land neben der Bahn ist wie geschaffen für großartige Bewässerungsanlagen, die ohne große Kosten den Anbau von Reis und Baumwolle in großem Umfange ermöglichen. Der Reisbau würde nicht nur die Küste mit dem notwendigen Nahrungsmittel versorgen, sondern eine gewinnbringende Ausfuhr ermöglichen.

Außerdem begünstigt die Fortführung der Bahn bis Mombo die Besiedlung

Tanga-Boma.

von Westusambara durch Europäer, deren einige sich schon im Lande angesiedelt haben. Selbst der Kilimandjaro wird nunmehr durch Buren in größerem Maßstabe besiedelt, die selbstredend lieber über Mombo eine Verbindung mit Tanga als über Voi eine solche mit dem englischen Mombassa suchen werden. Eine bedeutende Herabsetzung der Bahnfrachten ist indes die Hauptbedingung für das wirtschaftliche Gedeihen dieser europäischen Ansiedlungen.

Einen Markt für die Erzeugnisse ihrer landwirtschaftlichen Betriebe würden die europäischen Ansiedler jederzeit in Tanga finden. Nicht nur, daß die Deutsche Ostafrikalinie monatlich etwa für 30000 M., also jährlich für 360000 M. dieser Erzeugnisse abnehmen würde, vorausgesetzt, daß sie jederzeit sicher auf die nötigen Mengen rechnen könnte, benötigen auch die Gouvernementsdampfer beträchtlicher Mengen von Proviant, und ebenso wären die englischen Ostafrikadampfer, von denen monatlich zunächst je einer Tanga anläuft, kaufkräftige Abnehmer der Garten-, Land- und Viehwirtschaft von Westusambara. Ist aber erst der Absatz gesichert und ein fester Markt vorhanden, so wird die Besiedlung Westusambaras durch Europäer, welche im übrigen die günstigsten Bedingungen für die Ansiedlung in klimatischer und sonstiger Hinsicht vorfinden, in immer steigendem Maße zum Wohle der Kolonie und zum Vorteil der Tangabahn fortschreiten. Dann wird sich auch herausstellen, daß die Tangabahn eine durchaus rentable Anlage sein wird, die nicht nur ihre Betriebsausgaben deckt, sondern eine produktive Anlage darstellt mit jährlich wachsenden Einnahmen für den Schutzgebietshaushalt.

Würde die Bahn dann späterhin bis Buiko am Panganifluß fortgeführt, so wäre eine billige, schiffbare Wasserstraße bis zum Kilimandjaro in dem Oberlauf des Pangani gewonnen, und es wäre die Konkurrenz der Mombassabahn zu Gunsten unseres Hafens Tanga endgültig aus dem Felde geschlagen. Außerdem würde auch das nördliche Usegua durch eine Fortführung der Bahn erschlossen. Usegua, ein weitgestrecktes Hügelland von durchschnittlich 7—800 m Meereshöhe, ist erheblich stärker angebaut und dichter bevölkert, als man früher annahm. Für den europäischen Markt wird hier schwerlich Boden zu finden sein, dagegen ist und bleibt die Landschaft eine Kornkammer für die Eingeborenen, reich an Mtama und Mais, und das einzige Gebiet in der Nähe der Küste, wo noch zahlreiches Kleinvieh und einiges Rindvieh gehalten wird, und wo man von größerer Viehwirtschaft sprechen kann.

Sollte sich in absehbarer Zeit herausstellen, daß die Goldfunde in Irangi abbauwürdige Goldfelder nachgewiesen haben, so würden diese Goldfelder am zweckmäßigsten an die Tangabahn angeschlossen durch eine Linie, welche das gesamte fruchtbare Usegua erschließen würde.

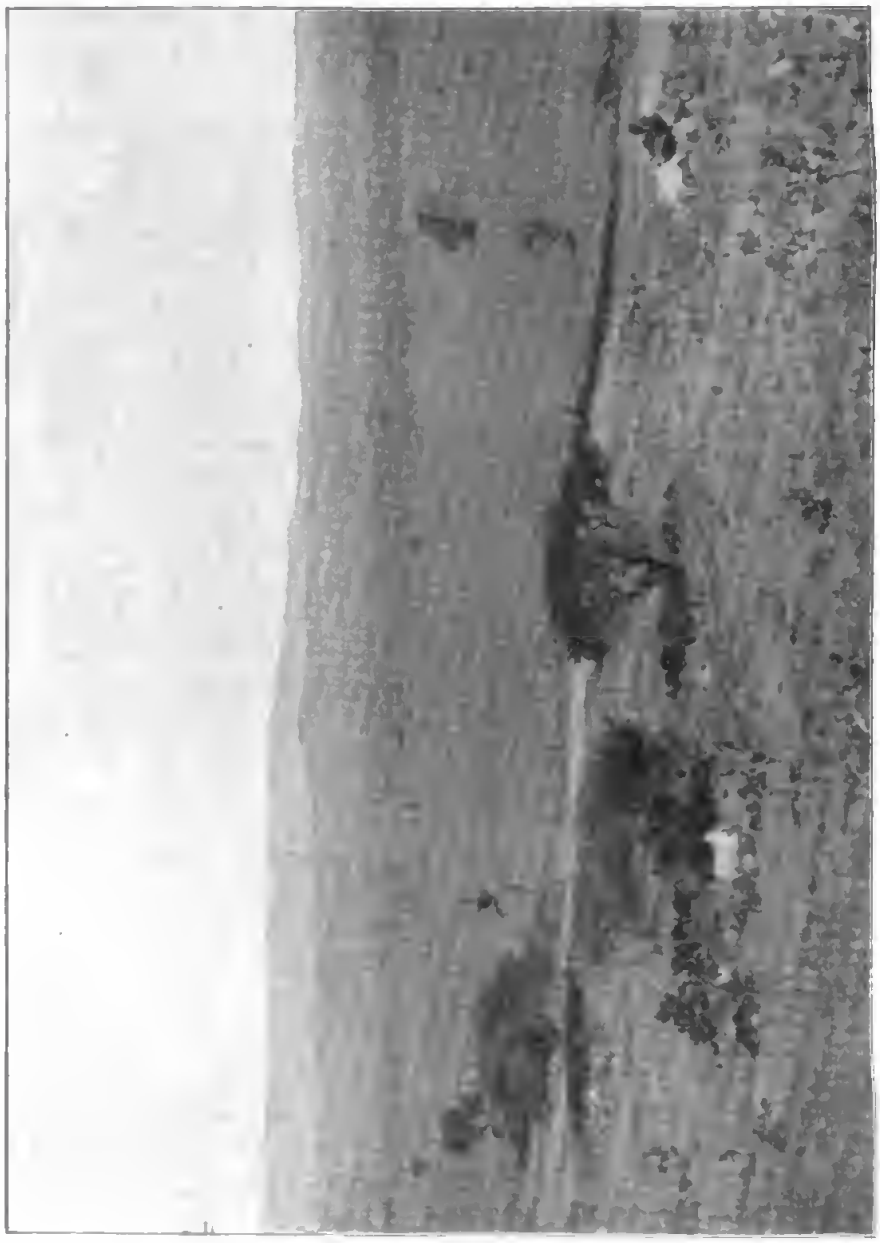
Zweifellos erfordern jedoch die Goldfunde am Viktoriasee in absehbarer Zeit eine Fortführung der Tangabahn über den Kilimandjaro nach dem Viktoriasee. Denn bei den heutigen primitiven Transportmitteln ist eine Ausbeutung der Goldfelder unmöglich. Im Süden des Viktoriasees haben wir unzweifelhaft ein reiches Goldland, zu dessen Ausbeutung bisher so gut wie nichts getan worden ist. Das ist unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie gering die Anzahl der Gold produzierenden Gebiete auf der Welt ist, und wie ungeheuer vorteilhaft es für das Deutsche Reich wäre, wenn sich in unserem Schutzgebiete eine Mineninduſtrie entwickeln könnte, die derjenigen am Rand wohl kaum nachstehen dürfte. Denn zahllos sind die Fundstellen des Goldes, zu denen voraussichtlich immer noch neue entdeckt

Magila.

Digitized by Google

werden. Leider sind auch hier wieder ausschließliche Abbaurechte erteilt, wie in Irangi der Irangigesellschaft. Die dem Usindja-Goldsyndikat erteilte Konzession umfaßt das Abbaurecht auf Gold in Msalala und in dem Nserugurugebirge; eine weitere Konzession ist erst neuerdings Herrn von Mandelsloh erteilt worden; sie enthält das Schürfrecht auf Gold und Diamanten am Viktoriasee und den größeren in denselben einmündenden Flußläufen. Auch nördlich und östlich von Usongo befinden sich ausgedehnte Goldvorkommen, ebenso in Iramba, wo auch Kupfer vorhanden zu sein scheint. Nach Dr. Dantz ist in Schaschi, östlich des Viktoriasees, die Zone der Eisenschiefer, d. h. der für Goldsucher in Betracht kommenden Gesteine, größer als irgendsonst in der Kolonie. Auch in Ntussu und in der Wandorobbosteppe sind goldhaltige Quarze vorhanden. Die Goldfunde in den Mgambatabergen, nordwestlich von Msalala, in den Bächen am Kiririhügel bei Yawa Usongo und im Kiniatupubach sind schon im nördlichen Teile des Bezirks Tabora gemacht worden. Ihre Erschließung würde daher naturgemäß durch eine Bahn über Tabora zu erfolgen haben. Es ist nur bei uns Deutschen möglich, daß bei dem Nachweis so zahlreicher Goldvorkommen im Schutzgebiet noch nicht der Versuch gemacht worden ist, durch Eisenbahnbauten ihre Erschließung zu ermöglichen.

2. Erfordern schon die Goldfunde in den Bezirken Kilimatinde und Tabora einen Bau der Zentralbahn, so sind auch im übrigen die Aussichten derselben günstiger, als es zur Zeit von den Anhängern der Südbahn dargestellt wird. Es soll jedoch hier nicht dem Bau einer Linie von 1400 km Länge von Daressalaam über Mrogoro nach Tabora und Udjidji das Wort geredet werden. Für die nächsten Jahre genügt es, zunächst die küstennahen Gebiete durch eine Stichbahn bis Kilossa, etwa 300 km von Daressalaam entfernt, zu erschließen. Über die Notwendigkeit dieser Stichbahn, die später einmal, nachdem sie sich rentiert, allmählich in das Innere fortgeführt werden müßte, besteht wohl kein Zweifel. Nur ist die Frage die, ob zur Zeit der Bau dieser Stichbahn oder der Bau der Südbahn von Kilwa nach Wiedhafen notwendiger ist. U. E. ist der Bau beider Bahnlinien eine dringende Notwendigkeit, und anstatt, daß die Anhänger der Südbahn die geplante Stichbahn nach Mrogoro als völlig aussichtslos hinstellen, wodurch das Kapital, welches schon heute unter gewissen Bedingungen für den Bau der Stichbahn nach Mrogoro bereit liegt, möglicherweise für die Südbahn zu gewinnen wäre, sollten sie auf Wege sinnen, die nötigen Mittel für den Bau der Südbahn zu beschaffen; eine Anleihe des Schutzgebietes wäre wohl das geeignetste Mittel zur Beschaffung des für die Südbahn erforderlichen Kapitals, und nach den letzthin gemachten günstigen Erfahrungen der Tangabahn dürfte sich der Reichstag vielleicht nicht so ganz ablehnend gegenüber dieser Belastung des Schutzgebietshaushalts von Ostafrika zur Herstellung einer sicher rentabeln produktiven Anlage, wie der Südbahn, verhalten, als man bei der schlechten Finanzlage des Reiches erwarten könnte; besonders da der Reichszuschuß für die Schutzgebiete in diesem Etatsjahr um rund 1 600 000 Mk. geringer ist als im Vorjahre. Handelt es sich doch hier lediglich um die Schaffung produktiver Anlagen, welche in absehbarer Zeit die finanzielle Selbständigkeit des Schutzgebieteshaushalts herbeizuführen vermögen. Ohne Bahnbauten ist es undenkbar, das Schutzgebiet finanziell auf eigene Füße zu stellen, es von einem Reichszuschuß unabhängig zu machen. Es genügt zum Beweise ein Hinweis auf die preußischen Finanzen, die nach den Ausführungen des Abgeordneten Richter trotz eines augenblicklichen Defizits von



Mpapua-Panorama.

Digitized by Google

über 30 000 000 Mk. heute günstiger dastehen als je; die Haupteinnahmequelle des preußischen Staates sind die Eisenbahnen. Warum sollte es nicht möglich sein, die finanzielle Selbständigkeit Ostafrikas durch Eisenbahnbauten herbeizuführen? Es ist deshalb durchaus wünschenswert, daß man dem Reichstage den Gedanken einer kolonialen Anleihe für den Bau der Südbahn nahelegt, damit nicht der ebenso notwendige Bau der Stichbahn nach Mrogoro durch das hierzu bereite Privatkapital infolge ungerechtfertigter Anfeindungen seitens der Anhänger der Südbahn auf Jahrzehnte hinaus begraben werde. Es handelt sich eben bei dem Bau dieser Stichbahn nicht um die Kirchturmsinteressen von Daressalaam, sondern um die Erschließung vor allem des reichen Mittelgebirges, welches der innerafrikanischen Hochebene von Mpapua bis zum Tanganyikasee vorgelagert ist. Während die Stichbahn bis Mrogoro in sich alle Vorbedingungen der Rentabilität aufweist, ist der Bau einer Stichbahn von Kilwa aus auf dieselbe Länge von vornherein unausführbar, weil das Hinterland von Kilwa die ersten vierzehn Tagereisen weit so wenig bevölkert ist wie etwa die Wandorobbosteppe. Nur als Ganzes gedacht hat die Südbahn Aussicht auf Rentabilität, und zwar auf baldige Rentabilität, wenn sie nämlich in Wiedhafen den gesamten Handel des verkehrsreichen Nyassa an sich zieht und nach Kilwa leitet.

3. Denn der Handel des Nyassa hat bereits einen gewaltigen Umfang erreicht. Von Tschinde aus gehen jährlich etwa 50 000 Tonnen Importwaren den Schire hinauf; hiervon sind 35 000 Tonnen für die Städte am Nyassasee bestimmt. Dabei belaufen sich die Transportkosten für die Tonne Waren von Tschinde nach Karonga auf 400 Mk. Die Einnahmen der Transport- und Dampfergesellschaften auf dem Sambesi, Schire und Nyassa betragen für die Beförderung der nach dem Nyassa bestimmten Waren zusammen jährlich 10—14 000 000 Mk. Da bei Blantyre eine Beförderung über Land nötig ist, so ist eine zweimalige Umschlagegebühr nebst den Kosten des Trägertransports in dieser Summe enthalten. Exportiert wurden aus den Nyassadistrikten im Jahre 1900 nur 500 Tonnen Elfenbein und Kautschuk, da landwirtschaftliche Produkte und Kohlen den Transport nicht lohnen. Bei einer Bahn nach Kilwa würden dagegen Massenartikel ausgeführt werden können.

Bei dieser Sachlage kann doch eigentlich ein Zweifel darüber nicht bestehen, daß, wenn das Reich sein ostafrikanisches Schutzgebiet finanziell selbständig machen will, der Bau einer Bahn von Kilwa nach Wiedhafen das geeignetste Mittel dazu wäre; und zwar dann, wenn die Bahn vom Schutzgebiet aus den Mitteln einer kolonialen Anleihe gebaut würde. Bei dem Bau durch eine Privatgesellschaft würde das Schutzgebiet einmal große Land- und Bergwerkskonzessionen erteilen, andererseits aber auch auf die Einnahmen aus dem Bahnbetriebe verzichten müssen und nur den indirekten Vorteil haben, den ihm die Steigerung der Ein- und Ausfuhrzölle, der erhöhte Verkehr und die intensive Kultivation des von der Südbahn durchzogenen Landes einbringen würden.

Abgesehen davon, daß die Südbahn den größten Teil des bedeutenden Nyassahandels an sich ziehen würde, bieten sich ihr auch günstige Aussichten in den von ihr durchschnittenen Gebieten selber. Denn der Süden des Schutzgebietes ist, trotzdem er hinter Kilwa streckenweise auf 14 Tagereisen hin fast völlig unbewohnt ist, dennoch reich an Produkten, deren Transport für die Südbahn in Betracht käme. Aus diesem Grunde hat der Gouverneur Graf Götzen wie dem Bau der Bahn nach Mrogoro auch hier dem Bahnbau nach Wiedhafen durch

Hütte der Konde.

Wegebauten so weit als möglich vorgearbeitet. Die bereits 1896 angelegte Straße Kilwa-Donde ist bis zum Marangandu 6 m breit völlig durchgeführt und gesäubert, sodaß sie mit Ochsenwagen sehr gut zu befahren wäre. Die ersten 40 km sind als gebesserter Weg hergestellt, mit Brücken und Seitengräben; von 25 zu 25 km sind Rasthäuser für die Europäer gebaut. Dem Bevölkerungsmangel wäre durch eine geschickte Siedelungspolitik ohne große Schwierigkeit abzuhelfen, da das Land früher viel mehr bevölkert war; die Sklavenjagden und die Kriegszüge räuberischer Stämme wie der Yaos, Magwangwara, Mafitis u. a. haben vor Zeiten das Land verheert und entvölkert. Ansiedelungsmaterial haben wir aber im Innern in Hülle und Fülle. Die Thäler der Matumbila-, Mavudji- und Maschingaberge, die Niederung am Matandu, am Kisiwanikreek und am Umbekuru sind wahre Kornkammern für die Kolonie; der Mais ist besser als der amerikanische, und Baumwolle wächst stellenweise wild. Die Kultur der Dondekautschukpflanze ließe sich auch im Kleinbetriebe als Eingeborenenkultur durchführen. Unentwickelt ist noch die Ausfuhr von Kopra und Kokosprodukten; die Ausfuhr von Sesam, Wachs und Bastwaren kann heute schon gesteigert werden. Getreide findet in Südafrika und Arabien, Reis in Europa guten Absatz. In Iringa sind etwa 1 000 000 ha für Weizen- und Kartoffelbau geeignet. In Mahenge und in der Ulangaebene wächst guter Reis im Überfluß; eine Last = 60 Pfund kostet hier 1 Rp. = 1,40 Mk. Das Hochland von Uhehe ist zur Viehzucht außerordentlich geeignet. Edle Hölzer sind im Hinterland von Kilwa und Lindi in ausgedehnten Waldstrecken vorhanden.

Bemerkenswert ist der Reichtum des Südens an mineralischen Schätzen Nördlich des Umbekuru und in den Mavudjibergen tiefer einwärts von Kilwa, sowie auf dem Notoplateau, etwa 30 km weit von Lindi, hat man Achate, Topase, Granaten, insbesondere die wertvollen Kaprubinen entdeckt. Der Besitzer des Granatenbergbaufeldes Louisenfelde konnte schon im Jahre 1900 etwa 93 Zentner Granaten und andere Halbedelsteine im Werte von rund 60 000 M. nach Deutschland verschiffen, deren Qualität die der böhmischen und kalifornischen Granaten, ja zum Teil die der Kaprubinen bei weitem übertrifft; geschätzt wird vor allem die ungewöhnliche Größe der ostafrikanischen Steine und ihre prachtvollen Farben; die Steine haben in Deutschland und Nordamerika das größte Interesse der kaufmännischen Kreise erweckt. Auch Graphit und Platina ist vorhanden. Bei Songea hat man Eisenerze, an den Upallabergen im Bezirke Mahenge mächtige Bleilager entdeckt. An zahlreichen Stellen ist außerdem Gold gefunden. So südlich von Ssongea am Bemburufluß und in den Berglandschaften zwischen dem Mandandu und Umbekuruflusse in leicht erreichbarer Nähe der Küste. Alluvialgold ist am Donde nachgewiesen, woselbst sich das Goldfeld Neu-Klondyke befindet, für das von deutschen wie südafrikanischen Gesellschaften hohe Summen geboten sind. Steinkohlen sind ferner an verschiedenen Stellen aufgefunden. Am Muegabach nordwestlich des Nyassasees ist mittels eines verhältnismäßig einfachen Stollenbetriebs eine bequeme Inangriffnahme des Abbaus der Steinkohlen möglich; ohne jede Schachtanlage können hier 350 000 Tonnen gewonnen werden, d. i. bei mittlerem Betriebe von jährlich 50 000 Tonnen für die Dauer von 7 Jahren 1 000 000 Zentner im Jahre. Arbeiter sind genügend vorhanden; die Abbaustelle liegt 13 km vom schiffbaren Songwefluß entfernt.

Alle diese Reichtümer des Landes können jedoch nur durch den Bau der

Rusidji-Partie.

Digitized by Google

geplanten Südbahn von Kilwa nach Wiedhafen am Nyaſſaſee gehoben werden. Dieſe Bahn würde wirtſchaftliches Leben in den inneren Bezirken nicht erſt erwecken, ſondern das ſchon vorhandene mächtig fördern. Eine Rentabilität ſteht außer Frage, ſobald die Bahn den Nyaſſaſee erreicht und den gewaltigen Handel dieſes großartigen Verkehrszentrums des inneren Afrikas an ſich zieht, was, wie eingangs nachgewieſen, zweifellos der Fall ſein wird, da der Handel ſich überall die kürzeſten und billigſten Wege ſucht.

4. Mit der fortſchreitenden Erſchließung Innerafrikas wird dem Tanganyikaſee die gleiche Rolle als ein gewaltiges Handels- und Verkehrszentrum zufallen, wie ſie heute ſchon der Nyaſſaſee beſitzt. Den Nachteil einer weiteren Entfernung von der Küſte gegenüber dem Nyaſſaſee gleicht er dadurch aus, daß eine bedeutend zahlreichere Bevölkerung ſeine Ufer bewohnt. Allein auf deutſchem Gebiet wohnen in den Bezirken Ukonongo 220 000, Tabora 500 000, Udjidji und Uſumbura über 3 500 000 Menſchen. Das Salz des Malagarafi iſt ſchon heute ein bedeutender Handelsartikel. Kupfer und Steinkohlen finden ſich bei Karema. Groß iſt der Bedarf der Bewohner dieſer Gegenden an Eiſen, ſodaß ſich hier ſtellenweiſe eine beträchtliche Eiſeninduſtrie entwickelt hat. Landwirtſchaft und Viehzucht ſtehen in hoher Blüte.

Man hat den Gedanken ausgeſprochen, nach der Vollendung der Südbahn den Tanganyika durch eine Bahn von etwa 400 km Länge mit dem Nyaſſa zu verbinden und ſo den Tanganyikahandel nach Kilwa zu leiten. Dieſer Weg würde etwa dieſelbe Länge beſitzen wie die geplante Zentralbahn, deren Bau in abſehbarer Zeit ebenfalls durchgeführt werden muß, ſobald die Stichbahn Daresſalaam-Mrogoro-Kiloſſa den Beweis für die Entwickelungsfähigkeit der von ihr durchzogenen Gebiete erbracht hat. Die Südbahn würde alſo ein billigeres Transportmittel für den Tanganyikahandel nicht darbieten; zudem würden die Gebiete an der großen Karawanenſtraße, auf der jährlich etwa 90 000 Träger ſchon heute einen beträchtlichen Handel vermitteln, weiterhin unerſchloſſen bleiben, wollte man zu gunſten der Südbahn den Bau der Zentralbahn für immer aufgeben.

Bericht über die im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements auf dem Wege von Tanga nach Moschi in der Zeit vom 11. Januar bis 10. April 1902 unternommene Reise zur Erforschung der Tsetsefliege.

Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander.

V.

Beim Vorzeigen der Fliegen hat auch hier die Schöllerfliege den Namen sindaki, die Kilwatsetse wird paange genannt. Beide sollen hier vorkommen, aber im Pori, nicht am Wasser. Die paange steche das Vieh, das Blut kommt und die Tiere erkranken dann mit Schüttelfrost an Kidei. Die sindaki sollen ebenfalls das Vieh krank machen, nach ihrem Stich zuerst ndui, also kleine Anschwellungen, wie nach den Angaben von Muheza, Langata und meinen Beobachtungen, entstehen. Beide Fliegen seien schlimm (baya). Die nach dem Stich der sindaki entstehende Krankheit wird ganz ähnlich wie die nach den paangestichen veranlaßte beschrieben, nur daß in diesem Falle der Tod nach vielen, bei der paange nach wenigen Tagen eintreten soll. Auf Querfragen wird mir nochmals bestätigt, daß das mir geschilderte Symptomenbild zu der sindaki gehöre und Folge ihrer Stiche, nicht der der paange sei. Davon, daß sindaki gelegentlich unschädlich sein könnten, wissen die Leute nichts.

Es gelingt nicht, Fliegen zu bekommen; ich sehe selbst keine und die ausgeschickten Leute des Ortes bringen nur Stubenfliegen und eine kleine Bremse mit grünem Kopf.

Nachmittags Aufbruch nach Gonja. Dicht hinter dem Dorf der Fluß Kwa Ndungu (nicht Goma, wie Baumann schreibt; Goma ist der Name der nördlich von ihm gelegenen Landschaft, die südlich gelegene heißt Ndungu). Das Wetter ist heiß und schwül. Das Maultier stampft dicht hinter dem Fluß einige Mal mit den Vorderbeinen, als ob es von Stechfliegen belästigt würde; es sind aber keine zu sehen.

Auch hier überall Anzeichen, daß vor nicht langer Zeit guter Regen gefallen ist. Zuerst guter Waldbestand mit üppigem Unterwuchs; eine Anzahl von breiten überbrückten Zuleitungsgräben für Bewässerung der rechts liegenden Dörfer kreuzen den Weg. Nach einer Stunde mäßiger Abstieg zu einer großen Grasfläche. Hier liegt links vom Wege in einem tief in das Gebirge einschneidenden Winkel, umgeben von dichtem Borassuspalmenhain, das Dorf Bumba

(manchmal wie Bwumba gesprochen); vom Wege aus ist es nicht sichtbar. Der Weg biegt hier scharf nach rechts um und tritt damit in das bis Gonja reichende Überschwemmungsgebiet dieses Flusses ein. Bestanden ist es mit dichtem Gestrüpp und Krüppelbaumzeug, dazwischen reicher Graswuchs. Eine halbe Stunde von Gonja, einem zerstreut liegenden Weilerkomplex, beginnen ausgedehnte Felder mit Mais, Zuckerrohr u. s. w. Kurz ehe wir in diese Felderzone eintreten, beginnt leichter Regen, dann nach kurzer Pause ein schwerer Gewitterguß, der bis zum Rasthause anhält, den Weg fußtief unter Wasser setzt und alle Lasten durchnäßt, sodaß der Abend mit Nachsehen und Trocknen verbracht werden muß.

Dem Jumben trage ich auf, am nächsten Morgen das Vieh der verschiedenen Dörfer antreiben zu lassen.

27. Februar. Gonja ist, wie schon erwähnt, kein einheitliches zusammenhängendes Dorf, sondern ein Sammelname für eine ganze Menge zerstreut liegender Weiler, darunter solche von nur wenigen Hütten. Jeder hat sein getrennt stehendes und weidendes Vieh und dies ist noch dazu bei dem einen oder anderen Dörfchen wieder in mehrere Herden geteilt. Es wurden mir infolgedessen eine ganze Anzahl von Herden vorgeführt; leider zunächst am frühen Vormittag, wo ich noch keine Deckgläschen bereit hatte, da die Abends zuvor geöffneten und gereinigten Deckgläschen sich am 27. als unbrauchbar wegen Schleierns erwiesen, was beim Lampenlicht nicht zu erkennen gewesen war. So konnte ich die Tiere nur besichtigen und die als krank gefundenen für den Nachmittag wieder bestellen. Jedoch wurde mir nur eine kleine Anzahl davon zur Blutentnahme gebracht und diese in so großen Zwischenräumen, daß der ganze Nachmittag zumeist mit Warten verzettelt wurde.

Das Hauptdorf, in dem der Jumbe seinen Sitz hat, heißt Mawre, liegt etwas nördlich von dem Lagerplatz und ist wieder in eine Anzahl kleiner Weiler rechts und links von der Straße zersplittert, so daß es 3 verschiedene Herden besitzt.

Herde Mawre I, große Rinderherde, gesund.
„ „ II, Groß- und Kleinvieh, 1 Schaf krank, Blut entnommen.
„ „ III, Groß- und Kleinvieh, Kleinvieh gesund, 1 Kuh krank, 1 schwerkranke schon nicht mehr mitgekommene; nicht wiedergebracht.
„ Kasiga — östlich im Pori — Kleinvieh. 3 Schafe krank, Blut entnommen.
„ Ngambo — südöstlich — Klein- und Großvieh. 1 Schaf krank, Blut; 1 krankes Kalb nicht wiedergebracht.
„ Kimuni — südlich — Rinder, 3 krank, nicht wiedergebracht.
„ Mu(r)era — südlich — Rinder, gesund.
„ Kadando, ? große Rinderherde und Kleinvieh. 1 Kalb, 2 Schafe krank, Blut entnommen.
„ Lusewa, Kleinvieh, ein Kalb, gesund.

Schöllerfliege = sindáki, ist immer in Mawre, aber stets nur vereinzelt; mit den andern Dörfern weiß der Jumbe nicht Bescheid. Sie macht das Vieh krank, die Krankheit sei aber nicht Kidei, nur Fieber, von dem das Vieh oft genese. Aufenthalt der Fliege im Pori.

Tsetse von Lewa und Kilwa ist gänzlich unbekannt; als Namen „vielleicht paango" bezeichnet; sie sei nicht hier.

Bremſen = paange, nur in der Regenzeit.

Bremſe mit grünem Kopf wird gleichfalls paange genannt; ſticht (vorwiegend) den Menſchen.

28. Februar. Noch vor Sonnenaufgang Aufbruch nach Kwa Feraji. Gelände anſteigend, zum Teil wellig, einzelne tief eingeriſſene Regenbetten; Bewachſung zuerſt wie bei Gonja, d. h. hoher Laubwald mit dichtem Unterholz; dann treten je höher hinauf um ſo mehr Dornbäume auf, ſchließlich Steppencharakter mit Dornbuſch und vielen Baobabs. Vom Fluß meta mkomboko mdogo an, etwas über 2½ Stunde von Gonja, zuerſt Schwemmland, dann reiche Bewachſung und Felder. Eine Stunde weiter Kwa Feraji, ein ganz kleines Dorf mit fruchtbarem Boden und ziemlich großen Feldern. Trotzdem die Dornbäume und Baobabs den Charakter der Landſchaft beſtimmen, gutes friſches Gras, alſo muß es auch hier vor nicht zu langer Zeit ſchon gut geregnet haben. Von Vieh ſind nur Ziegen und Schafe vorhanden, alle geſund.

Schöllerfliege = sindaki, ſoll überall, aber ſtets nur ganz einzeln hier vorhanden ſein; Kilwatſetſe = paange desgleichen, ſie ſticht die Ochſen, daß ſie fortlaufen. Paange und sindaki ſtechen Rinder, Kleinvieh, Wild und Menſchen. Die Tiere werden von beider Stichen krank, die Krankheit wird als Kidei beſchrieben; die paange ſei ſchlimmer, aber nur ganz einzeln hier, die von ihr verurſachte Krankheit daure höchſtens 2 Tage und ende mit dem Tode. Die von der sindaki veranlaßte verlaufe langſamer. In der Regenzeit ſind beide Fliegen zahlreicher vorhanden und die Rinder und das Kleinvieh erkrankten hauptſächlich in dieſer Zeit.

Nachmittags bei drohendem Gewitter Aufbruch nach Kiſuani; vor und hinter uns geht Regen nieder, der uns am Fluße meta mkomboke mkubwa nach einer halben Stunde Marſch auch als leichter Sprühregen einholt.

Zwanzig Minuten ſpäter in welligem, mit ziemlich dichtem Dornbuſch beſtandenen Gelände werden drei trübgraue tſetſegleiche Fliegen an Menſchen gefangen; das Maultier bleibt ſcheinbar unbeläſtigt. Sie gleichen täuſchend unſerer heimiſchen grauen Sommerſtechfliege, haben deutliche helle Querbinden an dem auffallend flachen, etwas geknickten Hinterleib. Eine halbe Stunde weiter auf dem Wege wird die Bewachſung reichlicher, ſehr bald üppig, ſchöner Hochwald, dann ausgedehnte Bewäſſerungsfelder und bald darauf Kiſuani.

1. März. In Kiſuani liegen die Verhältniſſe ähnlich wie in Gonja: auch hier gehören zu der Ortſchaft eine Reihe von größeren und kleineren Dörfern näher oder ferner in dem der Berieſelung zugänglichen und dadurch beſtellbaren Gebiet gelegen. An dieſem Tage ließ ich mir das Vieh der in näherem Umkreiſe gelegenen Ortſchaften antreiben. Zu der Beſprechung waren die Jumben und Älteſten aller Dörfer anweſend.

Des Nachmittags kamen daran:

Kandema, Rinder und Kleinvieh, 1 Ziege, 1 Schaf krank.

Meta mkomboke, Kleinvieh und Rinder, 1 Ziege, 2 Kühe krank.

Mkanano, Kleinvieh und Rinder. 1 Kuh krank. Es ſind noch einige kranke Tiere in der Herde, aber meine Deckgläschen ſind aufgebraucht.

Danach zeige ich die Fliegen:

Die Kilwatſetſe wird paange genannt, in Kiſchambaa und Kippare; ſie iſt in der Gegend und zahlreich zwiſchen dem Vieh. Früher gingen Rinder und

Wild im Pori von der paange ein. Die Erſcheinungen ähnlich wie Kidei beſchrieben. Krankheitsdauer 1—2 Tage.

Schöllerfliege = sindaki. Sie iſt zahlreich hier im Pori und in den Futtergräſern, namentlich dem großen (Schilfgras?) und macht Rinder und Kleinvieh krank unter denſelben Erſcheinungen wie die paange, nur dauert die Krankheit viele Tage; trotz der langen Dauer kommt kein Tier durch. Früher waren die Erkrankungen durch sindaki ſelten, heute ſind ſie zahlreich, wohl weil ſich die sindaki beträchtlich vermehrt haben. Es ſei ſeit altersher bekannt, daß die sindaki ſolche Krankheit verurſachten. Alle Kreuz- und Querfragen werden in dieſem Sinne beantwortet.

Deſſelfliege wird mbúo genannt. Sie ſtechen die Tiere nur, ohne ſie krank zu machen.

Die kleine Bremſe von Lewa und Schöllerplantage nennen die Leute ngíl. Die große Rinderbremſe von Kwa Schemſchi iſt unbekannt.

Über die Eier und Maden von Tſetſe und Schöllerfliege wiſſen die Leute nichts; ſie hätten ſie nie geſehen.

Des Nachmittags kommen folgende Herden:

Makuyuni, Kleinvieh: 3 Schafe, 2 Schaflämmer krank.

Bumba Kwa Schari, Kleinvieh: 1 Kalb, 1 Schaflamm krank.

Bara bara, Kleinvieh: 2 Schafe, 1 Widder, 3 Ziegen krank. (Der Widder iſt das erſte männliche ausgewachſene Stück Kleinvieh, das ich an Kidei erkrankt finde).

Mkwayuni, Kleinvieh: 3 Schafe krank.

Kinonga, Kleinvieh und Rinder waren vormittags da, ſahen geſund aus, kommen trotz Beſtellung nicht wieder.

Den Tag über ſchwül und mehrfach mäßiger Gewitterregen.

Den 2. März kam das Vieh der entfernter liegenden Ortſchaften; leider nicht am frühen Vormittag, ſondern erſt gegen Mittag:

Jjini, nördlich im Pori, Rinder und Kleinvieh: 1 Kuh, 2 Ziegen, 2 Schafe krank.

Jkombe la Kuku, hinter dem kleinen nordwärts liegenden Berge, unten im Pori, Kleinvieh: 2 Ziegen, 1 Schaf, 1 Schaflamm krank. Noch mehr kranke Stücke in der Herde, die Blutentnahme aber abgebrochen, weil noch Dörfer und Plätze ausſtehen und mein überhaupt verfügbarer Reſt von Deckgläschen knapp wird.

an freieren Stellen gelegen.

Mkinunyo, Rinder und Kleinvieh: geſund.

Mkwazu, „ „ „ „

Mkwanguma, „ „ „ 1 Jungſerſe, 1 Schaf krank.

Später, als ſchon alles gepackt iſt, noch:

Moa, Rinder und Kleinvieh: ſieht alles geſund aus.

Inzwiſchen haben auch die ausgeſchickten Leute allerhand Fliegen zurückgebracht; viel Unbrauchbares dazwiſchen, brauchbar nur einige Schöllerfliegen und Bremſen.

Der Akide Askari Mabruki I übergibt mir noch eine Liſte von anderen, in der Gegend vorkommenden Viehſeuchen: Deutlich erkennbar ſind Schafpocken, wahrſcheinlich vorhanden Milzbrand und Drehkrankheit, vielleicht Maul- und Klauenſeuche. Hinterlaſſe ihm entſprechende Vorſchriften.

Wieder mehrfache, diesmal ſtarke Gewitterregen im Laufe des Tages.

3. März um 4 Uhr morgens Aufbruch, da ein 6 Stunden langer Marſch ohne Waſſer bevorſteht, nach Maji ya juu. Der Weg führt zuerſt etwa eine Stunde lang durch Schamben und Galeriewald, dann durch Steppe mit wenig oder gar keinen Bäumen, wahrſcheinlich ſumpfig in der Regenzeit. Dann kommt eine Hügelkette und dahinter eine weite faſt baumloſe grasreiche Ebene, z. T. mit Schwemmboden, die ſchließlich ſanft zu einem bewaldeten Paß anſteigt. Hier roter ſteiſer Boden. Am Abſtieg wird nach 3 Stunden Marſch Halt gemacht und dabei fangen die Leute wieder 3 von den tſetſegleichen Stechfliegen — jede einzeln — die ſie ſtechen wollen. Hinter dem Paß eine noch größere Ebene mit zum größten Teil puſſigem Schwemmboden, ſchlechtem Dornbuſchbeſtand und ſchlechten harten Gräſern, die ſich bis Maji ya juu hinzieht. Kurz vor dem Ort treten Boraſſuspalmen und parzellenbildende Dornbänme auf. Maji ya juu liegt etwa 40 Minuten von der Straße ab, ganz im Winkel einer tiefen Einbuchtung des Gebirges.

Zu dem Orte gehören zwei Herden. Die eine, nur Kleinvieh, ſteht dicht beim Ort, ſieht jetzt geſund aus und ſoll es nach Angabe des Hirten auch ſein. Vor 2 Monaten jedoch hätte eine Seuche darin geherrſcht, an der vieles einging; die Angaben über den Befund laſſen den Schluß auf Kidei zu. Der Hirt kennt angeblich sindaki; hier gäbe es ſie nicht, wohl aber auf der andern Seite (ngambo nyingine) 4 Stunden ab im Pori. Die zweite Herde beſteht aus vorzüglich ausſehendem fetten Rindvieh und Kleinvieh. Nur ein Schaf und eine Ziege ſehen krank aus; von dieſen entnehme ich Blut.

Der Jumbe und die alten Leute nennen die Schöllerfliege sindaki, verwechſeln ſie jedoch fortdauernd mit den Stubenfliegen; als ich eine aus dem Glaſe herausnehme und einzeln zeige, erklären ſie, ſie nicht zu kennen. Auch die Kilwatſetſe iſt ihnen ganz unbekannt, die heute morgen gefangenen dagegen, ſowie eine vom Eſeljungen vor kurzem am Raſthaus gefangene gleicher Art, die noch nicht eingelegt ſind, kennen ſie und nennen ſie úgi. Ich möchte hier einfügen, daß in der Tat die Veränderungen im Ausſehen dieſer Fliegen, die durch den konſervierenden Alkohol hervorgebracht werden, ſehr hochgradiger Art ſind: Die Farbe ändert vollſtändig und auch die Flügelhaltung wird eine andere. Die große Bremſe nennen ſie hier imgúo, (wobei das i undeutlich zu hören iſt, aber deutlicher, als daß man bloß mguo ſchreiben könnte). Dieſe ſollen bloß ſtechen, jetzt nicht vorhanden ſein, aber zur Zeit, wenn der Mais gepflanzt wird, in großen Mengen auftreten.

Eine Stunde Marſch weiter auf der barabara ſoll in den Bergen ein großes Dorf (Muéa) liegen, mit viel Rindern und Kleinvieh, von denen viele krank ſeien. Da es aber einen Umweg von mindeſtens 4 Stunden bedeuten würde, wollte ich es aufſuchen, ſo ſehe ich in Rückſicht auf den bevorſtehenden Marſch von 6 Stunden durch waſſerloſes Land davon ab.

Des Nachts ſchwül und bedeckt, Gewitterregen.

Am 4. März marſchiere ich wieder um 4 Uhr morgens ab in der Richtung auf Kwa Sengiba. Das Gelände iſt zu Anfang wellig, lichte Baumſteppe; dann wellig mit zum Teil ſehr dichtem, zum Teil lichterem Buſch- und Baumbeſtand und zeitweilig vielen Baobabs. Dann folgt eine große Moorfläche mit puſſigem, zum Teil moraſtigem Schwemmboden, ſauren Gräſern und Krüppel-

buſch, darauf wieder eine kleine Schwelle mit rotem ſandigen Lateritboden und Dornbuſch, die langſam ſich abſenkend in einen von vielen Waſſerarmen durchzogenen Moraſt übergeht, hinter welchem unmittelbar das kleine Dorf liegt.

Am Ort iſt nur Kleinvieh, etwa 180 Stück, von denen 6 krank ausſehen. Von je zwei Ziegen und zwei Schafen entnehme ich Blut.

Kurz vor uns iſt vom Kilimandjaro her ein Araber mit einer großen Rinderherde, die er in Uſekuma angekauft hat, angekommen. Die Tiere ſehen geſund aus. In ihrer Gefolgſchaft ſind große Rinderbremſen.

Auf dem grasreichen Hange vor dem letzten Moraſt ſtand eine große Rinderherde der Maſſai. Da viele Stücke krank ausſehen, mache ich alle Anſtrengungen, die Tiere zur Unterſuchung zu bekommen, aber ſowohl an dieſem wie am nächſten Tage trotz Zuſage ohne Erfolg. Wie ich ſpäter von Herrn Oberleutnant Merker in Moſchi hörte, ſoll die Lungenſeuche ſtark in dieſer Herde geweſen ſein. Das iſt wohl der Grund, weshalb ſie mir die Leute nicht zeigen wollten. Die Herde war vor zwei Monaten hierhergekommen und ſeit Anfang des zweiten (Suaheli) Monats (jetzt der 22. Tag) ſterben viele der Tiere.

Unter dem Kleinvieh des Ortes, das zum Teil aus Maſſaiziegen beſteht, kommen ſeit 2 Monaten fortlaufend einzelne Todesfälle vor. Die Erſcheinungen könnten ſowohl von Surrah wie von Lungenſeuche herrühren.

Die Schöllerfliege iſt als sindaki bekannt, ſoll aber nur ganz vereinzelt vorkommen.

Die Kilwatſetſe iſt den Leuten unbekannt; jedenfalls haben ſie keinen Namen dafür.

Ihr ähnliche Fliegen ſollen mit der Maſſaiherde gekommen ſein und das iſt mir um ſo glaublicher, als ich ſowohl auf dem Wege im Buſch, wie am Ort ſelbſt einzelne Exemplare der tſetſegleichen Stechfliege gefangen habe.

Die jetzt herrſchende Krankheit ſoll ſchon früher am Ort geweſen und damals alle Rinder daran eingegangen ſein. Sie ſei jedoch nicht ſtändig hier, ſondern trete nur etwa alle 3—4 Jahre auf, ſoweit ich verſtehen kann, ſtets nach Zuzug von friſchen Maſſaiherden.

Des Nachmittags zwei ſtarke Gewittergüſſe.

Am 5. März marſchierte ich über Mwana mata nach Kambi ya Simba. Die Strecke bis und bei Mwana mata ſollte weithin überſchwemmt und tief moraſtig ſein. Das erſte Stück des Weges aber führte über einen trockenen, reich mit ſaftigem Graſe und Dornbäumen beſtandenen Rücken. Als der Weg die Naſe der nördlichen Bergwand erreichte — Kwa Sengiba liegt wie alle dieſe Orte in einer einſpringenden Bucht der Pareberge —, führte uns der mitgenommene Führer auf einem Richtwege von der Straße ab und trockenen Fußes nach dem tief in einer ſolchen Einbuchtung, der Verlandung eines Flüßchens, gelegenen Mwana mata. Die Höhen ringsum ſind mit zahlreichen Waparedörfern beſetzt. Mwana mata ſelbſt beſteht aus mehreren getrennt liegenden Hüttenkomplexen; der größte von ihnen mit dem Jumbenſitz nimmt einen flachen, trockeneren Hügel mitten in der ſumpfigen Niederung ein. Es ſind einige wenige, meiſtens magere und ſchlecht ausſehende Ziegen, Schafe und Kälber da, die größte Anzahl davon, etwa 40 Stück Kleinvieh im Jumbendorf. Verhältnismäßig viel von dieſen ſehen verdächtig aus, ich unterlaſſe aber die Blutentnahme, weil mir der Jumbe ohnedies verſichert, die Kilwatſetſe, die er sindaki nennt, ſei überall

in der Talweide vorhanden und mache das Vieh krank; und zwar ſtimmen die angegebenen Anzeichen mit denen der Kidei überein. Eine weitere Beſtätigung erhält dieſe Angabe und meine Annahme dadurch, daß mir mein Fliegenfänger ſpät abends noch einige Tſetſefliegen bringt, die er auf dem Wege von Kwa Sengiba bis Kambi ya Simba gefangen hat (ich ſelber habe keine geſehen). Wenn der Junge auch nicht mehr genau angeben kann, wo er ſie gefangen hat, ſo kann das doch nur im Gebiet von Mwana mata geſchehen ſein, da er bis dahin dicht bei mir geweſen war und ich ihn ſtändig unter Augen gehabt hatte.

Die Schöllerfliege kennt der Jumbe nicht und hält ſie für eine gewöhnliche Stubenfliege.

Den Weitermarſch nach Mwana mata trete ich zunächſt in weitem Umwege flußaufwärts durch Schamben an, um dem Überſchwemmungsgebiet zu entgehen. Dann ziehen wir auf dem linken Ufer des Flüßchens durch Niederung, die mit kleinen Dörfern der verſchiedenſten Stämme: Waſegua, Waſchambaa, Wapare ziemlich dicht beſetzt iſt und ſchließlich auf der barabara durch dichtes Pori. Kurz vor Kambi ya Simba ein ziemlich großer fließender Fluß, dann unter Waſſer ſtehendes mooriges Land mit Zuckerrohrfeldern. Kambi ya Simba iſt ein ziemlich großes Dorf von Waſuaheli und Waſchambaa, wieder im Winkel nach den Bergen hin gelegen. Es iſt nur Ackerbau- und Handelsniederlaſſung und von Vieh ſind nur Hühner da. An den Berglehnen wieder viel Paredörfer. Mit Fliegen wiſſen die Leute nicht Beſcheid.

Am 6. März morgens Weitermarſch nach Kiſaru Kwa Makange, gewöhnlich bloß Makange genannt. Zuerſt ſehr viele trockene Rinnſale in dichtem Pori, dann lichtere Gras-Buſchſteppe, den Jipeſee immer rechts unten in Sicht. Nach 2½ Stunden Marſch dreht der Weg auf die Nordſeite des Paregebirges und eine weite ſtark abgeweidete Halde dehnt ſich nach rechts zum Papyrusſumpf des Jipeſees herunter. Nach 3 Stunden in Makange, das etwa 10 Minuten rechts vom Wege nach dem Papyrusſumpf hin liegt. Es iſt ein kleines, ärmliches Dorf mit einigen Nebenweilern; in einem ſolchen, über eine halbe Stunde entfernt liegenden, wohnt der Jumbe, der deshalb zunächſt nicht zur Stelle iſt. An ſeiner Stelle kommt der reichſte Mann des Dorfes, der eine große Kleinviehherde und einige Rinder beſitzt und macht folgende Angaben:

Die Schöllerfliege heißt sindaki, die Tſetſe sindaki kubwa; beide machen das Vieh krank und beide ſollen hier ſein; die kleinen sindaki ſeien aber nur für das Kleinvieh gefährlich, die großen auch für die Rinder. Die Maſſai ſollen die Krankheit durukulu nennen. Die Beſchreibung entſpricht ſo ziemlich dem Bilde der Surrah.

Die Kleinviehherden ſehen geſund aus; in der größeren ſoll vor zwei Monaten aber die Krankheit geweſen ſein. Von Rindern habe ich einen Stier, eine Ferſe und 2 Kälber bei der Ankunft geſehen; die Kälber ſchienen mir verdächtig. Da ſich aber der Beſitzer und mein Akide inzwiſchen ſtark betrunken haben, kann ich die Tiere nicht mehr zur Unterſuchung bekommen.

Des Mittags wird der eine von den Leuten, des Nachmittags einer von meinen Jungen ſo ſchwer fieberkrank, daß ich nicht weitermarſchieren, ſondern bis zum nächſten Tage bleiben und auch da noch Träger für den am ſchwerſten erkrankten Mann mitnehmen muß.

Der Marſch am 7. März nach dem Himolager ging infolgedeſſen ſehr

langſam und mit vielen Raſten vor ſich. Zuerſt bis zum Kiſaruberg iſt ein faſt nur mit Gras und Boraſſuspalmen beſtandenes Überſchwemmungsgebiet, vom Kiſaruberg bis zum Pangani Galeriewald, vom Pangani bis zum Himolager eine ſanft anſteigende, zum Teil mit Dumpalmen und gutem Wald beſtandene, zum Teil kahle Fläche.

An der Ruvubrücke fängt ein Träger bei dem längeren Halt zwiſchen 10 und 11 Uhr eine Tſetſe; im Himolager wird mir bald nach der Ankunft eine nur wenig größere Bremſe und abends, zwiſchen 5 und 6 Uhr gefangen, abermals eine Tſetſe gebracht, auch hier wieder am Menſchen gefangen.

Da die Kranken des Nachmittags ſich weſentlich gebeſſert haben, ſchicke ich die Hülfsträger zurück.

Der Marſch am 8. März nach Moſchi konnte in Rückſicht auf die Kranken auch nur ſehr langſam vor ſich gehen und meine Aufmerkſamkeit war natürlich in erſter Linie dieſen zugewandt. Trotzdem kamen mir mehrere Stellen im Gelände als ſehr geeignet für Tſetſe vor und bei dem letzten Flüßchen vor Moſchi glaube ich auch verdächtige Fliegen geſehen zu haben. Oberleutnant Merker beſtätigte mir ſpäter, daß es an dieſer Stelle ſolche gäbe; er habe dort ſchon früher ſolche gefangen, die bereits in Berlin als echte glossina morsitans beſtimmt worden ſeien.

9. März; Poſt und Ordnung der Sammlungen.

10. März; die Fliegen gezeigt. Oberleutnant Merker hat in ſeinen Sammlungen noch eine andere Fliegenart, ähnlich der aus Kaſiga bei Mazinde (oder mit ihr gleich), die von den Maſſai beſchuldigt wird, eine Krankheit beim Vieh zu veranlaſſen.

11. März. Beſichtige das Milchvieh der Station; eine Kuh ſieht verdächtig aus; ich entnehme Blut. — Laſten umgepackt.

12. März. Ein kranker Stier von dem Stationsvieh wird mir angetrieben; nach dem Ausſehen iſt er ſeit etwa 14 Tagen krank und zwar an Surrah; auf ihm ſitzen einige Schöllerfliegen. Er wird geſchlachtet, die Sektion gemacht, Blut entnommen, von den Schöllerfliegen, die ſich auch noch am friſch geſchlachteten Tier feſtſetzen, einige gefangen. Darauf Unterſuchung der Blutpräparate von den beiden Rindern Moſchi: in dem des Stieres ſind Trypanoſomen, in dem der Kuh keine ausgebildeten Trypanoſomen, aber verdächtige andere Formen und die bei Surrah auftretenden übrigen Blutveränderungen.

Da Dr. Grothuſen Präparate von der im Hamburger Inſtitut an Ratten weitergezüchteten oſtafrikaniſchen Rinderſurrah hat, kann ich einen Vergleich anſtellen. Die Reſultate davon gebe ich im wiſſenſchaftlichen Teil.

Herr Oberleutnant Merker teilt mir noch mit, daß er in der Nähe der „Viehboma“ drei abgegrenzte Stellen wiſſe, wo ſicher Tſetſe vorkommt. Das Vieh von Moſchi bleibt auf Station immer nur kurze Zeit, höchſtens ein paar Monate, weil es in Moſchi zu ſehr abnimmt, dann kommt es wieder nach der Viehboma zurück und wird durch anderes erſetzt. Was der Grund für das ſchlechte Gedeihen in Moſchi iſt, kann er auch nicht ſicher angeben. Die Weide ſcheint etwas mangelhaft, wenigſtens ſieht das ganze Kleinvieh, was ich dort zu ſehen bekam, recht dürftig aus, ohne krank zu ſein.

Des Nachmittags gegen 3 Uhr erkrankt mein Maultier plötzlich und ehe wir das beabſichtigte Dampfbad fertig machen können, iſt es verendet. Mache ſofort die Sektion und entnehme Blutpräparate, die bei ſpäterer Unterſuchung

akuteſte ſchwere Surrah ergeben. Krankheitsverlauf und Sektionsbericht gebe ich im wiſſenſchaftlichen Teil.

Am 13. März vormittags breche ich nach Kahe auf, um weſtlich des Paregebirge bis Marago Same zu gehen. Herr Oberleutnant Merker gibt mir für das gefallene Maultier zwei zugerittene Schenſieſel mit, zwei, weil einer nicht allein geht.

Der Weg führt dieſelbe Strecke entlang wie beim Anmarſch. Zuerſt von der Station ab ſtark bergiges Gelände mit lichtem bis dichtem Buſchwald und tiefen Einriſſen; dann wird die Bewachſung allmählich ſpärlicher, die Rücken flacher, aber ſteiniger, endlich kommt lichter Dornbuſch, dann ſchon ziemlich ebene Grasſteppe, dahinter wieder Wald auf Schwemmboden, wieder eine Grasebene, das Überſchwemmungsgebiet eines kleinen Flüßchens mit ſchönem Galeriewald. Mit dieſem haben wir etwa die Hälfte des Weges erreicht. Auf dem andern Ufer ſchließt ſich an den Galeriewald auf meiſt ſandig-humöſem Boden ein aus Laubbäumen, Dornbäumen und Palmen beſtehender Wald, innerhalb deſſen nach etwa einer halben Stunde der Weg nach Kahe abbiegt. Der Boden iſt hier zum Teil feiner, mahlender Sand, die Bewachſung annähernd die gleiche wie bisher, nur immer ärmlicher werdend und ſchließlich in flache, mit hartem Gras und Boraſſuspalmen beſtandene Salzebene übergehend. Rechtshin, bald näher, bald ferner, begleitet der Galeriewald des Flüßchens den Weg. In dieſer Ebene treffen wir viele Spuren, daß der Boden zur Salzgewinnung benutzt worden iſt und begegnen vielen, zum Teil großen, Salz tragenden Karawanen der Eingeborenen. Durch Unkenntnis des Führers verfehlen wir kurz vor dem Ziel den Weg, müſſen lange warten, bis es uns gelingt, eingeborene Führer zu erhalten und erreichen, nachdem wir den Fluß gekreuzt, die in fruchtbarem, mit ſchönem Gras und hohem dichten Wald beſtandenen Schwemmlande gelegenen Maſſaidörfer Kahe. Die Leute wollen uns nicht ins Dorf führen, wir ſollen draußen lagern; es gelingt mir aber, ſie zu überreden, mir wenigſtens eins der ſchwer verpalliſadierten Dörfer zu zeigen, das in dichtem Wald verſteckt iſt, durch den nur ein ſchmaler, vielfach gewundener Pfad führt. Frauen und Kinder ſind alle verſteckt. Rückwärts werden wir auf ganz anderem Wege und weitem Umweg nach dem Lagerplatz geführt. Dabei kommen wir an einer großen, anſcheinend geſunden Kleinviehherde vorbei. Im Dorf ſind nur Bananen zu erhalten, die der Jumbe aber bereitwilligſt in großen Mengen heranſchafft. Der Jumbe und die einflußreichen Leute helfen ohne weitere Aufforderung beim Zeltaufſchlagen und zeigen ſich im ganzen recht entgegenkommend, nur halten ſie ſorgfältig alle Weiber fern und zwingen die zufällig des Weges kommenden in weitem Bogen um uns herum zu gehen.

Den Fliegen vom Himo ſchreiben ſie keine krankmachende Wirkung, weder auf Rinder noch auf Kleinvieh zu; ſie ſtächen bloß, ſo daß das Vieh wegliefe. Ihr Name ſei tungóha.

Die Schöllerfliege, ńshi, ſoll auch bloß ſtechen, nicht krank machen.

Die Bremſe heißt maróño.

Die Kilwatſetſe nennen ſie gleichfalls tungóha. Ob ſie hier vorkomme, wiſſen ſie nicht, vielleicht ſei ſie im Pori. Die andern Fliegen ſeien einzeln vorhanden. Kurz vor Sonnenuntergang ſtechen mich mehrere Schöllerfliegen, ich

kann sie aber nicht fangen. Der Stich schwillt wie ein Mosquitostich an, hat ein rotes Zentrum wie ein Flohstich und schmerzt sehr stark.

Ein ähnliches Mißtrauen wie das in dem Fernhalten der Weiber bekundete, ist wohl auch die Veranlassung, daß mir das Vieh, trotz gegebenen Versprechens, nicht zur Untersuchung gebracht wird. Die Leute behaupten alle übereinstimmend, es sei vollkommen gesund.

Am 14. März gingen wir nach Mbaraúa (klingt fast wie Mbarúa), einer kleinen, nur aus wenigen Hütten bestehenden Massainiederlassung am oberen Pangani weiter. Der Marsch wurde sehr aufgehalten, weil die von Moschi mitgenommenen Reittiere, zwei Schenkesel, nur mit großer Mühe über die Brücken und durch die Flüßchen zu bringen waren. Ich mußte fast alle meine Leute zur Hülfe zurücksenden. Das Gelände zwischen Kahe und dem ersten Fluß, über den eine gut gehaltene, ziemlich breite Brücke aus Palmrippen führt, ist zuerst mit ausgedehnten Schamben, meist Mais und Bananen, und schönem Hochwald bedeckt, dann folgt eine weite kahle Salzsteppe. Hinter dem zweiten Flüßchen kommt dann wieder ein kurzes Stück guter Wald, darauf eine ziemlich ausgedehnte lichte Baumsteppe und zum Schluß der Galeriewald des Pangani aus mächtigen Urwaldriesen gebildet. Dicht am Pangani beginnen sehr gut stehende Maisschamben, die für das kleine Dorf eine recht beträchtliche Ausdehnung haben. Doch dürften sie vielfach von den großen Affenherden — Pavianen, Meerkatzen, Guerezas —, denen wir begegneten, geplündert werden und wohl auch von Nilpferden, Nashörnern und Wildschweinen, die sich hier noch zahlreich aufhalten sollen, Schaden erleiden.

Die wirkliche Marschzeit von Kahe bis Mbaraua dürfte nicht viel über 1½ Stunden betragen.

Der Jumbe macht einen sehr verständigen Eindruck und geht mit großem Interesse auf meine Fragen ein, die ihm mein Eseljunge — ein Massai — übersetzt. Da hier jede Beeinflussung durch Akiden oder andere Leute, die schon meine Ansichten über die Bedeutung der einzelnen Fliegenarten kannten, ausgeschlossen war, so dürften seine Angaben von besonderem Gewicht sein.

Er nennt die kleine, der Tsetsefliege gleichende Fliege von Himo morôni, die größere von ebendorther — nach dem Aussehen gleichfalls eine Tsetseart und der größeren, in der Kulturabteilung befindlichen Tsetse von Kilwa gleichend — itongúra; die Schöllerfliege bezeichnet er als ngañgúwe. Alle drei sollen das Vieh krank machen und zwar an ondára, eine Krankheit, die etwa so beschrieben wird, wie die beim Expeditionsmaultier in Moschi aufgetretene. Die Tiere sollen aber nicht an dieser Krankheit sterben — hier scheint ein Mißverständnis sich eingeschlichen zu haben, denn der Jumbe gibt weiterhin an, daß ihm schon eine Ziege an dieser Krankheit eingegangen sei und daß Heilmittel unbekannt seien, und ist sehr erfreut, als ich ihm als Hauptzweck meiner Expedition dann angebe, Unterlagen für herzustellende Heilmittel zu finden. Er bringt mir dann eine kranke Ziege und ein krankes Schaf — beide seit vielen Tagen krank — zur Blutentnahme, die alle Anzeichen der Surrahkrankheit darbieten.

Die sämtlichen Fliegenarten sollen im Pori vorkommen, alle nur vereinzelt und nicht etwa in großen Mengen. Am Lagerplatz finden sich auch Schöllerfliegen, stets einzeln, die mich und die Leute stechen. Das Wetter ist heiß und drückend, dicke Wolken steigen auf.

Des Nachmittags setzten wir unseren Marsch nach Kisangara fort, einer aus Wadschagge und Massai bestehenden kleinen Ansiedlung jüngeren Datums am Westhang der nördlichen Pareberge, etwa gegenüber Kambi ya Simba gelegen. Die Eingeborenen gaben mir die Weglänge bis nach Kisangara auf 7 Marschstunden an, was ungefähr mit meiner Marschzeit übereinstimmt. Dagegen war die Auskunft über den Weg insofern unrichtig, als danach die ganze Strecke wasserlos sein sollte. Ich aber traf nach ca. 5½ Marschstunden ein Flüßchen mit schönem klarem Wasser und kreuzte es dann weiterhin, etwa eine Stunde vor dem Ort. In unmittelbarer Nähe Kisangaras sind zwei weitere wasserreiche Bergbäche.

In unmittelbarer Nähe des Galeriewaldes erstreckt sich eine kahle weite, stark salzhaltige Fläche — offenbar Überschwemmungsgebiet des Pangani — nur kümmerlich mit niederen salzliebenden Kräutern bestanden; dann kommt ein niederer Dornbusch schlimmster Art auf dürftigem, trockenem Sandboden. Der Weg windet sich in unzähligen Krümmungen, als echter Negerpfad kaum mannesbreit, hindurch, hält aber im ganzen die Richtung nach Süden und nach den Parebergen hin ein. Je mehr er sich den Bergen nähert, um so bündiger wird der Boden, um so reicher und höher die Bewachsung. Zahlreiche Zebra- und Antilopenspuren kreuzen den Weg, ohne daß aber Wild zu erblicken ist. Nach etwa 2 Stunden Marsch fangen breite Grasflächen an, sich zwischen die Waldstreifen einzuschieben das Gelände wird wellig, ein tief eingeschnittener Fluß mit breitem als Wiese sich darstellenden Überschwemmungsgebiet kreuzt den Weg. Jenseits des Flusses folgt jetzt schöner Hochwald, teils mit Gras, teils mit dichtem Dornbusch unterwachsen. Auf einem solchen Grasfleck lasse ich nach 4 Stunden Marsch, nahe dem Ufer eines (trockenen) Flusses das Lager aufschlagen. Während die Leute noch damit beschäftigt sind, werden wir wieder von Schöllerfliegen gestochen, also unmittelbar während des Sonnenunterganges.

Am nächsten Morgen marschiere ich mit Tagesgrauen weiter. Der Weg führt durch dichtesten Dornbusch am Hange eines Berges entlang ungefähr dem Lauf eines tief unten im Tal liegenden Flusses aufwärts folgend. Nach zwei Stunden biegt er in dieses hinab, an einer Stelle, wo es besonders breit und dick mit Schilf bestanden ist. Die Ufer sind mit hohem, dichtem Grase und gruppenweise angeordneten hohen Bäumen besetzt. Innerhalb des Schilfgürtels findet sich reichlich köstlich klares und frisches Wasser in breitem Rinnsal. Während der größere Teil der Leute Wasser holt, bleibe ich mit einigen in dem Grase, das völlig dem in Makuyuni als „mabaya“, als schädlich für das Vieh bezeichneten gleicht, zurück. Ich sowohl, wie die Leute sahen in diesem Grase, das noch ganz tauschwer ist, sowohl Tsetse- als Schöllerfliegen, die herumfliegen und uns zu stechen versuchen. Die Fliegen lassen sich zwischendurch auf den Oberseiten der ziemlich breiten Blätter nieder und spähen von hier aus auf Raub aus. Die Esel sind in unmittelbarer Nähe. Es gelingt, eine Tsetsefliege zu fangen. Von dem Gras lege ich eine Probe ein.

Da die schilf- und grasreiche Niederung weiterhin in einen Sumpf übergeht, mein bisheriger Führer aber nur diesen eine lange Zeit durch Modder und Wasser führenden Weg kennt, lohne ich ihn ab und nehme einen anderen, der einen Weg auf dem bisher betretenen, dem linken Ufer kennt. Dieser Weg geht zunächst wieder etwas den Hang hinan und durch scheußliches Dornpori, dann

ſteigt er zu dem hier in tiefem, aber breitem Tal fließenden Bach hinab, kreuzt dort erſt den breiten Galeriewald, dann das meterbreite, fußtiefe klare Waſſer des Flüßchens, ſteigt darauf durch einen ſchmaleren Waldgürtel wieder zur Höhe und auf dieſer durch lichten Dornbuſch über teilweis felſiges Gelände die Hänge des Paregebirges hinan.

Reiche Felder von Mais, Zuckerrohr, Maniok, Süßkartoffeln und Kürbis umgeben das Dörfchen; aber trotzdem war nicht genügend Nahrung für meine Leute vorhanden. Dieſe wurde in ausreichender Menge erſt von einem höher bergaufwärts gelegenen größeren Paredorfe hergebracht. Nach dem, wie ich die Leute verſtanden habe, findet ſolch Heranſchaffen von Lebensmitteln aus den zahlreich an den Berglehnen gelegenen Paredörfern regelmäßig ſtatt, ſodaß bei Aufenthalt von etwa einem halben Tage auch für größere Karawanen als die meine wohl ſtets ausreichend Nahrung zu erhalten wäre.

Außer dem Landbau betreiben die Leute auch Viehzucht, jedoch nur ſolche mit Kleinvieh. Die Zahl der Tiere konnte ich nicht erfahren, weil die Herde weitab auf der Weide war und die Leute ſelber die Zahl nicht anzugeben vermochten. Dagegen hat mir der Jumbe bereitwilligſt ſofort die drei augenblicklich kranken Stücke der Herde zur Blutentnahme heranholen laſſen und mir in Gemeinſchaft mit einem aufgeweckten Maſſaijungen, der offenbar ſchon mit Europäern zuſammengeweſen war, folgende Auskunft gegeben: Die Wadſchagga nennen die Tſetſefliege „paange“, die hier anſäſſigen Maſſai „ndörôbo“. Dieſe Fliegen ſtächen und quälten das Vieh wohl, doch wüßte man nicht, ob ſie es krank machten. Die große Fliege vom Himolager wird „olkimbûi“ genannt (alſo mit dem bei den Maſſai für die Tſetſe gewöhnlichen Namen; ſie gleicht auch der größeren Tſetſefliege aus dem Süden). Die Schöllerfliegen bezeichnen die Wadſchagga als „sindaki“, die Maſſai als „ladjâñger. Der kleine Maſſai gibt dann noch an, die Stiche der paange erzeugten beim Vieh eine ſchwere, die der sindaki nur eine leichtere Krankheit (kann auch gemeint geweſen ſein: eine ſchneller und eine langſamer verlaufende!); es ſterbe gerade jetzt viel Kleinvieh. Sindaki habe ich ſelber im Dorf geſehen, ihre Anweſenheit wird auch von den Dörflern beſtätigt; in Betreff der paange ſind ſie unſicher in ihren Angaben: Auf der Höhe des Dorfes ſei ſie nicht vorhanden, vielleicht aber tiefer hinab auf der Talweide.

Desſelben Nachmittags marſchiere ich noch weiter nach dem etwa 2 Stunden weiter ſüdlich in der tief ins Gebirge hineinſchneidenden Schlucht eines kleinen Flüßchens gelegenen Limbeni. Der kleine Maſſai ſchließt ſich dem Führer an und macht unterwegs mancherlei wichtige Angaben: ſo daß das Waſſer des zweiten von den drei zu paſſierenden Bergbächen zum Genuß untauglich ſei, weil es unter Magenbeſchwerden krank mache; weiterhin fängt er mir eine große, gelb und blau gezeichnete Zecke (die mir leider vor dem Einlegen abends von dem herrſchenden Sturm weggeweht wird), die bei Rindern eine ſchwere Krankheit erzeuge u. dgl. mehr.

Das Gelände iſt zuerſt ſtark hügelig abfallend und ſteinig, von den erwähnten 3 Bächen durchfurcht und mit ſtellenweis ſehr dichtem Pori beſtanden; dann folgt eine weite, hin und wieder von Regenriſſen durchzogene, ſanft geneigte Grasfläche mit lichtem Baumbeſtand, die anhält, bis ſich das Gelände zu dem Tal des Flüßchens, an dem Limbeni liegt, herabſenkt. Dieſe Talſenke iſt breit und flach, ſtreckenweis mit dichtem Pori, in dem ſich viele Aloes und Euphorbien

finden, beſtanden, ſonſt mit ſchönem Gras bedeckt; in der Nähe des Dorfes ſind viele Felder, die ebenſo wie in Kiſangara mit Berieſelungsgräben verſehen ſind. Limbéni iſt ein großes, mit ſchweren Paliſaden umgebenes Wakuafidorf; nahebei, etwas weiter bergauf, liegt ein ebenfalls ziemlich großes Maſſaidorf gleichen Namens. Vieh ſoll aber nur im Wakuafidorf vorhanden ſein.

Das gerade einkommende Vieh, Rinder, Ziegen und Schafe ſieht ſehr gut aus, iſt rund und fett, kein krankes Stück darunter zu bemerken; die Leute geben auch an, alles ſei geſund. Bei Lampenlicht zeige ich dann die Fliegen und verſuche durch Querfragen aller Art, die erhaltenen Angaben zu kontrollieren. Die Tſetſe nennen ſie „paange“; ſie ſei in der Umgegend vorhanden, aber nur vereinzelt und ſoll das Vieh ſtechen, ohne es krank zu machen. Die große Tſetſe vom Himolager wird hier als „ndörðbö“ bezeichnet: ſie ſoll die Eſel ſtechen und manchmal bei dieſen eine tödliche Erkrankung erzeugen. Die Schöllerfliege wird sofúro genannt; ſie ſteche die Menſchen ſehr, ebenſo die ſehr ähnliche aber kleinere „sindáki“, die aber nicht ganz ſo arg ſteche (anauma!). Das Vieh ſoll durch beider Stiche nicht krank werden. Dieſe ganze Auskunft über sofuro und sindaki ſcheint mir ſehr mit Vorſicht aufzunehmen zu ſein; denn als ich nachher die Stubenfliegen, die ich in Muheza gefangen hatte, vorzeige, werden dieſe — es ſind zwei verſchiedene Arten — von dem einen als sofuro, von dem anderen als sindaki bezeichnet, und wanauma kann auch bloß heißen „ſie quälen“, es bedeutet nicht notwendig „ſie ſtechen“ oder „ſie machen Schmerzen“). Die sofuro ſoll im Pori ſehr reichlich ſein, im Dorf ſelbſt dagegen fehlen; ich habe hier auch keine geſehen. Von allen dieſen Fliegen wiſſen die Leute, daß ſie anderswo das Vieh krank machen.

Die Bremſen werden als „mbugwe“ bezeichnet.

Am Morgen des 16. brach ich mit Sonnenaufgang nach dem mindeſtens 8½ Marſchſtunden entfernten Mărágō Sámĕ (shāme geſprochen) auf. Leider war es mir nicht möglich, für dieſen langen, waſſerloſen Weg mehr als einen einzigen großen Flaſchenkürbis zur Mitnahme von Waſſer zu erhalten, ſodaß wir alle ſehr unter dem Waſſermangel zu leiden hatten und einige der ſchwächeren Träger zum Schluß zurückblieben; ich mußte ihnen erſt Waſſer und Hülfsmannſchaften entgegenſchicken, um ſie ins Lager zu bekommen. Wenn mir nicht von den Wakuafi dieſe Verhältniſſe als zu erwartend von vornherein geſchildert worden, ſo hätte ich auch das Maſſaidorf Limbeni beſichtigt. Unter den gegebenen Umſtänden hätte das aber einen vollen Tag Aufenthalt bedeutet.

Das Gelände hinter Limbeni iſt zuerſt ſtark wellig und ſteinig, mit dichtem Pori beſtanden, durch das ſich der Weg mühſam erſt weſtwärts, dann ſüdlich hindurchwindet. Die Änderung der Richtung findet ſtatt, ſobald man das Weſtende der Bergwand erreicht hat, die den ſüdlichen Abſchluß der tiefen Schlucht bildet, in der Limbeni liegt. Weiterhin wird das Gelände flacher, der Beſtand an Bäumen lichter, die Bewachſung mit Gras reichlicher. Wildſpuren werden häufig und in einem ſolchen parkähnlichen Gehölz kommt nach 3 Stunden Marſch eine große Herde Kuhantilopen (kongoni) in Sicht. Eines der Tiere bringe ich zur Strecke und entnehme Blutproben. Der Wildreichtum hält von hier ab bis dicht vor Marago Same hin an, es vergeht kaum eine halbe Stunde, ohne daß ein oder die andere Antilopenart in größeren oder kleineren Rudeln oder Federwild in Sicht iſt. Meine Leute wollen ſogar Büffel geſehen haben. Ob letzteres nur

Täuſchung oder Wahrheit war, hätte ich in Rückſicht auf den zweifelloſen Zuſammenhang zwiſchen Auftreten von Büffelherden und Ausbruch von Surrah unter dem Herdevieh gern feſtgeſtellt. Die Tiere ſtanden aber ſo weit ab, daß ich in Anbetracht des langen waſſerloſen Weges, der noch vor uns lag, dieſe Mehranſtrengung weder mir noch meinen Trägern zumuten durfte.

Hinter dem lichten Gehölz, in dem ich die Kamaantilope ſchoß, folgt eine ſandige Niederung — wohl das Bett eines Regenfluſſes — mit dichteſtem Dornpori. Dann öffnet ſich der Blick auf das Paregebirge, wir treten in eine wellige, mit hohem Gras und dichtſtehenden Dornbäumen beſetzte Fläche. Eine Stunde weiter ſenkt ſich dieſe zu einer großen, mit ſchilfigem Gras beſtandenen Niederung, die in der Regenzeit ſicherlich unter Waſſer ſteht, denn der Weg führt dicht an ihrem „Ufer“ entlang. Nach meinen Erfahrungen in Südweſtafrika müßte ſich hier ein ſtets Waſſer führender Brunnen mit Leichtigkeit aufmachen laſſen, was von großem Vorteil für jede Karawane wäre, die an der Weſtſeite des Paregebirges entlang marſchieren will. Denn dieſer Sumpf liegt ungefähr 4 Marſchſtunden von Limeni, 5 von Marago Same entfernt, alſo ungefähr in der Mitte.

Hinter dieſer Niederung beginnt bei ſanftem Anſteigen des Geländes wieder dichtes Dornpori, in das aber jetzt vereinzelt mächtige Baobabs eingeſprengt ſind; nach einer weiteren Marſchſtunde wird das Gelände wieder freier und zieht in breiten Wellen von dem Gebirge zur Maſſaiſteppe hinab. Allmählich wird der Baumwuchs wieder reichlicher, es ſtellt ſich die typiſche Gras-Baumſteppe ein, wie ſie in Süd- und Südweſtafrika das Landſchaftsbild beherrſcht.

Drei Marſchſtunden ab von der oben beſchriebenen Niederung zieht ſich nach links tief in die Berge hinein eine neue Schlucht; ihr Boden iſt ſchwarze Moorerde, die Bewachſung reichlich, hohes Gras, Schilf, Buſch und Baum, viel Wild auf der ebenen Fläche zu ſehen. An den Berglehnen ſteigen mehrfach Rauchſäulen auf; es müſſen alſo in der Tiefe der Schlucht dort Dörfer liegen. Nach rechts hin begleitet ein kleiner Berg den Weg und nördlich von dieſem eine flachwellige, leicht anſteigende Baumſteppe; ſüdlich des Berges öffnet ſich der Blick in ein tiefes weites Tal, in deſſen Grunde ein von Galeriewald begleiteter Fluß entlang zieht.

Der Weg dreht nun dicht an die hier ziemlich ſteil abfallenden mächtigen Randberge des Paregebirges heran und führt erſt durch lichteres, mit Grasflächen abwechſelndes Buſchpori, dann durch dichteſtes Dornpori zum Tal des erwähnten Fluſſes. Dieſer kommt aus einem tiefen Einſchnitt in das Paregebirge, der weiterhin in einen niedrigen Paß übergeht, auf deſſen Scheitel das ziemlich große Marago Same mit ſeinen Nebendörfern liegt. Die letzte halbe Stunde vor dem Dorf iſt die Weide kahl gefreſſen — es muß alſo reichlich Vieh vorhanden ſein —, viele Felder ſind angelegt und mit Mais, Zuckerrohr u. dgl. beſtellt und zahlreiche Bewäſſerungsrinnen durchziehen den guten Schwemmboden des weiten, flachen, ſanft geneigten Hanges.

Nachts haben meine vom Marſch ohnedies ſtark ermüdeten Leute unter den Stößen des ſchwer herabfallenden Bergwindes arg zu leiden.

17. März. Da die Leute hier ihr Vieh erſt gegen 9 Uhr herauslaſſen — während dies in den bisher ſeit Moſchi beſuchten Dörfern mit Sonnenaufgang geſchah — ſo muß ich mit der Beſichtigung bis dahin warten und zeige inzwiſchen die Fliegen. Die Tſetſe wird paange genannt, ſoll aber in dieſer Gegend nicht vorkommen. Sie ſoll nach den Angaben der Leute auch nur ſtechen, nicht aber

krank machen. Die Schöllerfliege wird als „shofúlo“ bezeichnet, ihr Verhalten und ihre Bedeutung wie die der Tſetſe geſchildert. Eier und Maden von beiden Fliegenarten ſind den Leuten unbekannt.

Mit sindśki werden, wie in Limeni, die Stubenfliegen bezeichnet. Die Bremſen heißen „mbugwe“, je nach Größe kubwa oder ndogo.

Das am Platz vorhandene Vieh erſcheint durchaus geſund und iſt ziemlich reichlich, etwa 10—12 Stück für jede Hütte, vorhanden Am Platz ſelbſt ſteht nur Kleinvieh, vorwiegend Ziegen; ein einziger abſeits und höher den Berg hinauf wohnender Mann ſoll auch einige Rinder beſitzen. Es gelingt mir nicht, den Grund zu erfragen, weshalb im Hauptdorf keine Rinder ſind.

Am Orte ſind zahlreiche Salzbereitungsſtellen. Der Boden hierfür wird aus einem an das Oſtende des Dorfes ſtoßenden Sumpf gegraben, das Salz aus ihm durch Auslaugen gewonnen. Da meine Leute ſich über den hohen Preis der Lebensmittel beklagen und ſelbſt den Aufbruch wünſchen, breche ich trotz vorgerückter Tageszeit und der ſchweren Anſtrengungen der vorhergegangenen Tage um 9^{40} auf. Der bis dahin dicht bezogene Himmel hatte ſich kurz vorher aufgeklärt, doch ſtanden noch große Haufenwolken, ſodaß ich auf bedecktes Wetter oder Regen am Nachmittag rechnete; es blieb aber klar und heiß. In Verbindung mit dem teilweis recht beſchwerlichen Weg über hartgetrockneten riſſigen Moorboden und durch dichtes Pori und mit dem Mangel an Waſſer hatte das ſchon auf der erſten Marſchhälfte zur Folge, daß wiederum einige ſchwache Träger zurückblieben, ſodaß ich eine lange Raſt machen mußte, um ſie nachkommen und ſich erholen zu laſſen.

Beim Weitermarſch werden wieder andere Leute ſchwach, ſo daß ich Hülfsträger und Waſſer entgegenſchicken muß und auch wir anderen kamen (nach 7 Wegſtunden im ganzen) recht erſchöpft in Kiſuani an.

Den 18. März mußte ich mir und meinen Leuten als Raſttag in Kiſuani gönnen. Ich benutzte ihn zum Ordnen der Sammlungen.

Am 19. vormittags unterſuchte ich eine Anzahl der Blutpräparate, da ich über Krankheiten unter dem Vieh Kiſuanis nichts Neues hatte in Erfahrung bringen können. Der Verſuch, durch meine Leute Tſetſe- und Schöllerfliegen fangen zu laſſen, verlief erfolglos.

Die Unterſuchung der Präparate ergab ſehr wichtigen Befund, über den ich im wiſſenſchaftlichen Teil berichten werde.

Während der Unterſuchung bekam ich einen mäßigen Fieberanfall, durch den ich mich aber nicht abhalten ließ, noch eine Zeitlang weiter zu mikroſkopieren.

Des Nachmittags 3^{40} ſetzte ich den Rückmarſch nach Kwa Feraji fort. Auf dem Wege waren diesmal trotz geſtrigen Regens und ausgeſprochener Gewitterſtimmung keine Fliegen zu ſehen. In Kiſuani waren die Stubenfliegen ſehr läſtig geweſen, ich hatte daher beſtimmt auf das Vorhandenſein von Tſetſefliegen auf dem Wege gerechnet.

In Kwa Feraji war keine Beſprechung möglich — ebenſo nicht in den weiterfolgenden Plätzen bis Kihuiro —, weil der Jumbe (und die Akiden) zu einer Beſprechung nach Kihuiro gegangen waren. Doch ſah ich, da ich unmittelbar vor dem Dorfeingange lagerte, das heimkehrende Vieh. Alles ſah geſund aus, auch ein inzwiſchen von den Dorfbewohnern angekauftes Rind. Kurz hinter dem Vieh des Dorfes kommen zwei Maſſais mit einem Rinde von Kiſuani her,

die wir schon mehrfach unterwegs getroffen hatten. 5^{50}, wenige Minuten nachdem dies Rind, das wie das andere Vieh dicht bei meinen Leuten vorbei mußte, ins Dorf hinein war, bringt mir mein Fliegenfänger, der bereits seit etwa einer Stunde an seinem Platze gesessen hatte, eine Tsetsefliege, die ihn eben gestochen hatte. Sie muß also mit dem Kleinvieh des Dorfes oder dem einzelnen Rind mitgekommen sein.

Nachts schweres Gewitter und Regen.

Am 20. März Weitermarsch nach Gonja mit $3^1/_2$ Stunden Marsch. Auch hier sehen wir keine Tsetse- oder Schöllerfliegen auf dem Wege. Im Dorf ist kein Mensch und kein Stück Vieh zu finden; die Leute sind alle in der Schamba, das Vieh auf der Weide. Da der Jumbe in Kihuiro ist, erscheint auch jeder Versuch, das Vieh antreiben zu lassen, aussichtslos. Meine Leute bringen verschiedene Bremsen, die sie beim Rasthause gefangen haben.

Nachmittags 2 Uhr bei drohendem Regen Weitermarsch nach Ndungu. Unterwegs bricht der Regen los; erst stark, dann geht er allmählich in Sprühregen mit zeitweiligen Pausen über. Der Wa ndungu ist stark angeschwollen, so daß das Übersetzen der Esel längere Zeit aufhält, während deren ich im Regen, ohne mich umziehen zu können, sitzen muß. Gegen 6 Uhr bekomme ich dann einen derben Schüttelfrost und nachfolgendes Fieber, das wohl die Nacht über angehalten haben dürfte. Es wimmelt hier von Moskitos, die mich und meine Leute kaum zum Schlafen kommen lassen.

Am 21. früh, nachdem in der Nacht wieder Regen gefallen war, setzten wir bei erst sonnigem, dann bedecktem, sehr schwülem Wetter den Marsch nach Kihuiro fort. Wir mußten sehr langsam marschieren, da ich von dem Fieberanfall sehr geschwächt war. Bei meiner Ankunft begrüßten mich die versammelten Jumben und Akiden, doch war ich außer Stande, längere Verhandlungen mit ihnen zu führen. Daher konnte ich nur erfahren, daß die beiden Esel des Jumben (siehe Anmarsch Kihuiro) noch gesund seien und mußte mich, nachdem ich noch Wasserträger für den Nachmittag zum Marsche nach Mazinde bestellt hatte, zu Bett legen. Zu der angesetzten Abmarschzeit 2 Uhr nachmittags war ich aber wieder imstande aufzustehen und den Marsch anzutreten. Wir marschierten nun mit einigen kleinen Rasten nach Mkumbara, wo wir 11^{30}, nach ca. $7^1/_4$ Marschstunden, ankamen und Lager schlugen. Wie mir meine Leute nachträglich sagten, soll ich diesen Marsch in außerordentlich schnellem Tempo zurückgelegt haben, womit ja die Marschzeit stimmt.

Dagegen fiel mir am Morgen des 22. der Weitermarsch nach Mazinde sehr schwer und ich kam völlig erschöpft dort an, bekam auch sofort einen neuen Anfall, der fast den ganzen Tag über anhielt. Unter dem Einfluß der Krankheit beschloß ich, am nächsten Tage über Mombo nach Wilhelmstal zu marschieren und führte diesen Entschluß auch aus. In Wilhelmstal blieb ich bis zum 30. März. Hier trat eine Besserung meines Zustandes ein, sodaß ich an einigen Tagen wieder mikroskopieren und die Bücher in Ordnung bringen konnte; jedoch bekam ich schon beim Abstiege nach Mombo einen neuen Anfall, der die Nacht über anhielt und am nächsten Tage in Makuyuni wiederkehrte. Ich habe wohl auch in Maurwi und Korogwe fortgesetzt und dauernd Fieber gehabt, wenn es mir auch in meinen Delierien nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Am 3. April mußte ich noch, weil die Strecke Mnyuzi-Korogwe durch den schweren Regen der voraus-

gehenden Nacht beſchädigt war, in der Mittagshitze nach Mnyuzi marſchieren, kam hier mit beginnendem Sonnenſtich an, fuhr mit der Bahn nach Tanga und wurde vom Bezirksamtmann und Richter in Tanga bald nach meiner Ankunft ins Lazarett überwieſen. Der dirigierende Arzt ſandte mich am 5. April mit dem Dampfer „Gouverneur“ nach Dar-es-Salâm. —

Meine Träger wurden in Tanga durch die Bezirksamtmannſchaft abgelohnt, meine Laſten nach Dar-es-Salâm überführt und hier mit den Sammlungen, ſoweit ſie Gouvernementseigentum waren, von mir an die zuſtändigen Stellen abgeliefert.

Von den letzten Marſchtagen kann ich von Beobachtungen nach meinen ſofort an Ort und Stelle gemachten Notizen nur noch nachtragen, daß mir am Morgen des 22. März mein Fliegenfänger eine Tſetſefliege brachte, die er abends zuvor bei der letzten Raſt im Pori — lichter Wald — von 10 Uhr bis 10³⁰ — kurz vor einem größeren Bergbach und etwa eine Stunde vor Mkumbara, an ſich gefangen hatte. Gegen Sonnenuntergang war hier ein ſchweres Gewitter niedergegangen, ſodaß noch große Pfützen im Wege ſtanden, als wir an die Stelle kamen; nachher hatte es aufgeklart und es war heller Mondſchein.

Ferner habe ich in Erinnerung, daß in Korogwe gar keine Moskiten waren und von Schöllerfliegen nur eine einzige mir zu Geſicht kam, die mich in dem Schuppen auf dem Lagerplatz in den Nachmittagsſtunden ſtach.

Dar-es-Salâm, April 1902.

Die oſtafrikaniſche Bahnfrage.

Von Dr. iur. Hermann Heſſe.

IV.

Gegenüber der Südbahn bietet die Stichbahn nach Kiloſſa den Vorteil, daß ſie ziemlich bevölkerte Gegenden durchzieht, in denen außerdem, wie dies an einzelnen Punkten ſchon geſchehen iſt, eine Anſiedlung von betriebſamen Waniamweſi und Waſukuma, welche dieſelben als Träger kennen gelernt haben, ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden könnte. Die verhältnismäßige Dichte der Bevölkerung, — es wohnen in den Bezirken Daresſalaam 120000, Bagamoyo 65000, Kiſakki 35000, Kiloſſa 44000 und Mpapua 175000 Menſchen — läßt einen gewiſſen Rückſchluß auf den Kulturwert des Landes zu. Auf die Vorarbeiten zum Bahnbau iſt bereits viel Mühe und Geld verwendet. Die Bahntrace beginnt hart am Hafen von Daresſalaam in der Nähe des Zollhauſes und iſt ſo mit der zollfreien Niederlage verbunden. Bei der in geringer Entfernung vom Ufer beginnenden Hafentiefe läßt ſich ein Kai herſtellen, an dem die Ozeandampfer ohne Gefahr anlegen können. Die Linie bis Kola iſt durch den Hauptmann Schlobach bereits ſpeziell feſtgelegt. Sie begleitet von Daresſalaam bis Mbaruksruh (km 10,11) die barra-barra, und biegt dann nach links. Das rechts liegende Kiſſerawegebirge wird vermieden. Jedoch erklimmt die Bahn ſpäter die ſüdweſtliche Verlängerung desſelben bis auf die Höhe von Kwamagombeka, überſchreitet von hier aus das Mpigithal unmittelbar neben dem Übergangspunkte der großen Straße und erſteigt von hier aus die Höhe von Kola. Die Bahn führt meiſt durch bewaldetes Gelände, welches ſehr reiche Holzbeſtände aufweiſt und vor allem harte Nutzhölzer enthält, deren zahlreiches Vorkommen wenig bekannt ſein dürfte. Außerdem wurde beim Aushauen der Linie durch den Buſch ſehr viel Kopal und Kautſchuk gefunden. Die faulen Waſaramu bringen nur ſoviel davon zur Küſte, daß ſie ſich Eſſen und bunte Kleidung erſtehen, ſowie ihre Steuern bezahlen können. Die Waſſerverhältniſſe ſind überall äußerſt günſtig. Bei km 75 erreicht die Bahn die Maſiſifähre. Dann durchquert ſie das Gelände am linken Geringeriufer bis in die Höhe von Kißwerenda, folgt dem Lauf des Geringeri auf ſeinem nördlichen Thalhange bis ſüdlich Kwa Maſudi, wo ſie ihn überſchreitet und nach Weſten in das vielfach gewundene Thal des Kwaſi (ſpäter Lukonde) einbiegt. In dieſem Thal aufwärts ſteigend, gewinnt ſie ſüdlich der Magalahügel die ſich in der Richtung auf den Lugallaberg hinziehende Niederung. Letztere geſtaltet ſich nördlich Mrogoro zu einer gänzlich flachen Hochebene aus, die, ungemein frucht-

Sema-Hadji-Hospital. Dar-es-Salaam. Haupt-Magazin. Zollhaus.

bar und waſſerreich, für Anſiedlungszwecke vorzüglich geeignet iſt. Hier, etwa 250 m über dem Meeresſpiegel und ungefähr 1 km nördlich von Mrogoro, bei km 258 iſt der Endbahnhof in Ausſicht genommen; Kiloſſa liegt 33 km weiter landeinwärts bei km 291. Haupthinderniſſe ſind die Ausläufer der Kiſſeraweberge mit der tief einſchneidenden Niederung des Mpigi, der Kingani und die nördlichen Ausläufer des Ulugurugebirges. Sie werden dem Bau der Bahn nennenswerte techniſche Schwierigkeiten nicht bereiten und ohne zu großen Koſtenaufwand zu überwinden ſein. Der größere Teil der gewählten Bahnlinie bietet dem Bahnbau ein ſehr günſtiges Gelände, ſodaß die Erdarbeiten hier auf ein verhältnismäßig geringes Maß beſchränkt werden können. Im allgemeinen ſind die Boden- und Waſſerverhältniſſe ſehr günſtig, und es beſteht die Möglichkeit, Material für die Beſchüttung der Bahn an den verſchiedenen Stellen aus den Abträgen zu gewinnen. Auch vermeidet die Linie die infolge der Regenzeit ſich bildenden Überſchwemmungsgebiete.

Die Unguuberge, welche die Bahnlinie berührt, zwiſchen 1200 und 1600 m Höhe wechſelnd, bilden eine ſchöne und reiche tropiſche Gebirgslandſchaft mit gutem Boden, dichtem Waldbeſtand und genügender, zum Teil reichlicher Bewäſſerung. Sie können, zumal in ihrem ſüdlichen Teil um Mhonda herum, als ein Plantagenland wie Uſambara bezeichnet werden, deſſen Bebauung aber nur in Frage kommen kann, wenn für eine Bahnverbindung mit der Küſte geſorgt iſt.

Die Straße nach Kiloſſa iſt auf der ganzen 300 km langen Strecke für Wagen fahrbar. Das grüne und ſehr fruchtbare Thal des Mukondokwa, der mit dem Mkata zuſammen den Wami bildet, iſt das Herz und der Mittelpunkt von Uſſagara, die Kornkammer für die tauſende auf der großen Karawanenſtraße verkehrenden Träger. Im Garten der Station Kiloſſa bei 500 m Höhe tragen arabiſche Kaffeebäume ſehr reichlich; die europäiſchen Gemüſe gedeihen ſehr gut; ſelbſt Kokospalmen ſind hier noch zu finden. In Kondoa unweit Kiloſſa ſitzen zahlreiche Araber und Inder, die durch die Verpflegung der Karawanen gute Geſchäfte machen. In der Nähe befinden ſich ſtarke Kolonien von Waniamweſi und Waſſangu, die Ackerbau und Viehzucht treiben. Im Pori zwiſchen dem Mkata und Mkondokwa, in der Landſchaft Matwiga, iſt der Eiſenholzbaum gut und häufig; er iſt für alle Bauten unerſetzlich und wertvoll; mit leichter Mühe könnte er hier aufgeforſtet werden.

In Kiloſſa vereinigen ſich die Karawanenſtraßen von den großen Seen mit derjenigen von Uhehe und der von Irangi kommenden; es liegt zwiſchen den beiden fruchtbaren Zukunftsgebieten, dem Uluguru- und Unguugebirge. Zwiſchen Kiloſſa und den Imagebergen liegt ein für Vanille äußerſt günſtiges Pflanzungsgebiet; es vereinigt alle Eigenſchaften, von denen eine Erfolg verſprechende Anlage von Vanillepflanzungen abhängig iſt, in geradezu idealer Weiſe für dieſe rentabelſte aller Pflanzungsunternehmungen. Die Arbeiterfrage, ſowie ein anderer wichtiger Faktor, die Regenverhältniſſe, können hier in jeder Beziehung als die günſtigſten bezeichnet werden, einmal, weil von dem Sultanat Kingo ab bis zum Plantagengebiet die Gegend außerordentlich ſtark beölkert iſt, und dann, weil, wenn Regenmangel eintreten ſollte, dieſe Kalamität ohne weiteres durch Rieſelanlagen, wie ſie die Eingeborenen anwenden, überwunden werden kann.

Vegetation am Mhondafluß (Luvale).

Digitized by Google

Die Uluguruberge sind das nächste Ziel der Stichbahn nach Mrogoro bezw. Kilossa. Sie sind steiler als Usambara, und bieten nirgends eine ebene Fläche. Dafür sind sie wasserreicher und sehr bebaut. Sie sind ein Massengebirge von 340 qkm im Umfang. Die zahlreiche Bevölkerung ist außerordentlich fleißig und wird von großen einflußreichen Jumben zur Arbeit angehalten. Die riesigen Hänge, die mit zahllosen Korn- und Maisschamben bedeckt sind, erregen das Erstaunen des aus der dürren Steppe aufsteigenden Europäers. Der Kamm des Gebirges ist mit hochstämmigem Urwald bedeckt, der ein gegebenes Feld für Kaffeepflanzungen darbietet. Sobald der Bau der Bahn nach Mrogoro gesichert ist, wird Uluguru der gesuchteste Boden der ganzen Kolonie für Pflanzer werden. Der Waldbestand ist bedeutend; schöne wertvolle Stämme und gute Bauhölzer sind in Menge vorhanden. Der Boden ist durchweg roter Laterit, zum Teil von schwarzem Humus bedeckt, und infolge der reichlichen Bewässerung sehr fruchtbar. Es eignet sich zur Verbindung von europäischem Ackerbau und Weidewirtschaft mit der Anlage tropischer Kulturen je nach der gewählten Höhenlage. Auf den weitgestreckten grünen Viehweiden muß ein schöner Viehstand gedeihen, der leider zur Zeit spärlich vertreten ist. Der Boden eignet sich für Kaffee, Thee, Kakao, Kardamom und Zimmt. Auch für Handel und Industrie ist hier ein umfangreiches Arbeitsfeld. Bei früher ausgeführten Bodenuntersuchungen sind mächtige Lager von Kalk, Magneteisenerz und Graphit, teils rein, teils mit anderen Gemengteilen durchsetzt, gefunden, deren Ausbeutungsfähigkeit außer Zweifel steht vorläufig aber bei den hohen Transportkosten und dem Gewicht der Metalle unrentabel erscheint. Bedeutend günstiger liegen die Verhältnisse beim Glimmer, dessen Transport durch Träger schon jetzt lohnt. Im Jahre 1900 sind z. B. etwa 60 Zentner Glimmer von hier nach Europa verschifft. Die gefundenen Glimmerplatten eignen sich wegen ihrer Festigkeit und Isolationsfähigkeit für elektrische Zwecke ganz ungemein und stehen bei ihrer ebenflächigen Spaltbarkeit, sowie der Fähigkeit, hohen elektrischen Spannungen zu widerstehen, den in der Elektrotechnik zumeist gebrauchten Glimmersorten aus den Vereinigten Staaten, Kanada und Indien nicht nach. Der Bedarf an Glimmer ist höchst beträchtlich und in steter Zunahme begriffen. Die Firma Siemens & Halske allein verwendet jährlich 600 Zentner Glimmer, und die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in Berlin kaufte im Jahre 1897 für 400000 M. Da Glimmer nicht nur in der elektrischen Industrie, sondern auch in der Ofenfabrikation und in der Beleuchtungsbranche in recht belangreichen Mengen gebraucht wird, so erschließt sich bei der jetzigen günstigen Konjunktur und dem hohen Marktpreis des Uluguruglimmers — nach Farbe, Größe u. s. w. 3—15 M. für das kg — dem Unternehmer ein aussichtsreiches Feld. Einige Firmen sind auch bereits mit der Gewinnung von Glimmer im Ulugurugebirge beschäftigt.

Schließlich sei noch erwähnt, daß auch das vielgeschmähte Land Ugogo, welches etwa 100 km landeinwärts von Kilossa bei Mpapua beginnt, nicht so schlecht ist, als sein Ruf. Nach Dr Busse hat die Ugogosteppe bei Issala teilweise ausgezeichneten Boden und könnte bei anderen Wasserverhältnissen zu einem großen Getreidefeld werden. Der Einfluß der Abholzung auf die Wasserfrage macht sich in Ugogo besonders häufig bemerkbar. Die Zukunft Ugogos liegt im Getreidebau und in der Viehzucht. Für beide Zweige der Landwirtschaft sind schon jetzt größere Strecken geeignet, welche tatsächlich ausgenützt werden. Und

Panorama von Kitangi.

wenn es gelingen würde, durch Aufforstung die Wasserverhältnisse aufzubessern, so würde man damit noch weitere Gebiete für die Kultur gewinnen.

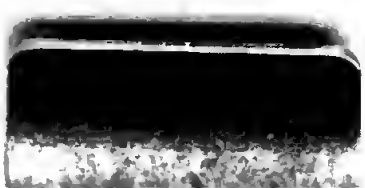
Aus den vorstehenden Erörterungen ergiebt sich zur Genüge, daß der Bau der Stichbahn nach Mrogoro bezw. Kilossa durchaus kein aussichtsloses Unternehmen ist. Freilich ist sie gleich der Tanga- und der Südbahn eine Erschließungsbahn im wahrsten Sinne des Wortes, deren Rentabilität erst nach jahrelongen Arbeiten eintreten wird. Die wirtschaftlichen Aussichten der Bahn sind dafür aber bedeutend günstiger als die der Ugandabahn, welche in den ersten 3—400 km einen menschen- und wasserarmen Gürtel unfruchtbaren Landes durchzieht. Eine Rentabilität der Mrogorobahn ist daher viel eher zu erwarten als bei der Ugandabahn. Immerhin fallen zunächst viel schwerer ins Gewicht die mittelbaren Vorteile, welche die Erschließung der von der Bahn durchzogenen Gebiete gewährt.

Es ist daher nur recht und billig, daß dem Privatkapital, welches zum Bau der Bahn bereit ist, gewisse Gerechtsame verliehen werden in maßvollem Umfange, falls nicht die Regierung vorzieht, den Bahnbau wegen der indirekten Vorteile finanzieller Natur, die zunächst in einer Steigerung der Aus- und Einfuhrzölle und der Steuereinnahmen und in einer Verbilligung der Transporte und der Reisen der Beamten bestehen, dann aber auch später in den Betriebsüberschüssen bestehen werden, selbst in die Hand zu nehmen.

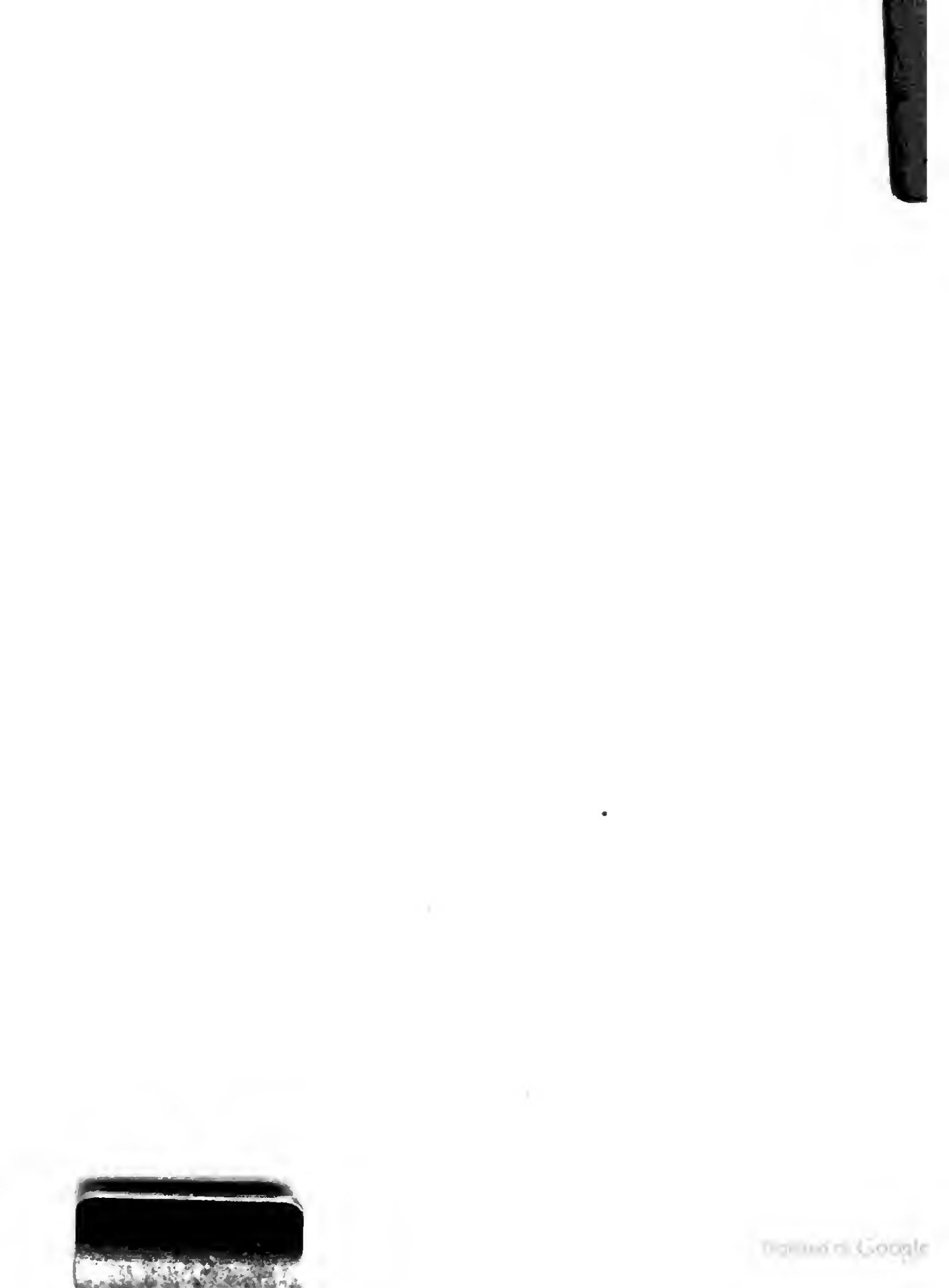
VII. Das Letztere ist entschieden wünschenswerter. Denn wenn die Regierung wie bisher lediglich Aufwendungen für das Schutzgebiet macht, welche nur die Unterhaltung der Beamten und der Schutztruppe sowie die Anlegung eines immerhin wertvollen Verwaltungsvermögens zum Gegenstande haben, wird sie stets aus dem Reichssäckel diese Aufwendungen auf lange Zeit fortsetzen müssen, bis einmal die Zölle und Steuern die Reichszuschüsse entbehrlich machen. Das hat aber noch eine gute Weile. Viel wichtiger ist es, daß die Regierung sich ein Finanzvermögen, ein werbendes Kapital durch den Bau von Eisenbahnen schafft, welches in absehbarer Zeit durch seine reichen, mit Sicherheit zu erwartenden Erträge den Reichszuschuß entbehrlich macht. Die Tangabahn ist der Anfang dieses Finanzvermögens, welches nach den neuesten Berichten von autoritativer Stelle nunmehr nach langer Wartezeit die begründete Hoffnung gewährt, daß dem Schutzgebietshaushalt dadurch dauernde stetig steigende Einkünfte zufließen, nicht nur unmittelbar, sondern auch durch die Erhöhung der Zölle infolge gesteigerter Produktion der Eingeborenen und durch Erhöhung der Kaufkraft der Bevölkerung, Ermöglichung europäischer Ansiedlung und Vermehrung des Handels sowie durch eine Steigerung des Wertes des Kronlandes, des wertvollsten Besitzes der Regierung. Möge der Reichstag sich der Einsicht nicht verschließen, daß die wirtschaftliche Erschließung unseres ostafrikanischen Schutzgebietes durch die Bahnen von Tanga nach Mombo, Daressalaam nach Mrogoro und Kilwa nach Wiedhafen nicht nur die finanzielle Selbständigkeit des Schutzgebietshaushalts herbeiführen, sondern auch für die heimische Industrie und Volkswirtschaft und für unsere Handelsbeziehungen zum Auslande von größter und weittragendster Bedeutung sein wird. Und wenn sich die Möglichkeit bietet, ohne Inanspruchnahme von Reichsmitteln nach dem Vorbilde der Engländer und Franzosen durch eine koloniale Anleihe, die aus den Steuern und anderen Einkünften des Schutzgebiets verzinst und amor-

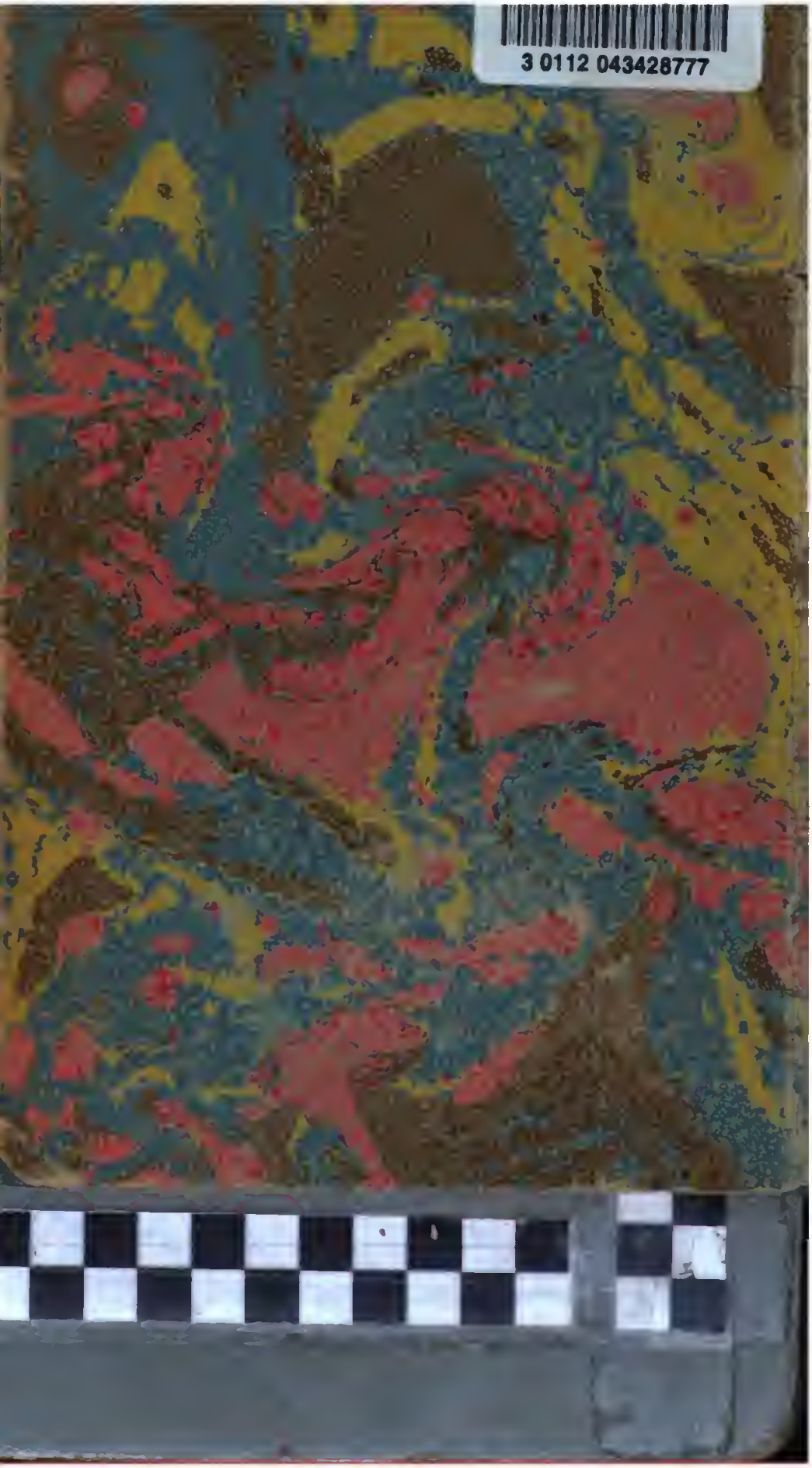
Khapua-Panorama von der D. O. A. G. aus gesehen.

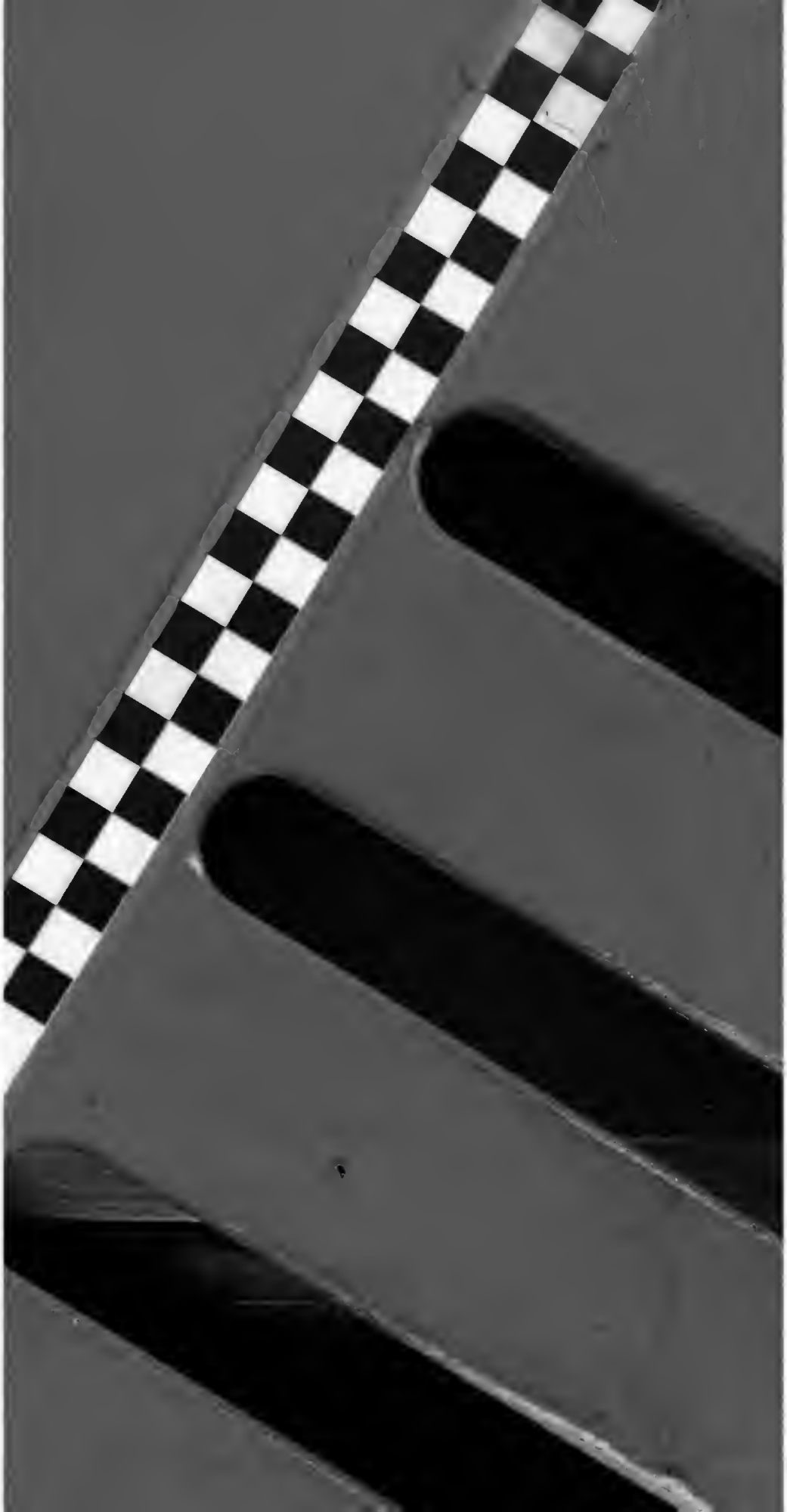
tiſiert werden kann, dieſe notwendigen Bahnbauten herzuſtellen, ſo ſollte man die Sache reiflich überlegen und nicht kurzer Hand die Beſtrebungen derjenigen Männer zu nichte machen, welche überzeugt ſind, daß die wirtſchaftliche Entwickelung unſerer Schutzgebiete eine nicht zu umgehende Notwendigkeit darſtellt, und welche dieſe Überzeugung ſeit Jahren zu verwirklichen bemüht ſind zum Wohle und Heile des Vaterlandes und des geſamten deutſchen Volkes.



Digitized by Google




3 0112 043428777



UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 043428777